
Princeton University Library
32101 076200961


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT

FÜR DEN

NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT

BEGRÜNDET MIT

FRANZ DÖRR UND KARL KÜHN

VON

WILHELM VIËTOR

HERAUSGEGEBEN

VON

WALTHER KÜCHLER UND THEODOR ZEIGER

XXVIII. BAND

(DER PHONETISCHEN STUDIEN XXXIV. BAND)

MARBURG IN HESSEN
N. G. ELWERT'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
1921.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

ALPHABETISCHES INHALTSVERZEICHNIS DES XXVIII. BANDES.

I. ABHANDLUNGEN.

Seite

II. VERMISCHTES.

III. ANZEIGER.

Mitarbeiter: A. F. = Arthur Franz in Gießen. — A. H. = Adalbert Hämel in Würzburg. — A. S. = Albert Streuber in Darmstadt. — B. F. = Bernhard Fehr in St. Gallen. — F. K. = Fritz Karpf in Bruck a. Mur. — F. K. = Friedrich Kreis in Heidelberg = G. W. = Gertrud Wacker in Charlottenburg. — H. G. = Heinrich Gelzer in Jena. — H. M. = Heinrich Mutschmann in Dorpat. — H. W. = Heinrich Wengler in Böhlitz-Ehrenberg. — K. B. = Karl Bergmann in Darmstadt. — K. H. = Karl Helm in Frankfurt a. M. — K. R. = Karl Richter in Dillingen. — K. V. = Karl Vossler in München. — L. G. = Ludwig Geyer in Dresden. — M. D. = Max Deutschbein in Marburg. — M. J. W. = Max Julius Wolff in Berlin. — O. W. = Otto Weidenmüller in Frankfurt a. M. — R. Sch. = Richard Schiedermair in Würzburg. — S. G. = S. Gräfenberg in Frankfurt a. M. — Th. Z. = Theodor Zeiger in Frankfurt a. M. — W. F. = Walther Fischer in Würzburg. — W. Fr. = Wilhelm Friedmann in Leipzig. — W. Kl. = W. Klatt in Steglitz. — W. K. = Walther Küchler in Würzburg.

1. *Allgemeines.*

Seite

4. *Französisch.*

LITERATUR- UND KUNSTGESCHICHTE.

SPRACHLICHE LEHR- UND HILFSBÜCHER, SCHULAUSGABEN.

5. *Romanische Sprachen* (*außer Französisch*).

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT

FÜR DEN

NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXVIII. APRIL-MAI 1920. HEFT 1/2.

„INSZENIERENDE“ ADVERBIALBESTIMMUNGEN IM NEUEREN FRANZÖSISCH.

Motto: «La *clé* de la prose du XIX[e] siècle, ... c'est l'*art*. Tous les éléments de la phrase ont été reformés ou étudiés en vue de l'usage artistique: de là ce caractère général de l'emploi des mots et des images, qu'on peut définir la prédominance des associations esthétiques sur les rapports logiques, la subordination de l'exactitude grammaticale à l'intensité pittoresque ou poétique» (Lanson, *L'art de la prose*).

«L'esprit du 'visuel' a surtout la fonction de 'voir': il voit des lignes, des profils, des couleurs, des formes. Toute image tend à se présenter aux yeux de l'esprit comme quelque chose de plastique ou de panoramique; le style, alors, devient un vaste décor, un panneau, une scène pittoresque, où tout parle aux yeux» (Nicéforo, *Le génie de l'argot*).

Wenn wir neuere französische Texte lesen, so machen sie uns in stilistischer Beziehung einen ganz anderen Eindruck als etwa solche des 18. oder 17. Jahrhunderts oder gar des Mittelalters. Wir können uns aber nicht immer recht Rechenschaft geben, woran dieser „andere Eindruck“ liegt, da die neueren Worte und syntaktischen Fügungen nicht zur Erklärung genügen. Es sind vielmehr stilistische Gewohnheiten im Spiel, deren wir uns deshalb nicht gleich bewußt werden, weil sie halbbewußt, latent sind im Sprachgefühl des Autors wie des Lesers. Elise Richter hat in ihrer *Studie über das neueste Französisch* in dem von ihr behandelten Zeitraum eine Art Andeutschung, ein Hinneigen zu synthetisch-periodisierender, kompositioneller Redeweise entdeckt, die man sonst als unromanisch, als „deutsch“ zu charakterisieren gewohnt war, und auf literarischem Gebiet

zeigt jetzt E. A. Curtius, *Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich*, wie das Bild Frankreichs nicht mit den bisherigen Schlagwörtern „Esprit“ und „Dekadenz“ zu erledigen sei. Wie wandelbar ist das, was wir Sprach- und Volksgeist nennen und als Gegebenheiten zu betrachten geneigt sind, als Basis aller Einzeläußerungen, während wir nur von Abstraktionen aus Jeweiligkeiten, Resultaten von Einzeläußerungen reden sollten! Voltaires Ausspruch «La clarté et l'élégance sont le génie de la langue française» gilt nicht mehr für die heutige Literatursprache, die germanisch-nebelhafter und schwerfälliger, dafür aber poetischer und empfindungsreicher geworden ist[1]. Mit dem neuen französischen Geistesleben, wenngleich vielleicht nicht in haargenauer Deckung der zeitlichen Übereinstimmung, ist auch ein neuer Stil entstanden, der mit den alten Worten ganz neue Wirkungen hervorbringt. Wir müssen aber durch immer mehr sich schärfende Analyse dazu gelangen, diese andersartigen Stilelemente aus dem Gesamtkomplex der Erscheinungen auszusondern und herauszupräparieren. Eine solche Stilbesonderheit des neueren Stiles behandle ich im folgenden: unter den „inszenierenden“ Adverbialbestimmungen verstehe ich solche Zeit-, Orts-, Artangaben, die *bloß der Stimmung halber* gesetzt werden oder vielmehr gerade an der Stelle, an der sie erscheinen, deshalb stehen, weil sie einen Stimmungseffekt (des Kontrastes, der Parallele usw.) erregen. Die Inszenierung besteht darin, daß eine Handlung nicht nackt und an und für sich, sondern inmitten aller mitschwingenden Stimmungstöne in der Natur oder im menschlichen Beobachter wiedergegeben, eingebettet wird in Milieu und „Aura“ (um mich okkultistisch auszudrücken). Selbstverständlich ruht eine solche Auffassung des Geschehens auf der philosophischen oder biologischen Anschauung vom Einwirken aller Nebenumstände, von Licht, Farbe, Temperatur usw., auf die Dinge und deren Werden und entspricht der naturalistischen Richtung im französischen Roman, der das sinnlich Wahrnehmbare (eingeschlossen das Imponderable, das sich nur

---

[1] Gohin in seiner — in doppeltem Sinne — akademischen Causerie *La langue française* (Paris 1913), die sich gegen die Entwicklung der Sprache mit veraltetem Grammatikerunmut aufbäumt, hat immerhin ein Kapitel der Frage «La langue française est-elle poétique?» widmen müssen, in dem er zu dem richtigen Schluß kommt: «Avoir du style, c'était à l'époque classique savoir choisir le mot propre et juste; maintenant c'est surtout écrire avec pittoresque.»

intuitiv erkennen läßt) genug des Problematischen zu bieten scheint; sie beruht auf dem Determinismus: die Abhängigkeit der Dinge und der Menschen von Zeit, Ort und Umständen[1] spiegelt sich sprachlich in den inszenierenden Bestimmungen, die im neueren Französisch rankenartig, ja schmarotzergleich den Hauptstamm der Rede überwuchern. Jede Inszenierung muß sich um Hintergrund und Kulissen kümmern: so lassen sich vielleicht *grundierende* (vgl. unten die Beispiele für Sich-Abheben von einem Hintergrund) und *drapierende* Bestimmungen (wo ein Ding oder Werden angeordnet, einrangiert wird nach einem Inszenierungsplan) unterscheiden, hinzu kämen noch die allegorisierenden, definierend-resümierenden oder den Vorgang in der Gesamtstimmung auflösenden. Ich scheide die ersten zwei Kategorien im folgenden nicht, sondern gebe eine Sammlung von Beispielen, nach Schriftstellern geordnet:

Barbusse, *Clarté* S. 42: «Et sous l'aile éphémère des feuillages, *dans le décor sans cesse emporté du ciel et de la terre,* nous répétons: 'Jamais', nous répétons: 'Toujours', et nous crions à l'éternité.» Das Wort *décor* erinnert daran, wie richtig mein im Titel gewähltes, der Bühne entlehntes Bild von der Inszenierung ist: für die Haltung der „Akteure", die sich mit den quälendsten und rätselvollsten Fragen des Erdendaseins („Immer", „Nie", „Ewigkeit") auseinandersetzen, bedarf es einer entsprechenden Dekoration, die den Wandel aller Dinge, die stete Veränderlichkeit alles Augenblickhaften ausdrückt: das zitternde Laub, der

[1] Zola schreibt von den Goncourts als Vertretern des modernen naturalistischen Romans S. 227: «Les romanciers obéissent simplement à cette fatalité qui ne leur permet pas d'abstraire un personnage des objets, qui l'environnent; ils le voient dans son milieu, dans l'air où il trempe, avec ses vêtements, le rire de son visage, le coup de soleil qui le frappe, le fond de verdure sur lequel il se détache, tout ce qui le circonstancie et lui sert de cadre. L'art nouveau est là: on n'étudie plus les hommes comme de simples curiosités intellectuelles, dégagées de la nature ambiante; on croit au contraire que les hommes n'existent pas seuls, qu'ils tiennent aux paysages, que les paysages dans lesquels ils marchent les complètent et les expliquent.» Diese Tainesche Milieutheorie spiegelt sich auch in dem Ausspruch des einen Goncourt (zitiert bei P. Martino, *Le roman réaliste sous le second empire*, S. 252): «J'ai remarqué une sorte de logique, une corrélation intime chez presque tous entre l'habitant et la coquille, l'homme et le milieu.»

Anblick von Himmel und Erde. Das spezifisch Neue an der Gestaltung von Situation und Ausdruck ist eben die Nebeneinanderrückung des menschlichen Handelns und der stimmungweckenden Details der Umwelt, die in unserem Fall einen schreienden Kontrast (der Mensch begehrt Ewigkeit — die Natur zeigt Veränderlichkeit) hervorbringt. Dieser Gegensatz färbt nun aber auf die ursprünglich rein lokalen Präpositionen *sous*, *dans* ab und gießt in sie konzessiven oder adversativen Sinn. Die grammatischen Adverbialbestimmungen sind keine bloßen Umstandsangaben, sondern bringen Stimmungsobertöne zum Klingen, bilden den Hintergrund, die Dekoration.

S. 107: «je me retrouvai dans un boyau, hors d'haleine — ayant entrevu en passant le champ sombre, claquant de balles et troué de puits, avec des taches muettes, étendues ou pliées, et des fouillis de croix et de piquets fantastiques et noirs comme de grands tisons éteints *sous le firmament où se battaient immensément le jour et la nuit.*» Die Schilderung des Schlachtfeldes und seines gräber- und kugeldurchpflügten Bodens bedarf zu ihrer Ergänzung auch des Himmels, der einer apokalyptischen Vision gleicht. Ein- für allemal möchte ich hier den Einwand abtun, als ob „der Gedanke des Schriftstellers nicht anders hätte ausgedrückt werden können“: die Anordnung der Himmelsbeschreibung als Dekorationsstück ist durchaus nicht von vornherein zu erwarten: andere Zeiten würden dem Himmel einen *tandis que*-Satz oder einen eigenen Hauptsatz gewidmet haben. Der den Satz beschließende Präpositionalausdruck *sous le firmament où* . . . übt auch eine ausgezeichnete rhythmische Wirkung, einer Coda oder einem Abgesang gleich, während er uns, inhaltlich betrachtet, unter dem Bann des Kampfs zwischen Licht und Finsternis entläßt.

S. 183: «J'entends tout d'un coup à côté de moi, comme si j'étais dans une rangée de suppliciés, une agonie qui bégaie, et je crois voir celui qui se débattit comme un vautour frappé *sur la terre enflée de morts.*» Hier war vielleicht ein Ausdruck: [der Sterbende] *se débattit sur la terre* zu erwarten, immerhin versteht es der Schriftsteller, die Erde, nun sie einmal erwähnt wird, gleich der Situation entsprechend zu kennzeichnen. Es werden so alle in der Erzählung vorkommenden Dinge mit einer selbständigen Rolle bedacht, die Bühne wird gewissermaßen mit pittoresken Details ausgepolstert, wie bei einer guten Vorstellung

auch die Statisten — in dem Völkerringen ist die blutgetränkte Erde ein majestätischer Statist — differenziert sind.

Loti, *Ramuntcho,* S. 5: «sa naïve voix s'en allait dans la brume ou la pluie, parmi les branches mouillées des chênes, *sous le grand suaire* toujours plus sombre de l'isolement, de l'automne et du soir.» Die ersten Lokalbestimmungen (*dans la brume, parmi les branches*) sind nicht inszenierend, sondern rein örtlich: „die Stimme verliert sich in den Zweigen" — der Schriftsteller sublimiert aber nun das Dickicht der Zweige zu einem abstrakten und vagen, undurchdringlichen Etwas, einem Schleier, aus Alleinsein, Herbst und Abend gewebt: dieser unmaterielle Schleier bedeckt (*sous* . . .) gewissermaßen die Stimme.

S. 19: «autour de la maison isolée où, *sous le grand silence de minuit,* elle décidait seule de l'avenir de son fils.» Die Entscheidung über das Schicksal des Sohnes wird, um die Situation voll von Spuk und Grausen erscheinen zu lassen, auf Mitternacht verlegt: das *sous* drückt etwa eine unheilvoll lastende Angstbeklemmung aus, *le grand silence* erinnert wieder an die Erhabenheit der einsamen Natur.

S. 22 [die Mutter]: «récita pieusement le '*Pater*' pour eux, tandis qu'ils s'éloignaient *dans l'épaisse nuit, dans la pluie, dans le chaos des montagnes, vers la ténébreuse frontière.*» Ähnlich wie im vorletzten Beispiel ist die einfach referierende Ausdrucksweise „sie entfernten sich in der Nacht" mystisch überhöht, indem Nacht, Regen, Chaos der Berge wie eine sich um die Menschen legende Hülle erscheinen, bis der geistige Blick des Lesers, aus dem Taumel von Undurchdringlichem entlassen, in eine nebelhafte Ferne schweifen kann. Das Sichentfernen der Menschen zeichnet vor dem Leser eine sich ins Unendliche verlierende Linie.

S. 30: «Par le chemin jonché de feuilles rousses, ils descendaient tous deux vers leur paroisse, sous un chaud soleil qui donnait l'illusion de l'été.» Die undichterisch arbeitende Prosa würde einfach *par un chaud soleil* gesagt haben: *sous* täuscht wieder Druck, Last, Schwere vor.

S. 42: «la séguidille chantée, que les mendiantes d'Espagne gettent comme une petite ironie légère, *dans ce vent tiède, au-dessus des morts.*» Man könnte fassen: „streuen in den Wind über die Toten hin", richtiger ist aber wohl die Auffassung „inmitten des Windes, oberhalb der Toten". Milieu und Substrat

dieser zwischen Tod und Genuß hintanzenden Musik wird durch die Adverbialbestimmungen keck hingemalt.

Bourget, *Un homme d'affaires*, S. 85: «C'était un tableau d'intérieur ... dont chaque détail flattait toutes les passions de l'homme qui avait là devant lui, *dans ce décor de luxe insolent*, cette femme, cette fille, cet ami»: das *là* bereitet besonders auf die „Dekoration“ vor — und auf die Menschen, die sich „harmonisch“ in dieses arrogante Milieu einfügen.

Huysmans, *Croquis parisiens*: [die *Folies-Bergère* sind] «un champ inégal et remuant où, *sur la lueur* monotone des crânes et le glacé des cheveux pommadés d'hommes, les chapeaux de femmes rayonnent avec leurs plumes et leurs fleurs partant de tous les côtés, en gerbes». Ein *sur la lueur ... se détachent* gibt wohl die Erklärung des *sur la lueur ... les chapeaux ... rayonnent*: von dem Haare- und Glatzenglanz der Männer heben sich die Frauenhüte ab. Der Schriftsteller sieht überall Mischung und Kontraste von Farben, Bewegung von Farbenstreifen gegen- und auseinander, Licht und Schatten: S. 17: «la femme, lancée à toute volée, file *sous la lumière des lustres*» — man sieht also einen Irrwisch unter den Kronleuchtern tanzen; S. 19: «C'est, à un moment, *sous les jets de lumière électrique* qui inondent la scène, un tourbillon de tulle blanc, éclaboussé de feux bleus, avec du noir de chair sautant au centre» — über den Farbenwirbel ergießt sich noch ein Meer von Lichtglanz.

S. 32: «Dans ce débarcadère de banlieue, une foule énorme bouillonnait et, *sous les sifflets* stridents des flûtes, *sous le roulement* continu de la grosse caisse, des riz-pain-sel, des commis d'administrations, des infirmiers, des secrétaires d'état-major et de recrutement, toute une armée d'épaulettes à franges blanches s'agitait.» Die Unruhe des Vergnügungslokales wird gleichsam in mehrere Komponenten zerlegt: „unten“ die wirbelnden Epauletten, das Sichtbare, „darüber“ der Lärm der Instrumente und Menschen, das Hörbare.

Hervieu, *Flirt*, S. 4; «des maquignons ... faisaient sympathiquement face, *sous le soleil*, à l'espace réservé pour tout ce qui trotte, stappe, piaffe, rue, se cabre et galope.» Das eingeschaltete *sous le soleil* wirkt wie ein nervöses Sichselbsterinnern daran, wo eigentlich der Schauplatz der Handlung gelegen ist: ich betone mit Absicht die *nervös*-abgehackte Einschiebweise neuerer Zeit.

Daudet, *Le Nabab*, S. 2: «puis, après un peu d'hésitation,

bien tendrement, tout bas, *entre les lourdes tapisseries*, elle chuchota rien que pour le docteur.» Der *entre*-Ausdruck erhält im Zusammenhang eine besondere Beziehung: „zwischen den Vorhängen murmelte sie", d. h. ihr Murmeln wurde von den Vorhängen noch gedämpft. Die Erwähnung der schweren Vorhänge verstärkt den Eindruck des lautlosen Sprechens, der in dem Satz schon mehrfach (*tout bas, chuchota, rien que pour le docteur, bien tendrement*) ausgedrückt ist.

S. 45: «l'appartement de la place Vendôme se désemplissait *sous le jour douteux* de quatre heures»: *sous le jour douteux de quatre heures* ist nicht nur poetischer als *à 4 heures,* es läßt eine Beziehung zwischen der Leere des Zimmers und dem Dämmerlicht der frühen Morgenstunde entstehen.

Zola, *Lourdes*, S. 4: «c'était, *entre les boiseries* nues et jaunes des parois, *sous le lambrissage* peint en blanc du plafond, une véritable salle d'hôpital, dans un désordre, dans un pêle-mêle d'ambulance improvisée.» Die Besonderheiten des Spitals könnten in folgender Form aufgezählt werden: *c'était une v. salle d'h., avec les boiseries . . . avec le lambrissage.* Die von Zola bevorzugte synthetische Darstellung stellt uns das Spital eingezäumt, überdacht, umgeben von dem ihm gleichsam inhärenten Getäfel vor.

S. 19: «Et elle demeura sans un souffle, ainsi qu'une morte, avec son souffle d'agonie, *au milieu* de sa royale chevelure blonde»: Der Todesanblick steht im vollen Gegensatz zum lebensvollen Haar. Daß jemand „inmitten" seines Haars gezeigt wird, bedeutet wieder eine Absonderung eines inhärenten Teiles einer Persönlichkeit von dieser: das Haar erscheint als Medium, als Aura der Persönlichkeit.

S. 19: «Les compartiments surchauffés se changeaient en fournaise, ces cases roulantes où l'on mangeait, où l'on buvait, où les malades satisfaisaient tous leurs besoins, *dans l'air vicié, parmi l'étourdissement* des plaintes, des prières et des cantiques.» Das „Milieu", in dem die Mahlzeiten der im Eisenbahnwagen eingepferchten Lourdespilger eingenommen und alle körperlichen Bedürfnisse befriedigt werden, besteht aus verdorbener Luft und Durcheinander (von Klagen, Gebeten, Gesängen). Durch das abstrakte *étourdissement*, dem die drei Sonderäußerungen unterstellt sind, endet der Satz mit einem etwas weiteren Ausblick: der Atmosphäre der eingesperrten Dumpfheit folgt immerhin das Durcheinander von Stimmen als geistigeres Element.

S. 21: «C'étaient les hôpitaux roulants des maladies désespérées, la ruée de la souffrance humaine vers l'espoir de la guérison, un furieux besoin de soulagement, au travers des crises accrues, *sous la menace* de la mort hâtée, affreuse, *dans une bousculade* de cohue.» Die Personifikationen Zolas führen hier eine Art Totentanz auf: in der ganzen Periode herrscht ein starker Willenszug, ein Streben, Hintendieren vor (*ruée*, *espoir*, *furieux besoin*), dem nun der Tod einen Riegel entgegensetzt: *sous la menace de la mort* — das Damoklesschwert über dem Haupte der menschlichen Hoffnung. Über *dans une bousculade* vgl. unten.

S. 30: «Ensuite, elle [la solitude] lui était devenue très douce, *dans le grand silence* des pièces que les rares bruits de la rue ne troublaient pas, *sous les ombrages discrets* de l'étroit jardin où il pouvait passer des journées entières sans voir une âme.» Halbkausale Beziehung zwischen „Einsamkeit“ und „Stillschweigen“ sowie „diskreten Schatten“: eine gradewegs die Kausalität betonende Wendung wie etwa *la solitude augmentée par le silence et les ombrages* wäre zu derb, zu handfest. Unsere Adverbialbestimmungen haben etwas Schwebendes, Irrationelles, das nicht wagt, das Rätsel der Verknüpftheiten zwischen den Dingen zu lösen, sie bedeuten den Verzicht auf logische Deutung der Zusammenhänge des Weltgeschehens. Der Naturalismus mündet in eine Art Pyrrhonismus ein.

S. 42: «les siens s'agenouilleraient au loin, *parmi les enchantements de la Grotte.*» Schon mehrfach haben wir die Mystisierung eines banalen Ausdrucks bemerkt: *dans la Grotte* wird zu *parmi les enchantements de la Grotte*: das vage *parmi*, der Plural des Abstraktums, die Wahl dieses Abstraktums, die hieratische Majuskelschreibung, all diese Kunstmittel rücken die Grotte ferner, in eine weihevolle Dunkelheit.

Von dem ihn beschäftigenden irdischen Schauspiel weg wirft der Romancier stets einen Blick nach dem Himmel, der den Stimmungston der Situation getreulich nacherzeugt: das Schwere, Unheildrohende.

S. 51: «Tout ce déballage d'un instant, cet hôpital roulant vidé là pour une demi-heure, prenait l'air parmi l'agitation ahurie des gens valides, d'une pauvreté et d'une tristesse affreuses, *sous la pleine lumière de midi.*» Der *sous*-Ausdruck gehört vielleicht zu *prenait l'air* = *apparaissait.* Kontrast von Lichtstimmung und Stimmung des Menschen.

S. 55: «Les pélerins aisés avaient pris d'assaut les tables, beaucoup de prêtres surtout se hâtaient, *au milieu du tapage* des fourchettes, des couteaux et de la vaisselle.» Lärm und Hast laufen parallel.

S. 61: «Aucun [mal] ne lui avait bouleversé l'âme autant que ce misérable squelette de femme qui se liquéfiait, *au milieu de* ses dentelles et de ses millions.» „Inmitten" gleitet zur Kontrastidee hin: Auflösung des Körpers steht neben weltlichem Tand und Mammon.

Es ist bezeichnend, daß man bei dem Naturalisten *par excellence* die meisten Beispiele findet: von jedem der angeführten Schriftsteller habe ich für meine Arbeit etwa 60 Seiten gelesen und bei Zola die größte Ausbeute gefunden. Doch auch die Dichtung, und zwar besonders die der Beschreibung des Äußeren zugewandte der Parnassiens, ist reich an Beispielen, und es ist mir sehr wahrscheinlich, daß die Dichtung die Prosa beeinflußt hat, nicht umgekehrt: denn die Detailbeobachtung der Natur ist wohl vor allem in der Poesie getrieben worden, wo kein Zwang der Handlung, der Rücksicht auf die Spannung des Lesers, sondern kontemplative Versenkung in die Natur möglich war[1].

Sully-Prudhomme, *Croquis Italiens* (in *Poésies* 1866—72), S. 87: «Elle [la Nuit] songe entre hier et demain, Le visage *dans l'ombre* incliné sur la main.» Die malerische Pose erfordert auch eine entsprechende Beleuchtung: den Schatten; S. 90: «Ce trait [der Liebespfeil] en eut l'aile brisée; Mais plus terrible, aux fleurs pareil, Il luit comme elles au soleil, La pointe en l'air *dans la rosée*»; S. 94: «Mais, libre, je sentais palpiter mes chansons: Tel, éclos pour jouir des meilleures saisons, *Dans un air épuré*, de son aile indocile L'oiseau bat la carcasse énorme d'un fossile» — das synthetisch vorgetragene homerische Gleichnis

[1] Gohin a. a. O. S. 74 hebt ausdrücklich hervor, zur Erklärung des Formenkultus der Romanschriftsteller sei außer dem Beispiel Châteaubriands folgender Umstand in Betracht zu ziehen: «beaucoup de nos écrivains se sont formés à l'école du Parnasse, et ont écrit des vers avant de composer des romans.» Bei Châteaubriand finde ich übrigens ein hierher gehöriges, immerhin noch rein lokal zu fassendes Beispiel (zitiert bei Albalat, *L'art d'écrire*, S. 258): «J'avais passé deux nuits à me promener sur le tillac, *au glapissement* des ondes dans les ténèbres, *au bourdonnement* du vent dans les cordages, et *sous les sauts* de la mer qui couvrait et découvrait le pont.»

vom Vogel muß auch das Ambiente, in dem der Vogel sich bewegt, heranziehen.

Coppée, *Poésie* I 13: «Et moi, je devinais des fleurs dans de grands vases, Des parfums, un profond et funèbre miroir, Des plis majestueux *dans les tentures* sombres, Une lampe d'argent, discrète, *sous les ombres*, Le vieux clavier s'offrant dans sa froide pâleur, Et, *dans cette atmosphère émue*, une douceur Épanouie au charme ineffable et physique Du silence, de la fraîcheur, de la musique» — die Gerüche, die Falten, die Dinge, die Schmerzen sind ein- und untergeordnet der „Atmosphäre“.

16: «Sous l'éclat blanc du jour, sous la *fraîcheur des cèdres, Sous la nuit où* poudroie un peuple de soleils, Longtemps j'ai promené mes souvenirs, pareils Aux tragiques douleurs des Saphos et des Phèdres; Mais l'azur clair, les bois profonds, les blondes nuits En moi n'ont point versé leurs influences calmes; *Sous les astres, sous les rayons et sous les palmes*, Sans espoir je promène encore mes ennuis» — immerhin herrscht noch etwas lokale Anschauung: der Spaziergang fand unter Zedern oder Palmen statt.

Hérédia, *Les trophées*, S. 2: «Mais l'Homme indifférent au rêve des aïeux Écoute sans frémir, *du fond* des nuits sereines, La mer qui se lamente en pleurant les Sirènes.» Der Mensch steht „*in* der Nacht“, „in den Hintergründen der Nacht“; S. 20: «C'est l'heure flamboyante où, par la ronce et l'herbe, Bondissant au milieu des molosses, superbe, *Dans les clameurs de mort*, le sang et les abris, Faisant voler les traits de la corde tendue, Les cheveux dénoués, haletante, éperdue, Invincible, Artémis épouvante les bois» (eine prachtvoll synthetische Darstellung, die vor der Schlußvision in nervöser Hast vorbereitende Details bereitstellt).

Leconte de Lisle, *Poèmes tragiques*, S. 1: «La royale Damas, sous les cieux clairs et calmes, Dans la plaine embaumée et qui sommeille encor, Parmi les caroubiers, les jasmins et les palmes, Monte comme un grand legs empli de gouttes d'or» — obwohl eigentlich notwendige Lokalbestimmungen, so verbreiten sie doch Farbe und sättigen gleichsam die Atmosphäre mit Erotik.

S. 44: «Qu'importe que *sous sa dentelle*, *Devant mon cynisme doré*, Les dévotes de Compostelle Se signent d'un air timoré» — die Pilgerinnen wandeln von Spitzen überdeckt, gleichzeitig — in einem jähen Übergang ins Abstrakte — vorbei am „ver-

goldeten Zynismus", der aber seinerseits — ein Zugeständnis an das Materielle — eine Farbe aufweist.

S. 62: «Et, comme dédaigneux du contraste et du groupe, Plus loin, et *sous la pourpre* ombreuse du rideau, Noble et pur, un grand lys se meurt dans une coupe.» Zwei Ortsangaben, die in Wirklichkeit keinen Ort, sondern nur eine ungreifbare Stimmung angeben: „die Ferne" — „unter einem purpurnen Schatten": ihre Unbestimmtheit rechtfertigt das gleichstellende *et*.

Die genugsam belegte stilistische Erscheinung erklärt sich vor allem aus der Einstellung der Beobachtung der Schriftsteller und Dichter, die das Malerische, die Kontrast- und Parallelwirkungen der Dinge untereinander, von Mensch und Ding, Vorgang und Umwelt usw. erfassen: die häufigen *sous un ciel, sous une ombre, dans un décor, dans une atmosphère* zeigen schon das Bestreben, alles Dargestellte in eine Harmonie des Lichtes, der Farben, der Stimmung zu bringen. Es ist daher schwer zu sagen, wo das *Sehen* des Schriftstellers aufhört und sein bloß stilistischer, *sprachlicher Ausdruck* anfängt: zweifellos hat An. France, *Le lys rouge*, S. 84, eine Statue nachbilden wollen: «Elle [eine Venetianerin] était là, *dans le soleil et la vermine*, pure comme une amphore, capiteuse comme une fleur» (über *là* vgl. den betreffenden Artikel meiner *Aufsätze zur romanischen Syntax und Stilistik*), und eine statuenhafte Pose ist auch beabsichtigt S. 41: «Elle resta quelque temps immobile, *sous les draps d'ombre* qui pendaient des voûtes.» Mit einem gewissen Raffinement inszeniert der neuere Roman Menschen und Dinge derart, daß sie, wie zufällig, doch sehr menschgewollte Kombinationen ergeben (ebenda S. 52): «Chacun voulut définir le vrai Napoléon. Le comte Martin, *en face du surtout impérial et des Victoires ailées,* parla avec convenance de Napoléon organisateur et administrateur[1].» Daß der Graf gerade vor Empiregegenständen Napoleon lobt, ist es eine geheime Übereinstimmung von Mensch und Ding, ein Sich-zueinander-Fügen des Gleichen im Leben oder eine Gefälligkeit des Geschickes oder — eine Symphonie der Dinge im Sensorium des komponierenden

[1] Vgl. ganz ähnlich Bourget, *Un homme d'affaires*, S. 58: «J'aurais voulu que tu fusses là, cachée dans un coin, pour l'entendre qui grondait. en se promenant de long en large dans sa chambre, *sous le portrait* du comte de Chambord et de Mme la duchesse d'Angoulême, la Reine, comme il l'appelle toujours.»

Schriftstellers? (ebenda S. 76): «De son bras gauche, élevé sur sa tête, elle souleva la portière, posa la main droite sur la clef de la porte; et là, *dans les grands pans* de saphir et de rubis de la laine orientale, la tête tournée vers l'ami qu'elle quittait, elle lui dit, un peu moqueuse et presque tragique . . .» Der Schriftsteller erhascht einen bühnenwirksamen Augenblick, einen „Abgang“: die Einrahmung durch eine schwere orientalische Portiere muß die abgehende Frauengestalt in ihrer spöttisch überlegenen, berechneten Tragik noch steigern — der Schriftsteller gestaltet hier im Grunde nur das Weib, das für seine Auftritte und Allüren den entsprechenden Rahmen sucht. Daß es meist Farbensymphonien sind, die die Romanciers herbeiführen, liegt an der größeren Differenziertheit des menschlichen Farbensinns, immerhin erscheinen auch gelegentlich Klänge (vgl. die schöne Arbeit von Grieß über Lotis Klangphantasie, vgl. *Literaturbl.* 1919): Baudelaire, *Poèmes en prose*, S. 87: «celle [la béatitude] que durent éprouver les mangeurs de lotus quand, débarquant dans une île enchantée, éclairée des lueurs d'une éternelle après-midi ils sentirent naître en eux, *aux sons* assoupissants des mélodieuses cascades, le désir de ne jamais revoir leurs pénates»; Huysmans a. a. O. S. 26: «des gens las d'avoir brassé des affaires troubles, traînant dans ce pourtour l'ennui de saletés qui peuvent tourner mal, inquiétés par leurs courtages louches de valeurs et de filles, égayés par des joies de forbans qui ont réussi leurs coups et se grisent avec des femmes peintes, *au son* d'une musique d'arsouilles.»

* * *

Die sprachliche Verwendung der Präpositionen, wie wir sie in unseren obigen Beispielen antreffen, ist bloß die Ausdehnung geläufiger Wendungen, die allerdings selbst schon poetisiert, ihrer Alltäglichkeit entkleidet werden mußten: *die Präpositionen* als die logischsten, bloß verstandesmäßig distinguierenden Worte *mußten Gefühlstöne bekommen.* Dies geschah durch:

Erstens *die lexikalische Variation der Präpositionen*:

Loti, *Ramuntcho*, S. 6: «un chaos de demi-pensées troublantes, de ressouvenirs ataviques et de fantômes venait furtivement de s'indiquer, *aux tréfonds de son âme* d'enfant sauvage»: statt „*in* der Seele“. Die Seele wird in Vorder- und Hintergründe geteilt. In dem Maße als die Ortsangabe unvorstellbarer wird, verschwimmt auch die Deutlichkeit der lokalen Präposition. Ähn-

lich S. 9: «Et l'enfant ... recommençait à éprouver, *au fond de son être* double l'inquiétude des inexplicables ressouvenirs.» Zola, *Lourdes*, S. 65: «Et Marie, pâlissante, sentait déjà, *au fond* de sa triste chair, les cahots du train»: „im Grunde seines Fleisches". Während man bei der abstrakten Seele sich verborgene Pläne denken kann, scheint das sinnliche Fleisch keiner Abstufung nach Gründen und Perspektiven fähig: *la chair* ist aber überhaupt bei den Naturalisten ein allegorisierter und spiritualisierter Begriff, gewissermaßen „der Geist des Fleisches", der, vom Geiste emanzipiert, ihm sogar als gleichberechtigte Macht entgegentritt. Das Vage, Unbestimmte dieses *au fond de* zeigt schon der Zusatz *ténébreux* in Victor Hugos Gedicht «Choix entre les deux nations»: «Ô pays des hommes aux yeux bleus. Clarté hautaine au fond ténébreux de l'Europe.» Ähnlich unkonturiert ist das bei den Symbolisten so beliebte *parmi*, vgl. auch Barbusse, *Clarté*, S. 17: «De temps en temps, elle me regarde et je la regarde, et son sourire fait *parmi le soleil* une grimasse aimante.»

Zweitens *die unsinnlichen Substantiva, die von den sinnlichen Präpositionen regiert werden:*

Der inkonsistente Dampf: Huysmans a. a. O. S. 47: «Un brouhaha continu s'élevait dans la vapeur des soupes à l'oignon et des choucroutes»; der Schatten: France a. a. O. S. 76: «les avenues qu'elle suivait dans une ombre semée de lumières l'enveloppaient de cette tiédeur des villes»; Nebel: Zola a. a. O. S. 26: «les années de ses études religieuses . . . s'en étaient allées dans une même brume, une demi-jour effacé, plein d'un mortel silence»; die Bezeichnung einer Handlung, die von keinem einzelnen Täter, sondern einer unfaßbaren Gesamtheit verschuldet wird: „das Gestoße"; S. 43: «Sans répondre, la sœur disparut, *parmi la bousculade*; Leconte de Lisle a. a. O. S. 10: «*A travers la huée et* les coups, par la ville, Sur un âne poussif . . . Le vieux guerrier . . . Impassible, s'en va» — man beachte die Gleichstellung des abstrakten *huée* mit *les coups*.

Hier reihe ich auch die Plurale an, die die unsinnlichen Substantiva oder Abstraktionen durch Ausdehnung der Dimensionen ins Unendliche verfließen lassen:

Loti a. a. O. S. 7: «tout cela, qui était l'insaisissable et l'incompréhensible, restait sans lieu, sans suite et sans formes, *dans des ténèbres.*»

S. 18: «Tout cela était l'Espagne, la montagneuse Espagne, éternellement dressée là en face et sans cesse préoccupant leur

esprit: pays qu'il faut atteindre par les nuits noires, par les nuits sans lune, *sous les pluies* d'hiver» — gewiß ist hier der Plural *les pluies* auch durch die vorhergehenden Plurale bedingt, aber zweifellos wirkt seine Endstellung malerisch, endlose Regengüsse vor uns entrollend.

Drittens die *emphatische Wiederholung einer und derselben Präpositon* oder *die Häufung von Präpositionen*:

Hervieu, *Flirt*, S. 29: «Et, *dans* les profondeurs d'un chapeau de coutil couvert de ruches et fermé, *dans* la clarté d'une ombre blanche qui se révérbérait comme un gros noeud de brides en mousseline, apparaissait la figure mignonne et blonde d'Agnés.» Durch die Abstrakta (*profondeurs*, gar im Plural, und *clarté* statt *dans un chapeau profond, dans une ombre, blanche et claire* o. dgl.) ist schon an sich eine unwirkliche Atmosphäre geschaffen (vgl. Punkt 2), die anaphorische Wiederholung des *dans* malt eine unausschöpfbare, unergründliche Tiefe.

S. 58: «Elle vanta les mérites de Mme Mésigny, en consultant avec adresse les dispositions de Des Frasses à cet égard, *dans* toute sa sympathie envers l'amour, *dans* sa couriosité de femme qui ne le pratiquait point, *dans* une de ces béatitudes de proxénétisme.» Hier bewirkt die Aufzählung der *dans*-Bestimmungen eher den Eindruck einer psychologisch sehr schwer deutbaren Gemütsverfassung, die nur durch Zergliederung und Zerlegung der Motive „entwickelt“ werden kann.

Huysmans, *Croquis parisiens*, S. 45: «et *dans* les huées des femmes bousculées, *dans* les injures des garçons de café dont les plateaux de bocks vacillaient au-dessus des têtes, *dans* les cris de cannibales, jetés par les troupes, elles atteignirent la porte de la brasserie.».

A. France, *Le lys rouge*, S. 16: «Au bord de la fosse, *dans* la brume, *dans* le vent, *dans* la boue, Schmoll lut sous son parapluie un discours.» In den beiden letzten Beispielen trägt die affektische Wiederholung der Präposition zur Vergegenwärtigung der Situation bei und diese Vergegenwärtigung muß zu einer Verurteilung des Dargestellten führen; es ergibt sich logisch betrachtet, ein adversatives Verhältnis: man kann deutend etwa vor jedem *dans* ein „man denke“ einschalten.

Zeichnet die Wiederholung derselben Präposition verschiedene, zur *selben* Wirkung beitragende Faktoren, so erweckt die Häufung untereinander verschiedener Präpositionen den Eindruck der *Vielfalt* und Kompliziertheit des Dargestellten oder

mindestens seines Zerfallens in Perioden und Teilvorgänge: die Zerstückelung des Satzes ist das Spiegelbild der das Weltgeschehen uneinheitlich fassenden und in seine vielfältige Bedingtheit auflösenden Weltanschauung.

Daudet a. a. O. S. 36: «Et alors, *dans* le bien-être du repas, *entre* les lignes de cette triomphante apologie, *par* un effet de contraste, il voyait se dérouler sa propre existance.»

Maupassant, *Boule de suif*, S. 67: «jusqu'à Dieppe, *pendant* les longues heures mornes du voyage, *à travers* les cahots du chemin, *par* la nuit tombante, puis *dans* l'obscurité profonde de la voiture, il continua, avec une obstination féroce, son sifflement vengeur et monotone»: unter den verschiedensten Umständen (die durch entsprechend verschiedene Präpositionen ausgedrückt werden) ertönt immer wieder das Pfeifen.

Loti a. a. O. S. 19/20: «le mystérieux Esprit séculaire, par qui les enfants sont conduits à agir comme avant eux leurs pères avaient agi *au flanc* des mêmes montagnes, *dans* les mêmes villages, *autour* des mêmes cloches.» Hier soll eine jahrhundertalte Gleichförmigkeit gemalt werden, die in allen Einzelheiten zum Ausdruck kommt: daher verschiedene Präpositionen entsprechend den verschiedenen Einzelgegenständen.

A. France a. a. O. S. 2: «elle alla soulever le coin d'un rideau et vit *par* la fenêtre, *à travers* les arbres noirs du quai, *sous* un jour blême, la Seine traîner ses moires jaunes» — man sieht bei dieser rhapsodischen Vortragsweise, wie der Künstler ruckweise, als ob er mit einzelnen Lehmpatzen herumhantieren müßte, sein Bild gestaltet.

Taine, *Étienne Mayran*, S. 103: «il se sentit chez lui, *sur* ce lit étroit, *dans* cette chambre commune, *sous* ces yeux curieux ou hostiles.»

Lotsch, *Über Zolas Sprachgebrauch*, S. 65, erwähnt unter dem Abschnitt „Wiederholung“ einen Fall, wo eben solch ein zerhackter Satz leitmotivisch zweimal gesetzt wird: *La débâcle*, S. 121 und S. 126: «Marche! marche! sans regarder en arrière, *sous* la pluie, *dans* la boue, *à* l'extermination.»

Hatten so die Präpositionen etwas von ihrer logisch abgrenzenden Kraft verloren und an poetischer Unbestimmtheit und mystischem Dunkel gewonnen, so war anderseits auch von *einzelnen Redewendungen* aus die inszenierende Ausdrucksweise vorbereitet: *apparaître* (ein Erscheinen bedeutet immer ein Hervortauchen eines Besonderen aus Gleichartigem), *se dresser*, *se*

profiler, se dessiner sur, se détacher de: für dies reliefartige Sichabheben der Farben und Formen hat der neuere Schriftsteller einen besonders geschärften Sinn: Zola a. a. O. S. 34: «des prêtres ravagés, tombés au doute, qui restaient à l'autel, comme des soldats sans patrie, ayant quand même le courage de faire luire la divine illusion, au-dessus des foules agenouillées» (die Illusion „leuchtet“ über der knienden Menge).

Maupassant a. a. O. S. 26: «la neige qui semblait se dérouler sous le reflet mobile des lumières.»

S. 37: «la voiture . . . se dressait solitaire au milieu de la cour, sans chevaux et sans conducteur.»

S. 47: «sur la neige qui fermait l'horizon, il profilait sa grande taille de guêpe en uniforme.»

Goncourt, *Armande*, S. 71: «Et la tête de cette vierge, quel peintre détacherait, comme ces vingt-quatre quinquets, sur ces masques et ces faces, sur toutes ces bouches torses et sur tous ses yeux louches, sur tous ces fronts ridés, sur tout ces nez vineux, sur ce monde de grimaces et ce peuple de cabotins.«

Bourget a. a. O. S. 18: «Vous n'êtes jamais allé à un Mardi des Français, ou à un Vendredi de l'Opéra, sans que, sur le fond rouge de la loge au-devant de laquelle s'étalaient les blanches épaules de Mme Nortier, vous n'ayez vu se dessiner le profil de portrait de San Giobbe.»

France S. 38: «une marchande de pommes de terre frites qui, nichée derrière un châssis vitré, le visage illuminé, *au milieu des grandes ombres*, par un feu de braise . . .»

Loti a. a. O. S. 54: «les vieux ors du fonds brillent mystérieusement au milieu de plus d'ombre.»

S. 45: «Le dîner maintenant appelle les Basques dans les maisons ou les auberges, et, sous l'éclat un peu morne du soleil de midi, le village semble bientôt désert.»

Daudet a. a. O. S. 11: «quelques flambeaux d'argent dont la flamme montait toute droite dans la lumière blafarde du grand jour.»

S. 23: [die Gegenstände] «s'éclairaient désastreusement sous la lumière droite qui tombait du toit de verre . . . tout s'accentuait dans le jour cru»; S. 26: «les Tuileries, sous un beau rayon d'hiver, dressaient des statues grelottantes, roses de froid, dans lé dénûment des quinconces»; S. 66: «un petit rire, montant dans cette atmosphère lumineuse», diesmal ein akustisches Sichabheben wie S. 66: «Mais dans le susurrement paisible du ces conversations

une voix ressortait éclatante et cuivrée, celle du Nabab, qui évoluait tranquillement à travers cette serre mondaine.»

Barbusse, *Clarté*. S. 163: «Il est pris d'une fureur qui, dans l'ombre, met son âme à nu comme sa gorge», auch S. 17 a. a. O.: »son sourire fait parmi le soleil une grimace aimante.»

Die Präpositionalausdrücke gestatten aber überhaupt dem Schriftsteller nicht nur eine perspektivische Darstellung, indem das Hauptgeschehen von nebensächlichen Details sich abzeichnet, das weniger Wichtige an die zweite Stelle tritt, sondern eine Ersparnis an Sätzen: in einem Satz wie Goncourt, *Armande*, S. 12: «et parmi les arbustes et les pots de grès rouge, encombrant les marches de chaque perron ruineux et moussu, et jusque derrière les planches remplaçant les carreaux carrés des vieilles maisons Henri III, il est de grands yeux avides qui suivent les deux petits talons» können sich die Verfasser die liebevolle Ausmalung der Tiefe und der Breite nur gestatten, weil sie durch die präpositionale Ausdrucksweise von vornherein in zweite Linie gerückt wird, dem Hörer nur einen flüchtigen Seitenblick gestattet, ihn im Gegenteil zur Haupthandlung hindrängt. Es ist ein alter Kunstgriff, durch Auffüllen des Rahmens der Handlung durch pittoreske Details den Eindruck der Fülle zu erregen.

* * *

Aus der Beobachtung der Farben und Formen in ihren Kontrasten und Harmonien erklärt sich dann auch jene Spielart der inszenierenden Adverbialbestimmungen, die *an ein Adjektiv oder Partizip eng angeschlossen* werden und die Geltung des Adjektivs oder Partizips einschränken, an das Walten der in der Adverbialbestimmung ausgesprochenen Bedingung knüpfen, also ein *momentan* eintretendes Bühnenbild festzuhalten suchen: gewissermaßen Momentaufnahmen sprachlich fixieren. Auch hier wird der Gedanke der Kausalität oder der durchkreuzten Kausalität, der Konzessivität, nahegelegt, jedoch nicht ohne weiteres behauptet. Zum Raffinement der naturalistischen Beschreibungstechnik gehört es, wenn eine bestimmte Stimmung oft ohne (verstandesmäßig betrachtet) zwingende Notwendigkeit gerade von diesem Umstand oder jener Beleuchtung abhängig gemacht wird. Aber auch zum Raffinement der psychischen Differenziertheit, die *eine* bestimmte Empfindung nur in ganz bestimmt umgrenzten Fällen realisieren kann. Alles

Beschriebene wird nur als eine momentane Erscheinung hingestellt, das sich unter anderem Licht, anderer Temperatur usw. sofort ändern kann. Alle Erscheinungen sind Augenblicksschein — es wird auf Gültigkeit der Beschreibung für alle Zeiten verzichtet. Man kann meist ein „scheinend, erscheinend“ sich ergänzend vor die Adverbialbestimmung denken und von konditionierter Darstellung sprechen.

Barbusse a. a. O. S. 112: «on revenait des tranchées, *blêmes dans le temps blême*» Übereinstimmung von Schützengraben und Menschen in der Farbe, vielleicht Mimikry der Menschen.

Loti S. 2: «Ramuntcho cheminait par le sentier de mousse, sans bruit, chaussé de semelles de cordes, souple et silencieux, dans sa marche de montagnard.» Hier fragt sich allerdings angesichts der Beistriche vor *dans*, ob *dans sa marche* zu *cheminait* („er ging in seinem Bergbewohnerschritt“) oder zu *souple et silencieux* („schweigsam in seinem B.“) zu beziehen ist: ich halte das letztere für richtig.

S. 4: «Çà et là, on les apercevait au loin, *indécises dans le crépuscule*, les maisonnettes basques.»

S. 4: «presque négligeables ces habitations humaines, dans l'ensemble immense et de plus en plus confus des choses; négligeables et s'annihilant même tout à fait, à cette heure, devant la majesté des solitudes et de l'éternelle nature forestière.»

S. 9: «la sérieuse Franchita, *pâle et droite dans ses vêtements* noirs.»

S. 19: «ses yeux noirs de quinze ans, *obstinés et graves sous le nimbe* doré des cheveux.»

S. 25: «une sorte de torpeur, *bienfaisante sous les souffles* du matin vierge.»

S. 40: «[le convoi] *si noir dans cette fête de lumière*, et si archaïque, avec l'enveloppement de ses capes, de ses béguins et de ses voiles.»

S. 56: «En cet instant, le village s'anime tout entier de l'esprit de temps anciens; dans son attente de plaisir, dans sa vie, dans son ardeur, il est très basque et très vieux, — *sous la grande ombre* de la Gizune, la montagne surplombante, qui y jette déjà un charme de crépuscule.» Daß trotz des Gedankenstriches «sous la grande ombre de la Gizune» zu «très basque et très vieux» gehört, indem der Bergschatten eben zu dem altbaskischen Aussehen des Dorfes beiträgt, zeigen die S. 60 denselben Gedanken in anderer Form ausdrückenden Sätze: «Sur la place, la zone

dorée et rougie du soleil diminue, s'en va, mangée par l'ombre; de plus en plus, le grand écran de la Gizune domine tout, semble enfermer davantage, dans ce petit recoin de monde à ses pieds, la vie très particulière et l'ardeur de ces montagnards, — qui sont les débris d'un peuple très mystérieusement unique, sans analogue parmi les peuples.»

Es ist kein Zufall, daß der in der Technik der Reisebeschreibungen so erprobte Loti, der für jede der zahlreichen von ihm beschriebenen Gegenden gleichsam eine neue Farbenpalette anwenden mußte, diese die Beweglichkeit der Aspekte malenden, im Augenblicksglanz der Situation schillernden Wendungen besonders bevorzugt.

Bourget a. a. O. S. 29: «Un sourire découvrait ses blanches dents, *restées intactes sous la moustache* toute grise du sexagénaire.» Man beachte, daß kein Beistrich nach *intactes* steht: nicht der Farbeneffekt der weißen Zähne unter dem grauen Bart soll beschrieben, sondern die Idee des Schutzes hervorgehoben werden, den gewissermaßen der graue Bart den Zähnen angedeihen ließ[1].

S. 35: «elle, Béatrice, *si fine dans la robe beige* qui moulait sa taille[2].

S. 85: «sa ressemblance [des Kindes] avec son vrai père [dem Freund], ce soir-là, dans le relief que donne aux traits la

[1] Ist hier *sous la protection de* maßgebend, so in anderen Fällen *sous le fardeau* (also der Gedanke der *Last*), z. B. Hervieu S. 85: «Des Frasses se mit à marcher lentement en arrière, avec un air de rancune et d'humiliation, *sous le grand salut* qui le ployait», oder *sous l'apparence* (ebda. S. 23; «celle-ci restait un moment agacée et songeuse d'avoir revu si calme, si peu jaloux, sous une politesse indifférente, ce même homme»). Es mischen sich also affektisch betonte Vorstellungen ein und entstellen den Wirkungsbereich der rein lokalen Präpositionen, wie denn für deutsches *über* und *unter* H. Sperber in seinen *Studien zur Bedeutungsentwicklung der Präposition „über"* das Eindringen der Schutzvorstellung und das Übergreifen dieser Präpositionen über andere, logisch berechtigte (*auf, hinter*) verfolgt hat: auch in unseren Fällen steht oft *sous*, wo „normalerweise" *avec, dans* zu erwarten wären.

[2] Ähnlich entwickelt *avec* einen kausalen Nebensinn, dort wo es den Grund eines Vergleiches einleitet: Courteline a. a. O. S. 54: «semblable dans la nuit, *avec sa longue blouse blanche*, à une tache blême qui se fût promenée,» Hervieu S. 22: «Clotilde ne pouvait se défendre de remarquer . . . comme il était joli garçon *avec ses*

lumière électrique, était plus saisissante encore. Nortier regardait aussi celui-là, tragique de vieilissement précoce, *dans son gilet blanc et son frac de soirée.* C'était un tableau d'intérieur . . . dont chaque détail flattait toutes les passions de l'homme qui avait là devant lui, dans ce décor de luxe insolent, cette femme, cette fille, cet ami.» Die ganze Stelle, aus der wir schon das letzte Stück vorgenommen haben, ist malerisch-plastisch gedacht (*décor*, *le relief* . . ., *lumière électrique*). Der „Dritte“, der Hausfreund und natürliche Vater des Kindes, erscheint als eine „tragische“, frühzeitig gealterte Gestalt — eben durch die vom elektrischen Licht hervorgehobene Weiße des Gilets und Schwärze des Fracks.

Huysmans a. a. O. S. 16: «la femme, une Anglaise, fardée à outrance *sous ses cheveux jaunes*» (es wird wohl nicht gemeint sein, daß sie gerade unter den Haaren geschminkt war, sondern: „mit geschminktem Gesicht unter den Haaren“).

S. 39: «Fanée et malgré tout, *jolie sous sa couche d'empois rose, sous ses cheveux taillés en dents de peigne* sur le front, elle se pavanait . . .»

Zola a. a. O. S. 7: «elle ne répondit pas, retombée à son anéantissement, *toute blanche dans sa robe blanche*» (vgl. das obige Beispiel aus Barbusse mit der Wiederholung von *blême*).

Daudet a. a. O. S. 73: «Elle lui disait cela, bien en face, presque en riant, *mais serrée et droite* dans sa tunique blanche qui semblait garder sa personne contre les libertés de son esprit» (allenfalls könnte man *dans sa tunique* zu *serrée* beziehen: „eingeschnürt in ihre T.“ — aber *droite dans sa t.* gehört doch in unseren Abschnitt).

S. 37 [Brahim-Bey]: «dormait la bouche en rond dans sa moustache blanche» „schlief so, daß der Mund eine Rundung, einen Kreis bildete in dem weißen Schnurrbart“ (vielleicht rein lokal zu fassen).

S. 47: «cette grosse écriture qui dessinait pour lui un visage adoré, tout ridé, brûlé, crevassé, mais *riant sous une coiffe de paysanne*» (nicht: „die Schrift zeichnete ein lachendes Gesicht

---

moustaches d'un roux foncé», vgl. engl.: Galsworthy, *The dark flower*, S. 201: “With her flaxen hair, and her touching candour, even in sleep, she looked like a girl lying there.” Ähnliche Beispiele bei Lerch, *GRM.* 5, 364: «elle était plus drôle avec son nez un peu relevé,» „wo durchaus keine Kausalität ausgedrückt ist“ (Lerch) — aber stets mitverstanden oder leise mitempfunden wird.

unter einem Bauernhäubchen" sondern „zeichnete ein Gesicht, lachend unter einem B." — das Lachen quillt gleichsam aus dem Bauernhäubchen hervor).

Hervieu a. a. O. S. 23: «agacée et songeuse d'avoir revu si calme, si peu jaloux, sous une politesse indifférente, ce même homme.» (Zweifelhaft: vielleicht ist *sous une politesse indifférente* „unter (= bewehrt mit, gepanzert mit) Höflichkeit" bei-, nicht untergeordnet den beiden Adjektiven).

S. 41: «l'amiral, très droit et très *digne dans ses soixante-dix ans* . . .» (die 70 Jahre sind gleichsam ein Kleid, eine Rüstung: der Ausdruck ist nach konkreten Fällen wie im vorigen Beispiel gebildet).

S. 54: «l'amiral de Kerguel et Mme Sorlin qui, face à face, en de grands fauteuils d'un cuir de Cordoue, reposaient comme Philémon et Baucis, *calmes dans la tiédeur* de ce soir passager, et sans doute *bien las dans le soir* permanent de leur vie»: hier hat die zwingende Kraft des Parallelismus den zweiten, abstrakten adverbialen Ausdruck nach dem Muster des ersten, konkreten geformt.

S. 54/5: «Trept remettait, chaque fois, les billes en place, imperturbable et complaisant, *sous son smoking-jacket*, comme un garçon de salle très bien» (oder, wegen des Beistriches, *sous son smoking-jacket* beigeordnet?).

France a. a. O. S. 5: «C'était la princesse Seniavine, *souple dans ses fourrures* qui semblaient tenir à sa chair.»

S. 13: «un vieillard rose et blanc, aux cheveux bouclés, myope, presque *aveugle sous ses lunettes* d'or.» (Die Blindheit ist natürlich nicht durch die Brille bedingt, sondern umgekehrt: *aveugle* muß offenbar aufgelöst werden in „kaum hervorschauen könnend unter seiner Brille".)

S. 82: «Dépouillé aujourd'hui de ses lames d'argent, le tombeau de Galla Placidia est *effrayant, sous sa crypte* lumineuse et sombre.»

Coppée l. c. S. 49: «Comme une phthisique de drame Pâmée en ses neigeux peignoirs.» In einer von Brunot in *Petit de Julleville's Histoire* etc. 8, 787 angeführten Stelle, in der Théophile Gautier Ausdrücke katalogisiert, die ihm bei Delacroix einfallen, finde ich: «Aux yeux passionnément tristes sous les paupières noircies de k'hol. A la bouche mélancoliquement épanouie comme une fleur au vent chaud du désert», wobei man wieder die Wirkung der Malerei auf den sprachlichen Ausdruck gewissermaßen «in

flagranti» ertappt. Der genaue Parallelismus der beiden Satzfragmente weist darauf hin, daß wie *épanonie . . . au vent* die Worte *tristes sous les paupières* eine Art Kompositum bilden: etwa „windentschlossen“ — „lidertraurig“.

Diesen gewissermaßen determinierenden Gebrauch der Adverbialien habe ich schon in einem Aufsatz „Die syntaktischen Errungenschaften der Sympolisten“ (*Aufsätze zur rom. Syntax u. Stilistik* S. 298) belegt, vgl. übrigens schon bei Victor Hugo, «Choix entre les deux nations» (in *L'année terrible*): «Le vaste vent glacé souffle sur ce silence; Ils [nos morts] sont nus et sanglants sous le ciel pluvieux.»

Die neueren Schriftsteller haben stets das *Bild* vor Augen, *sofern es Gefühle widerspiegelt*, das Malerisch-Plastische als Ausdruck innerer Strebungen, aber auch das Bild an sich, sowie es sich in seiner Zufälligkeit, durch äußere Umstände beeinflußt, darbietet. Sollten Belege notwendig sein, so seien einige wenige aus der Prosa — in der Dichtung fände man deren noch mehr — gegeben:

Zola S. 45: «Et l'unique gaieté, au milieu des soutanes noires, des pauvres gens en vêtements usés, sans couleur précise, était la blancheur riante des petites sœurs de l'Assomption.»

Hervieu S. 15: «. . . de créatures indignes et vaguement discernées dans un brouillard bleu, à travers les glaces des cafés où elles s'offrent des cigarettes.»

S. 11: «apercevant sa femme en train de se poudrer le nez dans un rayon de lumière qui entrait par la porte de toilette.» (Durch den Lichtstrahl wird die komische Geringfügigkeit der Beobachtung mit einer unangebrachten Bedeutung versehen!)

Taine, *Étienne Mayran* S. 58: «Ce curé de village, cet enfant avec ses gros souliers et ses mains sales, faisaient tache dans cette chambre si élégante et toute mondaine.»

Ich gehe nun zu den den einzelnen Vorgang in eine Gesamtstimmung *auflösenden* oder mehrere Stimmungen zusammenfassenden Adverbialbestimmungen. Es kommt hier meist ein Ausdruck mit *dans* (*en*) in Betracht, der eine Handlung einbegreift in eine allgemein moralische Haltung oder Empfindungsweise, sie in Übereinstimmung bringt mit einem größeren Komplex von Erscheinungen und sie so definiert. Indem das allgemeine Prinzip der Einzelerscheinung nach dieser zum Ausdruck kommt, wird letztere gesteigert, überhöht und poetisiert, jene erscheint wie in einer Apotheose als Allegorie, statuenhaft und geheimnis-

voll abstrakt. Zugleich schafft die *dans*-Bestimmung einen rhythmischen Abschluß der Periode, deren Faltenwurf zu einer Gedankenschleppe gerafft erscheint.

Zola a. a. O. S. 1: «le soleil venait de se lever, radieux, dans la pureté d'une admirable matinée» (wohl zu unterscheiden von einem etwaigen *radieux dans la pureté d'une a. m.*, siehe oben: immerhin könnte man *la pureté d'une matinée* = *un matin pur* setzen und einfach eine lokaltemporale Bestimmung vermuten).

S. 32: «Il semblait que la maladie l'eût renouvelé, qu'il recommençât à vivre et à apprendre, tout neuf, *dans cette douceur physique* de la convalescence, cette faiblesse encore, qui donnait à son cerveau une pénétrante lucidité.

S. 33: «C'était son père qui renaissait, au fond de son être, qui finissait par l'emporter, *dans cette dualité héréditaire*, où, pendant si longtemps, la mère avait dominé.»

S. 34: «Ce fut ainsi qu'il se calma, debout encore et la tête haute, *dans cette grandeur désolée* du prêtre qui ne croit plus et qui continue à veiller sur la foi des autres» (majestätische Pose!).

S. 37: «Il en fut bouleveré, il n'entendait plus qu'elle, il ne voyait plus qu'elle, au milieu des autres douleurs dont le wagon était plein, comme si elle les eût résumées toutes, *dans la longue agonie* de sa beauté, de sa gaieté et de sa jeunesse.» (Man beachte die ausdrückliche Erwähnung des „Resümierens", dessen Resultat, *la longue agonie*, nun wieder in drei Strahlen gespalten wird: Schönheit, Freude, Jugend.)

S. 58: «la chute inévitable et si pardonnable, la faute aux bras de l'ami discret qui s'est trouvé là, la passion cachée et dévorante, qu'on ne peut satisfaire et qui brûle, le rendez-vous qu'on a eu tant de peine à rendre possible, qu'il faut attendre des semaines, dont on profite goulûment, *dans une brusque flambée du désir.*» Das Fieber der Sinnlichkeit muß wochenlang auf Befriedigung warten, diese erfolgt leidenschaftlich, gierig, in einem Augenblick: der Rhythmus der Phrase bildet getreulich das lange Warten durch lange Relativsätze nach und die unvermittelt rasche Befriedigung durch den emporlodernden kurzen *dans*-Ausdruck.

Hervieu a. a. O. S. 58: «Elle vanta les mérites de Mme Mésigny, en consultant avec adresse les dispositions de Des Frasses à cet égard, *dans toute sa sympathie envers l'amour, dans sa curiosité de femme qui ne le pratiquait point, dans une de ces béatitudes de proxénétisme.*

S. 82: «Et voilà qu'elle était éperdue, *dans son immobilité*» (vielleicht abstrakt-lokal gedacht!).

Daudet a. a. O. S. 64: «les longues traînes dont le poids soyeux semblait rejeter en arrière le buste décolleté des femmes *dans ce joli mouvement* ascensionnel qui les faisait apparaître, peu à peu, jusqu'au complet épanouissement de leur gloire.»

Die Bewegung wird personifiziert: sie „läßt erscheinen“.

Loti a. a. O. S. 46: «leur aspect cependant décèle bien tout un passé de fatigue, *dans l'obstination* irraisonnée de faire ce métier de contrebande» (*dans* = (*r*)*enfermée dans?*).

S. 54: «l'heure où sortent de l'église, *dans un recueillement* grave comme celui du matin, toutes les mantilles de drap noir.» (Die Pose der Andacht wird den schwarzen Mantillen zugeschrieben, die die Beter vertreten.)

France a. a. O. S. 2: «Aux murs du grand salon vide et muet, les figures des tapisseries, vagues comme des ombres pâlissaient parmi leurs jeux antiques, *en leurs grâces mourantes.*»

Courteline, *Le 51ᵉ chasseurs* S. 179: «tout ceux-là qui ont, comme moi, passé, ne fût-ce qu'une année de vie, entre les quatre murs du quartier, harcelés de droite et de gauche, *dans l'ahurissement continuel des punitions et des menaces*» (vielleicht *dans* = „inmitten“, nicht definierend, sondern lokal)[1].

Maupassant a. a. O. S. 142: «une femme l' [la montre] avait achetée *dans le ravissement* de posséder ce fin bijou.»

Daß ich oben diese Spielart der inszenierenden Adverbialien mit Recht „auflösend“ genannt habe, ersehe ich aus Loti, *Fantôme d'Orient* S. 39: «Toutes mes impressions changeantes de cette soirée *se fondent à* présent *dans ce désir* attendri de la revoir, *dans cet élan*, d'ailleurs presque sans espérance, vers elle», einen Satz, den Albalat, *L'art d'écrire* S. 148, als Muster des «style *déséscrit*», also des Stils der Stillosigkeit, anführt. (Die Zerreißung des Nexus *dans cet élan vers elle* ist aber im Sinne der neufranzösischen synthetischen Entwicklung und schafft ein retardierendes Element, das die von *élan* zu *vers elle* laufende Spannung nur steigert). Albalat verurteilt offenbar unsere Stileigentüm-

---

[1] Vgl. etwa das Beispiel Huysmans S. 45: «et dans les huées des femmes bousculées» etc., oder Courteline S. 113: «le malheureux homme de chambre qui, ne sachant plus auquel entendre. galopait comme un affolé, dans les criailleries continuelles de 'L'homme au cirage'.»

lichkeit, da er sie in einer selbstkomponierten Stilkarikatur verwendet (S. 267): «Et cette heure avait une lenteur exquise, en ces ténèbres alanguies où s'apaisait le bercement de la vague, en de mols apaisements sans fin» (man beachte das preziös-archaisierende *en*).

* * *

In seiner Dissertation *Études syntaxiques sur la langue de Zola dans «le docteur Pascal»* S. 66 hat Gaufinez schon über das, allerdings nicht nur definierend-resümierende, *dans* geschrieben: «On rencontre souvent . . . à la fin d'une phrase la tournure formée par la préposition: *dans*, suivie d'un complément. Cette tournure résume souvent un sentiment, une attitude; elle forme, en quelque sorte, le fonds du tableau, sur lequel l'image se détache plus vive; elle prolonge l'impression générale sur laquelle le romancier veut laisser le lecteur»: er begreift unter seine Beispielsammlung daher rein lokale Fälle ein («Chez A. Saccard, l'appétit se ruait aux basses jouissances . . . dans l'éclat flamboyant de Paris en fête») wie die uns hier beschäftigenden («elle se mit à fuir, dans le divin élancement de sa taille mince»). Bei O. Hachtmann, *Die Vorherrschaft substantivischer Konstruktionen im modernen französischen Prosastil* findet man aus Anlaß seines Themas manches so ziemlich in unseren Zusammenhang gehörige Beispiel, besonders in Kap. II A: «Une étincelle jaillissait de sa pupille à travers le miroitement de ses lunettes; dans l'étouffement d'un wagon plein de fumeurs, on causait; la bouche humble à travers toutes les forces de la barbe prosternée; une fade odeur de petite ménagerie volatile, dans un éparpillement de fientes sêches et de millet; ils filèrent sans heurts, sans chaos dans la douceur des roues caoutchoutées» etc. Hachtmann betrachtet natürlich, seinem Thema entsprechend, vor allem den „Ersatz von Adjektiven“ durch Substantiva und läßt die malerisch-plastisch vergegenwärtigende Wirkung der Präpositionen unbesprochen: so malt das *à travers* ein Durchschimmern eines Inneren unter einem Äußeren (*humble* ⟶ *forces* ⟶, daher das Substantivum gesetzt wurde: *il ajouta* = eine Rede ⟶ *à travers le sourire*), das *dans* ein Umhüllt- und Umwickeltsein eines Inneren durch ein Äußeres: *une odeur dans un éparpillement* (also nicht richtig wiedergegeben durch *où étaient éparpillés*, besser: *autour de laquelle . . .*), die Autofahrt (*ils filèrent*) geschieht *dans la douceur* etc. Auch hätte Hachtmann seine feinsichtige Forschung

nicht auf die Prosa beschränken sollen. Verse wie die aus Leconte de Lisle «Hélas! les étalons, ployant leurs jarrets grêles, De l'aube au soir, dans un âpre fourmillement, Ont bondi» sind vielleicht den Prosawendungen vorangegangen: das Streben nach einer künstlerischen Prosa hat zweifellos zu einer Poetisierung der Prosa geführt.

In Haas' *Neufranz. Syntax* und in El. Richters *Studie über das neueste Französisch* findet sich nichts Einschlägiges, auch nicht in Lansons herrlichem Buch *L'art de la prose,* obwohl die von ihm S. 250 auf ihre rhythmische wie gefühlsmäßige Wirkung hin untersuchte Stelle aus Flauberts *Salammbô* (S. 238) dazu Anlaß gegeben hätte: «Les Nomades regrettaient la chaleur des sables où les corps se momifient, et les Celtes, trois pierres brutes, sous un ciel pluvieux, au fond d'un golfe plein d'îlots.» Lanson betrachtet nur die Substantiva und Adjektiva: «Toute la rudesse barbare de la vie celtique, toute la profonde mélancolie et aussi toute la fine et insinuante beauté du paysage celtique tiennent dans ces trois adjectifs qui flanquent les trois substantifs: ceux-ci sont le dessin et ceux-là la couleur» — nicht die syntaktische Verknüpfung durch die Präpositionen (*sous, au fond*), die die Perspektive zu Zeichnung und Farbe hinzufügen und durch die Isolierung und Grundierung jener Gegenstände eigentlich jenen Eindruck im weiten Raume „barbarischer Rauhheit“ der Landschaft hervorbringen. Annähernd ähnlich wie ich, immerhin mehr das Rhythmische, scheint Lanson bei der anderen Flaubert-Stelle empfunden zu haben: «Ainsi se tenait — devant ces bourgeois épanouis — ce demi-siècle de servitude»: «Une brève mesure, suivie de deux groupes antithétiques, contenant deux images: l'une matérielle, l'autre morale, et qui s'équilibrent exactement: c'est une cadence courte et nerveuse.»

Bei Strohmeyer, *Der Stil der französischen Sprache* ist, soviel ich sehe, höchstens die eine Bemerkung auf S. 69 zu finden, daß das Französische es liebt, adverbiale Bestimmungen vom folgenden abzutrennen: „Das Abtrennen und dadurch Selbständigmachen eines Satzteils gibt diesem *die* Tonstärke, die ihm der Franzose *innerhalb* eines Satzes, ähnlich wie das betonungsfreie Deutsche, niemals geben können.“ Gewiß ist richtig, daß das Französische durch die zergliedernde Auflösung des Satzes beim Sprechen den Hauptstrom der Rede aus- und eine Seitenleitung einschalten, also im Hörer das Bewußtsein für verschiedene Wichtigkeit und Wertigkeit der geäußerten Worte

wachrufen, Handlung und Milieu, Notwendiges und Nebensächliches, Vordergrund und Kulisse sondern lassen kann. Daß wir in unserer Erscheinung tatsächlich eine stilistische Errungenschaft der neueren Prosa und Poesie zu erkennen haben, lehrt das geringe Vorkommen derartiger Wendungen noch bei den französischen Romantikern (V. Hugo, G. Sand, Musset, Mérimée, von denen ich je einen Band fast vergeblich durchsuchte), ferner bei Balzac, Baudelaire und — merkwürdigerweise — den Goncourts, die allerdings nur Worte aneinanderreihen und sich, wie Brunot a. a. O. S. 778 trefflich ausgeführt hat, soweit möglich von aller syntaktischen Verknüpfung freigemacht haben. Auch die romanischen Parallelsprachen weisen nur dort die Konstruktion in größerer Häufigkeit auf, wo direkte Nachahmung des Französischen vorliegt: bei den Italienern Fogazzaro, Pirandello [1], sogar D'Annunzio fand ich keine Beispiele, höchstens bei den als Frauen der Nachahmung fremder Stilpracht leichter erliegenden Deledda [2] und Serao [3]. Im Deutschen habe ich einige bei Heinrich Mann im „Professor Unrat“ gefunden [4], nichts dagegen in englischen Texten (Moore, Galsworthy, Shaw).

---

[1] Vgl. etwa den noch abstrakt-lokalen Satz *Suo marito* S. 52: «Nella quiete cupa del mattino cinereo, nel silenzio grave, ch'era come la tetra ombra del tempo, Ippolito Onorio Roncella sentiva quasi sospesa in una immobilità di triste e oscura e rassegnata aspettativa la vita di tutte le cose, prossime e lontane.»

[2] Besonders Farben- und Formenkontraste: *Sino al confine* S. 13: «si vedeva un enorme cactus grigio, irto sul verde lucente di un giuggiolo.» S. 29: «igrilli stridevano sull' elce, nero *ed immobile sullo sfondo* luminoso del paesaggio.» Wie das Bildhafte des Dargestellten der Schriftstellerin stets vor Augen schwebt, zeigt die Stelle S. 35: «La luna illuminava un grazioso quadretto, al quale serviva di cornice l'arco del portone: su uno sfondo scuro d'atrio si scorgevano, davanti a una rozza mangiatoja, due buoi neri macchiati di bianco e un asinello grigio.»

[3] *Dal vero* S. 231: «E rimase immobile, avvinghiata dalla malattia del suo spirito, nel tragico aspetto simile alla Niobe greca.»

[4] S. 26: „*Inmitten* der Betriebsamkeit [im Hafen], die vor Dunkelwerden noch aufflackerte, ging Unrat dahin mit seinen bohrenden Gedanken“; S. 78: „Unrat machte nochmals kehrt und schlich zwei, drei Schritte weiter, *in einem drohenden Schweigen*“; S. 98: Die dicke Frau von gestern trat ein, *unter einem schwarzen Hut* mit wilder Krempe.“ Oft wird etwas Inhärentes als ein Vorübergehendes dargestellt: S. 104: „Ihr Gatte trat lautlos dazwischen, schon in Trikots,

Selten wohl ist es möglich, die Wirkung einer Weltanschauung auf die sprachliche Diktion zu verfolgen, weil meist Sprachtradition, ererbte Gemütseigenschaften, äußere Kultureinflüsse sich zwischen Lebensauffassung und Sprachleben einschieben und die hin- und herlaufenden Verbindungslinien zwischen Weltbild und Wortbild überdecken. Voßler hat so im französischen Konjunktiv den Cartesianismus zu erblicken geglaubt, ohne allgemein zu überzeugen. In unserem Fall ist es aber zweifellos die Taine-Philosophie, die sich in der Sprache des von Taine beeinflußten Romans spiegelt; wir besitzen in unserem Fall als Mittelglied zwischen der Milieu-Philosophie und der inszenierenden Ausdrucksweise die *Literatur*, die theoretisch auf jener fußt und diese bevorzugt. Taines eigener realistischer Roman „Thomas Graindorge“, der wie sein Held lauter “statements of facts” geben will, wimmelt von unserer Konstruktion, womit mein Beweis sich schließt.

Das syntaktische *Sprechen* „entspricht“ einem bestimmten *Sehen*, einem Stilisieren der Welt: hier nur einige Beispiele für das farbige Schauen Taines, der allenthalben Übereinstimmungen und Kontraste schaut, zwischen Mensch und Milieu, Körperteil und Körperteil, Farbe und Farbe[1] usw.:

---

mit einem schlangenhaften Fleischwulst von einer Hüfte zur anderen, *und einer behaarten Warze am Hals*“ — ein ähnlicher Trick, wie wenn etwa im Französischen gesagt wird: «il avance *une* main velue d'ours», als ob jemand eine andere Hand als die seine darreichen konnte! Ähnlich Taine, *Thomas Graindorge* S. 24: «L'autre ... lève *une* tête de Juive ardente sous un diadème de chevaux.» Die Jüdin kann nur *ihren* Kopf emporheben; es wird aber mitverstanden, daß sie unter den verschiedenen denkbaren Köpfen einen typischen Judenkopf emporhob. Etwas anders deutet solche Fälle Lerch, *Archiv* 1920 S. 247.

[1] Die Bereicherung der sprachlichen Farbenpalette neueren Schriftstellertums kann man bei Taine an dem häufigen Gebrauch eines präfixalen *demi-* erkennen, das eine Farbe zur Nuance abschwächen, Mitteltinten einschieben soll und offenbar dem rembrandtisch schimmernden *demi-jour* „Halbdunkel“, *demi-teinte* usw. oder dem zweideutig verschlagenen *à demi-mot* „in halbdunkler Rede“, aber auch dem gesellschaftlich Zweideutigen, dem *demi-monde*, nachfolgen: S. 31: «Dans ce monde-là [in der bürgerlichen Welt], les femmes ne sont pas des femmes; elles n'ont pas de mains, mais des pattes, un air grognon, vulgaire, *une demi-toilette*, des rubans qui jurent»; S. 32: «Les *demi-fortunes* n'ont qu'une ressource: re réfugier dans

S. 30: «les yeux s'arrêtent sur quelque ample beauté vénitienne, qui, tournant le col, essaie un collier de perles et fait ondoyer la soie pâle de sa jupe, où courent en relief des figurines et des feuillages; la tenture rouge à fleurs de soie enveloppe et relie tous ces chefs-d'œuvre de sa teinte éclatante et grave.«

S. 32: «Toutes ces têtes seraient passables dans des intérieurs de Teniers! Mais parmi des dorures et sous un lustre!»

S. 126: «les rondeurs de sa gorge et de son flanc ployé nagent dans une ombre transparente.»

S. 126: «on peut suivre l'ondulation d'une taille qui se penche, la forme svelte d'un buste et d'un bras profilés à distance contre la tenture, le mouvement aisé d'un groupe qui se fait ou se défait.»

Das Ambiente wirkt ansteckend, färbt ab auf das Wesen der Menschen: Mimicry! S. 33: «Un juge: il s'est desséché dans une salle trop chaude, sous le bavardage des avocats, parmi le bavardage des avocats, parmi les physionomies basses et inquiètes, dans les mauvaises exhalaisons, parmi les odeurs douteuses.»

* * *

So ist denn die inszenierende Ausdrucksweise eine *stilistische* Erscheinung, die im letzten Grunde auf eine besondere Art der *Weltbetrachtung* zurückgeht. Das „Wie ich es sehe" des Künstlers bestimmt sein „Wie ich es sage". Aus dem Literaturstil geht dann die Ausdrucksweise in die Allgemeinsprache über, wie denn stets das einsam und kraft einer inneren Notwendigkeit von einzelnen Errungene zur bequemen Beute der ewig reproduktiven Gemeinschaften wird. Bei der Erforschung sprachlicher

---

la vie de ménage et dans la vertu»; S. 42: «Le tort de celle-ci est de rougir un peu, de n'être pas franchement fille ou dame. Elles sont toutes ainsi, excepté deux ou trois qui ont du génie, *demi-timides, demi-impudentes*»; S. 124: «au milieu de la *demi-obscurité* traversée d'éclairs»; S. 131: «il y a de l'uroch et de l'ours dans ces tempéraments russes; pour conversation, des polissonneries du XVIIIe siècle et des *demi-fadeurs* aux dames»; S. 136: «partout ... le même étalage obligé d'un *demi-luxe* froid, vulgaire et décent.» Das Halbe ist das nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ das Ganze nicht Erreichende, daher das Unechte, Talmi, Kitsch: *halbe Kunst, nicht die ganze* findet Grillparzer in dem Capua der Geister Wien — wir sagen heute: Talmikunst.

Tatsachen wird es daher in Zukunft notwendig sein, vom Habituellen aufs Okkasionnelle und von diesem auf die Neuerungen des *schöpferischen Individuums* zurückzuschließen.

Bonn. LEO SPITZER.

ZUR PÄDAGOGISCH-PSYCHOLOGISCHEN GRUNDLEGUNG DER NEUSPRACHLICHEN REFORM.

I.

Der Kampf um die Reform des neusprachlichen Unterrichts hat nun schon beinahe 35 Jahre gedauert, und eine Entscheidung zugunsten der direkten Methode ist trotz aller Arbeit der bedeutendsten Philologen noch immer nicht gefallen.

Die Gründe sind verschiedener Art. Einmal fehlte von vornherein die sichere Fundierung und Geschlossenheit der Bewegung. Es segelten zu viele heterogene Elemente unter einer Flagge, und man ging zu sehr nur von praktischen Erfahrungen aus und sorgte sich zunächst wenig um eine wissenschaftliche, psychologisch-pädagogische Grundlegung. Eggert kam, als die Bewegung sich bereits in mehr oder weniger „radikale" Zweige gespalten hatte; und auch seine sonst so vorzügliche Arbeit hatte einen schädlichen Erfolg: Sie lenkte das ganze sprachpädagogische Interesse zu sehr auf die Sprachpsychologie ab. Das war aber ein einseitiger Standpunkt, der keine geschlossene Methodik ergeben konnte, die wir so sehr brauchen. Der Weg ging nun weiter über Flagstad-Kappert zu einer verwässernden Auswahl des am besten Brauchbaren oder des am wenigsten Unbrauchbaren aller Methoden, auch wieder auf psychologischen Grundlagen; und ein Klarheit schaffendes System, eine geschlossene Methodik, die in erster Linie pädagogisch ist und dann erst sprachpsychologisch, haben wir heute noch nicht. Wie schon erwähnt, gibt es hier zwei psychologische Standpunkte, nämlich den sprachpsychologischen, auf dem Eggert u. a. stehen und der erst in zweiter Linie den Schüler berücksichtigt, und den allgemein-psychologischen oder pädagogisch-psychologischen, den bisher für den Sprachunterricht, wie es scheint, noch niemand eingenommen hat, der aber dem ersteren an Wichtigkeit nicht nachsteht. So kann z. B. der pädagogisch-psychologische Grundsatz: „Man gehe vom Einfachen zum Zu-

sammengesetzten!“ eine ganze Reihe methodischer Folgerungen aus sprachpsychologischen Tatsachen von der unterrichtlichen Verwertung ausschließen.

Weil man aber die Forderungen der allgemeinen Pädagogik bisher in der Reform ganz außer acht ließ, sind wir auch noch nicht zu einer vollständigen, gegliederten Methodik des Sprachunterrichts gekommen. Wir haben noch keinen einheitlichen Lehrgang, dessen Gliederung nach einem Gesichtspunkt durchgeführt ist, als psychologisches System des ganzen Sprachstoffes; und das Elend der alten Methoden, die Willkürlichkeit der Stoffanordnung, die vollständige Grundsatzlosigkeit bei der Aufstellung des Lehrganges der Elementarlektionen (Zusammenstoppelei hätte ich beinahe geschrieben) ist in der Reform noch keineswegs behoben. Ebensowenig haben wir eine methodische Einheit, wie sie die anderen Unterrichtsfächer in den Formalstufen haben und die der Lehrer für jeden Stoff und in jeder unterrichtlichen Situation verwenden kann; ganz abgesehen davon, daß oft genug allgemein anerkannte pädagogische Grundsätze von zuweilen sogar noch anfechtbaren sprachpsychologischen Theorien an die Seite gedrückt werden. Noch kein Lehrbuch hat bisher einen Grundsatz zur Zerlegung in „methodische Einheiten“ (Ziller) gegeben, noch eine Gliederung der methodischen Einheit auf Grund der Formalstufen versucht. Was Fries-Menge von den Lehrplänen der höheren Schulen sagt, gilt ganz besonders in bezug auf den fremdsprachlichen Unterricht: „Sie sind in Wahrheit eine Sammlung von Fragezeichen, die auf lauter ungelöste didaktische Probleme und Aufgaben hinweisen.“[1]

Solange aber eine Methode noch keinen Lehrgang und noch keine methodische Einheit schaffen konnte, die doch dem Lehrer erst sicheren Boden unter die Füße geben, ist sie eigentlich noch gar keine Methode, denn einzelne sporadische Grundsätze, auch wenn sie noch so gut sind, bilden noch keine Unterrichtslehre. Man sah wohl, wie genial Walter und andere große Praktiker der Reform in dieser oder jener unterrichtlichen Situation verfuhren, wollte es aber ein weniger bedeutender Lehrer auch so machen — und das sind wohl die meisten —, so löste sich alles in einer systemlosen Improvisiererei auf, bei der der Lehrer auch noch in Verlegenheit kommen konnte, da

[1] *Lehrproben und Lehrgänge* XII S. 2.



bei diesem Verfahren die Anforderungen an fachliche Vorbildung und Sicherheit außerordentlich große sind.

So kam es aber, daß selbst ein Lehrer, der von der Güte der reformerischen Grundsätze überzeugt war, in seiner Praxis keine guten Erfahrungen machte und zur vermittelnden Methode überging; und so kam es auch, daß Schriften erschienen wie die von Winkler[1], und daß Kappert sagen konnte: „Werden die pädagogischen Probleme sprachlicher Didaktik nur vom sprachlichen Gesichtspunkte aus beurteilt, so kommt es früher oder später zu schlimmer Unstätigkeit und Verwirrung. Das beweist die Geschichte der neusprachlichen Reformbewegung aufs klarste."[2]

Klinghardt sagte 1904 auf dem Kölner Neuphilologentage: „Solange die Reformmethode noch nicht so vereinfacht ist, daß auch der Durchschnittslehrer danach ohne große Mühe unterrichten kann, solange ist sie nichts für die Allgemeinheit . . . Die Zukunft der Reform steht und fällt damit, ob die Methode so gestaltet werden kann, daß auch der mittelbegabte und selbst der langweilige Lehrer danach unterrichten kann." Auch Eggert verlangt „Klärung der grundlegenden Begriffe und schärfere Formulierung der methodischen Forderungen".[3] Eine wirkliche Methodik finden wir aber auch bei ihm nicht; noch weniger bei Kappert, mit dessen Ausführungen (s. S. 106—108) der Lehrer nichts anfangen kann. Selbstverständlich ist das grammatisierende Verfahren noch viel weiter von einem methodischen Lehrgang und einer methodischen Einheit entfernt; und man kann sagen, daß es auf dessen Grundlagen völlig unmöglich ist, solche zu schaffen. Aber allen Methoden gilt der Satz: Dasjenige Lehrverfahren wird schließlich den Sieg davontragen, das solche methodische Grundlagen schaffen kann, auf denen jeder Sprachlehrer wirklich sicher, systematisch und erfolgreich arbeiten kann.

Die erste Hauptfrage, die sich der Methodiker vorlegen muß, ist also: Nach welchem Gesichtspunkte soll die Gliederung

---

[1] Winkler, *Hat die analytisch-direkte Methode die Lehrerschaft befriedigt?* (1898).

[2] Kappert, *Psychologische Grundlagen des neusprachlichen Unterrichts* (1915) S. 7.

[3] Eggert, *Der psychologische Zusammenhang in der Didaktik des neusprachlichen Reformunterrichts* (1904) S. 1.

einer ganzen Fremdsprache in methodische Einheiten vor sich gehen?

Es ist klar, daß zur Beantwortung dieser Frage die Grundprobleme alles Sprachunterrichts berührt werden müssen, und daß es zunächst notwendig sein wird, viel Schutt wegzuräumen, den die Polemik angehäuft hat, ehe ein reines didaktisches System zum Vorschein kommt.

Folgende Möglichkeiten sind vorhanden:

I. Man betrachtet die Sprache als Ausdruck der Normen des logischen Denkens, die etwa Kant auf seiner Kategorientafel aufstellt und als aprioristisch betrachtet. Dann müßte die Gliederung des gesamten Sprachstoffes auf Grund des Systems der Logik vor sich gehen, und man müßte bei den einfachsten Schlußfunktionen anfangen und bis zu den schwierigsten Problemen der Erkenntnistheorie in fremdsprachlicher Darstellung fortschreiten. Das geht aber nicht, weil es zu schwierig ist und weil es den größten Teil des wirklichen Sprachstoffes ausschließt, und so verfiel man darauf, eine Art Logik der Sprache aufzustellen, obgleich sich die Sprache überhaupt nicht der Logik unterordnen läßt. Man errichtete also durch Analyse der Sprachsysteme ein Gebäude aus Lehrsätzen und Ausnahmen, das dann eine fremde Sprache darstellen soll und Grammatik heißt. Es wäre etwas Ähnliches, wenn man nach Linnés System eine Pflanze zusammensetzen wollte. Das Resultat solcher Arbeit ist aber immer ein tragikomisches, und wenn M. Kleinschmidt in seiner Broschüre *Grammatik und Wissenschaft* meint, daß dieses ganze Lehrgebäude aus „partieller Paranoia" herstamme, so ist man wirklich sehr versucht, ihm recht zu geben.

II. Man verzichtet überhaupt auf einen bestimmten Lehrgang und sucht, um im Bilde zu bleiben, den Boden zu geben, auf dem das Pflänzchen wächst; d. h. das «Maître»system und die Methode Berlitz versuchten, einen Auslandsaufenthalt nachzuahmen. Das ist wohl ein ganz anerkennenswertes, aber ebenso vergebliches Bemühen, das an seiner Undurchführbarkeit scheitern muß. Was der aufwachsende Mensch in vieljähriger, täglich etwa vierzehnstündiger Übung aufnimmt, mitten im vollen sprachlichen Volksleben, das kann man nicht in ähnlicher Weise in zwei bis drei Abendstündchen wöchentlich in zwei bis drei Jahren lernen, und erst recht nicht unter Verzicht auf die elementarsten Grundsätze der Didaktik, deren Hauptzweck „Zeit-

und Kraftersparnis beim Lernen“ doch auch unumgängliche Notwendigkeit des Sprachunterrichts ist.

III. Man könnte den Gesichtspunkt der Gliederung des Stoffes aus der Entwicklungsgeschichte der Sprache nehmen und, ausgehend von den Elementen der Ausdrucksbewegungen, nach und nach bis zu den feinsten Ausdrucksmöglichkeiten der modernen Sprachen fortschreiten. Das würde etwa Häckels biogenetischem Grundgesetz und pädagogisch den Kulturstufen Zillers entsprechen; und der Lehrgang wäre ein Abbild der Entwicklung der Sprache. Doch da verlieren sich schon der Ausgangspunkt und die ersten Stadien der Entwicklung im Dunkel: und wir können auch nicht gut mit Gebärden, Interjektionen, onomatopoetischen Lauten, Vokativen usw. beginnen, noch weniger, wenn etwa die Lautäußerungen des Liebeslebens und der Brunstzeit der Beginn der Sprachentwicklung wären, wie Jespersen[1] meint. Es läßt sich auch hier, besonders in der differenzierenden Weiterentwicklung des Sprachsystems, die der Schüler mit zu durchlaufen hätte, kein Gesichtspunkt finden, der zur Aufstellung eines Lehrganges verwendbar wäre; und so ist die sogenannte „biogenetische Methode“ nur als ein bisweilen verwendbares Erklärungsprinzip für den Wortschatz (Etymologie) und für die Grammatik zu gebrauchen.

IV. Man geht von der natürlichen Sprachentwicklung im Kinde aus und sucht deren Eigenarten auf den Lehrgang des modernen Sprachunterrichts zu übertragen. Das wäre eine Abart der biogenetischen Methode. Hier läßt sich aber auch kein Gesichtspunkt zur Stoffgliederung gewinnen. Die Spracherlernung des Kindes kommt der bei einem Auslandsaufenthalt gleich, und den methodisch zu bieten, bringt nicht einmal die “Berlitz School” fertig. Zudem sind die ersten Sprachäußerungen des Kindes vollständig emotioneller und volitioneller Art, und die Intellektualisierung tritt erst nach und nach ein, während beim Sprachunterricht in der Schule ein vollständig fertiges intellektuelles System bereits vorhanden ist. Die vier Perioden, die Meumann[2] in der Entwicklung der Kindersprache unterscheidet, lassen sich auch in keiner Weise auf den Unterricht oder auf die Gliederung des Lehrganges übertragen. Überdies sind „natürlich“ und „methodisch“ sehr verschiedene Sachen, und der Lehrer muß

[1] Jespersen, *Progress of Language*, S. 357.

[2] Meumann, *Die Sprache des Kindes*, S. 7.

sich immer fragen, wie weit er mit Rücksicht auf andere didaktische Forderungen der „Natur“ nachgehen darf, besonders wenn „natürlich“ wie hier beim Sprachenlernen nichts anderes bedeuten kann als systemlos, Methodik ohne Methode, Hintenansetzung dessen, was gerade Zweck des Lehrers ist. Auch Kappert[1] stellt in ähnlicher Weise die Entwicklung der Schüler in den Vordergrund zur Beantwortung der Methodenfrage. Doch hieraus läßt sich weder für den Lehrgang noch für die Gestaltung der methodischen Einheit etwas gewinnen. Das Unterrichtsverfahren ändert sich im Laufe der Entwicklung des Schülers fast nur in bezug auf die Voraussetzungen, die gemacht werden können, und der Lehrplan in bezug auf die Komplikation des Stoffes. Alle anderen Unterrichtsfächer, Geschichte, Mathematik usw. gehen ihren Gang, der nicht durch die Schülerpsyche, sondern durch die Sache selbst bestimmt wird. So muß es auch im Sprachunterricht sein.

V. Seit nun die Psychologie an die Analyse der Sprache und des Sprechens gegangen ist, haben sich auch für die Sprachlehrmethodik ganz neue Perspektiven eröffnet. Vieles, was der geniale Praktiker schon instinktiv richtig machte, ward nun wissenschaftlich bewiesen, und in vielem wurde die Methodik auf ganz neue Wege geleitet. Doch auch hier gilt dasselbe wie für das „natürliche“ Verfahren. Nicht alles, was psychologisch richtig ist, muß pädagogisch-methodisch verwertbar und maßgeblich sein; und man muß sich stets vor Augen halten, daß es sich in erster Linie um das Sprechenlernen handelt und daß psychologische Imitation des Sprechens nur dann zu rechtfertigen ist, wenn die psychologischen Grundsätze der Methodik nicht dadurch zu sehr Schaden leiden.

Eine sehr große Rolle in unserer Sprachlehrmethodik spielt die Theorie Wundts, daß der Mensch analytisch spreche. Eggert hob sie besonders hervor und schloß daraus, daß der Sprachunterricht vom ganzen Satze ausgehen müßte. Wir kommen damit auf ein Problem, das zu bedeutend und entscheidungsvoll für die ganze Sprachlehrmethodik ist, als daß es kurz erledigt werden könne, und es sei dem Verfasser gestattet, näher darauf einzugehen.

Wundt definierte den Satz als „den sprachlichen Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesamtvorstellung in ihre

---

[1] Kappert, *Psychologische Grundlagen des neusprachlichen Unterrichts*

in logische Beziehungen zueinander gesetzten Bestandteile"[1]. Eggert nahm diese Definition an und leitete daraus seinen oben genannten Grundsatz ab, gegen den jedoch schwerwiegende Bedenken logischer, methodischer und psychologischer Art geltend gemacht werden müssen, so daß man ihn kaum mehr halten können wird.

In Wundts Definition ist eine deutliche Scheidung vorhanden zwischen dem sprachlichen Ausdruck und der Gliederung der Gesamtvorstellung. Diese Scheidung scheint bei Eggert verwischt; denn er bezieht diese analytische Gliederung nicht nur auf den objektiven Vorstellungsinhalt, sondern auch auf die sprachliche Vorstellung vom Satze, die gleicherweise in ihrem ganzen Umfang gegeben sei und die beim Aussprechen irgendwie analysiert würde. Das liegt aber jedenfalls nicht in Wundts Definition. Es ist nun gewiß richtig, daß eine Gesamtvorstellung, ein Bewußtsein gewisser Beziehungen von Begriffen oder Vorstellungen als Ausgang der sprachlichen Äußerung im Blickpunkt des Interesses stand. Diese Gesamtvorstellung ist aber ganz unmöglich zugleich auch ein fertiger Satz. So viele psychische Elemente können gar nicht auf einmal im Blickpunkt des Bewußtseins stehen. Auch Flagstad weist darauf hin, daß hier jedenfalls Vorstellungsinhalt und Satz als eins betrachtet worden sind. Der Gang des psychischen Prozesses von einer Ideenassoziation bis zum sprachlichen Ausdruck ist auch kein durchweg analytischer. Wir müssen, um hier klar zu sehen, zunächst die pädagogisch wie psychologisch außerordentlich wichtige Scheidung zwischen dem gesprochenen und gehörten Satz einführen. Beim ersteren wird ein momentanes psychisches Geschehen analysiert und in eine Sukzession von Ausdrucksbewegungen übertragen. Die Bildung dieses Komplexes von Ausdrucksbewegungen aus grammatischen, verbalen usw. Elementen ist aber sicher eine synthetische Arbeit. Fast umgekehrt ist es beim Hören. Da werden zunächst die einzelnen durch die Sukzession gegebenen Begriffs- und Beziehungselemente synthesiert, und diese Synthese, — man könnte auch Assoziation sagen, — gipfelt in dem momentanen psychischen Akt der Apperzeption des Ganzen, ohne daß sich jedoch hier wesentlich analytische Funktionen nachweisen lassen. Wir sehen also, daß das Hören und Sprechen selbst vorwiegend synthetische Funktio-

[1] Wundt, *Völkerpsychologie* I S. 240.

nen sind und daß eine Analyse nur vor der Schaffung eines dem Vorstellungsinhalt adäquaten Satzgebildes stattfindet. Ob diese Analyse nun lediglich in einer Klarstellung der Beziehungen der Vorstellungselemente besteht, die noch gar keine sprachlichen Elemente zu umfassen brauchen, oder ob grammatische Vorstellungen bei der Analyse der Vorstellungsinhalte eine Rolle spielen, ist noch eine offene Frage; und die Möglichkeit besteht, daß die von Wundt festgestellte Analyse mit dem Sprechen selbst und dem Hören überhaupt nichts zu tun hat. Eggert sagt einmal: „Vom Verbum geht das Verständnis des Satzes aus. Das Verbum muß deshalb im Mittelpunkt der sprachlichen Unterweisung stehen.“[1] Ist das nun synthetisch oder analytisch, wenn das Verstehen wie die Sprachübung von einem einzelnen Satzteil ausgehen soll? An einer anderen Stelle sagt er: „Obwohl doch die einzelnen Worte, welche die Anfangs- und Zwischenglieder desselben bilden, aus dem Bewußtsein entschwunden sind.“[2] Aber müßten wir bei wirklich analytischem Sprechen nicht immer das ganze Satzbild möglichst klar vor Augen haben?

Wenn nun Eggert fordert, daß der Sprachunterricht vom ganzen Satz ausgehen müsse, der im weiteren Verlauf der Sprachübung zunächst analysiert wird, so geht er von der Voraussetzung aus, daß der Satz oder besser die Vorstellung vom ganzen Satz beim Sprechen das Primäre sei. Nun steht aber fest, daß der sprachlichen Äußerung eines Satzes eine ganze Reihe psychischer Vorgänge und Zustände vorangingen. Das Primäre beim Sprechen ist er also nicht, höchstens beim Hören oder Lesen. Wir wollen aber nicht in erster Linie hören und lesen lernen, sondern — das ist eben das Wesen der Reform — sprechen; und wenn man irgendeine Funktion üben will, soll man doch nicht in der Mitte anfangen.

Eggert zitiert nach Wundt S. 21: „In das Gefühl treten die Worte zurück, wenn sie aus dem ihre Bedeutung bestimmenden Satze sich lösen, aus dem Gefühl erheben sie sich wieder, um als Wortbegriffe eine neue Verbindung einzugehen.“ Wenn aber somit das Sprechen aus dem „Begriffsgefühl“ (Wundt) und natürlich auch aus dem „syntaktischen Gefühl“, das man zusammen wohl als Sprachgefühl bezeichnet, herstammt, dann wäre dies das Primäre und Ausgangspunkt für die Methodik,

[1] Eggert a. a. O. S. 28.
[2] Eggert a. a. O. S. 21.

nicht aber der Satz. Hier sieht man jedoch am klarsten, daß das, was psychologisch das Primäre und die Grundlage ist, deshalb nicht auch methodisch Ausgangspunkt sein kann, schon deshalb nicht, weil es, wie eben hier, gar nicht vorhanden ist, sondern erst geschaffen werden muß. Nirgends ist der Zwiespalt zwischen Sprachpsychologie und pädagogischer Psychologie deutlicher als hier.

Eggert sagt: „Als Sprachgefühl fassen wir die in der allgemeinen Bedeutung der Grund- und Beziehungselemente liegenden intellektuellen Gefühle zusammen, durch die der Sprachgebrauch der Worte und die Formen der Satzbildung geleitet werden.“[1] Darauf muß er aber, wenn er im Unterricht vom ganzen Satze ausgeht, vollständig verzichten, und somit kann das anfangs geübte Sprechen auch kein psychologisch natürliches sein, ja, man kann wohl behaupten, daß das Sprechen auf Grund einiger in festem assoziativem Zusammenhang gegebener Grund- und Beziehungselemente nicht viel natürlicher ist als das Übersetzen. In der Aussprachelehre geht Eggert auch nicht, wie es dann konsequent wäre, vom ganzen Satz oder wenigstens vom Wort aus; denn der Einzellaut spielt allein und in „assimilativem“ Zusammenhang dieselbe Rolle wie das Wort einzeln oder assoziiert. Die Phonetik der Lauttafeln, die wir als eine der vorzüglichsten Errungenschaften der Reform betrachten, wäre dann eben auch nicht analytisch-natürlich, sondern synthetisch, da man ja nicht von der gehörten Sprache ausgeht, und deren Analyse, sondern von der Artikulationsbewegung, die dem Schüler vorgeschrieben wird. „Die Feinheit und Genauigkeit der Tonbildung beruht auf deren doppelter Kontrolle durch die akustischen und durch die motorische Vorstellung, die uns bei der Erzeugung des Lautes vorschweben,“ sagt Eggert, und weiter: „So stehen auch beim Anfang des Sprachenlernens Bewegungsempfindungen lebhaft im Vordergrund, treten aber bei geübtem Sprechen hinter den Sprachklängen zurück.“[2] Genau so verhält es sich aber mit den Ausdrucksformen und den zugrunde liegenden Ideenverbindungen. Im Anfang können wir es nur mit bewußter Konstruktion zu tun haben, die erst später reflektorisch wird. Alle reflektorische Tätigkeit kann aber nur das *Resultat* langer Übung sein, niemals deren Ausgangspunkt.

[1] Eggert a. a. O. S. 55.

[2] Eggert a. a. O. S. 56.

Wundt selbst vertritt den Gedanken des anfänglich willkürlichen, apperzeptiven Sprechens sehr energisch gegenüber Delbrück, der seine Definition vom Satze angegriffen hatte. Er sagt: „Und hier ist dann allerdings, wie ich glaube, das Moment der Willkür oder, wie ich es ausgedrückt habe, die Tatsache, daß die Gliederung eine apperzeptive ist, nicht in einer bloß assoziativen Aneinanderreihung besteht, unerläßlich. Wären solche apperzeptiven Gliederungen nicht vorhanden, so würden eben auch jene assoziativen Wiederholungen derselben nicht entstehen können, und es würden somit die syntaktischen Formen überhaupt nicht existieren."[1] Die methodischen Folgerungen hieraus sind jedenfalls ganz anderer Art als die, welche Eggert seiner Auslegung Wundts entnimmt. Allerdings muß gesagt werden, daß Wundts etwas unklarer, auch von Delbrück angegriffener Ausdruck die Auslegung Eggerts doch wohl zuließ. Es kann also nicht jede psychologisch richtige Tatsache als Ausgangspunkt für die Didaktik dienen. Das ist in bezug auf das Sprachgefühl unmöglich und in bezug auf den ganzen fertigen Satz mindestens unmethodisch und unpraktisch. Es ist auch im fremdsprachlichen Betrieb vollständig unmöglich, einen Satz als Ganzes aufzufassen, ohne daß im Schüler die dazu nötigen Wort- und Formvorstellungen vorhanden sind. Logisch würde daher der Ausgang vom ganzen Satz zum Zwecke des analytischen Sprachbetriebs überhaupt keinen Fortschritt möglich machen, weil man eben nur sprachliches Material bieten dürfte, das dem Verständnis des Schülers ohne weiteres zugänglich ist. Verkörpert jedoch ein Satz ganz neue grammatische Tatsachen und enthält er ganz unbekanntes Funktions- und Wortmaterial, dann ist eine „einheitliche Auffassung des Satzzusammenhanges" ausgeschlossen. Dann ist dieser Satz für den Schüler nichts als eine sinnlose akustische Masse, aus der einige vielleicht bekannte Worte irgendwelche Assoziationen bewirken, die mit dem wirklichen Gedankeninhalt des Satzes meist gar nichts zu tun haben. Es müssen dann doch erst, um das Verständnis des Ganzen herbeizuführen, Teilvorstellungen gegeben werden, und das ist *synthetischer* Sprachbetrieb. Olbrich sagt sehr richtig: „Wir gehen hier also von den *wesentlichen Punkten* des Ganzen zu den unwesentlichen Teilen;"[2] und

[2] Wundt, *Sprachgeschichte und Sprachpsychologie* S. 60.

[1] Olbrich, *Anmerkungen zu M. Walters Methodik des neusprachlichen Unterrichts* 1917 S. 86.

erkennt damit die Notwendigkeit der Teilbehandlung an; er ist aber schwer verständlich, wenn er hinzufügt: „. . . und bauen nicht aus einzelnen Bruchstücken auf."

Ein allgemein gültiger pädagogischer Grundsatz lautet: Man gehe vom Bekannten zum Unbekannten; und in der Mathematik leitet man die Funktionsregeln auch nicht aus dem Resultat ab: Auch das Kind, um auf die natürliche Methode zurückzukommen, geht nie von der Apperzeption ganzer Satzinhalte aus. Es beginnt das eigentliche Sprechenlernen mit ziemlich mühseliger Assoziation von Einzelworten und Begriffsinhalten; und das Bilden ganzer Sätze wie auch das Verstehen derselben tritt erst sehr spät in der sprachlichen Entwicklung des Kindes auf; erst dann, wenn es bereits über die elementare Stufe des Sprechenlernens hinaus ist. Zudem verschließt sich auch Eggert nicht der Notwendigkeit, von der Anschauung auszugehen, was sich aber schwer mit der These, den Satz als Ausgangspunkt anzunehmen, vereinigen lassen wird.

Eggert gründet seine Lehre, daß vom ganzen Satze ausgegangen werden müsse, ferner darauf, „daß jede Funktion stets auf derjenigen Bahn sich vollzieht, in der sie erlernt und eingeübt worden ist"[1]. Es steht jedoch fest, daß anfangs zwischen Objekts- und Wortvorstellungen, sowie zwischen Gesamtvorstellung und Satzgliederung Reflexionsakte liegen, ebenso sind die anfänglichen Willensakte zwischen Artikulationsvorstellungen und sprachlichem Ausdruck nicht zu übersehen. Nach und nach fallen diese weg, was aber eine sehr wesentliche Bahnänderung bedeutet, mit der ein Pädagog wohl zu rechnen hat. Also auch darauf läßt sich nicht die Notwendigkeit des Ausganges vom ganzen Satze gründen. Man darf eben die Grundsätze der Spracherlernung nicht aus der Art und Weise des vollkommenen Sprechens ableiten, wie es als Gegensatz ebenso verkehrt wäre, sie aus der Säuglings- und Kindersprache abzuleiten. Wenn das der Sprachlehrer tut, dann ist er eben mehr Sprachpsychologe als Pädagog; und diesen Eindruck macht allerdings Eggert in seiner im übrigen vorzüglichen Arbeit.

Wenn wir den Satz als Ganzes als Gesichtspunkt für die Gliederung eines Lehrganges nehmen wollten — sofern Eggert eine solche beabsichtigte —, so müßte das eine Stoffgliederung nach den Arten der Sätze ergeben, die aber kaum durchführbar

[1] Eggert a. a. O. S. 28.

ist, schon deshalb, weil die Satzform doch sehr unabhängig vom Gehalt ist, und die heterogensten geistigen Funktionen in demselben Satzbau ihren Ausdruck finden können. Es würde dies nur ein höchst äußerliches mechanisches Gliederungsprinzip sein wie etwa das des Pflanzenreiches nach Linné. Es scheint, beiläufig gesagt, als ob manche Grundsätze der sprachunterrichtlichen Reform der Begründung einer regelrechten methodischen Einheit, eines exakten Lehrganges und einer wirklichen Methodik überhaupt widersprächen. Jedenfalls widersprechen solche Grundsätze dann auch den methodischen Anschauungen der Lehrerschaft, und es darf nicht wundernehmen, wenn Neuerscheinungen der Schulpraxis, die in keiner Weise in dem Rahmen des Lehrbetriebs und der allgemeinen pädagogischen Grundanschauungen klassifizierbar sind, sich selbst überlassen bleiben und zugrunde gehen.

Aber auch als Psycholog muß man gegen Eggerts Grundsatz Einwendungen erheben. In einem solchen fertigen Satze erscheint nämlich jeder neue Begriff und jede neue grammatische Funktion in einem sehr festen assoziativen Zusammenhange. Diese assoziative Bindung macht sich aber bei verändertem Gebrauch der Funktion und der Begriffe in störender Weise geltend, und es ist erst viel Übung notwendig, wie auch Eggert zugibt, und wie man auch aus den Beispielslektionen M. Walters u. a. sieht, den Begriff und die Funktion aus diesem Zusammenhang zu lösen, ohne daß es jedoch gelingen wird, gewisse Assoziationstendenzen, die sich beim ersten Auftreten des Neuen bilden, ganz zu beseitigen. Man könnte fast an die störenden Wirkungen denken, die sich beim Gebrauch des fremdsprachlichen Wortes zeigen, das man mit Hilfe des Deutschen memorierte. Es ist z. B. ohne weiteres klar, daß das Verbum «donner» als allgemeine Funktionsbezeichnung viel besser im Gedächtnis haften bleibt, als z. B. die Form «donnâmes», weil es eben viel abstrakter ist (siehe Wundt!) und weil der viel größere Umfang der Beziehungsmöglichkeiten eine viel größere Anwendungssphäre und allgemeinere Reproduktionsübung mit sich bringt. Man sollte auch nicht mit Ableitungen anfangen und dann zur Grundform kommen, sondern umgekehrt, vom Einfachen zum Zusammengesetzten.

Schließlich ist auch das Sprechen viel mehr gefühls- und willensbetont, wenn der Schüler auf Grund seines *eigenen* Vorstellungs- und Empfindungslebens sprechen kann, als wenn er

sich mit fertigen, fremden Gedanken herumschlagen und diese in bezug auf ihre Beziehungen geistig hin- und herrangieren muß, wie es der Ausgang vom fertigen Satze notwendig macht. Die „gemeinschaftspsychologischen Faktoren"[1], auf die Kappert hinweist, können dabei auch nicht zur Geltung kommen. *Freie* Ausdrucksgestaltung ist es, was die Schüler in erster Linie brauchen und was auch nur als eigentlich psychologisches Sprechen bezeichnet werden kann.

So bleibt dem Pädagogen sowohl aus pädagogischen als auch psychologischen Gründen nichts übrig, als den fertigen Satz als Ausgangspunkt für die Sprachlehrmethodik und als Gliederungsprinzip des gesamten Stoffes abzulehnen.

Hermann Paul sagt: „Der Satz ist das Symbol dafür, daß sich die Verbindung mehrerer Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen in der Seele des Sprechenden vollzogen hat und das Mittel dazu, die nämliche Verbindung der nämlichen Vorstellungen in der Seele des Hörenden zu erzeugen."[2] Damit werden wir auf das hingewiesen, was der Gestaltung des sprachlichen Ausdruckes vorangeht, nämlich auf die psychische Funktion, die sich vollzog, auf den primären, gefühlsbetonten Denkakt, der eine sprachliche Gestaltung zur Folge hatte. Damit sind nun nicht die logischen Schlüsse und die Urteile gemeint, wie sie etwa in Kants Kategorientafel enthalten sind, sondern überhaupt alle Assoziationen[3] von Vorstellungen, die mit einem sprachlichen Ausdruck verbunden sein können. Das ganze System würde dann eine Gliederung aller möglichen geistig-sprachlichen Funktionen von der einfachen Benennung an über die Bestimmung von Zahl, Art, Ort, Zeit usw. bis zu den kompliziertesten Beziehungen von Zuständen und Funktionen in der Hypotaxis darstellen. Damit gewinnen wir eine übersichtliche, dem Inhalt und der Natur der Sprache angemessene Gliederung des gesamten Stoffes, einen entwickelnden Fortschritt vom Einfachen zum Zusammengesetzten, und zugleich eine Gliederung, die jedem Sprachsystem, der Muttersprache wie der fremden, in gleicher Weise zugrunde liegt, die in keinem Falle versagt, die keine Kenntnis der Fremdsprache und ihrer Grammatik voraussetzt, eine Gliederung, die,

---

[1] Kappert a. a. O. S. 74.

[2] H. Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte* S. 111.

[3] Im Sinne Ziehens. Es ist also auch das mit eingeschlossen, was Wundt als Apperzeption bezeichnet.

man könnte fast sagen *a priori* in jedem Menschen liegt, wenn man sich damit nicht doch ein wenig an Kant versündigte.

Somit ist jeder Satz die syntaktisch-verbale Darstellung nicht eines Grammatikparagraphen, sondern einer psychisch-logischen Funktion; und die ganze Grammatik rückt in eine neue Beleuchtung. Wir gehen hier nicht erst auf die alte Auffassung ein, „welche die Grundverhältnisse des logischen Denkens zugleich als Normen des sprachlichen Denkens betrachtete". Die ist durch Wundt genugsam widerlegt[1]. Da die psychologischen Grundlagen des Denkens bei allen normalen Menschen die gleichen sind, muß sich dies natürlich in der Ausdrucksgestaltung bemerkbar machen. „In gewissen fundamentalen Eigenschaften werden voraussichtlich die Sprachäußerungen so gut wie die sonstigen Ausdrucksbewegungen übereinstimmen, weil eben in ihnen allgemeine Eigenschaften des menschlichen Bewußtseins zum Ausdruck kommen[2]." Die „konkreten analytischen Gedankenbeziehungen"[3] sind die gleichen. Ein besonderes logisches System gibt es also beim Erlernen einer Fremdsprache nicht anzueignen, sondern es sind nur die verschiedenen syntaktischen Figuren derselben zu einer psychisch-logischen Funktion, z. B. zur Ortsbestimmung, einzuprägen und zu üben, bis sie unbewußt, reflektorisch ausdrucksgestaltend wirken. Es werden nun nicht mehr Regeln gegeben und solche auch nicht mehr von fremdsprachlichen Beispielen abgeleitet, sondern wir fragen uns: Was soll zum Ausdruck gebracht werden? Z. B. die Verneinung. Nun wird gezeigt, in welcher Weise diese möglich ist. Die Muttersprache spielt dabei nur als Analogon eine Rolle. Doch darüber später.

Eggert nennt dies „Erzeugung psychischer Dispositionen"[4]. Das ist aber die Hauptaufgabe des ganzen Sprachunterrichtes, und hierin liegt auch der Oberbegriff der ganzen Stoffgliederung. Das neue Sprachsystem muß auf der Basis des zugrunde liegenden Denksystems nach und nach entstehen. Auf der Gleichheit der psychischen Grundlagen in den Menschen beruht überhaupt die Möglichkeit der sprachlichen Mitteilung und des Erlernens fremder Sprachen, und diese psychischen funktionellen

---

[1] Wundt, *Sprachgeschichte und Sprachpsychologie* S. 70/1.

[2] Wundt, *Völkerpsychologie* I S. 213.

[3] Wundt, *Sprachgeschichte und Sprachpsychologie* S. 76.

[4] Eggert a. a. O. S. 6.

Grundlagen müssen zugleich auch die Basis des fremdsprachlichen Unterrichts sein, von der aus man zu der verschiedenen sprachlichen Einkleidung kommt. In gleicher Weise ist z. B. in der Mathematik die Addition eine eindeutig bestimmte Funktion. Die Größe der Summanden, ihre Zahl und Stellung ist aber veränderlich wie auch die der Worte in dem Satze[1], welcher die syntaktische Figur zu einer bestimmten psychischen Funktion war. Die Funktion selbst ist das Wesentliche und, wie auch in der Mathematik, der Oberbegriff zur Stoffteilung. Sie ist als syntaktische Figur in ihrem Wesen auch durchweg einer mathematischen Formel gleich. Überhaupt würde dem Sprachunterricht eine deutlichere Anlehnung an den Mathematikunterricht, zu dem er eine große psychologische Verwandtschaft aufweist, nichts schaden. Dann würden auch die bedeutenden formalen Werte, von denen besonders in der grammatisierenden Methode fast nichts zu spüren ist, erst recht zur Geltung kommen, und wir würden in stärkstem Maße das erreichen, was Kappert als den eigentlichen formalen Wert des Sprachunterrichts bezeichnet, daß nämlich „jede Beherrschung einer Fremdsprache die logischen Beziehungsfunktionen als solche dispositionell verstärkt“[2]. Die ganze Menschenerziehung und Bildung läuft ja darauf hinaus, im Schüler ein psychisches Funktionssystem zu schaffen, mit dessen Hilfe er in jeder neuen Situation des Lebens in angemessenster Weise zu handeln fähig ist. Das soll auch der Sprachunterricht, und es kann gar keine andere Aufgabe für ihn bestehen. Dazu müssen wir aber von der psychischen Grundfunktion ausgehen. Dann wird der Satz und die Sprache erst wirklich in Wundts Sinne analytisch; dann ist als Ausgangspunkt wirklich eine psychische Einheit, ein Vorstellungsinhalt als Ganzes gegeben, und eine Analyse zur Gliederung in Grund- und Beziehungselemente für die Gestaltung des sprachlichen Komplexes findet statt und führt zu einem einheitlichen, auf einheitlicher Grundlage ruhenden Ausdruck. Und das will doch die Reform.

(Schluß folgt)

Chemnitz. MARTIN KIRSTEN.

---

[1] Wundt, *Grundriß der Psychologie* 1896 S. 354: „Auch für die Wortfolge gibt es nun, so wenig wie für das Verhältnis von Laut und Bedeutung, irgendeine allgemein gültige Norm.“

[2] Kappert a. a. O. S. 41.

DER ENGLISCHE UNTERRICHT AM REFORM-REAL-GYMNASIUM IM HINBLICK AUF DIE EINHEITSSCHULE.

(*Im Auszuge*)

"Problem gives rise to problem. We may study for ever, and we are never as learned as we would. We have never made a statue worthy of our dreams."
Stevenson, *Virginibus Puerisque.*

Methode ist im letzten Grunde die Art, wie der Lehrende durch das Fach, das er besonders vertritt, auf den Lernenden einwirkt, indem er ihn darin bildet. Methode ist Ausdruck der Persönlichkeit. Sie verlangt uneigennützige Hingabe an dies Werk in unablässiger Arbeit an sich selbst. Das Genie allein kann, um der Welt das Geheimnis seines Wesens zu künden, aus dem Reichtum seiner Seele Mittel gebären, die dem gewöhnlichen Sterblichen versagt sind, doch gleich ihm wird, wer immer strebend sich bemüht, das Beste in sich zu erkennen, zu entwickeln und mitzuteilen, für unsägliche Mühe und opferfreudiges Entsagen reichlich entschädigt werden, wenn er fühlt, daß die Werdenden willig der Bahn folgen, die er ihnen weist, daß sie ihm mit Liebe anhangen.

Vor zehn Jahren hatte der Verfasser dieser Zeilen das große Glück, den Frankfurter Altmeister der direkten Methode unterrichten zu sehen. Sein Beispiel zeigte dem noch unfertig-suchenden jüngeren Fachgenossen, der 1903 die Berufswanderung ohne Führer angetreten und bis dahin (1909) ohne lenkenden Handweiser fortgesetzt hatte, nicht nur, daß er unbewußt einem dunklen Drange folgend den gleichen Weg beschritten hatte, sondern vor allem auch, welche wunderbaren Aussichten dieser Weg in Zukunft bot, wenn er ihn von nun an zielbewußt an einem geeigneten Wanderstabe durchmaß. Nach zehnjährigem, rüstigem Weiterschreiten ist es recht und billig, daß der Wanderer einmal stillesteht und Umschau hält. Während er in herzlicher Dankbarkeit des Mannes gedenkt, der ihm seither als Leitstern voranschwebt, gewahrt er, daß nur persönliche Eigenart, die dem kühnen Vorkämpfer verwandt ist, auf ihr bis ans Ende gelangen wird. Er erkennt, daß zur äußersten Durchdringung der sogenannten Reformmethode Persönlichkeiten gehören, die mit Stärke des Willens umfassendes Wissen und Sprachgewandtheit verbinden. Er sieht, daß es nur wenigen Auserwählten gegeben ist, zwei fremde Sprachen auf der Oberstufe nach dieser Methode zu lehren, und wünscht, daß die

Sprachbeflissenen im Hinblick darauf nur eine von beiden gründlich zu erlernen gehalten wären. Er versteht, daß die Lehrweise, die die Genialität eines Max Walter zur Kunst erhoben, gar leicht durch ungeschickte Nachahmung ein oberflächliches Spiel werden kann.

Der Verfasser hält es für einen Vorzug des Reform-Realgymnasiums, daß die Schüler, wenn sie anfangen Englisch zu lernen, bereits in reiferem Alter sind, weil sie die großen syntaktischen Schwierigkeiten, die diese Sprache nach einer so leichten Formenlehre wider Erwarten bietet, schneller überwinden. Darum sollte die Schule der Zukunft, wie das bewährte Reform-Realgymnasium, zunächst das fester gefügte, klarere Französisch lehren, und sollte das Englische, für das sie sich bei der ungeheuren Bedeutung, die dieses nach dem Kriege als Weltsprache erlangt hat, sich wohl wird entscheiden müssen, an das obere Ende der Leiter verlegen, da dann unter Beibehaltung der wöchentlichen Stundenzahl (6, 4, 4, 4) vier Jahre zur gründlichen Erlernung genügen und das erste Jahr ausreicht, dem angehenden Kaufmann das zu geben, was er über die Vorkommnisse des täglichen Lebens wissen muß.

Ehe wir die einzelnen Stockwerke unseres Baues durchschreiten, müssen wir den Plan kennen lernen, nach dem er errichtet ist: Die Schüler sollen durch die fremde Sprache mit dem Geistesleben des fremden Volkes vertraut gemacht und gleichzeitig befähigt werden, gedruckte oder gesprochene Sprachganze inhaltlich richtig zu erfassen und sich mündlich oder schriftlich ohne grammatische Fehler auszudrücken, und dabei soll die Unterrichtssprache ausschließlich die fremde Sprache sein.

Im ersten Lehrjahre (U II) dient der Unterricht vor allem der Aneignung der Aussprache und der Grammatik, unter der wir natürlich nicht nur die paar Erscheinungen der Formenlehre verstehen. Indem wir in allen Stunden den Sach- oder Gedankengehalt unserer „Lektionen" durch mündliche oder schriftliche Übungen, wie Fragen, Umformen, Nacherzählen unter dauernder Benutzung der Wandtafel durch Lehrer und Schüler herausarbeiten und befestigen, entwickeln wir die Grammatik als etwas nicht von der lebendigen Sprache zu Trennendes, zugleich aber wecken und stärken wir das Sprachgefühl, was bei aller Spracherlernung ja das Wichtigste ist.

Wer mit uns der Ansicht ist, daß es gilt, gerade aus dem Anfangsunterricht die Langeweile zu verbannen und den Froh-

sinn hereinzulassen, um den Lerneifer wachzurufen und festzuhalten, der greife wie wir zu Hausknechts ausgezeichnetem Buch *The English Student*, dessen erster Abschnitt, die mit gefälliger Leichtigkeit gezeichneten "Sketches", die wohltuende Frische persönlichen Erlebens atmet. An diesen fünfzehn Bildern aus dem an Abwechslung so reichen Leben zweier englischer Schulknaben kann sich der Lehrer im ersten Schuljahre vollauf genügen lassen. Freilich darf er nicht in der Weise verfahren, daß er zunächst die Vokabeln verliest, sie lernen läßt und abfragt und dann „das Stück“ bei offenen Büchern, selber das Buch in der Hand, Satz für Satz durchübersetzt und grammatisch erklärt. Wer das tut, versündigt sich an dem Geist dieses Werkes, denn bei solcher Durchnahme wird sein Inhalt, der mitempfunden sein will, blaß und farblos bleiben und den Schülern kaum zum Bewußtsein kommen. Nein, wir selber gebra uchen das Buch während der Stunden überhaupt nicht, wei wir uns mit ihm ganz vertraut gemacht haben, und die Schüler ebenda immer nur zum Nachlesen des Durchgenommenen. Dies *sinngemäße* Lesen eines "Sketch", das gleichsam wie eine reife Frucht vom Baume fällt und die Übersetzung ins Deutsche für *alle* unnötig macht, weil es das volle Wort- und Sachverständnis des Gelesenen zu freier Verwendung in sich schließt, ist das Ziel, das wir von allem Anfang an durch unsere Art der Vorbereitung darauf zu erreichen suchen.

Gleich können wir natürlich nicht mit den "Sketches" beginnen. Zunächst müssen wir die Schwierigkeiten der Laut bildung überwinden. Uns liegt zunächst einmal daran, eine gute und richtige Gesamtaussprache zu erzielen, der einzelne wird sich an dieser schon vervollkommnen oder abschleifen, hört er doch auch den Lehrer nicht nur zuerst, sondern auch später noch immer englisch reden. Einzelübungen, d. h. Übungen einzelner Laute an einzelnen Schülern, lehnen wir ab, da sie zeitraubend sind und der Zucht nicht förderlich, daher der Klasse in ihrer Gesamtheit eher schaden als diesem oder jenem nützen. Wir führen die Laute in Worten vor, deren Bedeutung alle sofort durch den Hinweis auf die betreffenden Gegenstände zweifellos erkennen. Was wir in der Klasse sehen, auf dem Schulhof, der Straße usw., alles wird benannt und geschrieben, Einzahl und Mehrzahl wird gezeigt, Gleichartiges gezählt, das Hauptwort durch das Fürwort ersetzt, sinnfällige Handlungen werden durch Worte begleitet in allen sechs Personen und in der ein-

fachen sowohl als in der progressiven Konjugationsform der Gegenwart und Vergangenheit, die Dinge werden nach ihrer Farbe und Größe unterschieden oder verglichen und ihre Lage im Verhältnis zu anderen angegeben. Von der ersten Minute an stellen wir Fragen, die sehr bald von den Schülern nachgeahmt werden; auch drücken wir uns der Klasse gegenüber sogleich englisch aus, indem wir den Satz, der unser Tun oder unseren Willen darstellt, durch eine nicht mißzuverstehende Gebärde begleiten. Allein die Frage ist alles. Sie, die ständig wechselnd Altes mit Altem verknüpft und Neues hinzufügt, faßt die bunte, sich stetig mehrende Vielheit zu einer ewig bewegten Einheit zusammen. Den Stoff zu unseren Übungen, den uns die Umgebung bietet, findet man im Supplement des Lehrbuches, Abschnitt 1—15, zusammengestellt. Während wir ihn im Spiel von Frage und Antwort zum bleibenden Besitz der Schüler machen, indem wir nach eigenem Ermessen unseren Bedürfnissen entsprechend hinzutun oder fortlassen, versäumen wir nicht, in ähnlicher Weise fragend die Sprichwörter der Einleitung durchzuarbeiten, nachdem wir sie vorübersetzt und die Übersetzung auch für die Schwächeren darunter geschrieben haben. Sind wir soweit gekommen, so kennt der Schüler die Hauptsachen der Formenlehre: *-s*, *-es* als Endung des Plurals der Substantive und der 3. Person Singular des Präsens, starke und schwache Präterita und Partizipien des Perfektum, *to do* beim Verbum, *to be* und *to have*, Partizip des Präsens, progressive Form, die Pronomina (auch *some* und *any*), Artikel, Numerale, Adjektiv, (auch mit *one*) und Adverb, Präposition und Konjunktion. Fragen wir jetzt auf Englisch nach Wortart, Flexion, Kasus, Numerus, Tempus, so muß der Schüler imstande sein, die gewünschte Auskunft zu geben; ein Fehler beim Sprechen wird uns schon öfter Anlaß zu einer solchen „grammatischen“ Frage gegeben haben und zuweilen auch die Ursache gewesen sein, das Konjugieren gewissermaßen als Einlage in unser Programm durch bloßes Aufsagen der Formen einzuüben. Inzwischen pflegen wir die Aussprache auch durch gelegentliches *Lesen* und *Lernen* eines der kleinen, sich leicht einprägenden, frischen Gedichte, die das Lehrbuch am Ende des Abschnittes "English Poetry" bietet; diese Gedichte werden jedoch nur vom Lehrer vorübersetzt und von poesiebegabten Schülern in deutsche Verse umgegossen. Den Wortschatz, den wir in lockerem Anschluß an das Supplement vermitteln, ergänzen wir noch dadurch, daß

wir, auch hier ein wenig freier schaltend, die Leseübung über Großbritannien und Irland mit Hilfe der Karte zu einer Geographiestunde in englischer Sprache gestalten.

Unter dieser unserer vorbereitenden Arbeit vergehen etwa vier bis fünf Wochen. Die Klasse ist im ganzen ausgerüstet für die Reise, die wir nunmehr mit Bob und Tim antreten. Wie Vergnügungsreisende weilen wir fast ein Jahr in England, beständig neue Eindrücke bekommend, ohne besonders darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie charakteristisch für die fremde Art sie sind, und sollten wir nach Ablauf dieser Zeit wieder in die Heimat zurückkehren, so können wir wohl sagen, daß wir mit der Sprache Land und Leute einigermaßen kennen gelernt haben.

Daß auf unserer Reise alles von einer sachkundigen und geschickten Führung abhängt, bedarf kaum der Erwähnung. Unerläßlich erscheint es uns, daß der Lehrer die Verhältnisse, in die er seine Schüler einführen will, aus eigener Anschauung wirklich kennt, daß er sich in England umgetan und nicht bloß als Student oder gelehrter Oberlehrer im Britischen Museum Manuskripte abgeschrieben hat. Zum mindesten muß er sich durch einen berufenen Ausländer auf Grund der Hilfsmittel, die u. a. Heinrich Spies und neuerdings Bernhard Fehr ihm vorschlagen, in sie haben einweihen lassen. Nur der, dem Land und Leute vertraut sind, wird alles das sehen, was bei Hausknecht zwischen den Zeilen zu lesen ist und unseres Erachtens erst herausgeholt werden muß, damit das betreffende "Sketch" nachher wie ein Vorgang auf einer Bühne plastisch und eindrucksvoll an unsern Augen vorüberzieht. Darum wird das Erarbeiten eines solchen Stückes immer viel mehr umfassen als dieses selber enthält, indem sich das besondere Geschehene von einer allgemeinen Grundlage abheben, sozusagen erst der Rahmen gezimmert werden soll, in den das Bild sich zwanglos einfügt. Z. B. schildern wir, von Schulpforta oder Roßleben kommend, vor I zunächst die äußere Einrichtung der "Greater Public Schools" ("Eton College, Harrow School"), die von einem "Doctor" geleitet und zumeist von den Söhnen des „Feudal"- und des „Land"adels besucht werden. Dann begeben wir uns in eins der Pensionshäuser, die zur Schule gehören, treten in ein Schülerschlafzimmer und entdecken das Besondere (*blanket*) des englischen Bettes, und schließlich verfolgen wir, uns nun ungefähr an das erste "Narrative" haltend, "Tim and Bob's getting up".

Wir müssen uns, da wir noch vor Anfängern stehen, so leicht und einfach wie möglich ausdrücken in unserer Darbietung, alles Unbekannte fürsorglich an die Tafel schreiben und, wo sich die Bedeutung des Neuen nicht ohne weiteres aus dem Zusammenhang, unserer durchsichtigen Einkleidung oder kennzeichnenden Gebärde mit Gewißheit erschließen läßt, das deutsche Wort mündlich oder schriftlich hinzusetzen, und wir wollen nicht versäumen, uns durch zurückspringendes und dabei doch ständig vorfühlendes Fragen in jedem Augenblick recht genau davon zu überzeugen, wie weit wir von der mitarbeitenden Klasse verstanden werden, was uns der Grad der Sicherheit, mit der die Befragten antworten, wie ein verläßliches Barometer genau anzeigt. In der oben angedeuteten Weise bemühen wir uns also, einem jeden "Sketch" den Rahmen zu geben, in den es nach unserer Ansicht hineingestellt werden muß, um erst recht zu wirken. Dabei bedienen wir uns gern der Fingerzeige, die das Supplement des *Student* und Krons *Little Londoner* uns bieten. Sind die Schüler mit seinem Sachinhalt bekannt, so wird dieser zugleich mit dem Sprachgehalt dadurch befestigt, daß sie den Stoff umformen und erzählen und sich gegenseitig danach fragen. Im Anfang lassen wir, wenn wir fertig sind mit allem übrigen, die "Narratives" oder Teile daraus auch satzweise lesen und verlangen dann, daß die Schüler die Frage nach einem Satzteil bilden, indem wir ihnen aufgeben: "Put the Subject- (Predicate-, Object-, Place-, Time-, Manner-, Cause-) question." Zu Hause fertigen sie jedesmal zum Schluß selbständig eine idiomatische Übersetzung des betreffenden "Dialogue" an, die in der Klasse berichtigt und gefeilt und in mustergültiger Form auf ein besonderes Blatt geschrieben und von diesem einige Male fließend ins Englische zurückübersetzt wird.

Wer unserem Beispiel folgend sich zum Ziel setzt, die fünfzehn Skizzen aus dem Leben der englischen Schüler in greifbare, erfühlte Wirklichkeit zu verwandeln, der wird nach unserer festen Überzeugung im Sinne Hausknechts handeln, der seinen *Student* ausdrücklich ein Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache *und Landeskunde* nennt. Wenn man so verfährt, erledigt man bei dem gegenwärtigen geistigen Tiefstande des Schülermaterials im ersten Vierteljahr höchstens zwei "Sketches", und man darf trotz der sechs Wochenstunden nicht säumen, will man am Ende des Jahres mit den übrigen dreizehn fertig sein. Daneben noch einen Schriftsteller zu lesen, etwa Scotts beliebte,

aber ganz ungeeignete "Tales of a Grandfather", hat man keine Zeit, und sollte man unter günstigeren Voraussetzungen wirklich einmal zuletzt noch ein paar Wochen erübrigen, so gehe man sofort in den zweiten Abschnitt des Buches hinein, der die Lektüre vollauf ersetzt.

Der zweite Abschnitt des *Student* bildet die Lehraufgabe des zweiten Jahres bei vier Stunden wöchentlich. Er besteht bekanntlich aus neunzehn "Short Compositions", die Bob unter der Anleitung eines "tutor" während der großen Ferien bei Tim in Greenhill Park verfaßt, um sie seinem als Großgrundbesitzer in Australien lebenden Vater zu übersenden, der sich am Ende in einem für den englischen Kolonisten charakteristischen Briefe dafür bedankt und dem Sohne seinen Besuch gelegentlich einer Weltreise in Aussicht stellt. Diese in einfacher, klarer Sprache gehaltenen Aufsätze, die Hausknecht in schöner Erfindung aus der Feder eines Sechzehn- bis Siebzehnjährigen fließen läßt, zeichnen in anschaulichen Bildern, die sich um einzelne hervorragende Persönlichkeiten gruppieren, die Geschichte des Inselreiches von den Tagen der alten Briten bis zu dem goldenen Regierungsjubiläum der Königin Viktoria — sie müßten nach den gewaltigen Geschehnissen der letzten Zeit recht bald in einer Neuauflage bis zur Gegenwart fortgeführt werden — und machen uns in gefälliger Form mit den äußeren Tatsachen bekannt, die wir uns eingeprägt haben müssen, wenn wir später verstehen zu lernen suchen, wie England seiner Bestimmung gemäß allmählich zur gewaltigsten Kolonialmacht der Erde geworden ist. Ähnlich wie bei den "Sketches" bemühen wir uns auch hier, für die Ereignisse, die die "Compositions" darstellen, einen breiten, geschichtlichen Hintergrund zu malen, von dem sie sich in ihrer besonderen Bedeutung erst richtig abheben. So behandeln wir die „Reise der Maiblume" unter dem Gesichtspunkt der politischen Wirren, die unter den Stuarts einsetzten und zur Errichtung der Republik führten, in dem „Entsatz von Londonderry" erblicken wir das Schlußglied einer Kette von Vorgängen, die mit der Wiederherstellung der Stuarts begann. Die Große Rebellion, Cromwell und die Glorreiche Revolution bilden also hier die Basis, auf die wir die beiden Lesestücke stellen. Desgleichen erkennen wir in Wolfes und Nelsons Heldentaten zwei Akte des gewaltigen Ringens zwischen England und Frankreich um den Besitz der Neuen Welt, sowie wir uns bei den „Bogenschützen" den Hundert-

jährigen Krieg und bei Caxton die Zeit der Rosenkriege vergegenwärtigen.

Die Sprache der "Compositions" ist so leicht verständlich, daß wir Fünfzehn- oder Sechzehnjährigen, die wir ein Jahr vorgebildet haben, ruhig aufgeben dürfen, sie anfangs abschnittsweise, nachher zur Hälfte und schließlich auch wohl gleich ganz zu Hause zu „präparieren". Dabei ist es uns gleichgültig, ob sie die Vokabeln, die das Glossar zu Comp. I—XI noch gesondert und von da an nur in alphabetischer Anordnung enthält, in das übliche Präparationsheft schreiben oder nicht. In der Klasse verzichten wir auf satzweises Wort-für-Wort-Übersetzen, das können die Schüler ohne uns zu Hause besorgen, wir fragen nach dem, was sie nicht verstanden haben, und erklären es auf Englisch, übersetzen auch wohl, wenn es sich um äußerst schwierige oder ungewöhnliche Ausdrücke handelt, einmal eine Stelle ins Deutsche, dann aber beginnt unsere eigentliche Arbeit, indem wir den Inhalt durch Fragen erarbeiten, während wir ihn dabei, wie oben angegeben, gleichzeitig auf eine allgemeine Grundlage stellen. Mündliches und schriftliches Nacherzählen dient uns auch auf dieser Stufe dazu, das Erlernte zu befestigen.

Da uns jedes Übersetzen als Kunst gilt, so fordern wir, nehmen wir es einmal ausnahmsweise vor, für unsere Muttersprache ein Gewand, dessen sich die dabei meist recht stiefmütterlich Behandelte nicht zu schämen braucht.

Zu Hause müssen sich die Schüler auch die Paragraphen der Grammatik ansehen, die zu der betreffenden Komposition gehören. Die meisten unter ihnen werden erstaunt sein, zu sehen, daß sie das, was da eingeteilt und geordnet und bezeichnet ist, eigentlich ja längst kennen, ohne je eine Regel gelernt zu haben; daß sie das, was da zu tun oder zu lassen vorgeschrieben ist, von selbst richtig machen aus der Gewohnheit heraus, ohne bewußt diese oder jene Regel anzuwenden. Die Intensität dieses häuslichen Durcharbeitens wird natürlich zu ihrer Sprachbegabung im umgekehrten Verhältnis stehen. Sprachbegabte Schüler werden das Richtige meist durch unwillkürliches Nachahmen und Analogieschluß finden, während die unbegabten auch trotz eifrigsten Auswendiglernens der Regeln nichts Rechtes leisten, wofür das „gepaukte" Extemporale mit seinen Fehlern „trotzdem" zahlreiche Belege bietet. Unfähigkeit oder Ungeschick sind, so glauben wir auf Grund unserer

Beobachtungen, in der Mehrzahl der Fälle die Wurzel alles Übels, und sind es mehr denn je nach all den Kriegsversetzungen, die wir der Not gehorchend vorgenommen haben, um jetzt unter dieser lähmenden Fessel zu ächzen und zu stöhnen. Die besseren Schüler freilich werden, sobald wir das englische Stück englisch erarbeitet haben, die entsprechende deutsche Paraphrase ohne nennenswerte Fehler sofort zu übertragen imstande sein, da für uns die Erfassung des Sachgehalts zugleich die des Sprachgehalts bedeutet. Das deutsche Stück, das umgestaltend oder erweiternd sich an das englische anschließt, und die Satzgruppen, die vom Vorangegangenen viel in leichter Abänderung immer wieder bringen, sind auch für uns der Probierstein für das grammatische Können der Schüler, aber schon während wir übersetzen und noch unter Hinweis auf die Grammatik Fehler verbessern, erfüllt sich, was Form nur scheint, mit Inhalt, der über allen Regeln lebendig vor die Seele treten muß, denn nun suchen wir, unseren Grundsatz gleichsam umkehrend, mit dem Sprachgehalt zugleich den Sachgehalt zu erfassen, soweit er uns nicht schon aus dem betreffenden englischen Stück hinlänglich bekannt ist.

Wenn wir so die Kompositionen und die umfangreichen Übungen mit der Sprache zusammen zum geistigen Besitz der Schüler machen, über den sie frei verfügen können, haben wir leider auch im zweiten Jahre keine Zeit für Schriftstellerlektüre. Das ist kein großes Unglück, wenn wir bedenken, daß die Schüler an der Hand unseres trefflichen Buches Land und Leute und die Geschichte Englands kennen gelernt haben. Zu bedauern ist das nur insofern, als auf dieser Stufe die Lektüre ein Gegengewicht bilden sollte gegen die Schriftsprache unserer Compositions, die trotz aller weitausholenden und vielumfassenden Sprechübungen, in die wir sie hineinweben, eben doch Schriftsprache bleibt, die auch hinsichtlich des Wortschatzes anders ist als die gesprochene Sprache des täglichen Lebens, die wir uns während des ersten Jahres anzueignen versuchten. Um die Hemmung, die damit eintritt, zu beseitigen, müßten wir zu unserer Lektüre allerneueste Autoren wählen, deren Erzählungen die Umgangssprache der jetzt lebenden Engländer widerspiegeln. Wir haben unter diesem Gesichtspunkt mit unserer ersten Obersekunda, einer kleinen „auserwählten“ Schar, des geistreichen H. G. Wells fesselnde Utopie *The Invisible Man* (Diesterweg) gelesen, indem wir auch hier nur „besprachen“

und das Deutsche ganz ausschalteten. Was uns damals zu glücken schien, würde uns später mit großen, weniger gesiebten Klassen jedenfalls mißlungen sein, auch wenn die Kriegswirren die Schule nicht auf den Kopf gestellt hätten. Um Zeit für solche Unterhaltung zu finden, könnte man, ohne wesentliche Einbuße an englischem Material zu erleiden, die verkürzte Ausgabe des *Student*, den *Scholar* einführen. Wer dieses einzigartige Lehrbuch praktisch nach unserer Art erprobt hat, wird mit uns seinen Vorzug darin erkennen, daß die deutschen Übungen auf ein Mindestmaß — sechzehn Seiten — beschränkt, die "Grammar Lessons" der "Sketches" sowie der eigentliche Teil der Grammatik aber so erweitert worden sind, daß der Schüler nicht nur von Anfang an dort zusammengestellt findet und sich also nach Bedarf einprägen kann, was wir aus der Sprache selbst entwickeln, sondern ihm auch allerlei grammatische Übungen (Satzumwandlungen!) gezeigt und zur Ausführung empfohlen werden, die wir, wenn es irgend geht, mit der Durcharbeitung des Stoffes verflechten, ohne daß er unsere Absicht merkt. Trotz der großen Erleichterung aber, die der *Scholar* uns bei unserer Lehrweise bietet, würden wir es für richtiger halten, solange wir uns mit den vollen Klassen und ihrem herniederziehenden Ballast abfinden müssen, auf ihn und damit auch auf die ihn ergänzende Unterhaltungslektüre zu verzichten; wir möchten lieber unserem *Student* treu bleiben, dessen feingebauter deutscher Apparat es uns gestattet, langsam, aber wirksam auch die zu bearbeiten, die nur wenig oder gar keine Sprachbegabung mitbekommen haben. Nichtsdestoweniger steht der Reformer, der die Methode, der er sich mit Leib und Seele verschrieben hat, immer einheitlicher auszugestalten getrieben wird, nicht an, hier freudig zu bekennen, daß wir in dem *Scholar* ein ideales „Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache, Landeskunde und Geisteswelt“ besitzen; und bringt die Einheitsschule, wie sie es verspricht, wirklich kleine Klassen mit lauter fähigen Schülern, so könnte es allein der *Scholar* sein, nach dem wir sie unterrichten.

Nachdem wir zwei Jahre hindurch in sechs bzw. vier wöchentlichen Stunden unsere Schüler an den Inhalt des *Student* in der gesprochenen und geschriebenen Sprache ausgebildet haben, dürfen wir in den beiden folgenden Jahren der Prima das Englische nur noch als Mittel betrachten, sie mit der englischen Geisteswelt vertraut zu machen. Die fremde Sprache dient

Lehrenden und Lernenden jetzt als Werkzeug, das sie gebrauchen, sich miteinander über die fremde Literatur zu verständigen, und das sie um so gewandter handhaben werden, je mehr sie sich bemühen, den Gehalt eines Schriftstellers in Rede und Gegenrede klar zum Ausdruck zu bringen. Grammatische Übungen in der Klasse finden nicht mehr statt. Die Grammatik, die dem besseren Schüler ja nie in dem üblichen Sinne ein Lernbuch war, über dem er sich tödlich langweilte, ist ihm (wie dem Lehrer) jetzt ein willkommenes Nachschlagebuch, das ihn vornehmlich bei seinen schriftlichen Arbeiten in Fällen der Ungewißheit den gewünschten Aufschluß gibt, z. B. über Wortstellung, Adverb, Präpositionen, Konjunktionen, Synonyme und sprachliche Besonderheiten, an denen gerade das Englische so reich ist. Unser Unterricht zerfällt in Lektüre-, Literatur- und Shakespearestunden. Soll er fruchtbringend sein, so müssen ihm auch in Oberprima dauernd vier Stunden die Woche zu Gebote stehen, und darum sollte die Bestimmung beseitigt werden, nach der für die beiden neueren Sprachen zusammen auf dieser Stufe sieben Stunden angesetzt sind, wobei abwechselnd dem Englischen und dem Französischen *vier* Stunden zugeteilt werden können, was unseres Erachtens eine große Ungerechtigkeit gegen das erstere im Vergleich zu letzterem bedeutet, das seit Sexta, also seit acht Jahren, und mit je sechs Wochenstunden in den drei unteren Klassen gelehrt worden ist.

Der Lektüre widmen wir zwei Stunden. Unsere Lesestoffe bilden wertvolle historische, politische oder nationalökonomische Schriftsteller der neueren und neuesten Zeit. Freilich haben wir auf diesem Gebiet noch keine große Erfahrung hinter uns, die für uns spricht, denn wir sind gerade hier durch den Krieg empfindlich gestört worden. Wir haben erst zwei Autoren von Ruf je zweimal ganz oder teilweise durchgearbeitet: Escott, *England*, und Seeley, *The Growth of Great Britain*, beide in der Weidmannschen Sammlung; dazu Macaulay, *The Duke of Monmouth* (Velhagen und Klasing) einmal als Besprechung häuslichen Lesens. Jedoch haben wir schon soviel erkannt, daß wir mit einer solchen Wahl auf einem gangbaren Wege sind und daß wir gut tun, wenn wir die Romanliteratur von der Klassenlektüre ganz ausschließen. Dabei denken wir einmal daran, daß, wie wir selber in unserer Jugend Scott und Dickens, ohne uns viel um ihre Namen zu kümmern, in den alten deutschen Sammelausgaben „verschlungen“ haben, diese beiden Schrift-

steller auch von unseren Tertianern und Sekundanern in den guten Übersetzungen ihrer Klassenbibliotheken mit Genuß gelesen werden können, und zweitens meinen wir, daß unsere Primaner die schöne Literatur, soweit sie von Kennern für wertvoll gehalten wird, aus den Proben der Chrestomathien in den Literaturstunden zur Genüge kennen lernen. Es würde sich sicher empfehlen, als Ergänzung des in diesen Stunden behandelten Stoffes entsprechende Privatlektüre (Milton, Pope, Goldsmith, Scott, Byron, Tennyson, Dickens, Thackeray) und dazu ganz moderne Prosa aus rein sprachlichen Gesichtspunkten aufzugeben, aber wo soll der Durchschnittsschüler, der fleißig mitarbeiten muß, um mitzukommen, die Zeit hernehmen zu solcher Sonderbeschäftigung, die er nicht als Erholung, sondern als Last empfindet, wenn ihm die Überfülle dessen, was von der Schule geboten und verlangt wird, nicht einmal gestattet, in Mußestunden die bedeutenden Schriftwerke seines eigenen Volkes zu genießen? Diejenigen, die uns bis hierher gefolgt sind, werden sich schon vorstellen können, in welcher Weise wir unsere Lektüre behandeln. Sie werden es nur natürlich finden, daß wir die Übersetzung ins Deutsche ausschließen, da wir in ihr nur eine Vorstufe für das Verständnis des Inhalts erblicken, die, abgesehen von ganz wenigen, sozusagen vom Herausgeber „übersehenen“ Fällen bei den tausendfach sachlich und sprachlich bis zur Erschöpfung mit deutschen Anmerkungen und einem gleich die passende Übersetzung bietenden Sonderwörterbuch ausgestatteten Schulausgaben durch die häusliche Vorbereitung auf die Stunde als erledigt gelten kann. Bei so ausgezeichneten Hilfsmitteln, die sich von der fertigen Übersetzung bisweilen kaum noch unterscheiden, so daß es in der Tat nicht viel ausmacht, ob jene oder diese benutzt werden, können wir es doch unmöglich als Zielleistung fremdsprachlicher Lektüre in Prima betrachten, daß wir uns einen Autor stückweise von unseren Schülern vorübersetzen lassen in einer Form, die doch nur zum geringsten Teil ihr geistiges Eigentum sein kann, wofür wir ihnen dann Nummern anschreiben. Wir möchten unseren Schülern begreiflich machen, daß wortgetreues Übersetzen, d. h. ohne der Muttersprache dabei Gewalt anzutun, durchaus Sache häuslichen Fleißes, also eine selbstverständliche Vorbedingung ist, die sie je nach ihrer Sprachbegabung verschieden schnell, der eine im glatten Fluge, der andere nur an Krücken mühsam vorwärts stolpernd und immer strauchelnd, erfüllen werden, aber bei

gutem Willen immer allein erfüllen können, wenn wir unsere Schriftsteller den Kenntnissen und Fähigkeiten des Durchschnitts entsprechend aussuchen. (So kann man Escott nur kleineren, guten Klassen zumuten, während man Seeley auch mäßigen, großen vorsetzen kann.) Die selbständige, zu bewertende Leistung haben wir doch erst in der Art, wie der Schüler sich und uns Rechenschaft ablegt über das, was er übersetzt oder im Geiste (gleichsam unbewußt) übersetzend gelesen hat, indem wir ihn darüber befragen oder frei erzählen lassen. Hier haben wir in unseren Lektürestunden den Hebel anzusetzen. Die Schüler haben eine Einheit, d. h. ein Kapitel oder einen in sich geschlossenen Teil eines Kapitels, zu Hause zu präparieren, und diese Einheit besprechen wir dann mit ihnen in der Klasse, wie wir das ähnlich schon in Obersekunda mit den Kompositionen Hausknechts getan haben. Während der Besprechung haben die Schüler natürlich die Bücher nicht offen, und unser Ideal wäre es, wenn auch der Lehrer ganz frei, aus dem Gedächtnis dem Autor nachschaffend, den Kern der Sache aus ihnen herausholte. Auf jeden Fall muß er selber den aufgegebenen Stoff sorgfältig durcharbeiten. Wir entwerfen uns auf einem großen Bogen in großen Buchstaben eine Art erweiterter Disposition, die uns als Anhalt dient für die Fragen, die wir stellen wollen, indem sie uns hilft, immer wieder auf unseren Weg zurückzukehren, wenn wir durch die Querfragen der Schüler zu weit von ihm abgedrängt werden sollten. Wir zeichnen auch in kurzen Strichen den Gesamtinhalt auf, damit wir einen Maßstab haben, wenn wir ihn uns am Ende oder als Ergebnis unserer Fragen erzählen lassen. Desgleichen notieren wir uns alle Worte, die durch ihre Aussprache besonders bemerkenswert sind, um sie vor Beginn unserer Besprechung an die Tafel zu schreiben, damit wir sehen, ob sie richtig gesprochen werden. Wir schreiben uns ferner die Metaphern und die ungewöhnlichen Ausdrücke auf, sowie die Anspielungen auf Tatsachen aus der Geschichte Erdkunde usw., die wir mit Hilfe der Schüler erst klarstellen wollen, bevor wir an unsere eigentliche Aufgabe der Erklärung des Schriftstellers herangehen, die natürlich ebenso einheitlich wie gründlich durch unsere Fragen gelöst werden muß. Sind die Schüler einmal an diese Art des Betriebs gewöhnt, so kann man die Besseren das Aufgegebene auch wohl gelegentlich ohne vorheriges Fragen vor der Klasse entwickeln lassen, worauf man mit dieser in eine ergänzende und berichtigende Kritik des Gehörten eintritt, die

das gewöhnliche und zumeist notwendige Erfragen des Gedankengehalts dann hinterher ersetzt. Bei den sprachbegabten, kleinen Klassen, die die Einheitsschule uns ja verheißt, würden wir regelmäßig so verfahren, auch würden wir öfter ein vorzubereitendes Kapitel gleich zu Hause schriftlich wiedergeben und in der Schule zur Verbesserung vorlesen lassen; daran anknüpfend könnten wir dann das nächste Kapitel entweder frei oder im Anschluß an das Buch unter Betonung des Wesentlichen selber vortragen oder auch zur gleichzeitigen Übung des Ohrs wörtlich vorlesen, um unmittelbar darauf festzustellen, inwieweit der Inhalt erfaßt worden ist.

Wer seine Lektüre in Prima so angreift, der darf trotz aller Schwierigkeiten überzeugt sein, daß er sie wirklich durcharbeitet, daß er seinen Schülern mehr gibt, als wenn er etwa fünfzig Seiten im Halbjahr Wort für Wort in der Klasse liest und übersetzt und Sprechübungen in jeder Stunde von fünf bis zehn Minuten Dauer damit verbindet — und schließlich den Rest aus Mangel an Zeit mit Auslassungen meist extemporierend durchjagt, wie wir es einst gemacht haben, weil wir es nicht besser wußten. Er darf sicher sein, daß ein solcher Unterricht die Schüler über das Aufschlagen von Vokabeln, die sie (manchmal erst in der Pause) in das Präparationsheft, eintragen, zuweilen aber auch „überschreiben“, weit hinausführt, indem er sie zwingt, wirklich in den Stoff einzudringen, und ihnen in der Stunde selbst dann noch die Möglichkeit dazu bietet, wenn sie aus irgendeinem Grunde einmal dafür „nichts getan“ haben. Und bleiben wir hinter dem Ideal, das uns dabei vorschwebt, in menschlicher Unzulänglichkeit auch zurück, so beruhigt uns doch das Gefühl, daß wir uns strebend bemühen, auch durch die fremdsprachliche Lektüre den geistigen Gesichtskreis unserer Jugend zu erweitern, an ihrer Weltanschauung mitzuformen, sie mit zu Persönlichkeiten zu erziehen, indem wir ihnen einen hervorragenden Mann aus dem fremden Volke vorstellen und sie eine Zeitlang in dem Kreise seiner Gedanken bewegen.

Das englische Volk hat einen Shakespeare hervorgebracht. Diesem Geistesgewaltigsten, dessen Seele das ganze Universum umschloß, gebührt natürlich ein besonderer Platz im englischen Unterricht überall da, wo das Englische als ein Hauptfach angesehen wird. Wie der Gymnasiast stolz ist auf seinen Homer und noch in späteren Jahren von seiner Schönheit schwärmt, so sollen die Schüler der Realanstalten von der Sonne Shake-

speares, deren strahlenden Glanz sie mit Begeisterung erschauten, als sie jung waren, ihr ganzes Leben lang durchwärmt werden. Hat der Gymnasiast seine besonderen Homerstunden, so darf der Realgymnasiast auch seine besonderen Shakespearestunden haben. So weihen wir zwei Jahre hindurch dem größten Dramatiker aller Zeiten und aller Völker wöchentlich eine Stunde. Wir sind der Ansicht, daß es nicht Sache des Schülers ist, Shakespeare zu präparieren. Das soll der Philologe tun, der Primaner soll ihn lesen lernen, mit dem Herzen erfühlen; es soll ihm offenbar werden, daß es hier ein Kunstwerk zu genießen gilt, das wie ein Diamant in tausend Farben funkelt. Was kümmert ihn, inwieweit Shakespeares unvergängliche Dichtersprache von dem modernen Gebrauch abweicht, was heute grammatisch falsch daran ist. Seine göttliche Kunst soll ihn erheben durch die Sprache, in der sein Genius zu uns spricht. Darum weg mit den kommentierten, beschnittenen Schulausgaben. Man gebe dem Schüler einen unkommentierten, vollständigen Text in die Hand, wie ihn die Tauchnitzschen Einzelausgaben so wohlfeil bieten, und rate ihm von vornherein, sich eine Gesamtausgabe Shakespeares in englischer Sprache anzuschaffen, z. B. die hübsche und billige einbändige, die neuerdings bei Tauchnitz erschienen ist. Den „deutschen Shakespeare“ wird er meist schon unter den Büchern seiner Familie besitzen. Hat er ihn noch nicht zu eigen, so soll er sich ihn kaufen. Wir wünschen, daß er Shakespeare deutsch und englisch lese, damit er durch Vergleichen lerne, in welch hohem Maße auch das Übersetzen eine Kunst ist, und es ist an uns, ihm begreiflich zu machen, daß er nicht gleich „verständnisvoll“ zu lächeln braucht, wenn der Lehrer das Wort Übersetzung einmal in den Mund nimmt, ihm zu zeigen, daß man gelegentlich sogar die Benutzung einer Übersetzung empfehlen kann, wenn diese eine Nachdichtung ist, die es ihm ermöglicht, sich in ein schwer zugängliches Original einzufühlen. Darum sagen wir unseren Primanern, einige Wochen bevor wir an Shakespeare herangehen: „Sie lesen zunächst das ganze Stück ('Merchant, Henry IV, 1, Macbeth, Cæsar') in Ihren Mußestunden auf Deutsch, wenn Sie es noch nicht gelesen haben oder vom Theater her kennen, damit Sie Ihr stoffliches Interesse befriedigen und wissen, um was es sich handelt. Dann lesen Sie zur ersten Stunde die erste Szene des ersten Aktes (oder Szene eins und zwei, wenn die zusammen gehören) einmal, zweimal, dreimal auf Deutsch,

bis die handelnden Personen lebendig vor Ihnen stehen und Sie die Triebfeder Ihres Handelns erkennen! Wenn Sie alles recht deutlich vor sich sehen, so schließen Sie das Buch und schlagen den englischen Text auf, um dieselbe Szene (oder Szenen) nachzulesen. Da werden Sie bald merken, wie die Worte, die beim neugierigen ersten Beschauen ein Sturzacker für Sie gewesen waren, sich ordnen in ihren Reihen, wie das Formlose langsam Gestalt und Farbe annimmt, wie Sie ‚alles' verstehen, auch wenn Ihnen die genaue Bedeutung einiger Wendungen verborgen bleibt. In dieser Weise fahren Sie dann fort, und haben Sie sich erst in das Stück hineingelesen, so wird sich das deutschenglische Nacheinander immer schneller vollziehen, und der Dichter wird auch in seinem ursprünglichen Gewand immer mächtiger auf Sie wirken." Bei solcher häuslichen Vorbereitung beschränken wir uns in der Klasse auf die Besprechung des Aufgegebenen, indem wir englisch etwa so verfahren, wie der Deutschlehrer in Prima bei der Durchnahme der deutschen Klassiker. Und wenn wir auch einsehen, daß wir unser Ideal hier nie ganz erreichen werden können, so meinen wir doch, daß wir viel tun, wenn wir unsere Schüler vermögen, sich in gefälliger Umgangssprache über einen Dichter zu äußern, dessen heilige Sprache sie in ehrfurchtsvoller Bewunderung erschauen, ohne sie je anzutasten. Bei dem Erfragen des Inhalts gehen wir zugleich auf die Charaktere und die Absicht des Dichters ein, fassen am Ende jeder Szene das Wesentliche kurz zusammen, lassen es aufschreiben und machen an jedem Aktschluß einen Augenblick Halt, um in der Pause sozusagen aus der Erinnerung die Handlung, Spiel und Gegenspiel sorgsam unterscheidend, vor uns erstehen zu lassen. Nicht präparierte Szenen interpretieren wir bei offenen Büchern, wie Vischers Vorlesungen es uns zeigen, indem wir mit unserer Darstellung häufig bezeichnende Zitate verflechten, dichterische Bilder dabei durch schlichte moderne Worte umschreibend oder das ganze Zitat dazu noch in der Übersetzung Sch.-T.s gebend. Wenn wir Shakespeare in der angedeuteten Weise treiben, brauchen wir zu dem ersten Stück wohl etwas länger als ein Halbjahr, können das zweite im zweiten Halbjahr dann aber erledigen und im letzten Jahre, falls die Klasse klein und sprachbegabt ist, noch drei weitere Dramen auf unser Programm setzen. Denn auch hier macht Übung den Meister: Hat der Schüler erst zwei Stücke so durchgearbeitet, wie wir es für wünschenswert

halten, so sitzt ihm Shakespeares Wortschatz im Gefühl; er wird von selbst den Dichter mehr und mehr gleich englisch „lesen“, und das Deutsche, das ihm früher als Führer voranschreitend den Weg ebnen mußte, wird ihm jetzt nur noch helfend zur Seite stehen, wenn eigene Kraft nicht ausreicht, das Dornengestrüpp, in das er hie und da geraten, zu entwirren. Könnte sich jemand entschließen, eine wohlfeile, doppelsprachige Ausgabe der Werke Shakespeares im Paralleldruck herzustellen, wie sie Liebhabern für einzelne Stücke der Tempelverlag so vornehm und geschmackvoll bietet, wahrlich, wir würden nicht müde werden, zu verkünden, daß wir in ihr die erste ideale Schulausgabe besäßen, und wenn man uns um Rat fragte, so würden wir *sie* für die Einheitsschule zur Einführung vorschlagen. Indem wir unseren Schülern, ihrer Begabung entsprechend, aus dem Reichtum Shakespeares geben, was uns geeignet erscheint, dabei mit dem Dichter aus eitel Licht und Lust langsam versinkend in düsteres Leid und uns emporarbeitend zu versöhnlichem Verstehen des Weltgeschehens, glauben wir gerade dadurch, daß wir ihnen die Pein qualvoller Präparation im Kleinen ersparen, die einer begeisterungsfähigen Jugend die Sache meist verleidet, in ihrer Brust das Gefühl zu erwecken für die Großartigkeit und die unvergängliche Schönheit seiner Kunst, und beneidenswert der Lehrer, der, selber etwas vom Künstler in sich spürend, die Shakespearestunden in dieser Art zu Feierstunden gestalten kann, er wird durch sie die Besten anregen, daß sie später, wenn sie die Schule längst überwunden, erst recht tief in des Dichters unerschöpflichen Schatz — englisch-deutsch — hinuntersteigen und emporholen, wonach sie zu ihrer Menschwerdung verlangt, und den andern, den einfachen, wird er in diesen Feierstunden etwas mitgeben, das in ihrem Gedächtnis leben wird wie die stärkende Erinnerung an einen taufrischen Frühlingsmorgen, da sie auf einem hohen Berge standen und die Sonne tief unten zu ihren Füßen aufging und das Land ringsum mit ihrem Golde übergoß.

Wie für Shakespeare so setzen wir auch für die Literaturgeschichte eine besondere Stunde in der Woche an und halten zwei Jahre hindurch daran fest. Wir wandern durch die englische Literatur an der Hand der *English Authors,* die Professor Max Förster auf Grund der bekannten Herrigschen *British Classical Authors,* eigenem feinen literarischen Geschmacke folgend und dem erziehlichen Bedürfnisse Rechnung tragend, zusammen

gestellt hat. Die in diesem verläßlichen Führer enthaltenen reichlichen Proben machen wir zu Mittelpunkten, um die wir unsere Betrachtungen kreisen lassen. Vorher freilich führen wir in Hugo Gehrings hochpoetischer Nachdichtung den Schülern das älteste germanische Heldenlied vor, den Beowulf, in dem wir zuerst die Grundzüge deutschen Wesens erschauen, Opfermut und Treue. Durch Wilhelm Hertzbergs gewandte Übertragung der Canterburygeschichten versetzen wir sie darauf in die mittelalterliche Gesellschaft, die Chaucer, der weltgewandte Dichter, dem menschliches Tun und Trachten wohl bekannt war und der in kindlichem Frohsinn dazu lächelte, in dem Prolog so meisterhaft gemalt hat. Und wenn wir sie dann noch durch Brandl-Fuldas geniale Verdeutschung der Sonette Shakespeares, die unter dem üppigen Renaissancegewande wahre, menschliche Gefühle bergen, in die Seele eines großen Dichters haben hineinblicken lassen, die soviel Licht enthält und soviel Schatten, so wenden wir uns den Autoren zu, wie sie das Buch darbietet, indem wir, was uns von ihrem Schaffen mitgeteilt wird, so behandeln, daß nicht nur die dichterische Eigenart ihrer Persönlichkeit, sondern auch deren Bedeutung für die Denkweise der ganzen Zeit herausspringt. Die Periode, der die einzelnen angehören, die Entwicklung, an der sie teilnehmen oder der sie sich entgegenstemmen, zeichnen wir mit kurzen, kräftigen Strichen vorher nach dem außerordentlich brauchbaren Handbuch von Delmer, das Allgemeine durch das Besondere während der Besprechung der betreffenden Abschnitte ergänzend oder erhellend. Haben wir Hausknechts *Scholar* erst eingeführt, so brauchen wir hier nichts mehr zu „diktieren“. In ihm findet der Schüler neben einer verständlichen Verslehre und einer schnell orientierenden Zeittafel eine knappe, sich durch geschickte Hervorhebung im Druck auszeichnende Übersicht über Poesie und Prosa mit charakteristischen Proben und Zitaten, die es ihm jederzeit ermöglicht, das, was er unbedingt wissen muß, in der Erinnerung wieder aufzufrischen. Ebensowenig wie unsere Klassenlektüre und Shakespeare übersetzen wir die Stücke der Chrestomathie. Wie sonst bemühen wir uns, durch Fragen den Kern der Sache herauszuschälen, alle textlichen oder sachlichen Schwierigkeiten, wenn nötig, selber aus dem Wege räumend, und überlassen es der Begabung und dem Interesse der Schüler, wie sie sich auf ihre Literaturstunden vorbereiten. Einige Prosastücke, vorzüglich die rein philosophischen Gehalts, fordern

naturgemäß zu genauer Wortübersetzung auf. Als die Kleinheit und Befähigung unserer ersten Prima uns ausnahmsweise erlaubten, die Literatur nach akademischer Manier in längeren deutschen Vorträgen zu behandeln, an die wir kurze zusammenfassende englische Besprechungen anzuschließen pflegten, haben dann auch die „Mitglieder unseres Seminars", wie der Universitätsprofessor seine Mitarbeiter nennen würde, solche Stücke in erfreulichem Wetteifer unter unserer Anleitung und Hilfe privatim verdeutscht und sie in der Muttersprache den übrigen zur Begutachtung vorgetragen. In jenem vielverheißenden Anfang auch boten wir unserer „Elite" neben den Dichtungen, die das Buch enthält, noch andere, die wir für das tiefere Erfühlen für geeignet hielten, meist im Original, immer aber wie jene auch in dichterischer Übertragung. Die künstlerische Übersetzung — die geschmackvollen deutschen Ausgaben des Inselverlages verdienen hier rühmlichst erwähnt zu werden — verwenden wir auch jetzt noch, wo es nur geht, zu besserem Verständnis fremden Ausdrucks und fremder Denkart, doch sonst haben wir uns gewandelt. In diesen Tagen der Wirrnis zumal haben wir gelernt zu verzichten und uns zu beschränken. Wenn wir aus Gründen, die wir weiter oben erörtert haben, eine ergänzende Privatlektüre als Aufgabe für die Klasse ablehnen, so versäumen wir darum doch nicht, die begabten Schüler auf alle Werke hinzuweisen, die sie, während *wir* sie nur davon kosten lassen können, im ganzen genießen sollen. Für die neuere Zeit empfehlen wir ihnen hier zur Anschaffung die niedlichen Bändchen, die der Tauchnitz Verlag als *Tauchnitz Pocket Library* seit März 1916 herausbringt.

Es bleibt uns noch übrig, ein Wort über die schriftlichen Arbeiten zu sagen, die aus dem Boden des von uns skizzierten Unterrichts hervorsprießen. Da uns als Ziel vor Augen schwebt, die Schüler in vierjähriger Ausbildung zu befähigen, einen englischen Aufsatz einigermaßen englisch, d. h. ohne grammatische und orthographische Fehler zu schreiben, lehnen wir als ungeeignet für unseren Zweck von Anfang an das Extemporale ab. Nach unserer Auffassung ist das schriftliche „Wort-für-Wort-" Übersetzen in die fremde Sprache gerade die größte Kunst, die nur jemand üben kann, der das fremde Idiom wie sein eigenes beherrscht, und die nur der Sprachlehrer zu erlernen braucht und erlernen kann. In dem fehlerfreien, schriftlichen Übersetzen der „zugeschnittenen" deutschen Stücke eines

Buches sehen wir wohl ein erstrebenswertes Ziel des gramma tischen Unterrichts, aber für uns ist es doch nur ein untergeordnetes Teilziel, über das wir hinauskommen wollen in unseren Klassenarbeiten. Wir wenden es zwar auch an, meist zu Hause, jedoch nur als ein Mittel zur Stärkung des Gedächtnisses, das wir ohne tüchtiges, dem Gebrauch vorhergehendes Schütteln seiner fremdsprachlichen Bestandteile für unwirksam und ungeeignet halten, dem Schüler zur Gewandtheit im englischen Ausdruck zu verhelfen. Schriftliches Übersetzen um des Übersetzens willen und als Vorbereitung auf ein Extemporale verwerfen wir jedoch ebenso wie dieses, das erfahrungsgemäß zur Befriedigung nur ausfällt, wenn die Regeln, zu deren Illustration es ausgeklügelt ist, gerade „dran“ sind, aber ein das wahre grammatische Können oft grausam entschleierndes Schreckbild bietet, läßt man denselben für frühere Bedürfnisse zurechtgeschneiderten Text später aus dem Stegreif wirklich einmal „vom Blatte“ übersetzen, und das eben darum doch unmöglich als ein absoluter Wertmesser für die sprachlichen Leistungen der Schüler gelten kann.

Als Mittel zum Zweck zählen wir das schriftliche Übersetzen in der Klasse zu der Reihe der Aufgaben, die wir in unseren Übungsarbeiten zu erledigen haben. Auf diese Übungsarbeiten legen wir den größten Wert, nur dürfen wir sie nicht aufs Geratewohl der Fassade unseres Unterrichtsgebäudes ankleben, da werden wir sie immer als unpassenden störenden Zierat empfinden, sondern müssen sie in dem Mauerwerk und Gebälk fest verankern, damit sie den Bau, den wir errichten, mit tragen helfen. Dem Geschick des Lehrers bleibt es hier vorbehalten, den geeignetsten Augenblick zu ergreifen, in dem er seiner mündlichen Darbietung neuen Stoffes oder der mündlichen Verarbeitung des Neugelernten eine schriftliche Übung zwanglos einfügen kann, so daß sie kein retardierendes Moment bildet. Im Anfangsunterricht sind diese Übungsarbeiten zunächst Wortdiktate, dann Satzdiktate, sobald wie möglich Diktate aus den "Sketches" und daneben Beantwortungen von Fragen, oder Fragen nach Satzteilen, Rückübersetzungen (aber nur solche) der Gespräche nach idiomatischer Verdeutschung. Diese Arbeiten schreiben wir immer an die Wandtafel, indem wir den schreibenden Schülern im Abstand einiger Sekunden folgen. Wir lassen häufig buchstabieren und achten darauf, daß uns alle im Schreiben vorangehen und nicht auf uns warten. Die

Klasse ständig beobachtend, richten wir unser Tempo nach ihr ein, bald schneller, bald langsamer werdend. Dabei sehen wir die Besten mit Vergnügen im Geschwindschritt vorausstürmen, und wir sind nicht untröstlich, wenn die hoffnungslos Saumseligen immer wieder hinter uns herhinken. Sie machen die „Abschrift" zugleich mit oder vor der Arbeit, die von Fehlern wimmeln würde, und wenn der Durchschnitt seine Versehen gleich bei der Niederschrift korrigiert, so halten wir ein solches „Sich-Ertappen auf frischer Tat" für wirkungsvoller als eine allgemeine Korrektur nachher, die bei der auf der verschiedenen Zahl der Fehler beruhenden ungleichen Teilnahme als etwas, das den Reiz verloren hat, eher hemmend als fördernd, also zeitraubend ist. Mit Erledigung des ersten Gespräches schreiben wir auch die erste freie Arbeit in unsere Übungshefte, eine Umformung, und versuchen in einer zweiten sogleich das, was wir über das Aufstehen der Schüler gelernt haben, auf unser eigenes Aufstehen anzuwenden. Hierbei formen die Schüler anfangs die Sätze aus ihrer Mitte heraus laut. Sie werden verbessert, wenn sie nicht gut genug erscheinen, Lücken im Zusammenhange ausgefüllt, die Satzverbindungen hergestellt usw. und dann niedergeschrieben unter unserer Gefolgschaft an der Tafel. Später schreiben die Schüler die direkt oder indirekt vorbereitete *short composition* in etwa zehn Minuten für sich allein auf, und fünf Minuten müssen uns genügen, eine schlechte mit Hilfe aller herzustellen und gutzumachen, indem wir das Heft des Verfassers in die Hand nehmen. Den andern bietet unsere Besprechung einen Fingerzeig, wie sie ändern können, was sie verkehrt gemacht haben. Daß dabei manches Falsche stehen bleibt, ist bei vollen Klassen ein selbstverständliches Übel, gegen das nur die Zeit helfen kann. Im zweiten Jahre geben uns die *Compositions* Hausknechts einen unerschöpflichen Stoff für die Übungsarbeiten, die wir nunmehr auf freie Arbeiten (Inhaltsangaben, Dispositonen, Nacherzählungen, Beschreibungen, Untersuchungen einfacher Art) und Übersetzungen aus den deutschen Stücken des Lehrbuches beschränken, welch letztere wir in corpore laut vornehmen, Falsches unter Hinweis auf die Paragraphen der Grammatik gleich verbessernd. Auch in Prima benutzen wir das Übungsheft möglichst in jeder Stunde. Die Klassenlektüre und Shakespeares Dramen geben uns fast immer Gelegenheit, das Besprochene skizzieren zu lassen, während die Beschäftigung mit der Literatur uns daneben auch einlädt,

manches über einen Autor und seine Zeit oder den Inhalt eines bedeutenden Werkes englisch zu diktieren. Alle diese Übungen, die am mannigfaltigsten im ersten Lehrjahr sind, im zweiten noch das Hinübersetzen berücksichtigen, bis in Prima, wo das Diktat — wie das Nachschreiben in deutscher Sprache — nichts Besonderes mehr ist, allein die freie Arbeit übrig bleibt, verfolgen nur den einen Zweck, die Schüler auf unsere Klassenarbeiten vorzubereiten, den Aufsatz, der allein den Prüfstein bildet für ihre schriftlichen Leistungen. Von der einfachen Wiedergabe durchgenommener Stoffe, wie sie uns in den Skizzen und Kompositionen Hausknechts so mannigfaltig vorliegen, schreiten wir dabei allmählich fort zu selbständigeren Aufgaben, die sich uns in der Prima aus der Lektüre der Schriftsteller und Shakespeares oder aus der Literaturbetrachtung ergeben.

Nach landläufiger Auffassung lernt jeder Englisch. Gewiß, wenn wir darunter die 400—500 Worte verstehen, die für die gewöhnlichen Unterhaltungsbedürfnisse der werktätigen Stände genügen. Hat sie der Neuling oft genug von seiner englischen Umgebung gehört, um sie aussprechen zu können, so vermag er sie bei der beispiellosen Einfachheit der englischen Elementargrammatik auch gleich richtig zu gebrauchen, indem das Leben hier die Reformmethode anwendet. Soweit also lassen wir es gelten, daß das Englische „leicht" ist und besonders für den Deutschen leichter ist als das Französische, das er meist daneben erlernt. Sobald wir jedoch über die Anfangsgründe des Sprechens und Schreibens hinausgehen, die alle spielend durchschreiten, kehrt sich das Verhältnis um. Dieser Unterschied, den wir für uns auch hinsichtlich des Verstehens machen, wenn wir Zeitungen, Zeitschriften oder die neuesten Romane oder Dramen lesen, beruht unseres Erachtens auf dem geringeren Wortschatz und dem strafferen Gefüge der französischen Schriftsprache, der gegenüber die englische Schriftsprache mit ihrer sorgloseren Verwendung des "*Slang*" und dem weitmaschigen Satzgewebe schier unzählige Nuancen im Ausdruck zuläßt. Darum bereitet uns die Korrektur der englischen Aufsätze unserer Schüler immer eine größere Qual als die der französischen. Da wir dabei mit der größten Vorsicht zu Werke gehen wollen, befinden wir uns dauernd in einem Dilemma wegen des Anstreichens: Auf der einen Seite möchten wir wohl einen Ausdruck anstreichen, weil wir zu hören glauben, was man uns einst selber sagte: "It's perfectly correct, but we don't say so"; auf der andern fürchten wir uns,

eine Konstruktion anzustreichen, die der Schulgrammatik zu widerstreben scheint, weil uns unvergeßlich in den Ohren klingt, was uns ein jovialer Journalist — derselbe, der mitleidig lächelnd unser Reisestipendium von 1200 M. = £ 60 ein "tip", zu nennen beliebte — drüben einmal sagte: Wenn wir wissen möchten, ob etwas richtig ist oder falsch, so sollten wir einen "German professor" fragen.

Trotz der Ironie sahen wir in dieser Äußerung damals eine Anerkennung des Fleißes und der Gründlichkeit unseres Standes. Und heute kann der deutsche Lehrer einen mächtigen Ansporn darin erblicken, die Schüler der deutschen Einheitsschule noch gründlicher als bisher mit englischen Kenntnissen auszustatten. Denn die Welt ist „englisch“ jetzt — leider nicht in dem schönen Sinne, in dem Goethe das Wort in seinem „Faust“ gebraucht. England und das englische Amerika beherrschen den Weltmarkt und haben Friedensbedingungen geschaffen, die das arme Deutschland auf Jahrzehnte hinaus davon ausschließen sollen. Will der Deutsche also den Platz zurückerobern, der ihm als einem gleichwertigen Mitbewerber unter den Völkern nach seinen Leistungen gebührt, so muß er englisch lernen, nicht nur die englische Sprache sprechen, sondern auch die englische Art verstehen. Er muß englisch lernen, nicht um so schnell als möglich die deutsche Eigenart mit der deutschen Tracht abzulegen und der „verengländerte Deutsche“ zu werden, dessen Typ Fontane uns in seinen unvergänglichen Briefen aus England gezeichnet hat, nein, sich zwar dem Fremden anpassend, soweit es die Sitte verlangt, soll er doch die Achtung der andern zu gewinnen suchen vor dem Volkstum, das er vertritt. Der deutsche Kaufmann, der in englischen Kontoren arbeitet, soll durch seine Pflichttreue, der deutsche Ingenieur, der in englischem Solde in den Kolonien Straßen, Eisenbahnen, Brücken, Kanäle baut, durch die Erfindungen seines Geistes und die Güte seiner Arbeit bald wieder das Verlangen nach den Erzeugnissen des deutschen Gewerbefleißes, der deutschen Wissenschaft und Kunst wachrufen, und gelingt es dem deutschen Diplomaten, der die Seele beider Völker kennt, korrekte Beziehungen zwischen ihren Regierungen zu freund-nachbarlichen zu gestalten, so muß der gegenseitige Haß langsam sich wandeln in gegenseitiges Verstehen, und wie Deutschland allmählich wieder stark wird an Leib und Seele, wird vielleicht der schöne Traum vom Völkerbunde, dessen Grundgedanke brüderlicher

Menschlichkeit zuerst (1889) in den vorbildlichen sozialen Einrichtungen, die deutsche Staatsmänner ihrem Volke geschaffen haben, zum Ausdruck gekommen ist, durch die wahrhaften Idealisten der Welt, das Volk der Denker und Dichter, zur Wirklichkeit werden.

Halle a. S. EBERHARD MOOSMANN.

VERMISCHTES.

ZUR VEREINFACHTEN SCHULLAUTSCHRIFT.

Entgegnung.

Zu den Einwendungen, die Walther Fischer [*N. Spr.* 27, 327—330], vornehmlich vom Standpunkt der theoretischen Phonetik, meinen Vorschlägen [eb. 309—326] entgegenhält, erlaube ich mir in tunlichster Kürze folgendes zu bemerken.

ad 1. Positiv gesprochen, bezweifelt Fischer, daß die Einsparung der Laute ə und ɑ sowie der Zeichen ɛ und ɔ, denen ich *è* und *ò* vorziehe, im Hinblick auf die leichte Erlernbarkeit symbolisch wirkender Zeichen einen Gewinn darstelle. Natürlich prägen sich verwandte Laute leichter ein, wenn sie durch entsprechend ähnliche Zeichen festgehalten werden. Deshalb habe ich ja gerade ɛ und ɔ durch *è* und *ò* ersetzt, die unbestreitbar den „inneren Zusammenhang" mit *e* und *o* besser wahren und zudem die Offenheit der beiden Vokale gleichmäßig zum Ausdruck bringen Ebenso steht das Lautpaar *ö* — *œ* außer Diskussion, da hier die beiden Zeichen, durch das ihnen gemeinsame *o* zusammengehalten, sich deutlich als zwei Modifikationen von *o* darstellen. Das trifft aber doch bei ə nicht mehr zu. Es ist mir unerfindlich, wie F. — u. a. auch mit Bezug auf ə — sagen kann „Zeichen und Laut stützen sich in der glücklichsten Weise". Die Sachlage bei ə ist vielmehr so, daß der unter Diktat schreibende Schüler zum schwierigen Lautunterschied hinzu noch ein ihm ungewohntes, an nichts sich anlehnendes Zeichen handhaben muß.

Was endlich die Wünschbarkeit der Unterscheidung zwischen *a* und *ɑ* anbelangt, wo ja ohne Zweifel Zeichen und Laut sich stützen, so versagt hier die Argumentation Fischers aus einem andern Grunde: das Lautpaar *a* — *ɑ* steht durchaus nicht im gleichen Verhältnis wie die drei übrigen Lautpaare *e* — ɛ, *o* — ɔ, ɵ — *œ*. Die Terminologie „geschlossen" und „offen" wirkt hier verwirrend. Beyer und Viëtor meiden sie ganz. In keinem Fall besteht ein glatter Paralellismus, wie F. anzunehmen scheint. — In der Frage der Lautnuancen *a* gegen *ɑ* und *œ* gegen ɔ vergegenwärtige man sich, daß mit Einführung des phon. Diktates ungeübte Schülerohren über Unterschiede zu entscheiden haben, über die nicht selten gewiegte Phonetiker und Dialektforscher im unklaren sind. Vieles geht dem Verstand leicht ein, was das Ohr nur zögernd erfaßt. Das abstrakte Wissen vom neutralen ə und vom velaren *ɑ* ist leichter

erlernbar als die sichere Notierung der nuancierten Wirklichkeit. So sind Phonetiker vom Fach über die Verteilung von *a* — *ɑ* im franz. Wortschatz nichts weniger als einig. Der Unterschied hängt ab vom Individuum, von der Gegend, von der Betonung usw.[1]. Warum soll der deutsche Schüler mit Unterscheidungen geplagt werden, auf die in Frankreich selbst kein Gewicht gelegt wird? Warum französischer sein wollen als der Franzose?

ad 2. Mehr Verständnis habe ich für den Einwand, die neutralen Zeichen ɛ und ʒ böten mehr Gewähr für einen reibungslosen Übergang zur Orthographie als *è* und *j*. Anderseits wird man sich der Tatsache nicht verschließen können, daß der Schüler mit *è* und *j* ein Stück Orthographie lernt, mit ɛ und ʒ aber nicht. Für Wörter wie *rivière, mène*; *jaune, déjà* wird vorgearbeitet. Zudem trifft ja der von F. gerügte Nachteil „der willkürlichen Auswahl“ auch die Zeichen *s* und *z*, die niemand je beanstandet hat. Im übrigen gilt für den „Übergang“ das S. 315—317 Gesagte.

ad 3. Wer die in *thœ* liegende Gefahr so hoch einschätzt wie Fischer und sie durch *thə* wirklich behoben sieht, dem bleibt es unbenommen, im Englischen *ə* statt *œ* einzuführen; Wörter wie *girl* könnten dann ebenfalls *gəl* notiert werden.

Zu den „Einzelheiten“. Auf längere Schriftproben hab ich nur aus Raumersparnis verzichtet. An Hand meiner Tabellen mag sie jeder nach Belieben vermehren. — Ob auch die Quantität in Wörtern wie *patte* und *pâte* vernachlässigt werden dürfe? Sicherlich, denn 1. legt der Franzose auf Länge und Kürze weniger Gewicht als der Deutsche; 2. prägt sich die Quantität, gut vorgesprochen, leichter ein als die Qualität. Übrigens ist mit dem Unterschied *a* — *ɑ* nichts geholfen, da beide lang und kurz vorkommen. — *Allemagne* würde nicht *almanyœ* (Singaussprache), sondern *almany* geschrieben. Will man dem deutschen Schüler überhaupt die Mouillierung beibringen — was meist nur momentane Dressur bleiben wird —, so wird der Erfolg sicherlich niemals von der Wahl des Zeichens, *ñ* oder *ny*, abhängen. Was verschlägt's, wenn er das *gn* in *Espagne* wie das *ni* in *Spanien* spricht? Man muß Ballast wegwerfen können, wenn man höher fliegen will.

Daß sich F. mit meinen englischen Vorschlägen weniger befreunden kann, liegt wohl vorwiegend im Wesen der englischen Sprache begründet, die der Vereinfachung größere Schwierigkeiten entgegenstellt: einmal erlaubt der Abstand zwischen Laut und Schrift in viel geringerem Maße die Verwendung orthographischer Zeichen, wie *u, ou, ch* im Französischen; dann aber ist der englische Vokalismus mit seinen Ansätzen zur Diphthongierung und seiner Verquickung mit *r* unvergleichlich komplizierter. Daraus ergibt sich naturgemäß

[1] So sagt z. B. M. Grammont mit Bezug auf die beiden *a*: «les personnes sont nombreuses qui les distinguent mal, et c'est pour l'*a* que les divergences individuelles de prononciation ou les flottements sont le plus fréquents». *Traité pratique de prononciation française* 27; auch 32. Vgl. Nyrop, *Manuel phonétique* § 104. Herzog, *Historische Sprachlehre des Neufranz.*, § 192.



eine größere Zahl von Zeichenmöglichkeiten und damit ein weiterer Spielraum für das subjektive Empfinden, das immer gern zu Widersprüchen führt. Dieser Gefahr ist auch F. nicht entgangen: S. 329 mißbilligt er vom Schreibstandpunkt aus die Hochstellung des *r* in *dir* (dear), um S. 330 die Hochstellung des *u* in *houm* (home) selbst zu empfehlen. — Gelegentlich scheint mir F. der Prinzipienreinlichkeit zu viel Raum zu geben: um die Mehrdeutigkeit von *th* darzutun, greift er auf seltene Fälle wie 'pocke*th*ankerchief', die durch einen operativen Eingriff — Bindestrich zwischen *t* und h (.. t — h ..) — sofort unschädlich gemacht werden können. In *Oldham* ist die Gefahr ohnehin illusorisch, da ja das Wort in seiner phonetischen Gestalt, *ouldæm* (nach meinen Vorschlägen) zu keinerlei Mißdeutung Anlaß gibt. — Auf die übrigen Änderungsvorschläge einzugehen, scheint mir nach dem Gesagten wenig ersprießlich.

Basel im Februar 1920. E. TAPPOLET.

ZUR VEREINFACHTEN SCHULLAUTSCHRIFT.

Replik.

„In tunlichster Kürze" möchte auch ich nochmals das Wort zur vereinfachten Schullautschrift ergreifen, nicht um meinen grundsätzlichen Standpunkt zu wiederholen, sondern nur um einige Punkte aufzuklären, in denen der geschätzte Schweizer Phonetiker mich mißverstanden hat.

ad 1. Zum „Symbolwert" von *ə* verweise ich auf Jespersen, Phonetische Grundfragen, S. 17: „Das umgekehrte *e* (ə) . . . wird heute von den allermeisten Phonetikern mit dem Werte eines an *e* erinnernden Lautes (wie der letzte Vokal im deutschen *alle*) verwendet." — Über die Notwendigkeit der Unterscheidung von [a] und [ɑ] an sich wollte ich mich überhaupt nicht aussprechen. Ich führte diese Gruppe nur an, um an symbolische Erklärungsmöglichkeiten der beiden Zeichen zu erinnern. Daß ich im übrigen hier die Bezeichnung „offen" und „geschlossen" selber für unzulänglich erachte, ergibt sich aus meiner Anregung [N. Spr. Juli 1919, S. 183] die Laute [a] und [ɑ] als „hell" und „dunkel" zu kennzeichnen. Über den Gedanken, die Scheidung der beiden *a*-Laute im französischen Elementarunterricht überhaupt fallen zu lassen, mich abfällig zu äußern, lag um so weniger in meiner Absicht, als mir hier vielmehr eine empfehlenswerte tatsächliche Vereinfachung vorzuliegen scheint.

Zu den Einzelheiten: Die Hochstellung des *u* in [houm] habe ich nicht „empfohlen", sondern nur als notwendige Konsequenz des Tappoletschen Systems, die ja auch Schröer gezogen hat, angedeutet.

Zum Schlusse aber sei auch hier wieder, im Anschluß an Tappolets gewichtige Mahnung, die ernste Aufforderung an alle Fachkollegen gerichtet, die jungen und alten Universitätsstudenten doch immer wieder auf die hohe Wichtigkeit der praktischen und theoretischen Beschäftigung mit phonetischen Dingen hinzuweisen. Gewisse Erfahrungen, die ich (und wohl auch manch anderer Kollege) gegen

wärtig mit Lehramtsanwärtern zu machen Gelegenheit habe, die nach jahrelanger Unterbrechung ihrer Studien durch Kriegsdienste jetzt kurz vor der Ausübung ihres Lehrberufs stehen und deren phonetisches Interesse teilweise auf den Nullpunkt gesunken ist, berechtigen sicher zu solch erneuter Mahnung. Um aber diese künftigen Lehrer zur Ergänzung ihrer theoretischen und praktischen Lücken zu ermuntern, dazu gibt es wahrlich kein besseres Mittel als gerade das phonetische Diktat.

Würzburg. Walther Fischer.

LAUTSCHRIFT IN DER SCHULE.

Wenn ein so verdienter Gelehrter wie Tappolet das Wort in einer Frage ergreift, die in erster Linie den Schulbetrieb der neueren Sprachen angeht, so sind wir ihm ernste Prüfung und Stellungnahme schuldig.

Ich habe ernst geprüft und teile die Bedenken, die W. Fischer gleich im Anschluß an den Tappoletschen Aufsatz vorgebracht hat (N. Spr. XXVII, 7/8, 1919). Ich denke zunächst an die Verwendung von *ch* und *œ*; aber auch die Vernachlässigung der Unterscheidung des geschlossenen und des offenen *a*, also z. B. das Zusammenfallen von *palais* und *pâleur*, scheint mir unerträglich.

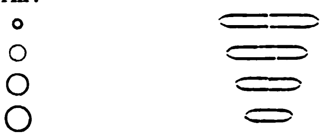
Vielleicht dürfte jedoch dem einen oder andern Kollegen damit gedient sein, wenn ich begründe, warum und wie ich seit langen Jahren im eigenen Unterricht und bei der methodischen Einführung des jungen Nachwuchses mit dem Passy-Viëtorschen System die besten Erfahrungen gemacht habe und auch jetzt noch raten würde, im großen und ganzen dabei zu bleiben.

Ich beschränke mich auf das Französische und auf das Elementarste.

Von entscheidender Wichtigkeit bei der phonetischen Einführung ist, daß nicht von den Lauten der Muttersprache ausgegangen wird, sondern daß die Anfänger angeleitet werden, mit richtiger, leicht zu kontrollierender Einstellung von Zunge, Kieferwinkel und Lippen zunächst die acht einfachen velaren und palatalen Vokale hervorzubringen. Gute Dienste leisten dabei die Rauschschen Lauttafeln.

Ich verabrede dann zunächst mit der Klasse Zeichen, die ich an die Tafel male und auf die ich in willkürlicher Folge mit dem Stock weise, um den gewünschten Laut erzeugen zu lassen. Also etwa so: ┬ ┼ ⚲ ⍜ X u. ä. Es ergibt sich sofort, zum Vergnügen der Klasse, daß ich selbst den verabredeten Sinn dieser Zeichen nicht im Gedächtnis behalten kann. Wir verwerfen also diese Lautschrift als unpraktisch.

Darauf skizziere ich an der Tafel für die Hauptvokale die Mundöffnung in dieser Form:



Es ergibt sich, daß diese Bilder eindeutig sind, so lange sie zusammen an der Tafel stehen. Ich lösche sie aus und male nur einen der Kreise an. Die Klasse freut sich festzustellen, daß nun, wo das Größenverhältnis fehlt, der Laut nicht bestimmt ist.

In meiner Verlegenheit verfalle ich auf ein Kunstmittel: der größte Kreis ergänzt sich ja durch einen Grundstrich zum *a*. Der dritte Kreis ist ja das *o* unseres Alphabets. Die Kinder finden stets, wenn man sie zur Beobachtung anregt, daß der Unterschied zwischen geschlossenem und offenem *o* in der Mundöffnung liegt. Wir lassen also das *o* offen: ɔ.

Es ist mir nicht selten widerfahren, daß die Kinder, so geführt, selbst auf dieses Zeichen verfielen.

In gleicher Weise werden die Zeichen für die palatale Vokalreihe anschaulich gemacht. Die Ellipse für das geschlossene oder helle *a* wird zum ɑ ergänzt, die für das geschlossene *e* bleibt in dessen (liegenden!) Schleife erhalten. Für das offene *e* lassen wir, dem ɔ entsprechend, die Schleife offen und deuten uns so das ε.

Die verbleibenden *i* und *u* bilden, nach ihrem deutschen Lautwert, keine Schwierigkeit. Als phonetischen Zeichen kann ihnen auch noch ein tieferer Sinn unterlegt werden, wenn man darauf hinweist, daß für das *i* die Ellipse ja fast einer Linie gleichkommt, oder wenn man vom Kieferwinkel ausgeht, dessen Schenkel für *i* fast zusammenfallen und für dessen Enge das Schriftzeichen *u* oder vielmehr das dafür in alter Zeit gebrauchte v ein Bild sein kann. Wegen der Eindeutigkeit der Zeichen *i* und *u* kann man aber auf diesen, etwas gesuchten, Hinweis gut verzichten. Ich mache ihn nur gelegentlich wegen der Vollständigkeit der sinnvollen Deutung der Schriftbilder, und weil die Freude, die die Anfänger daran haben, keine zu verachtende Helferin ist.

Ich lasse nun *i* singen und fordere die Klasse auf, dabei die Bewegung meines Mundes mitzumachen. Ich stülpe die Lippen vor und runde sie. Es entsteht natürlich *ü*. Aufgabe: Wie stellen wir am geschicktesten die gewonnene Erkenntnis, daß der Vokal eine Verbindung von *i*- und *u*-Artikulation ist, dar? Das gefundene Zeichen *ü* verwerfen wir als unpraktisch und machen uns den alten graphischen Brauch, der noch im englischen *J* weiterlebt, zunutze, indem wir statt *i* dem *u* ein *j* anfügen. So entsteht *y* als sinnvolle Schreibung für *ü*.

In derselben Weise fügen wir zu dem gesungenen *e* und ε die Lippenrundung. Wenn ich dann als Hilfe für die gesuchte Schreibung zum Ausgangspunkt das gedruckte e an die Tafel male, so haben sich immer einige aus der Klasse gefunden, die auf ø (als Vereinigung von e und o) und œ (als Vereinigung von ε und ɔ) selbständig gekommen sind.

Dann hat auch endlich die Schreibung des «e sourd» als des dem ø gegenüber offeneren Lautes in der Form ə phonetischen Erkenntniswert.

Mit diesem Verfahren genügt eine einzige Stunde, um die phonetischen Zeichen für die französischen Vokale dauernd dem Gedächtnis einzuprägen. Erst nachdem ich mit der Klasse so die

Lautzeichen verabredet habe, entrolle ich die Viëtorsche Lauttafel und kann sie nun dauernd als wertvollen Führer bei der Lautbildung und zur Kontrolle benutzen.

Diese so gefundene Lautschrift ist auch, nach meinen Erfahrungen, eine ausreichende Sicherung gegen die Verwechslungen mit den Zeichen der historischen Schreibung, weil wir sie ja von vornherein als unsere eigene Erfindung oder Verabredung geschaffen haben, um ganz neue, fremde, mit unseren Artikulationsorganen erzeugte Laute darzustellen.

Daher würde es auch nicht, um noch ein Wort von den Konsonanten zu sagen, dem Sinn und dem Wert einer so aufgebauten Lautschrift entsprechen, wenn man aus der historischen Schreibung das vieldeutige *ch* entlehnen würde. Gerade der Umstand, daß ʃ, soweit unsere Zwecke in Frage kommen, eindeutig und allgemeingültig ist, lassen mir dies Zeichen als besonders angemessen erscheinen. Dasselbe gilt für die Darstellung des entsprechenden stimmhaften Lautes durch ʒ.

Und endlich möchte ich noch eine Lanze für ɲ einlegen. Der Unterschied in der Aussprache des uns während des Krieges leider so vertraut gewordenen polnischen „Panje" und des französischen cam-*pagne* kann leicht durch den Hinweis klargemacht werden, daß man, statt des *n*-Verschlusses an den Oberzähnen im ersten Wort, die Spitze der zum *n*-Verschluß sich wölbenden Zunge an die Alveolen der Unterzähne legen läßt. Läßt man hintereinander bilden *n*, *j*, *nj* und das französische *n* mouillé, so wird jedem Anfänger so fort verständlich, daß es sich bei letzterem um einen nasalierten *j* Laut handelt, und das Zeichen ɲ wird wieder zu einem sinnvollen Menetekel gegen falsche Lautbildung. Andere Bildungsmöglichkeiten dieses Lautes können zweckmäßig unberücksichtigt bleiben.

Nicht in Betracht kann für unsere Zwecke kommen, daß sich das eine oder andere Zeichen nicht ganz bequem einer fließenden Niederschrift einfügt. Ich selbst bescheide mich mit dem Ziel, daß die Anfänger die Laute richtig aufnehmen und durch die entsprechenden Zeichen wiedergeben. Auf das Tempo lege ich keinen Wert. Wer aber glaubt, seine Schüler bis zu schnellen Diktaten fördern zu müssen oder zu können, der wird ihnen auch Erleichterungen für die Gestaltung der Zeichen einräumen. So schließt sich z. B. das ɔ bequem jedem andern Zeichen an, ohne daß die Deutlichkeit darunter leidet, wenn man ihm die Form des oberen Bogens eines ʒ gibt.

Ich würde mich freuen, wenn diese Anregungen dem einen oder anderen Kollegen nützlich sein können. Die Tappoletschen Ausführungen behalten trotz der gemachten Einwendungen ihren hohen Wert als Mahnung zu einer nie rastenden Arbeit an der Vertiefung und Verbesserung unserer Methode.

Berlin-Steglitz. MAX KUTTNER.



FERDINAND SCHMIDT †.

Ferdinand Schmidt war Direktor der Oberrealschule in Hanau. Er hatte die Absicht, Ostern 1919 in den Ruhestand zu treten. Doch kurz zuvor ereilte ihn im 69. Lebensjahre unerwartet der Tod. Wir betrauern in dem Heimgegangenen einen ausgezeichneten Charakter, einen echt deutschen Mann, der bis zuletzt dem schwer heimgesuchten Vaterlande in Wort und Tat seine Treue bewiesen hat.

Den Lesern unserer Zeitschrift ist Ferdinand Schmidt bekannt als hervorragender *Förderer der Anschauungsmethode* im neusprachlichen Unterricht. Die Verwertung der Anschauung zur Spracherlernung ist ja nicht neu. Es sei hier nur daran erinnert, daß bereits im 18. Jahrhundert Basedow in seinem Dessauer Philanthropin damit erfreuliche Erfolge im Französischen erzielte und daß schon Männer wie Locke, Rousseau und Pestalozzi auf den hohen Wert der Anschauung für den Unterricht in den fremden Sprachen hinwiesen. Auch im 19. Jahrhundert fehlte es nicht an würdigen Vertretern dieser Methode. Doch konnte sie sich zunächst noch nicht allgemeine Anerkennung verschaffen, besonders wohl deshalb, weil die Neusprachler noch zu sehr im einseitig grammatischen Betrieb des Sprachunterrichts befangen waren, um ein so gänzlich vom Herkommen abweichendes, scheinbar unwissenschaftliches Verfahren aufkommen zu lassen. Erst als die neusprachliche Reformbewegung anfing, festen Fuß zu fassen, fand auch die Anschauungsmethode weitgehende Beachtung. Und nun wirkte Ferdinand Schmidt *bahnbrechend.* Mit den bekannten nassauischen Reformern, die sich damals oft in Wiesbaden zusammenfanden, wo er selbst an der Realschule wirkte, tauschte er zunächst seine Ansichten und Erfahrungen aus, um dann 1890 in der Hauptversammlung des hessen-nassauischen Provinzialvereins akademisch gebildeter Lehrer durch einen Vortrag und noch in demselben Jahre durch einen Artikel in Heft 25 der *Lehrgänge und Lehrproben* sein Unterrichtsverfahren darzulegen. Begeistert durch die reichlich gefundene Anerkennung plante er sofort die Herausgabe eines Lehrbuches; und schon 1892 erschien bei Velhagen und Klasing das *Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Anschauung,* das inzwischen in zahlreichen Auflagen und in verschiedenen Ausgaben, auch solchen für das Ausland, erschienen ist und an das sich später eine Fortsetzung und andere erweiternde Bände anschlossen. Im Jahre 1894 veröffentlichte Schmidt nach denselben Grundsätzen und im gleichen Verlag auch ein *Lehrbuch der englischen Sprache.*

Die hohe Wertschätzung der beiden Bücher durch berufene Beurteiler darf als bekannt vorausgesetzt werden. Sie fanden rasch Einführung an deutschen und ausländischen Unterrichtsanstalten und Verwendung an Universitätsseminarien, und das französische Buch war bald an den höheren Schulen Deutschlands das nach Plötz zumeist benutzte französische Lehrbuch. Beiden Unterrichtswerken schlossen sich einerseits zahlreiche Nachahmungen an, wie sie andererseits Veranlassung zu vielen beachtenswerten theoretischen Anleitungen teils in Buchform, teils in Zeitschriften gaben.

Auch die Grundsätze, nach denen die Lehrbücher aufgebaut sind, und ihr Unterrichtsgang dürften den Lesern unserer Zeitschrift hinreichend bekannt sein.

Solchen *Unterricht* hat Ferdinand Schmidt schon in den ersten Jahren seiner Tätigkeit an der damaligen Wiesbadener Realschule aufgenommen. Er, der arbeitsfrohe Forscher, der sowohl die Lehren der großen Pädagogen genau kannte als auch alle neuen methodischen Veröffentlichungen gewissenhaft studierte, ging in Herbarts Sinn psychologisch vor, suchte die geistigen Bedürfnisse der Schüler kennen zu lernen und fragte sich stets, welches Verfahren der Eigenart und der Altersstufe der Schüler *naturgemäß* sei. Und hierin liegt auch vor allem das Geheimnis seines Lehrerfolges. Lebhaft steht mir immer noch der französische Unterricht im Gedächtnis, dem ich wiederholt in seiner übervollen Quinta beiwohnte, wo die Schüler mit lebhaftestem Interesse, einer den andern mit sich reißend, sich von ihrem Lehrer vergnügt führen ließen[1]. Sie waren gar nicht satt zu kriegen. Die Zeugniserfolge waren dementsprechend.

Wie im fremdsprachlichen Unterricht, so galt ihm auch in jedem anderen Unterricht das *„naturgemäß“ als Ausgangspunkt aller Belehrung.* Da er überdies ein warmes Herz für die Jugend hatte und über ein umfassendes Wissen verfügte, insbesondere ein feiner Kenner alter und neuer Sprachen und Kulturen und obendrein auch temperamentvoll war, so wirkte er im höchsten Grade anregend. Das zeigte sich vor allem in seinem *deutschen Unterricht.* Er war ihm wohl der liebste. Da hatte er eine fast somnambule Sicherheit, das Interesse der Schüler zu wecken und zu fesseln. Deutscher Unterricht war ihm Teil der Heimatkunde, Mittel zur staatsbürgerlichen Erziehung, Weg zur Menschheitsbildung. Die Grundsätze, nach denen er den deutschen Anfangsunterricht erteilte, spiegeln sich trefflich wider in seinem lebensfrischen *Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in den unteren Klassen höherer Lehranstalten.*

Wie schön wußte er den Schülern den *Bildervorrat* nahezubringen, *aus dem die Sprachen schöpfen*; und wenn er, der viel las und ein vorzügliches Gedächtnis hatte, in einem deutschen oder fremdsprachlichen Buch eine Wendung fand, die er noch nicht kannte, konnte er sich wirklich freuen. Sein Absehen war allzeit, den sinnlichen Gehalt der Sprache zu erfassen. Anschauung, aber nicht nur Anschauung des sinnfälligen Konkreten, sondern dazu Veranschaulichung der abstraktesten Erkenntnis. Aus seiner ganzen Unterrichtstätigkeit erkannte man den durch fleißiges Beobachten und Nachsinnen gebildeten und geschulten *Sprachpsychologen.*

Es kann nicht wundernehmen, daß ein Mann, welcher den Sprachunterricht solcher vorurteilslosen, objektiven Prüfung unterwarf, um ihn naturgemäß umzugestalten, seinem ganzen Wesen treu, sich auch mit der Umgestaltung des gesamten höheren Unterrichtswesens beschäftigte. Er war ein radikaler *Schulreformer* und forderte in Wort und Schrift warmherzig immer wieder eine *natur- und zeit-*

---

[1] In dankbarer Erinnerung kann ich das als einer dieser Schüler bestätigen. Th. Z.

gemäße freiheitliche Erziehung der deutschen Jugend. Die Grundsätze, nach denen er sich seine Schule der Zukunft ausgebaut dachte, hat er zusammengestellt in einem köstlichen Büchlein *„Jugenderziehung im Jugendstil.* Ein Vorschlag zu einer zeit- und naturgemäßen Umgestaltung unseres höheren Schulwesens und ein Trostwort für alle bekümmerten Mütter und Väter." Das Werkchen, obgleich schon 1902 (bei Nemnich in Wiesbaden) erschienen, hat jetzt wieder aktuellen Wert gewonnen und verdient, von Freunden einer gesunden Schulreform beachtet zu werden. *Das Nationale betont er* darin ganz besonders; und er schlägt vor, daß bei der Eröffnung seiner Zukunftsschule zum Schlusse gesungen werde:

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt.

Wer aber dieses Schriftchen, das in echt volkstümlichem Tone geschrieben ist, durchliest, der wird darin nicht nur ein Charakterbild zur Geschichte der deutschen Schulreform finden, er wird zugleich ein abgerundetes Bild von der Eigenart dieses vortrefflichen Menschen gewinnen. Er wird leicht die edle Menschlichkeit und die Natürlichkeit seines Wesens erkennen, er wird in Ferdinand Schmidt einen aufrechten deutschen Mann und wackeren Kämpfer, einen schaffensfreudigen Forscher und weisen Erzieher bewundern, dem jede Enge fremd war, weil er eben überall auf den Wegen der Natur, seiner Lehrmeisterin, wandelte.

Ehre seinem Andenken und Friede seiner Asche!

Wiesbaden-Biebrich. PH. ROSSMANN.

Kat. *amidar* „gehen"?

Um die Ableitung von *andar — anar* aus *ambitare* zu stützen, zitiert HILKA *Neuere Sprachen* 1920 S. 456 ein von der Abnutzungstendenz unberührtes kat. *amidar.* Er hat das Wort offenbar aus REW. 409. Ein kat. *amidar* „gehen" besteht aber nicht (nur *amidar* „messen" zu *mida* „Maß"), wie Tallgren *Neuphil. Mitt.* 1911 S. 160 gezeigt und Meyer-Lübke im Register des REW. s. v. *amidar* nachgetragen hat. Mit der radikalen Ablehnung des Ricken'schen Deutungsversuches bin ich natürlich einverstanden.

Bonn. LEO SPITZER.

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXVIII. APRIL-MAI 1920. HEFT 1/2

H. Poutsma, *A Grammar of Late Modern English*, Part II (The Parts of Speech), Section I, B: Pronouns and Numerals — Verlag von P. Noordhoff, Groningen 1917; Preis geb. 9,50 Gulden (als deutscher Kommissionsverlag ist angegeben G. E. Schulze, Leipzig).

Mit dem vorliegenden Bande erhält das große, man kann sagen, monumentale Werk von Poutsma einen gewissen Abschluß, da ja der I. Teil den Satz im allgemeinen enthält und der II. Teil die sog. Satzteile. Der II. Teil umfaßt zwei Unterabteilungen, deren erste das Substantivum, Adjektivum und den Artikel behandelt (S. 1—704); die zweite Unterabteilung bringt nunmehr das Pronomen und das Numerale (darunter auch das "Prop-word one"). Diese zweite Unterabteilung umfaßt S. 705—1318, entsprechend den Schwierigkeiten, die die Darstellung des englischen Pronomens bietet. Außerdem enthält die zweite Unterabteilung "Corrections and Additions", die der Benutzer, namentlich auch der ersten Unterabteilung nicht übersehen darf: Der Schluß wird gebildet durch einen ausführlichen Index zu beiden Unterabteilungen.

Wenn man diese 600 Seiten durchgeht, die Poutsma dem Pronomen und Numerale widmet, ist man erstaunt über die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit, die das Neuenglische bietet; auf jeden Fall wird man sich der Fülle bewußter. Poutsma hat mit unermüdlichem Fleiß, in klarer, in idiomatischem Englisch geschriebener Darstellung, diesen ganzen Reichtum uns vor Augen geführt, so daß scheinbar ihm kaum etwas Wesentliches entgangen sein dürfte (allerdings steht ja in einer lebenden Sprache die Entwicklung nie still; wenn man aufmerksam die Publizistik der unmittelbaren Gegenwart verfolgt, kann man eigentlich auf jeder Seite auf Neuerungen oder zum mindesten auf okkasionelle Gebrauchsweisen stoßen). Dabei verfügt Poutsma auch über jenen feinen sprachlichen Instinkt sowohl für das Allgemein-Sprachliche wie für das Englische im Speziellen, jenen Instinkt, ohne den wahre Wissenschaft überhaupt nicht denkbar ist. Poutsma versucht die sprachlichen Erscheinungen in ihrem Wesen nachzuleben und die feineren Unterschiede in den verschiedenen Gebrauchsweisen (z. B. die Anwendung von *any*, *some* oder von *all*, *every*, *each* usw.) sich klar zu machen, ohne zu sehr die sprachlichen Phenomena durch vorgefaßte Meinungen oder stillschweigende vorausgesetzte Schemata zu vergewaltigen.

So hat denn die wissenschaftliche Kritik Poutsmas Werk anerkennend aufgenommen, und auch der neue Band schließt sich würdig seinen Vorgängern an. Alles in allem: der Verfasser hat der Wissenschaft einen wertvollen, nie genug zu lobenden Dienst getan, indem er uns ein syntaktisches Wörterbuch geschenkt hat, das eine willkommene, oder besser gesagt, eine notwendige Ergänzung zu dem *Oxford Dictionary* bietet. das uns gerade in syntaktischen Fragen — namentlich in den ersten Bänden — öfters im Stich läßt.

So gibt das Werk Poutsmas der Wissenschaft und auch der Praxis die notwendigen Unterlagen für die weitere Arbeit. Aber es zeigt sogleich auch wieder, welch ungeheure Aufgaben die Anglistik noch zu erfüllen hat.

Wir stehen erst im Anfange der Forschung. Poutsma geht, wie alle Darstellungen, nicht nur der neuenglischen, sondern auch der übrigen Sprachen, von der Form aus und nicht von den logischen-psychologischen Kategorien oder von den virtuellen Potenzen der Sprache. Auf dem bisherigen Wege wird das Innerlich-Zusammen gehörige auseinandergerissen und damit ihr Verständnis erschwert. Ich möchte ein Beispiel anführen. Poutsma schließt sich bei der Erklärung des Unterschiedes von *all-every* Murray an, der im *Oxford Dictionary* schon erklärt hatte: "*every* is used to express distributively the sense that is expressed collectively by *all*". Einen ähnlichen Unterschied macht Sweet, *New English Grammar* § 235: "The pronouns of number are distinguished as collective and seperative. A collective pronoun, such as '*all*' makes us think of a number of objects in a mass; such as '*each*' makes us think of them one by one." Zu den "collective pronouns" rechnet Sweet das emphatische *some* (wie in *sóme people think so*), *several*, *few*, *many*, *more*, *most*, *all*, *both*; zu den "seperative": *every*, *each*, *either* (= *one of two*), *neither*.

Stellt Sweet schon einen größeren Zusammenhang dar, so ist aber auch damit noch nicht die letzte Einheit hergestellt. Denn der Unterschied von kollektivem und seperativem Gebrauch bei den Pronomina fällt ja völlig mit dem Unterschied von Kollektiv- und Summationsvorstellung zusammen, wie er für den Gebrauch des Singulars und Plurals bei dem Nomen von Wichtigkeit ist: unser Bewußtsein hat in der Zusammenfassung der Mannigfaltigkeit zur Einheit verschiedene Grade der Möglichkeit, wie ich im Anschluß an Sievers in meinem „System der Neuenglischen Syntax“ zu zeigen versucht habe.

Es wird also der Gebrauch von *all-every* usw. in Zukunft im Zusammenhange mit dem kollektiven, bzw. pluralen Gebrauch bei den Nomina behandelt werden müssen.

So könnte ich Kapitel für Kapitel des Poutsmaschen Buches behandeln — überall den allgemeinen Gesichtspunkt gegenüber der äußeren Form in den Vordergrund stellend; aber das würde den Rahmen einer Kritik weit überschreiten.

Zum Schluß möchte ich nochmals hervorheben, daß Poutsma dadurch, daß er dem überlieferten Schema treu geblieben ist, keineswegs den wissenschaftlichen Wert seines Werkes geschwächt hat, ja für praktische Zwecke ist seine Einteilung so lange vorzuziehen, als wir noch nicht eine „allgemeine Grammatik“, die allerdings für uns Deutsche nur das Deutsche liefern könnte, geschaffen haben.

Marburg a. L. MAX DEUTSCHBEIN.

JOHANNES SCHILLER, *Thomas Osborne Davis*, Ein irischer Freiheitssänger. Wiener Beiträge zur englischen Philologie XLVI, Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig 1915, XVI u. 236 S.

Das hübsche Lied *The Girl I left behind me* wird heute noch überall in England gesungen. Wenige wissen, daß Thomas Davis (1814—45) es gedichtet hat, der irische Freiheitssänger, der Verfasser von Irlands Nationalhymne *A Nation Once Again*. Diesem Dichter hat Johannes Schiller die vorliegende eingehende Studie gewidmet. Er hat seine Werke eingeteilt in Persönliche Gedichte, Repealdichtungen, Historische Balladen, Volkstümliche und Bauernlieder, die er kritisch würdigt und vor allen Dingen — was bei Davis ganz besonders wichtig ist — aus den Ereignissen der Zeit und des Landes und aus der Volksseele zu erklären sucht. Soll eine politische Bewegung das Volk ergreifen, muß der Dichter durch sein Lied sie zur Gefühlssache machen. Das hat Davis in der irischen "Repeal Agitation", die unter O'Connell's Führung 1843 ihren Höhepunkt erreichte, getan. Er hat das Volk belehrt und zum Nationalgefühl erzogen als Journalist und als Dichter, als Journalist in der Zeitschrift *Nation*, als Dichter in seinen Balladen und Liedern, die sich in gewisser Hinsicht mit Burns' Erzeugnissen vergleichen lassen, weil sie z. T. auch zu alten überlieferten — dieses Mal natürlich irischen — Melodien geschrieben wurden. Davis schwebte wie Burns ein großes nationales Liederwerk vor. Er wollte durch Sammeln und Dichten eine *Ballad History of Ireland* schreiben. So ist Thomas Davis nur aus den ganz besonderen eigenartigen irischen Verhältnissen heraus zu verstehen, die Schiller uns nach den besten Monographien sehr hübsch dargestellt hat, nach einem liebevollen Eindringen in den fremdartigen Stoff. Sein erster Teil, der die irischen Zustände seit der Gründung des selbständigen irischen Parlaments bis zum Jahre 1842 schildert, seine Ausführungen im dritten Teil über irische Kultur in den 1840er Jahren, über den Büchermarkt und die Straßenballaden erleichtern uns das Verständnis dieser Dichterpersönlichkeit und ihrer Werke.

In der Bibliographie ist jetzt zu ergänzen: *Thomas Davis, The Thinker and Teacher. The essence of his writings in Prose and Poetry. Selected and arranged by A. Griffith, 1915.* Im übrigen verweise ich auf die Besprechung des Buches aus der Feder eines guten Kenners irischer Verhältnisse im Beiblatt 27 (1916), 340—46, Max Freund, der einiges richtig gestellt, im übrigen aber sich sehr anerkennend über die Arbeit ausgesprochen hat. Sie ist im Freiburger englischen Seminar unter Professor Brie entstanden, ein schönes Zeugnis dafür, wie in der deutschen Anglistik jüngerer Richtung Wissen und Leben einen gesunden, kräftigen Pragmatismus gefördert hat, der den spätern Gelehrten und Lehrer vor Erstarrung und Versteinerung bewahren kann.

JOHN RUSKIN, *Unto This Last.* Edited by Raymond VINCENT HOLT. With the Assistance of W. J. LEICHT. — 1. Text with Portrait of John Ruskin, XVII und 174 S. — 2. Notes, IV und 51 S. —

Teubner's School Texts. Standard English Authors, General Editors: F. Doerr, L. Petry, No. 9. — G. B. Teubner, Leipzig und Berlin 1914.

Gerne greifen wir heute zu Ruskins klassischer Schrift über die soziale Frage *Unto this Last*, dieser Moralisierung der Nationalökonomie, die von ihrer Weltanschauungswarte heruntergeholt und dorthin gestellt wird, wo sie hingehört, in die Werkstätte, wo sie als Dienerin der höchsten Wissenschaft, der Staatslehre, die zeigen will, wie schönstes und bestes Bürgertum erreicht werden kann, gehorsam und bescheiden arbeiten soll. Eine schöne Aufgabe ist es, diese Ethik der Volkswirtschaft auch der Jugend zuzuführen. So ist die vorliegende Schulausgabe von *Unto this Last* freudig zu begrüßen. Ein sehr tüchtig gearbeitetes Beiheft mit sachlichen und sprachlichen Anmerkungen, Einleitung, Inhaltsübersicht (*Argument*) und Kritiken — alle in englischer Sprache! — erleichtert Lehrer und Schüler das Eindringen in den Stoff. Die Hilfe ist notwendig; denn einfach ist die Sache nicht. So dürfte der vierte Essai *Ad Valorem* den Schülern mancherlei Schwierigkeiten bieten und wenn, wie es nach dem Plan der Ausgabe gedacht ist, alle Erklärungen in der fremden Sprache zu geben sind, so werden viele Stunden nötig sein, um dieses Büchlein zu bewältigen. Allerdings wird der Gewinn groß sein; denn schon eine einmalige Lektüre dieses klassisch geschriebenen Werkchens wirkt wie ein reinigendes Feuer auf unser Denken. Nichts Besseres gibt es für die Spracherlernung, als daß immer wieder vorgemacht werde, wie klarem Auffassen die klare Form gegeben wird.

Aber nicht nur den höhern Klassen der Schule ist deshalb das Büchlein zu empfehlen. Es läßt sich auch sehr gut im englischen Seminar verwenden als Ausgangspunkt für Sprechübungen, die der Lektor und — warum auch nicht? — der Ordinarius leitet.

St. Gallen. Bernhard Fehr.

Otto Menges, *Materialien für englische Vorträge und Sprechübungen.* Halle a. S., Hermann Gesenius 1910. 122 S. Geb. 2,60 M.

Die Stoffe für fremdsprachliche Vorträge und Sprachübungen sind recht gut zusammengestellt, während die "Schemes of Arrangement for various Kinds of School-Essays" wohl zu allgemein sind und besser an vorausgehende Musterstücke angeschlossen würden (wie bei Cruse, *English Composition*). — Die Anhänge sind etwas willkürlich behandelt, besonders die Synonymik ermangelt fast gänzlich so bezeichnender Beispiele, wie sie G. Krüger noch in dem knappen Büchlein *Die wichtigsten sinnverwandten Wörter des Englischen* zusammenstellt, das im Literaturverzeichnis am rechten Platze wäre. Dieses selbst ist etwas veraltet, Meiklejohns *London*, Sefton Delmers *English Literature* u. a. m. fehlen, des letzteren *Outlines of Debates* und das *Daily Mail Yearbook* sind S. 52 in einer Anmerkung versteckt; Swan-Bétis *Scenes of English Life* sind doch richtiger als Ausgestaltung der Methode Gouin zu bezeichnen. Einige zwanzig

angeführte Bücher sind leicht durch bessere zu ersetzen. An Einzelheiten fiel mir auf: S. 1 ist eine "Threepenny Tube" genannt, mir unbekannt; die "Twopenny Tube" war die "London Central Railway", später wurde diese Bezeichnung für alle Untergrundlinien gebraucht. — S. 2 lies "Offices of the Times" oder "The Times Publishing Office", der Weg von Hyde Park zur Bank führt über Piccadilly—Haymarket—Pall Mall. Westminster (3) heißt so nicht als "minster to the west of St. Paul's", sondern im Gegensatz zum Eastminster (All Hallows Barking). Die Houses of Parliament wurden 1857 vollendet, der Tower hat in der äußeren Umwallung sechs, in der inneren zwölf Türme. Daß die Mazarin-Bible aus Gutenbergs Druckerei stammt, könnte S. 9 erwähnt sein. Die Flagge Kanadas ist der Union Jack mit dem kanadischen Wappen in der rechten unteren Ecke (ohne Ahornblatt). Abschnitt 6 auf S. 20 ist zu knapp. "France was the Europeau Home of the Novel" (40), "Thomas Gray was the first great lyric poet of the English" (41) sind unrichtige Urteile, das zweite ein Werturteil, wie sie nicht einmal im deutschen Unterricht zulässig sind. Lateinische Dramen erwähnt schon Thomas à Beckets Biograph William Fitzstephen als allgemein (Descriptio Lundoniae: repraesentationes miraculorum, quae sancti confessores operati sunt, sive repraesentationes passionum, quibus claruit constantia martyrum), aber eine "Latin legend of St. Catherine" kenne ich nicht und ob das "Harrowing of Hell" als Drama angesprochen werden kann, ist strittig (vgl. *Modern Philology* XIII, 49); sicher dramatisch ist das *Ludus Adami*,, ein anglonormannisches Gedicht des zwölften Jahrhunderts. Zu den "modern dramatists" gehören auch Galsworthy, Shaw und Oscar Wilde. Das Privileg des Mistelzweiges ist nach Langenscheidts Sachwörterbuch S. 585 heute verfallen, ein Engländer erwähnt es in einem für das Buch zur Verfügung gestellten Originalaufsatz S. 45 als noch bestehend. Im "Every-Day Life" fehlen manche gewöhnlichen Ausdrücke, z. B. "stums" neben "back- parts". "Backward journey" kann nicht gebraucht werden; da man "backward = back to starting-point" nur von *unbelebten* Dingen sagt "flow, roll backwards"), könnte es höchstens als Fahrt mit dem Rücken gegen die Lokomotive verstanden werden, wie man "to travel backwards" sagt.

Dr. A. Brandeis u. Dr. Th. Reitterer, *Lehrbuch der englischen Sprache für Realschulen.* Wien und Leipzig, F. Deuticke. II. Teil: *An English Reader. With 27 Illustrations, 2 Maps and Numerous Notes.* 1918; 156 S. 3,60 Kr. III. Teil: *A Literary Reader. With 5 Illustrations, 27 Portraits, Explanatory and Literary Notes.* 1919; 236 u. 29 S. 5,60 Kr.

Was an den übrigen Teilen dieses ganz ausgezeichneten Lehrganges in diesen Blättern (XXIII, 437; XXV, 252; XXVI, 369) rühmend hervorgehoben wurde, gilt auch von den beiden vorliegenden; *ein* Bedenken, die überreiche Fülle des Stoffes, der über Ellingers *Literary Reader* (275 S.) weit hinausgehend mit 384 Seiten schon fast an den ganz uferlos gewordenen Aschauer (448 S.) heranreicht, wiegt gegenüber der zu erhoffenden Erweiterung des englischen Unter-

richtes auf vier Jahre mit zwölf Wochenstunden nicht allzu schwer und gerade mit einem so vortrefflichen Behelf wird der Lehrer über die eben wegen der Stoffmenge so zermürbenden Hemmungen der Nachkriegszeit viel leichter hinwegkommen. Besonders hübsch ist im dritten Teil das *Victorian Age* geraten mit Buckle, Macanlay, Dickens, Darwin (dessen oft zitierte Hummeltheorie auf S. 369 in *Aus der Natur* XV, S. 374 als sehr angreifbar erwiesen ist), Elizabeth und Robert Browning, Carlyle, Ruskin, Tennyson, Pollard, Mair, Seeley, Kipling, Wells und Shaw; diese beiden sind wohl Neulinge in Schulbüchern. Thackerays "Famous Mr. Addison" ist schon im "Augustan Age" als literarisches Genrebild eingefügt, so daß alle bedeutenden Autoren mit guten Proben vertreten sind. Dabei steht die geschickte Auswahl unter dem vernünftigen Gedanken der Kriegszeit, die Engländer und ihre Beziehungen zu uns maßvoll und ohne Einseitigkeit oder Übertreibung im Guten oder Schlechten darzustellen, also vor allem ohne schönfärbende Verschleierung oder Vertuschung bei kritikloser Übernahme englischer Quellen. In diesem Sinne schließen sich insbesondere nicht zu knappe Abschnitte aus Seeleys "Expansion of England", Wells "New Macchiavelli" und Shaws "The Man of Destiny" mit Kiplings "Recessional" zu einer abgerundeten Studie des englischen Imperalismus ganz natürlich zusammen. Im zweiten Teil ist der Titel von Nr. 4 unvollständig, er lautet: "Lines composed upon Westminster Bridge". "Greenwich Hospital" dient seit 1869 nicht mehr dem S. 9 angegebenen Zwecke. Darwins Werk (III, 162) heißt "The Origin of Species". "Shotten herring" (III, 20) wird im *Oxford Shakespeare Dictionary* anders erklärt: "a herring that has 'shot' or shed its roe and is worthless"; ebenda würde ich sagen "a wooden sword as borne by Vice", obwohl "to wear a sword" nach dem *Conc. Oxf. Dict.* statthaft ist, und "a standing tuck" (21) durch "a rapier *set on end*" erklären. "Fluxions" (S. 94) kann auch "The Newtonian calculus" = Infinitefinalrechnung heißen, so daß Mrs. Malaprop neben "Algebra" und "Symmetry" ahnungslos das schwerste Kapitel der Mathematik anführen würde; eine Heranziehung des *N. E. D.* würde bei dieser Probe von Verdrehungen der „hard words" wohl noch einige Urklarheiten aufhellen. "Divergeance" (61) ist Druckfehler. "Similitude of the labourers in the vineyard" (181) ist sehr auffällig für das gebräuchliche "parable"; ersteres heißt nur Gleichnis = Vergleichung z. B. in der Phrase "talk in similitudes". "Pique" (198, 10) ist wohl = "spur". Für "Jew's Harp" (235) ist „Maultrommel" nur geläufiger. In den *Notes* fällt besonders die für den Konzentrationsgedanken so wichtige, ständige Beziehung zur deutschen Literatur angenehm auf. Die Anordnung von Shakespeares Stücken nach Perioden, wie deren Abgrenzung S. 7 des Textes gegeben ist, scheint mir nicht gerade glücklich. Bei Nicolas Despréaux Boileau S. 8 wäre irgendwie anzudeuten, daß Despréaux der angenommene Name war. Bei Byron könnte die Widmung des Sardanapalus "To the illustrious Goethe ... his Liege Lord" erwähnt sein. Elisabeth Barretts Heirat hatte einigermaßen den Charakter einer Entführung, und das spielt wohl bei der Reise der Neuvermählten nach Italien mehr mit als ihre

schwache Gesundheit. Shaws erstes Stück erschien 1893 und "The Devil's Disciple" ist in den 1900 erschienenen "Three Plays for Puritans" enthalten, der Ansatz 1907 also wohl ein Irrtum. Der fast fehlerfreie Druck, Papier und Ausstattung sind trotz der Kriegsnöte, die nur den Einband trafen, ganz vorzüglich.

Bruck a. Mur. FRITZ KARPF.

STROHMEYER, *Französische Schulgrammatik.* Zweite Auflage. VIII u. 254 Seiten. B. G. Teubner. Leipzig und Berlin 1919. Geb. M. 4.—.

Strohmeyers interessante und bedeutende Grammatik, der ich seinerzeit an dieser Stelle (Band XXIV, Heft 6, Seite 367 ff.) eine eingehende Besprechung gewidmet hatte, liegt nunmehr in zweiter Auflage vor. Anordnung wie Geist des Buches sind im wesentlichen dieselben geblieben. Die vorgenommenen Änderungen beziehen sich auf Umarbeitung bzw. Erweiterung einiger Abschnitte, Hinzufügung neuer Abschnitte, Verbesserung in Einzelheiten. Über die prinzipielle Notwendigkeit dieser Änderungen kann man verschiedener Meinung sein. Mir persönlich schien — neben der Richtigstellung irriger Einzelheiten — eine Erweiterung der Abschnitte über das Satzgefüge und die Wortbildung unbedingt nötig, dankenswert eine solche bei den Präpositionen. Vom praktischen Standpunkt aus begrüße ich noch gerne das „Alphabetische Verzeichnis der wichtigsten Verben der toten Konjugation" (§ 79), sowie die neuen Paragraphen über Silbentrennung (§ 18) und Interpunktion (§ 21—26). Auch das über die Betonung neu Gesagte (§ 17) konnte nützlich sein. Für sehr glücklich halte ich die Umarbeitung des Kapitels der Modi, in der ich — nehmen wir dies gleich voraus — gegenüber der älteren Fassung dieses schwierigen Stoffgebietes eine nicht unwesentliche Vervollkommnung sehen möchte. Weniger Bedeutung lege ich den der Wiederholung dienenden „Zusammenfassungen der wichtigsten Regeln" bei. Es ist dies für mein Gefühl derjenige Teil, den man am leichtesten wieder fallen lassen könnte, wenn es sich darum handelte, für wichtigeres Neues Platz zu schaffen. Dies die prinzipielle Seite der Frage.

Über die Ausführung nun wäre zu sagen, daß sie nicht überall gleich gut geraten ist. So halte ich z. B. das über die *Betonung* Gesagte (§ 17) in der Gegenüberstellung, daß im Deutschen der Ton auf der *Stamm*silbe, im Französischen dagegen auf der *Endung* ruhe, nicht für unbedenklich. Diese Fassung ist geeignet, irrige Vorstellungen zu erwecken und methodisch zu jenen älteren Zeiten zurückzuführen, in denen man, zum Teil unter dem Einfluß des damals so beliebten mechanischen Durchkonjugierens der Verbalformen, auf die volltönende Schlußsilbe einen starken Iktus zu legen gewohnt war. Nun verhält es sich aber im Französischen doch so, daß weder Stamm-, noch Vor- oder Endsilben betont, bzw. unbetont gesprochen werden, sondern der Wortakzent schwankend ist, dergestalt, daß *jede* Silbe mehr oder weniger hervortreten kann. Es wäre falsch zu lehren, daß z. B. in *maison* die letzte Silbe den Ton trage, da

man ihn ebensogut, je nach dem Sinn, je nach der rhetorischen Absicht, auf die erste Silbe legen kann oder muß. Ob ich sage *maisón* oder *maison*, ist für das französische Ohr an und für sich vollkommen gleichgültig. Man kann also im Französischen von betonten Endungen eigentlich nicht sprechen, gegenüber dem Deutschen, wo eine Betonungsverschiebung, z. B. in dem Wort *Schlüssel*, ohne völlige Verunstaltung des rhythmischen Gesamtbildes sich gar nicht vornehmen läßt.

In § 18, *Silbentrennung*, wäre zu Abs. a oder e noch zu bemerken, daß auch bei *y* (konsonantischem Gleitlaut) zwischen Vokalen nicht getrennt werden kann, so z. B. in *rayons, moyen.* Zu Abs. d hätte ich neben *malheureux* noch *aujourd'hui* als Beispiel gesetzt, da hier von den Schülern erfahrungsgemäß getrennt wird: *aujourd'-hui* statt *aujour-d'hui.*

Bei § 21 hätte vielleicht der französische Name der einzelnen *Interpunktions*zeichen erwähnt werden können; doch ist dies etwas Nebensächliches. Daß die Aufzählung der einzelnen Fälle der Kommaanwendung in einer solchen nach Kürze drängenden Darstellung nie ganz vollständig sein kann, versteht sich von selbst. Immerhin hätte, aus dem mancherlei Fehlenden, als methodisch wichtig, noch der Fall verzeichnet werden müssen, wo absolut voran- oder nachgestellte Satzteile (*Ta lettre, je l'ai reçue* usw.) durch Komma abgetrennt zu werden pflegen. Dem § 25 hätte ich thematisch eine andere Fassung gegeben, damit der Schüler folgendes prinzipielle Verhältnis sieht: vor Objektssätzen kein Komma (daher auch nicht vor indirekten Fragesätzen [fehlt bei Strohmeyer!]), vor Adverbialsätzen Komma möglich bzw. nötig. Damit hätte ich dann den § 25 in innere Beziehung gebracht zu § 22.

Zum Kapitel der *Wortbildung* wäre im allgemeinen zu sagen, daß man hier statt der vorwiegend lexikalischen Ergänzungen lieber mehr Prinzipielles erörtert gesehen hätte, etwa im Sinne der klein gedruckten Anmerkung zu § 518 und des § 519. Da wäre z. B. über die Form des Grundwortes, seine lautlichen bzw. graphischen Umgestaltungen, ferner über die Lebensfähigkeit der Suffixe einiges zu sagen gewesen; auch eine Zusammenstellung der Präfixe und Suffixe nach Bedeutungsgruppen hätte zur Vertiefung und Verlebendigung dieses Stoffgebietes beigetragen. Diese (innerliche) sachliche Anordnung wäre der (äußerlichen) lexikalischen umsomehr vorzuziehen gewesen, als letztere in einem auf Kürze zugeschnittenen Schulbuche doch immer nur höchst unvollständig bleiben kann. Es würde sich also bei sachlichen Gesichtspunkten leichter eine wenigstens annähernde Vollständigkeit erzielen lassen als bei der lexikalischen, die — und zwar nicht immer bloß in ganz entfernt liegenden Dingen — stets Lücken aufweisen muß und bei Strohmeyer auch tatsächlich aufweist. Viel zu knapp sind hier z. B. die der Bildung von Verben gewidmeten Absätze h und i des § 521 geraten, besonders h (Verben auf *-er*), wo an Positivem fast nichts übrig bleibt, nachdem der Verfasser selbst in einer Parenthese das vorher außerhalb derselben Gesagte gewissermaßen wieder aufhebt. Und doch wären auch hier aus den verschiedenen Arten der Bildung, der einfachen oder un-

mittelbaren (*«mur > murer»*), der sog. parasynthetischen (*«chaîne > déchaîner»*), der mittelbaren (hierher gehören z. B. die faktitiven Verben, wie *falsifier*, *égaliser*, die augmentativen [*tournoyer*], die diminutiven [*voleter*, *vivoter*], die pejorativen [*rimailler*], die mit Substantiven gebildeten [*faufiler*]) noch mancherlei andere Gesichtspunkte zu gewinnen gewesen. Ein entsprechender Hinweis auf die Wortfamilien und, innerhalb dieser, auf das bei Wörtern gleicher Familie bestehende Verhältnis zwischen Bedeutung und Form hätte dem Kapitel vielleicht noch eine besondere vertiefende Bedeutung verleihen können.

Nicht unerwähnt kann schließlich bleiben. daß man auch in dem völligen Übergehen der sog. *dérivation impropre* eine Lücke sehen muß.

An Einzelheiten zu diesem Abschnitt noch folgendes: In § 519 wäre es thematisch praktischer gewesen, im Sinne des Beispiels *contredire* und *contradiction* auch für die Gegenüberstellung der gelehrten und populären Präfixbildungen ausschließlich Wörter gleichen Stammes, mit anderen Worten Dubletten zu wählen, dem *imprimer* also nicht *embrasser*, sondern das so nahe liegende *empreindre* gegenüberzustellen, sowie *défaire* und *disgrâce* etwa durch *dépenser* und *dispenser* zu ersetzen. In § 520 und 521, wo der Verfasser die Affixe gelehrten Ursprungs mit * bezeichnen wollte, sind demgemäß auch *con*, *com*, *co* (S. 190), *in*, *im*, *ir* (S. 190 u. 191), *ré* (S. 191) und *ition* (S. 193) mit diesem Zeichen zu versehen. Schließlich wäre (§ 521, b) zu *visage* noch zu erwähnen, daß hier wohl keine Verbalableitung (von *viser*), sondern eine solche vom alten Substantiv *vis* (noch erhalten in *vis-à-vis*) vorliegt.

Der Abschnitt *Das Satzgefüge* hat durch die gemachten Zusätze und Erweiterungen gegenüber der Fassung in der ersten Auflage unstreitig gewonnen. Doch hätte ich mich an manchen Stellen statt der Andeutungen zu noch weitergehenden Ausführungen entschlossen, um so mehr, als hin und wieder letztere der Platzersparnis in keiner Weise Abbruch getan hätten. So hätten in § 623 zu den Subjektsätzen statt „*Am häufigsten* werden sie durch *que* eingeleitet“ ebensogut gesagt werden können: Das Subjekt kann ein *que*-Satz, ein Infinitiv oder ein Relativsatz (§ 624) bilden. Das würde kaum viel mehr Platz kosten und hätte dabei den Vorzug der Vollständigkeit. Ähnliche Wünsche nach größerer Vollständigkeit wären bei den Objekt- (§ 625 u. 626), den Attribut- (§ 627) und den Prädikatsätzen (§ 630 u. 631) zu äußern. Mit bloßen Andeutungen ist eben gerade bei diesem Abschnitt nur wenig gedient; denn der Schüler soll doch hier zu syntaktischer Betrachtungsweise angehalten werden; dies kann aber nur dann erreicht werden, wenn man ihm das syntaktische Geäste in lückenloser Übersichtlichkeit zeigt. Aus ähnlichen Erwägungen heraus könnte man dann zur Unterteilung des Adverbialsatzes hinsichtlich seines logischen Verhältnisses zum Hauptsatz noch hinzufügen: den *Ortsbestimmungssatz* (*où*, *où que* usw.), den *Adversativsatz* (*tandis que*, *alors que*, *au lieu que*, *si*), den *Additivsatz* (*outre que*, *hors que*). Der § 640, „Nebensatz der Art und Weise“, schließlich, wäre dahin zu ergänzen, daß neben den hier einzig und allein auf-

geführten negativen Sätzen auch die affirmativen, durch das *Gérondif* ausgedrückten, Erwähnung fänden, eine Form übrigens, die doch keineswegs so selten ist, wie man es nach der Fassung des Paragraphen vermuten müßte.

Neben diesen Erweiterungen, die uns bis jetzt beschäftigt haben, sind außerdem an verschiedenen Stellen in *Einzelheiten Verbesserungen* vorgenommen worden, die zum Teil schon hier gelegentlich der ersten Besprechung angeregt worden waren. Nicht alle Wünsche sind übrigens in diesem Punkte in Erfüllung gegangen. So war in § 260 („Artikel mit individualisierender Kraft") neben "*de la sorte*" der Fall "*La ville qui* . . ." unbedingt aufzunehmen, nicht nur aus methodischen Gründen, weil der Schüler hier bekanntlich zur Anwendung des *adjectif démonstratif* neigt, sondern schon deshalb, weil dies der in Praxis am häufigsten vorkommende Fall des Artikels in demonstrativer Funktion sein dürfte. Ebenso halte ich nach wie vor beim Adverb (§ 346) die Nichterwähnung der Umschreibung mit *d'une façon* für eine Lücke.

Die Abänderung von Einzelheiten betrifft hauptsächlich das Verbkapitel. Freilich sind auch hier nicht alle Unvollkommenheiten beseitigt worden und haben sich auch neue daneben eingeschlichen. zum Teil deshalb, weil anscheinend nicht beachtet worden ist, daß gewisse Änderungen folgerichtig andere nach sich ziehen mußten. In § 35 Anm. wäre statt „*Mehrere* erstarrte Verben zeigen starke Formen" besser zu setzen „*Zahlreiche*", da doch an die 30 solcher starker Perfekta vorliegen. Dementsprechend hätte sich auch beim Part. Perf. (§ 30) schon ein deutlicherer Hinweis auf eine prinzipielle Scheidung zwischen starken und schwachen Verben empfohlen. Die Bezeichnung „*Endung*" *is* und *us* beim Perfektum der sog. starken Verben (§ 62 u. 63) ist zu verwerfen, da *i* und *u* hier eben *Stammvokale*, nicht Endungsvokale sind. Die erwähnte Bezeichnung steht nicht nur in Widerspruch mit der vom Verfasser selbst beim Part. Perf. (§ 69) angewendeten Darstellungsweise, wo als Endung *s* und *t*, nicht *is* und *it* angesetzt werden, sie bringt vor allem in die prinzipielle Anschauung Unklarheit. *Starke* Formen sind stammbetonte mit unbetonter (konsonantischer) Endung, *schwache* stammunbetonte, also endungsbetonte mit vokalischer Endung. Wenn diese zunächst mehr wissenschaftliche Unterscheidung nicht auch methodisch bis in die letzte Konsequenz ausgebeutet wird, so ist sie für den Schüler zwecklos, und man kann sie ebensogut fallen lassen. Eine ähnliche Bemerkung wäre zu § 67 zu machen, wo man bei *ri* und *suffi* nicht von einer Endung *i* sprechen darf, sondern nur von einem abgefallenen Endungs-*s* bzw. -*t* (wieder sichtbar in *risible*, *confit*). (Die in demselben Paragraphen untergebrachten Partizipien *nui* und *lui* nehmen übrigens eine Zwischenstellung zwischen starken und schwachen Formen ein!) Es wäre also aus den Verben der §§ 67 und 70 *eine* Gruppe zu bilden: starke Partizipien mit abgefallenem Endungskonsonanten, zu denen außer den von mir (bei § 67) und vom Verfasser (§ 70) erwähnten noch zu treten hätten: *conclu* (irrtümlich in § 68 geraten), *exclu* und *été*. An den abgefallenen Endkonsonanten wären die Schüler zu erinnern (siehe oben *risible*, *confit!*)

durch Beifügung von analogen anderen Formen bzw. gelehrten Bildungen desselben Stammes, wie *perclus*, *inclus*, *clos* (zu *exclu*), *natal* (zu *né*), *état* (zu *été*). Zu § 69 (starke Partizipien auf *s* oder *t*) wären noch zu stellen: *clos*, *éclos* (vom Verfasser in § 78 erwähnt), allenfalls auch noch *frit* und *trait*.

Verunglückt ist der ganze § 68, wo man es mit einziger Ausnahme von *conclu* (vgl. oben) nicht mit starken, wie der Verfasser meint, sondern durchweg mit schwachen Formen zu tun hat: *bu* < *b[e]ü*, Stamm *be*, Endung *u*, ein Verhältnis, das bei *eu* auch noch in der Schreibung sichtbar ist. Diese Formenbildung muß der Schüler ohne Vermittelung des Latein oder des Altfransösischen ohne weiteres aus dem Neufranzösischen als Lautgesetz erfassen, das ihm ja durch die Futurbildung der Verben auf *-re* («rompre > rompr[e]ai») oder die Wortbildung («maître > maître[e]iser») vertraut ist und in Teil I bei § 8 aufgenommen sein müßte, wo es fehlt. Erst an anderer Stelle, in § 520, bei der Bemerkung zu *âge*, streift der Verfasser diesen Lautvorgang zufällig. Zur weiteren Veranschaulichung müßte dann der Schüler hier auf *asseoir* hingewiesen werden, wo er einsehen muß, daß er sich demselben Falle gegenüber befindet wie bei *eu*, während er es bei *voir* und *choir* wieder mit dem Ausfall des *e* vor dem Tonvokal, genau wie bei *bu*, *cru*, *dû* zu tun hat, desselben *e*, das er dann im Futur dieser Verben plötzlich wieder auftauchen sieht («verrai, cherrai»).

In § 63 (starke Verben) vermißt man noch *devoir: je dus*, ebenso fehlt *être: je fus*, außerdem würde ich hier die Verben der *re-* und der *oir*-Gruppe zusammenstellen, nicht mengen.

Zu § 45 (*haïr*) erinnere ich nochmals daran, daß dieses Verbum nicht, wenigstens nicht ganz zur lebenden Konjugation gehört, mir der ihm zugewiesene Platz somit nicht unanfechtbar erscheint. Innerhalb des Präsensstammes wäre bei den einzelnen Verben und Gruppen, z. B. bei §§ 52 u. 53, ein besonderer Hinweis auf die entsprechenden Lautgesetze, in diesem Fall den § 11, oder bei §§ 55, 56, 57 auf § 6, für den Schüler sehr praktisch, wie ich überhaupt noch in manchen anderen Einzelheiten sowie der Gesamtdarstellung die Beziehung der einzelnen Verben zu den entsprechenden Lautgesetzen und die lautgesetzlichen Vorgänge und Verwandtschaften zwischen einzelnen Verben oder Verbgruppen noch schärfer und deutlicher hätte hervortreten lassen. Hierher gehört z. B. der Begriff der Analogiewirkung, mit dem Strohmeyer für mein Gefühl sozusagen zu schüchtern operiert. Warum rückt er z. B. die Futurbildung *assiérai* nicht gleich ins richtige Licht (die kleingedruckte Bemerkung verdunkelt und verwischt nur den Vorgang!), oder, in § 76, denselben Vorgang bei *je viendrai* und *je tiendrai?* Die Entwickelung würde dadurch dem Schüler klarer gemacht, die Beziehungen zwischen den Lautvorgängen verlebendigt und der Gedächtnisarbeit das Mechanisch-Stumpfsinnige genommen werden. Bei *asseoir* wäre dann auch hier wieder eine Gegenüberstellung mit der Futurbildung von *voir* und *choir* (vgl. oben!) am Platze.

Die Darstellung des Verbums bleibt und ist eines der wichtigsten Probleme des Unterrichtes, dabei — so scheint es mir — ein gar

nicht so schwer zu lösendes, wenn man nur Farbe bekennt, einen klaren methodischen Standpunkt einnimmt und diesen Standpunkt mit eiserner Konsequenz durchführt. Ich habe immer gefunden, daß bei der Behandlung der Konjugation das methodisch praktischste Verfahren das lautgesetzliche ist, also das wissenschaftliche-biogenetische. Wie bei kaum einem andern Abschnitt der Grammatik gilt hier der Satz: Die größte wissenschaftliche Wahrheit ist die größte methodische Einfachheit. Gewiß wird die wissenschaftliche Betrachtungsweise in einem praktischen Bedürfnissen dienendem Schulbuche nicht um ihretselbstwillen einzutreten haben. Nur eine dienende Stellung darf sie einnehmen; ihr Zweck besteht darin, von der Darbietung des Stoffes alles gedankenlose Mechanisieren fernzuhalten. Denn das erste Erfordernis eines guten Schulbuches ist methodische Klarheit, aber methodische Klarheit geläutert durch wissenschaftliche Wahrheit. Nur wenn der Verfasser es versteht, die Ergebnisse der sachlich-wissenschaftlichen Betrachtungsweise sozusagen raffiniert den Zwecken der methodischen Klarheit dienstbar zu machen, kommt ein Buch zustande, das höheren Bedürfnissen entspricht und gleichzeitig die nötige Stileinheit aufweist. Das Streben nach wissenschaftlicher Wahrheit schließt aber in sich das Streben nach Vollständigkeit, und diese Vollständigkeit wird. wo sie — z. B. aus Raumrücksichten — nicht in lexikalischer Form zum Ausdruck kommen kann, nur wieder durch Wissenschaftlichkeit in der Betrachtungsweise ersetzt werden können.

An diesem Verhältnis muß der Wert eines mit ernsten Absichten auftretenden Unterrichtsbuches gemessen werden. Erst restloses Vorhandensein der erwähnten Bedingungen ergibt ein vollkommenes Werk. Es möge festgestellt werden, daß Strohmeyers Buch dieser Vollkommenheit sehr nahe kommt. Gelegentliche Entgleisungen und Inkonsequenzen sind — ich habe dies im einzelnen nachgewiesen — allerdings vorhanden. In der Verbdarstellung z. B. fehlt noch zum Teil die wissenschaftliche Geschlossenheit, das Kapitel der Wortbildung fällt stilistisch aus dem Rahmen (es ist der Hauptsache nach ältere Darstellungsweise!), das methodische Relief könnte hin und wieder noch schärfer hervortreten usw. Aber diese Mängel sind in gewissem Sinne die natürliche Folge der Vorzüge des Buches. Man vergesse nicht, daß Strohmeyer eigentlich in völlig neuen Bahnen wandelt. Keiner seiner Vorgänger hatte sich in der philologischen und psychologischen Sprachdarstellung so weit vorgewagt wie er. Daß er dabei, gerade weil er neue Pfade betritt, hin und wieder einen Fehltritt tut, ist fast unvermeidlich. Es bleibt ihm trotzdem das unstreitbare Verdienst, die erste französische Schulgrammatik geschaffen zu haben, in der die Ergebnisse der Sprachwissenschaft und der Sprachpsychologie methodisch planmäßig verarbeitet sind. Seine Nachfolger werden es leichter haben; sie werden alle — wenigstens wäre ihnen dies anzuraten — auf Strohmeyer fußen müssen, in dem sie ihren Weg bereits vorgezeichnet finden.

Hinsichtlich der übrigen Vorzüge des Buches verweise ich auf meine Besprechung der ersten Auflage. Wenn ich heute, mehr als das letzte Mal, einige Mängel in der Bearbeitung habe hervortreten

lassen, so sollte damit nur der Weg gezeigt werden, auf dem der Verfasser wie die, die seinen Fußtapfen folgen wollen, die französische Grammatik der Vervollkommnung näher bringen können. Jedenfalls rechtfertigte die epochemachende Bedeutung des Buches auch bei der zweiten Auflage eine eingehendere Behandlung. Denn, selbst mit seinen Mängeln, bliebe Strohmeyer — ich möchte es wiederholen — die beste französische Schulgrammatik, die wir nach meinem Dafürhalten zurzeit besitzen. Ich wünsche ihr recht weite Verbreitung, nicht nur in der Schule, sondern gerade auch in Lehrerkreisen. Sie regt an und eröffnet Horizonte, die vorher vielleicht manchem unter uns verschlossen waren.

Dresden. LUDWIG GEYER.

---

1. *Nos Enfants.* Pages choisies d' Anatole France, d'André Lichtenberger, de Paul et Victor Margueritte et de Maurice Maeterlinck hrg. von PAULA KÖSTERS. Ferd. Schöninghs franz. u. engl. Schulbibliothek I. Serie. 23. Bd., Paderborn (1916). Preis mit Wörterbuch M. 1,60.
2. *Jacques et Juliette* (Journées de deux enfants) par M[me] J. MALASSEZ für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Dr. F. FASSBINDER. Bielefeld u. Leipzig, 1919. Velhagen & Klasing. Prosateurs français, Bd. 213 Ausg. B. Preis M. 1,20.
3. *Le Petit Chose* par A. Daudet pb. par Dr. CHRISTOPH BECK avec la collaboration de Dr. GEORGES BODART. Bamberg, C. C. Buchners Verlag. Neuspr. Klassiker Bd. 19. Preis geb. M. 1,30.
4. Dasselbe. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. A. WETZLAR. Leipzig, Rengersche Buchh. 1914. Franz. u. engl. Schulbibliothek Reihe D mit fortl. Präparationen. Bd. 2.

Ich schicke einige allgemeine Bemerkungen voraus. Ist es nötig, Werke wie *Le Petit Chose* immer wieder neu herauszugeben? Die Arbeit des Herausgebers kann nun doch wirklich nichts anderes mehr sein, als eine Wiederholung — vielleicht mit etwas anderen Worten und von einem möglicherweise um ein Geringes verschiedenen Standpunkt — aber eine dauernde Wiederholung schon geleisteter Arbeit. Gestern war es eine Ausgabe mit Sonderwörterbuch, heute ist es eine „mit fortlaufender Präparation". So bietet der Rengersche Verlag den Text zweimal an und jedesmal von einem anderen Herausgeber. Es hätte ebenso gut die fortlaufende Präparation, wenn denn eine gegeben werden soll, neben den ersten Text gestellt werden können.

Ist es ferner nötig, Proben mehrerer disparater Autoren etwa unter dem Sammeltitel *Nos Enfants* zu vereinen, von welchen Proben einzelne schon als Schulausgaben in größerer Ausführlichkeit erschienen sind?

Ist es endlich nötig, durchaus mittelmäßige Leistungen wie die der M[me] Malassez immer wieder in die Schule einzuführen? Die Geschichten sind trotz mancher gelegentlichen Nettigkeit doch wirklich nicht mehr als Kalenderprosa und sind gerade mit den eben erwähnten: «Nos Enfants» nicht zu vergleichen.

Zugleich möchte ich bezüglich des beigegebenen Kommentars auf Mängel hinweisen, an denen Schulausgaben gewöhnlich kranken.

Zunächst die Aussprachebezeichnung. Sie ist gewöhnlich aus zwei Gründen unzulänglich (und die Ausgabe von Mme Malassez sowie die Buchnersche des *Petit Chose* bieten dafür Beispiele): Die angewandte Umschrift genügt nicht den Erfordernissen der Schule, die angegebene Aussprache für einzelne Worte ist nicht einwandfrei.

Die beiden Ausgaben bedienen sich einer aus den Zeichen der Ass. Fon. und den Bremerschen bestehenden Umschrift, statt sich für die eine oder die andere zu entscheiden. Zu verwerfen ist jedoch auch hier die Verwendung von mehr als einem diakritischen Zeichen *über* dem Lautsymbol mit Rücksicht auf die Lesbarkeit der Zeichen und die Augen der Schüler. Bezeichnet man, wie es in den beiden Malassez u. *Petit Chose* geschieht, die Quantität mit – und ˘ über dem Vokal, so sieht man sich in der Notwendigkeit, gar drei diakritische Zeichen über einem Symbol zu vereinen: z. B. wäre die Umschrift für ein œ̃: (etwa in humble) hier wiederzugeben durch ɔ, darüber die ö-Punkte, darüber die Tilde, darüber endlich das Längezeichen. Der Herausgeber sah sich daher (nehme ich an) gezwungen, auf die gerade so wichtige Quantitätsbezeichnung für Nasale einfach zu verzichten und hat bei der Verwendung von – und ˘ obendrein die Unannehmlichkeit gefährlicher Verwechslungen. Abgesehen von ihrer sprachlichen Unzulänglichkeit ist die Quantitätsbezeichnung in der Malassez-Ausgabe auch irreführend verwendet. Ich zitiere: „Das Zeichen – bedeutet Länge, ˘ Kürze, ohne Zeichen ist der Laut halblang. Also: ā in vague, a in femme, ă in acte“, entsprechend in „aime, paix, secte“. Hier sind alle betonten Auslautvokale halblang gegenüber den betreffenden in geschlossener Silbe. Zweifellos besteht ein Unterschied in der Dauer, aber praktisch ist er ohne Bedeutung. — Erwähnt sei hier auch das ʿh derselben Umschrift. Ich halte dies Zeichen (auch h in den Schulausgaben mit der Umschrift der Ass. Fon.) für überflüssig, da kons. [h] in den Schultexten kaum je einmal gefordert werden muß. Es genügt, meine ich, durchaus die Kennzeichnung des orthographischen h mit einem spiritus asper, um den Schüler auf das Unterbleiben der konson. Bindung und Vokalelision vor dem Wort hinzuweisen.

Im einzelnen sei auf die Aussprache von Luxembourg [ks] nicht [gz] und *resserre* [rəs-] nicht [rɛs] bei Malassez aufmerksam gemacht, wie auf einige Worte mit zum Teil falscher Aussprachebezeichnung in den beiden *Petit Chose*-Ausgaben: *équitation* [eki-], *inquisition* [ẽki-], *équerre* [ekeːr] *drap* [dra], *gaz* [gɑːz], *balbutier* [-sje], *tohu-bohu*, *ukase* [tɔ(h)ybɔ(h)y, ykɑːz]. Bei fraglicher Aussprache der Wörter mit orthographischem *x*, *qu*, *a*, *ti* stellte immer die Aussprache nach guten Orthoepisten angegeben werden.

Das Wörterbuch zu *Pages Choisies* und die Anmerkungen der Rengerschen Daudet-Ausgabe verwenden die Schrift der Ass. Fon. In *Nos Enfants* ist der betonte Vokal vor auslautendem j durchweg als kurz oder halblang angegeben, gewöhnlich ist er indessen, lang.

Es wäre lebhaft zu wünschen, daß für die Umschrift eine Einigung der Verleger oder Herausgeber von Schultexten einmal zustande käme.

Die Erläuterung des Materials aus der Umgangssprache — hier komme ich zur zweiten grundsätzlichen Bemerkung — genügt häufig nicht allen Anforderungen und bedeutet wohl einen fühlbaren Mangel in allen Schulausgaben. Einesteils stößt die Erklärung ihrer syntaktischen Eigentümlichkeiten auf Schwierigkeiten (aus inneren und äußeren Gründen) andernteils trifft die vorgeschlagene Übersetzung (bzw. Umschreibung) in Ton und Inhalt nicht immer das Richtige. Ich greife zur Illustration einige Beispiele heraus: Aus *Nos Enfants*: (A. France, *La Grappe de Raisin*, aus «Livre de Mon Ami») «Je soupçonne aujourd'hui ma pauvre mère d'un faible pour les boîtes» heißt nicht nur: „Ich vermute, daß ... eine Vorliebe für Schachteln hatte" sondern: „Ich habe meine arme Mutter im Verdacht, eine krankhafte (beachte das *pauvre*) Schwäche für Schachteln gehabt zu haben." Weiter unten erklärt P. Kösters im selben Buch (aus A. Lichtenberger, *La Sœur de mon petit Trott*) «ce bête de Jip» folgendermaßen: „bête sonst fem., hier aber wohl aufzufassen als ce Jip, une bête qui ne comprenait rien." «bête» ist hier vielmehr substantiviertes adj. in emphatischer Hervorhebung wie «ce drôle d'homme».

Ebenso werden eine Reihe von Spezialausdrücken nicht getroffen, sei es, weil die Situation mißverstanden wurde, sei es, weil sie als Fachausdrücke dem Herausgeber unbekannt waren: In *Nos Enfants*: «croûtes de pâté» nicht Brotkrusten, sondern Pastetenkrusten, die sich der Polisson Alphonse in der Erzählung *Grappe de Raisin* in den Küchen reicher Häuser ergattert (falsche Auffassung der Situation), oder aus *Poum*, «cuir chevelu», nicht „die behaarte Haut, hier das Kopfhaar", sondern med. Fachausdruck für Kopfhaut. Ähnlich die Erklärung der mil. Ausdrücke von «emboîter le pas, serre-file» in den Ausgaben von *Petit Chose*. In der Buchnerschen ist auch eine absolute Verkennung der Situation richtig zu stellen: Der Arzt, welcher auf so ungeschickte Weise *Petit Chose* auf den Tod seines Bruders vorbereitet, ist währenddessen mit dem Zuknöpfen seiner Handschuhe beschäftigt. Endlich gelingt es ihm, einen zuzukriegen: «... il fit une pirouette et s'éloigna avec un soupir de satisfaction; il venait d'en boutonner un.» Das kann sich natürlich nur auf den Handschuh beziehen. Die Anmerkung hierzu lautet: «au sens figuré: touché comme on *boutonne* son adversaire avec le bout du fleuret.» Warum so in die Ferne schweifen?

Und endlich noch eins. So begrüßenswert es ist, daß in Schulausgaben Hinweise auf die historische Grammatik Eingang finden, soweit sie zum Verständnis des Textes beitragen, so muß doch vor allzureichlicher Angabe von Etymologien gewarnt werden, die zuweilen nur geeignet sind, den Leser irrezuführen, oder die, ohne näheres Eingehen auf die Sprachentwicklung von dieser ein falsches Bild geben: z. B. in der Buchnerschen Ausgabe *torquere* neben «tordre», dessen heutige Form nur unter Zugrundelegung von vlat. TORQUĔRE statt cl. TORQUĒRE verständlich ist, oder DOLEO neben «deuil», oder die Einführung des Fachausdrucks „epenthetisch" zur Erklärung des orthographischen h in «huile» usw. «huile vient du latin OLEUM: le h est donc voyelle (?!) et inorganique, ce qu'on appelle „epenthetisch"».

Hier handelt es sich doch um einen Buchstaben und nicht um Laute, für die die Ausdrücke «inorganique» und epentethisch allein am Platze sind.

Es möchte nach all dem Gesagten scheinen, als hätte ich an den besprochenen Büchern kein gutes Haar lassen wollen. Ich möchte deswegen ausdrücklich betonen, daß mir natürlich nichts ferner liegt, sondern, ich wollte nur die Gelegenheit zu einigen grundsätzlichen Bemerkungen ergreifen und diese mit einigen Beispielen unterstützen. Ich lege, im Gegenteil, Wert darauf, festzustellen, daß die einzelnen Herausgeber bei der Kommentierung ihrer Texte vor allem in der Erläuterung französischer Lebensverhältnisse und Einrichtungen durchweg vollauf auch weitergehenden Ansprüchen genügen und für ihre, im einzelnen recht mühevolle Arbeit den Dank der Lehrer und vor allem der Schüler in hohem Maße verdienen. (Man könnte hier und da sogar wünschen, es sollte den Schülern auch Gelegenheit zu eigner Arbeit am Text gelassen werden).

Stellt man die Frage nach der Notwendigkeit immer neuer Schulausgaben einmal zurück, so sind die vorliegenden Ausgaben als solche zu begrüßen. Die Stoffe sind mit gutem Takt ausgewählt und werden den Lesern viel Freude machen. Die wirklich prächtigen Schilderungen aus dem Kinderleben in *Nos Enfants* mögen schließlich auch Material für die Behandlung der Kinderpsychologie im Oberlyzeum beibringen; ich würde dafür freilich dem Leben unmittelbar Entnommenes immer vorziehen[1]. Die beiden Ausgaben von *Petit Chose* geben natürlich nur eine Auswahl. Die Buchnersche ist knapper und schält aus dem Ganzen das Werden des *Petit Chose* heraus, während die Rengersche bei einzelnen Szenen um ihrer selbst willen mehr verweilt. Aus methodischen Gründen wäre mir die Buchnersche Ausgabe trotz der erwähnten Mißstände lieber, weil sie in den Anmerkungen im wesentlichen bei der Fremdsprache bleibt, während die Rengersche kurzerhand alles verdeutscht. Die Wahl zwischen beiden muß eben von der Stellung des Lehrers zur Reform abhängen.

Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Französische von Prof. Dr. F. J. WERSHOVEN. Trier 1916. Jacob Lintz. 112 S. Hierzu gesondert erschienen: *Hauptregeln der französischen Syntax mit einem Anhang: Synonyma.* Von demselben. Trier 1914. Jacob Lintz. 62 S. 0,80 M.

Das Buch enthält Beispiele zur Einübung der Hauptregeln der französischen Grammatik. Die Schwierigkeiten sind in den einzelnen Stücken nicht unnütz gehäuft und die Stücke mit ihrem Inhalt über Frankreich und seine Bewohner, seine Geschichte, sein Geistesleben,

---

[1] Nur in der Fußnote sei noch auf einen lapsus calami in den Anmerkungen hingewiesen: 30_1 ist zu lesen: «croissant» Horn kommt von «croître», statt «croire». Daß auf dem Titel und Einband «pages *choisis*» statt «choisies» steht, ist nicht unbedingt erforderlich. Sonst sind die Druckfehler in den besprochenen Ausgaben nicht zahlreich und wenig störend.



alle französischen Schriftstellern entnommen. Das ist auch — leider nur zu deutlich — an ihrem Gewande zu merken. Es ist Übersetzungsdeutsch. Reichliche Vokabelbeigaben unterstützen den Text. Leider macht das Fehlen der Quellenangaben eine Prüfung der Texte auf das Maß ihrer Umarbeitung aus dem Original hin mir unmöglich. Ich sehe auch nicht ein, was eine Quellenangabe auch für den Schüler schaden sollte. Ist sie aus übertriebener Vorsicht vor einer unlauteren Benutzung der Urtexte unterblieben, so wäre dem entgegenzuhalten, daß einerseits ein dazu geneigter Schüler, wären die Quellen gegeben, vor der Schwierigkeit, sie sich zu verschaffen, zurückschrecken würde, der ernstlich nach Belehrung strebende aber bei dem Fehlen jeder Quellenangabe um die Möglichkeit zu weiterem Eindringen gebracht wird.

Als Ergänzung zu dem Übungsbuch und auch zur unabhängigen Verwendung hat Wershoven die *Hauptregeln der französischen Syntax mit einem Anhang: Synonyma* zusammengestellt. Soweit die französische Syntax sich auf 52 Seiten komprimieren läßt, ist das hier getan. Natürlich werden einzelne Regeln zu scharf gefaßt und dadurch manche sprachliche Tendenz zum unabänderlichen Gesetz verdichtet, aber das Büchlein gibt „kurz, klar und übersichtlich das Notwendige". S. 2 der Hauptregeln ist zu verbessern «c'est participer à un crime» statt «d'un crime». Die zehn Seiten Synonyma wollen mir weniger gefallen. Die Sammlung erscheint — wie das bei einer Auswahl in zehn Seiten nicht anders möglich ist — willkürlich zusammengestellt. Der Verfasser gibt die Bedeutungsunterschiede französisch verschiedener Wörter, die wir im Deutschen zufällig durch *einen* Ausdruck wiederzugeben pflegen. Infolgedessen stellen sich unter den wirklichen Synonyma Wörter ein, die im Deutschen nur Homonyma (wenn auch etymologisch miteinander verbunden, vgl. Bally, Traité de Stylistique § 50 «homonymes sémantiques») und französisch durchaus nicht synonym sind: z. B. unter deutsch „Zug" wird vereinigt französisch «traction, trait, train, cortège, tirette» (am Rock), «tirage» (am Ofen), «peloton» (der Soldaten), «rayure» (in Schußwaffen). Das ist keine Synonymik mehr, sondern erinnert an ein Gesellschaftsspiel, bei dem es gilt, die Bedeutung eines Wortes aus dem Kontext zu erraten. Andere Synonyma sind willkürlich bzw. gar nicht definiert: «blessure» „äußere Verletzung", «plaie» „wunde Stelle von Blessur oder innerer Ursache herrührend". Der angegebene Bedeutungsunterschied von «trêve» und «armistice» entspricht nicht der tatsächlichen Verwendung, wie ein Blick in die französischen Zeitungen der letzten Monate dartut. Es sollte bei der Behandlung von Synonymen vielmehr auf die soziale Schicht, der das Wort angehört, gesehen werden. Daraus erklären sich am ehesten die Unterschiede im Gebrauch. Viele besitzen anderseits wie zwei einander schneidende Kreise ein gemeinsames uud ein besonderes Bedeutungsgebiet. Hier hätte das Gemeinsame und das Besondere besprochen werden müssen. Vgl.: «plaie» und «blessure».

Böhlitz-Ehrenberg. Heinrich Wengler.

O. BÖRNER, C. PILZ und P. KRÖHER, *Lehrbuch der französischen Sprache für Lehrerbildungsanstalten.* Neubearbeitung der ursprünglichen Ausgabe F, 5. Auflage, nach den Bestimmungen der sächsischen Lehrordnung vom 10. März 1915 und der bayrischen Lehrordnung vom 2. Aug. 1912. Elementarbuch, erster Teil. Teubner. Leipzig und Berlin 1918.

Das vorliegende Lehrbuch stellt die erste Hälfte einer Neubearbeitung des *Lehrbuches der französischen Sprache für Präparandenanstalten und Seminare*, I. Teil, von O. Börner und C. Pilz dar (1913 in 5. Aufl. ersch.), das also jetzt in zwei Teile zerlegt wurde. Die „Neubearbeitung" ist jedoch so gründlich ausgefallen, daß eigentlich ein ganz neues Buch entstanden ist.

So ist gleich das Kapitel der *Lautlehre* einer durchgreifenden Umgestaltung nach modernen Gesichtspunkten unterzogen worden, und zwar in so glücklicher Weise, daß ich diese Darstellung der Lautlehre geradezu vorbildlich nennen möchte. In knapper, aber völlig ausreichender Weise, auf streng wissenschaftlicher Grundlage werden alle für den Schüler wesentlichen Tatsachen der französischen Phonetik mitgeteilt. Gleich die einleitenden Bemerkungen über „Einzellaut", „Wortton", „Satzton", „Sprechtakte", „Dauer der Vokale", „Tonbewegung in der Rede", „Stimmeinsatz", „Unveränderte Lautfarbe" sind bemerkenswert. Über diese wichtigen Dinge bringen die meisten Lehrbücher fast gar nichts. Auch die induktive Art und Weise der Einführung in das Wesen der einzelnen Laute ist sehr gelungen. Insbesondere ist anzuerkennen, daß zunächst vollständig von der Schrift abstrahiert und bloß vom Laut ausgegangen wird, wobei — im erfreulichen Gegensatz zu der früheren Ausgabe — die Lautschrift der «Association phonétique» benutzt wird. Die wesentlichen Unterschiede der deutschen Aussprache gegenüber der französischen werden hervorgehoben; auch auf dialektische Besonderheiten wird Rücksicht genommen, was um so mehr angebracht ist, als das Buch in erster Linie für sächsische und bayrische Lehrerbildungsanstalten bestimmt ist[1]. Ein Irrtum ist dabei S. 8 unterlaufen, wo es heißt: „Das deutsche [v] ist entweder bilabial . . . oder es ist, besonders *in Mittel- und Süddeutschland*, ebenfalls Lippenzahnlaut." Bekanntlich ist das [v] gerade in Mittel- und Süddeutschland bilabial, in Norddeutschland dagegen labiodental.

Auch die *Lese- und Übungsstücke* sind völlig verschieden von denen der früheren Auflage. Die Anlage des neuen Buches ist weit mehr auf die direkte Methode zugeschnitten. Allerdings vermißt man die Anwendung des *Dialoges*, der sich doch zur Einführung in die Umgangssprache besonders gut eignet. Das praktisch-realistische Gebiet scheint mir etwas zu einseitig berücksichtigt worden zu sein, Es findet sich kein einziges Lesestück, das einer höheren Begriffssphäre angehörte, etwa geschichtlichen, kulturgeschichtlichen oder literarischen Inhalts; auch bloß ganz wenige Erzählungen bzw. Fabeln.

---

[1] „Die Neubearbeitung folgt streng der neuen sächsischen Lehrordnung unter Anpassung an die Pläne für die bayrischen Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten" (Vorwort S. III).



Aber vielleicht wird das in den noch nicht erschienenen Teilen des Lehrbuches nachgeholt. Als Anschauungsmittel sind eine Münztafel und zwei Hölzelsche Bilder (Frühling und Winter) beigefügt, außer dem eine Lauttafel (System Viëtor). *Gedichte* sind bloß zwei eingestreut. Man möchte doch eine etwas größere Zahl wünschen.

Der *Grammatikstoff* umfaßt die Formenlehre ausschließlich der starken Zeitwörter. Doch werden einige der wichtigsten, wie ja pädagogisch vollständig richtig ist, bereits vorweggenommen. Die Behandlung der Grammatik weist den ganz besonderen Vorzug der ständigen systematischen Erklärung der Formen durch die *historische* Grammatik auf. Fortgesetzt wird auf die lateinische und deutsche Sprache hingewiesen.

Der Grammatikstoff ist in unaufdringlicher Weise in den Lesestücken verarbeitet. An jedes Lesestück schließen sich eine Reihe geschickt abgefaßter, vielgestaltiger Übungsaufgaben (Umformungen, Ergänzungen, Flexionsübungen u. dgl.) an, die sich vorzüglich zur Befestigung der grammatischen Regeln eignen. Deutsche Übersetzungsstücke sind am Schlusse des Buches beigefügt.

Besondere Sorgfalt ist auch auf die Bearbeitung des *Wörterbuches* verwendet worden. Es wird nicht nur von der phonetischen Umschrift ein ausgiebiger Gebrauch gemacht, sondern bei jedem Wort wird auch die *Etymologie* angegeben. Diese Neuerung ist zweifellos begrüßenswert. Nur wäre sie, genau wie die eben erwähnten Exkurse in die historische Grammatik, bei Lehrbüchern für Schulen mit Latein als Pflichtfach mehr am Platze.

Bezüglich der etymologischen Angaben selbst wären etwa folgende Ausstellungen zu machen.

Es wäre richtiger. bei den lateinischen Substantiven immer die *Akkusativform* anzugeben, also *le livre* (*librum*), wenn auch zu Beginn des Wörterbuches (S. 107) ein für allemal erwähnt wurde, daß die meisten französischen Substantive auf den lateinischen Akkusativ zurückgehen. Es wäre jedenfalls wesentlich korrekter, um so mehr, als es bekanntlich auch Doppelformen gibt, von denen die eine auf den lateinischen Nominativ, die andere auf den Akkusativ zurückgeht, wie: *sire*, *seigneur* = *se*(*n*)*ior*, *seniorem*.

Weiterhin müßte immer die entsprechende volkslateinische Form, gegebenenfalls auch mit den Erweiterungssilben angeführt sein, also: *visage* = *visaticum* (nicht *visus*, S. 115), *oiseau* = *avicellum* (nicht *avis*, S. 134), *soleil* = *soliculum* (nicht *sol*, S. 140), *tracer* = *tractiare* (nicht *trahere*, S. 108). *oublier* = *oblitare* (nicht *oblivisci*, S. 159), *léger* = *leviarium* (nicht *levis*, S. 114) usw.

Manchmal ist es ja bereits geschehen, wie S. 134: *neige* (*nivĕa*, v. *nix*).

Gelegentlich sind die Erklärungen etwas ungenau, so ist, um einige Beispiele herauszugreifen, die Angabe: *armée* (*arma*) S. 128, statt *armata*, doch ganz irreführend. Das Wort *le côté* kann nicht von *costa* herkommen (diesem entspricht *la côte*), sondern kommt von *costatum* (S. 118). Bei *estrade* (S. 109) wäre zu erwähnen, daß er auf dem Umweg über das Spanische in das Französische gekommen ist.

Einige Male sind die Angaben unrichtig, so ist *effacer* nicht =

effingere (S. 108), sondern ist von *facies* abgeleitet; *bière* „Bier“ ist natürlich das deutsche Wort und hat nichts mit *bibere* zu tun. *Remuer* kommt nicht von *removere* (S. 119), sondern von *remutare*. Wenn bei *riche* die gotische Form *reiks* angegeben wird, müßte unbedingt darauf hingewiesen werden, daß hier das *ei* in der Aussprache einem ī entspricht (S. 144). Ganz unverständlich ist die Angabe: *suisse* (Helvetia) S. 132.

Bei vielen Wörtern ist die Etymologie überhaupt nicht angegeben, obwohl vielfach der Ursprung durchaus gesichert und oft auch recht interessant ist, so bei *joue* (*gabata*, S. 115), *gant* (deutsch: *Ge-wand!*, s. S. 123), *chauffer* (*calefacere*), *cousin* (*consobrinum*, S. 126), *chiffre* (arab., S. 131), *sucre* (ind.), *tabac* (amerik.), *café* (arab.), *thé* (chines.), *tasse* (arab., S. 112) usw.

Wird bei Wörtern strittigen Ursprungs eine Erklärung gegeben, so dürfte nicht bloß ein Etymon angegeben werden, so bei *trancher*, nicht bloß *trinicare* (S. 122), sondern auch *truncare*. Gelegentlich ist es ja geschehen, so bei *flanelle* (S. 112).

Die phonetischen Umschriften sind sehr sorgfältig durchgeführt. Bei *dessiner* wäre nicht [desine], sondern [dɛsine] zu verlangen (S. 108), bei *exception* nicht [eksɛpsjɔ̃], sondern [ɛksɛpsjɔ̃].

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß das Buch in jeder Hinsicht eine wesentliche Verbesserung gegenüber der früheren Auflage darstellt und daher empfohlen werden kann.

Dillingen a. d. Donau. KARL RICHTER.

ZEITSCHRIFTENSCHAU.

1. *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen.* 73. Jahrg. 139. Bd., der neuen Serie 39. Bd. 3. u. 4. Heft. *Abhandlungen:* T. O. Achelis, Zu Lessings Aufsatz Romulus und Rimicius. — Georg Herzfeld, A. W. Schlegel in seinen Beziehungen zu englischen Dichtern und Kritikern. — Bernhard Fehr, John Keats im Lichte der neuesten Forschung. — Felix Rosenberg, Goethes „Braut von Corinth“ in Frankreich. — H. Jarník, Zur Interpretation von J. Creangă's Harap Alb III. — Kleinere Mitteilungen. Beurteilungen und kurze Anzeigen.

2. *Englische Studien.* 53. Bd., 3. Heft. *Abhandlungen:* Contributions to Old English Lexicography. X. By A. E. H. Swaen. — Vom romantischen und geschichtlichen Waldef. Von Rudolf Imelmann. — Dickens und die Posse. Von Fritz Fiedler. — Zur direkten Rede im Neuenglischen. Von E. Kieckers. — Besprechungen.

3. *Modern Language Notes. Contents:* Lovejoy, A. O.—Schiller and the Genesis of Romanticism. — Schinz, Albert. — Un «Rousseauiste» en Amerique. — Wells, John Edwin.—Fielding's «Champion». — O'Connor, Horace W.—Addison in Young's "Conjectures". — Beach, Sarah M.—The "Julius Caesar Obelisk" in the "English Faust Book" and elsewhere. — Ely, Catherine B.—The Psychology of Becky Sharp. — Reviews. Cooresponondence. Brief Mention.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXVIII. JUNI-JULI 1920. HEFT 3/4.

ÜBER DAS VERHÄLTNIS VON SPRACHE UND RELIGION.

Öffentlicher Vortrag, gehalten in München.

Meine Damen und Herren!

Höchst absonderliche, aber auch tiefsinnige Gedanken kann man bei ausgesprochen frommen Menschen über die Sprache, ihren Ursprung, ihr Wesen, ihre Vorzüge und Mängel finden. Das religiöse Gemüt ist immer geneigt, sich alles und damit auch die Sprache als ein Geschenk der Gottheit zu denken. Und wenn man dagegen geltend macht, daß die Sprache doch auch zum Schlimmen, zum Bösen, zu Betrug, Mißverständnis und Verwirrung ausschlagen kann, so pflegt der Fromme dafür die Sündhaftigkeit und Verblendung des Menschen oder irgend eine besondere Schuld, die einen göttlichen Fluch auf sich gezogen habe, verantwortlich zu machen. Hören Sie, was Dante in seinem De vulgari eloquentia, I, 6 sagt: „Da die Menschen ihr Geschäft in sehr vielen und verschiedenartigen Sprachen betreiben, so daß sie sich oft durch Worte nicht besser verstehen als ohne Worte, laßt uns derjenigen Sprache nachspüren, die der erste Mensch mutmaßlich gebraucht hat.“ Zwar möchte jedem die nationale Eitelkeit einreden, daß *seine* Muttersprache die Ursprache der Menschheit sei — „wir aber behaupten, daß Gott mit der ersten Menschenseele zugleich eine bestimmte Sprachform geschaffen hat: ich meine eine sprachliche Urform was die Benennung der Dinge, den Aufbau der Sätze und den Vortrag betrifft. Und *dieser* Urform müßte sich alle menschliche Sprache bedienen, wenn sie nicht durch die Schuld unseres Stolzes zerstört worden wäre. In dieser Urform hat Adam gesprochen und alle seine Nachkommen bis auf den Bau des Turmes zu Babel als des Turmes der Sprachverwirrung. Diese Urform

haben die Söhne des Heber geerbt, die man Hebräer nennt. Ihnen allein ist sie nach der Verwirrung noch geblieben, auf daß der Heiland, der als Mensch aus ihnen hervorgehen sollte, nicht in der Sprache der Verwirrung, sondern in der der Gnade sich ergehen dürfe. Das Hebräische ist also diejenige Sprache, die auf den Lippen des ersten Sprechers geformt wurde." Weiterhin führt Dante in erregter Tonart aus, wie der von Nimrod angestiftete Turmbau eine verbrecherische Auflehnung gegen Gott gewesen sei, wie alle Völker der Erde mit Ausnahme der Israeliten sich daran beteiligt haben, und wie, je nach ihrer religiösen Schuld, ihre Sprache roher und barbarischer geworden sei, wie sie sich über die Erde verteilt haben, und wie der Fluch nun weiterwirke und von Geschlecht zu Geschlecht die Sprachen in Stämme, Äste und Zweige, d. h. in Sprachfamilien und Mundarten zerteile und durch fortwährende Wandlungen auseinanderjage. Um dieser unaufhaltsamen Verderbnis wenigstens einigermaßen zu steuern, haben die Grammatiker das Latein als eine Schriftsprache mit festen Regeln erfunden, eine künstliche Insel zwischen dem Rinnsal der allgemeinen Sprachentartung.

Wenn sonach Gott als der Urheber der menschlichen Sprache erscheint, so muß er wohl auch seine eigene Sprache haben. In der Tat spielt das Wort Gottes — hebräisch: Mēmrā schon in der Bibel eine gewaltige Rolle. „Und Gott sprach: es werde Licht! und es ward Licht." — „Der Himmel ist durchs Wort des Herrn gemacht, und all sein Heer durch den Geist seines Mundes" (33. Psalm, 6). Und nicht nur daß dieses Gotteswort die ganze Welt geschaffen hat, es sorgt für sie und befruchtet sie auch. „Denn gleich wie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin kommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend, daß sie gibt Samen zu säen und Brot zu essen: also soll das Wort, so aus meinem Munde gehet, auch sein. Es soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern tun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich's sende" (Jesaia 55, Vers 10f.). Und dasselbe Wort des Herrn ist voll zerstörender Gewalt: „Ist mein Wort nicht wie Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?" (Jeremia 23, Vers 29) — Und später gesellt sich zu der israelitischen Vorstellung des Gotteswortes der griechische Begriff der Weltvernunft. Logos und Mēmrā vereinigen sich, und im Johannesevangelium erscheint Christus als das fleischgewordene Gotteswort: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei

Gott, und Gott war das Wort ... Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit." (Ev. Joh. 1, Vers 1 und 14).

Es wäre bequem, aber sehr unvorsichtig, wenn man diese Vorstellungen einer göttlichen Sprache, eines Wortes Gottes und einer von Gott an die Menschen vermittelten Sprache als belanglose Erfindungen abtun wollte. Denn mit einer Hartnäckigkeit, die beinahe Notwendigkeit zu sein scheint, kehren solche Vorstellungen in vielen anderen Religionen wieder, und wenn es auch nur in der primitiven Form einer übernatürlichen Kraft wäre, die der Sprache zugeschrieben wird. An die Macht von Zaubersprüchen, Segenssprüchen, Flüchen, Orakeln, Prophezeiungen und Gebeten zu glauben und wenigstens in bestimmten Fällen die Sprache als ein Bindemittel zwischen dem Menschen und den übermenschlichen, seis göttlichen, seis teuflischen und dämonischen Wesen gelten zu lassen, das sitzt uns allen tief im Sinne. Es bedarf der langwierigsten Aufklärungsarbeit, um die Menschen zu überzeugen, daß die Sprache nur zum Sprechen, d. h. lediglich zum verständigen Verkehr zwischen unseresgleichen gut ist.

Daß nicht jede beliebige Sprache und nicht jeder beliebige Mensch das Übernatürliche durch Worte zu bannen vermag, diese Erfahrung war freilich bald gemacht und anerkannt. Und damit kam man zu einer bald strengeren bald lässigeren Unterscheidung zwischen dem religiösen und dem profanen Sprechen. Dabei kann die Sprache, die man mit der Gottheit spricht, grammatisch dieselbe bleiben wie die tägliche Umgangssprache, sie kann aber auch eine andere werden. Dies hängt von vielerlei Umständen ab, die wir heute noch gar nicht alle übersehen. Nur soviel wird man sagen können, daß, je strenger eine religiöse Gemeinschaft sich gegen die Außenwelt abschließt, desto größer auch die Neigung sein wird, eine besondere, sagen wir eine sonntägliche Sprache für den Verkehr mit der Gottheit zu reservieren. So haben es die Juden in ihrer Zerstreuung über eine fremde Kulturwelt gemacht. Das Hebräische ist ihnen zur Sprache des Gottesdienstes geworden. In der katholischen Welt des Abendlandes ist das Latein die Sprache des Kultes und aller kirchlichen und theologischen Angelegenheiten noch sehr lange geblieben, nachdem die Nationalsprachen: das Deutsche, Französische, Spanische, Italienische sich als Umgangssprachen

für die innerweltlichen Geschäfte durchgesetzt hatten. Die Russen halten noch heute, wenn sie beten, am Kirchenslawischen fest, wie die Mohammedaner, mögen sie im gewöhnlichen Leben türkisch oder eine slawische oder eine andere Sprache sprechen, am Arabischen als der Sprache ihres Propheten. Die Frommen pflegen an denjenigen Sprachen, ja sogar an denjenigen Wortlauten zu kleben, in denen sie zum erstenmal die religiöse Offenbarung und Unterweisung erlebt haben. Dieses Autoritätsgefühl kann sich bis zu einer heiligen Silben- und Buchstabenangst steigern. Am krassesten tritt es im Zauberwesen hervor, wo manchmal ein einziger nicht richtig gesprochener Name oder Laut, ein vergessenes Wort, eine falsche Gebärde die ganze Wirkung vernichten kann.

Und auch darüber soll man nicht lächeln. Denn diese halb kindliche halb abergläubische Verehrung für Gotteswort und Zauberspruch ist die Mutter der philologischen Genauigkeit und Editionstechnik. Nur einige Beispiele: das Anführungszeichen oder Gänsefüßchen hat sich aus kleinen Strichen oder Linien entwickelt, mit denen man die Heiligkeit der Bibelzitate in theologischen Schriften des Mittelalters auszuzeichnen pflegte. — Der Gebrauch der schriftlichen Abkürzung durch Kontraktion ist von jüdischen Gelehrten im alten Ägypten zuerst am Namen Gottes geübt worden, als einem heiligen Worte, das man mit goldenen Lettern, zu einem Sigel zusammengezogen, einerseits hervorheben und andererseits verhüllen wollte. Von hier aus auf andere heilige Namen und schließlich auf gewöhnliche Wörter übertragen, ist die sakrale Zeremonie allmählich zu einem praktischen Hilfsmittel der Kurzschrift geworden[1]. — Wenn der Glaube an den Bibeltext als das Gotteswort nicht gewesen wäre, so hätten wir es schwerlich zu einer so scharfen, unerbittlich gewissenhaften Textkritik gebracht, wie sie heute unser Stolz und manchmal unsere Plage ist. Ja noch mehr: unser ganzes sprachliches Stilgefühl hat sich ausgebildet und geschult an den Unterschieden zwischen heilig und profan. Der feierliche Stil ist nach dem ursprünglichen Gefühl aller Völker und Zeiten der für die religiösen Dinge vorzugsweise geeignete. Erst durch die Übertragung des religiösen Gefühlstones auf weltliche, staatliche, rechtliche, künstlerische Gegenstände kann der feierliche Redestil sich auf profane Lebensgebiete aus-

[1] Ludwig Traube, *Nomina sacra*, München 1907.

dehnen[1]). So ist es gekommen, daß das feierliche Latein als das vorwiegend religiöse sich zur allgemeinen Schriftsprache entfalten und dann wieder zur Kirchensprache verkapseln konnte, während die lateinische Umgangssprache, das Vulgärlatein, sich zum Italienischen, Spanischen, Französischen, Rumänischen usw. fortentwickelte. Aus Stilunterschieden sind im Lauf der Jahrhunderte Sprachunterschiede geworden[2].

Viele Religionsforscher und Historiker neigen heute zu der Ansicht, daß am Anfang der Kulturen das ganze Leben religiös bestimmt und durchdrungen gewesen sei, und daß in demselben Maße, in dem die Einzelgebiete der menschlichen Tätigkeit aus dieser religiösen Einheitlichkeit heraustreten, selbständig werden und sich verweltlichen, eine Auflösung der Kultur in religiös gesinnungslose Sondergebiete stattfinde. Das Recht, die Wissenschaft, die Kunst, meinen sie, werden, je mehr sie sich vom religiösen Empfinden abgliedern und entfernen, desto äußerlicher, virtuoser und zusammenhangsloser. Die ganze Kultur trockne dann aus und entarte zu einer *„Zivilisation“*, die nur noch technische Aufgaben kenne und an ihrer seelischen Unfruchtbarkeit schließlich zugrunde gehen müsse. Mit stärkstem Nachdruck ist dieser Gedanke von Oswald Spengler in seinem Werke *Der Untergang des Abendlandes* ausgesprochen worden.

Wenn dies richtig wäre, so müßte es auch von der Sprache gelten. Und in der Tat scheint es, daß Religion und Sprache in ihren geschichtlich noch erkennbaren Anfängen einträchtiglich zusammengingen. Dieser Überzeugung hat der deutsch-englische Sprach- und Religionsforscher Max Müller gelebt. Er hat sich um einen Stammbaum der Religionen bemüht, der dem der Sprachen gleichstehen sollte. „Wenn es,“ sagt er, „eine wirklich genetische Zusammengehörigkeit der Sprachen gibt, so sollte dasselbe Band der Verwandtschaft, welches die Hauptsprachen der Menschheit trennt und bindet, auch die Religionen, wenigstens die ältesten Religionen, im einzelnen und im ganzen in ihr wahres gegenseitiges Verhältnis zurückbringen“[3]. Müller

[1] Vgl. z. B. *Die Untersuchungen zur Stilgeschichte der Gebets- und Prädikationsformeln* bei Ed. Norden, Agnostos Theos, Berlin und Leipzig 1913, S. 140 ff.

[2] Vgl. H. Schuchardt, *Der Vokalismus des Vulgärlateins* I. Band. Leipzig 1866, bes. S. 44 ff.

[3] F. Max Müller, *Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft.* 2. Aufl. Straßburg 1876, S. 138.

glaubte beweisen zu können, „daß es vor der Urtrennung der Arier eine arische, vor der Urtrennung der Semiten eine semitische Religion gab, und daß es Spuren eines turanischen Gottesbewußtseins gibt, welches über die Trennung der agglutinierenden nord-turanischen Sprachen von den einsilbigen chinesischen hinausgeht“[1].

Heute ist man vorsichtiger geworden. Denn man hat an vielen Beispielen erfahren müssen, wie gewagt es ist, aus den Ähnlichkeit oder Gleichheit von Götternamen und heiliger Wörtern auf die Gleichheit der Sachen des Glaubens zu schließen[2]. Bald bleibt der Name und wechselt der Glaube, bald ist es umgekehrt, und manchmal vielleicht — aber wer weiß denn wo? und wie lange? — bleiben sie zusammen. Gerade die bedeutungsvollsten Götterbegriffe aber erneuern sich unablässig. Denn so viel ist ja sicher, daß der Mensch fromm und wahrhaft gläubig sein kann, auch ohne an den Wortlaut und an den Buchstaben seiner heiligen Lehren und Schriften sich fest zu klammern. Ja es gibt im Gegensatz zu der furchtsamen, angstvollen und wesentlich magisch gerichteten Frömmigkeit, für die alles formale so überaus wichtig ist, Gott sei Dank, auch eine freiere, mutigere, innigere Art von Glauben: ein wesentlich mystisches Religionsgefühl, das die Formen zerbricht, sich vom Wortlaut ablöst und den Buchstaben verwirft, denn „der Buchstabe tötet, und der Geist macht lebendig“[3]. Vor allem sind es die schöpferischen und führenden Gemüter des religiösen Lebens, die den Bau der überlieferten Formen und Sprachen zu durchbrechen sich gedrungen fühlen. So haben die Propheten den Wortlaut der mosaischen Gesetze immer tiefer und weiter umgedeutet, bis die christliche Bewegung das Ganze in die heidnischen Sprachen der Griechen, Syrer und Römer hinausgegossen hat. Luther hat das Latein aus dem Kult verdrängt und die deutsche Muttersprache zur protestantischen Mittlerin gemacht. Ähnliches haben *vor* ihm die Waldenser und *nach* ihm die Calvinisten unternommen. Was bei solch großen „Reformationen“ geschah,

---

[1] Ebenda S. 193.

[2] O. Gruppe, *Die griechischen Kulte und Mythen*, 1887, hat gezeigt, daß kein einziger religiöser Begriff der Griechen sich mit Bestimmtheit als urindogermanisch erweisen läßt.

[3] Vgl. Georg Mehlis, *Formen der Mystik*. Logos, II. Bd. S. 242 ff. Tübingen 1911.

wiederholt sich Tag für Tag im einzelnen. Je inniger die Frömmigkeit, desto weniger erträgt sie eine Bindung durch das Wort.

Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Als am Pfingstfest der Heilige Geist über die Apostel kam, erzählt die Apostelgeschichte, da „erschienen ihnen Zungen zerteilet, wie von Feuer. Und er setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen, und wurden alle voll des heiligen Geistes, und fingen an zu predigen mit andern Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen ... Da nun diese Stimme geschah, kam die Menge zusammen, und wurden verstürzt, denn es hörete ein jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten. Sie entsetzten sich aber alle, verwunderten sich und sprachen untereinander: Siehe, sind nicht diese alle, die da reden, aus Galiläa? Wie hören wir denn ein jeglicher seine Sprache, darinnen wir geboren sind? Parther und Meder und Elamiter, und die wir wohnen in Mesopotamien und in Judäa und Kappadocien, Pontus und Asia, Phrygien und Pamphylien, Ägypten und an den Enden der Lybien bei Cyrene und Ausländer von Rom, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber: wir hören sie mit unsern Zungen die großen Taten Gottes reden ... Was will das werden?"

In dieser schönen Sage spricht sich der Gedanke aus, daß die religiöse Wahrheit *jenseits* aller menschlichen Sprache liegt, daher sie an keine einzelne gefesselt ist, sondern in jeder beliebigen sich entfalten kann. — Freilich, in jeder nur annähernd, aber restlos in keiner.

Ein letztes Geheimnis, das der Sprache unzugänglich ist, bleibt zurück. Als Dante sein Paradiso dichtete, kam er zu der Einsicht, daß hier *keine* Sprache mehr ausreichen konnte. Die Seligen und Engel in seinem Himmel verständigen sich ohne Worte untereinander; denn sie lesen ihre Gedanken im göttlichen Lichte gespiegelt unmittelbar. Und nun hat Dante im Paradies auch jene Ansicht berichtigt, die Sie aus seinem De vulgari eloquentia gehört haben. Auch das Hebräische, sagt er jetzt, sei nicht von Gott geschaffen, sondern stamme aus der menschlichen Natur, und die Sprache Adams sei lange schon vor dem

Turmbau zu Babel untergegangen[1]. So hat sich Dante von einer wesentlich magischen Sprachphilosophie zu einer eher mystisch und naturalistisch gerichteten weitergearbeitet.

Die extremen Mystiker schließlich sehen in der Sprache nur noch das irdische Hindernis, das uns zu der unmittelbaren Erfassung der religiösen Wahrheit und Gewißheit nicht kommen läßt.

> Denkst du den Namen Gotts zu sprechen in der Zeit?
> Man spricht ihn auch nicht aus in einer Ewigkeit.

heißt es im „Cherubinischen Wandersmann". — Der Vater aller christlichen Mystik, Dionysius Areopagita hat etwa im 5. Jahrhundert nach Christus eine Abhandlung über die Namen Gottes geschrieben; und einer seiner Hauptgedanken geht dahin, daß auf Gott kein einziger Name passe, weil er überhalb aller Dinge stehe, die einen Namen haben, und daß man andererseits sämtliche Namen sämtlicher Dinge auf ihn anwenden könne, insofern er ihrer aller Ursache sei. Kurzum, Gott sei *ἀνώνυμος* und *πολυώνυμος* zugleich[2]. Seither werden die Mystiker nicht müde, ihren Gott als das Höchste und Tiefste, das Größte und Kleinste, den Tag und die Nacht, das All und das Nichts zu verherrlichen und ihn mit einem wilden Tanz von Wörtern zu umschlingen, von denen das eine das andere entwertet.

> Wo ist der Schönste, den ich liebe?
> Wo ist mein Seelenbräutigam?
> Wo ist mein Hirt und auch mein Lamm,
> Um den ich mich so sehr betrübe? . . .
>
> Wo ist mein Brunn, ihr kühlen Brünne?
> Ihr Bäche, sagt, wo ist mein Bach?
> Mein Ursprung, dem ich gehe nach?
> Mein Quell, auf den ich immer sinne?

---

[1] Opera naturale è ch' uom favella;
Ma, cosi o cosi, natura lascia
Poi fare a voi secondo che v'abbella. (Parad. XXVI, 124 ff.)

[2] Dionysius Areop. De divinis nominibus, Patrol. Graeca III, Cap. II, § 7. *Οὕτως οὖν τῇ πάντων αἰτίᾳ καὶ ὑπὲρ πάντα οὔσῃ καὶ τὸ ἀνώνυμον ἐφαρμόσει, καθ' ὃ ὑπὲρ πάντα ἐστὶ, καὶ οὐδὲν τούτων καὶ πάλιν πάντα ἐφαρμόσει τὰ τῶν ὄντων ὀνόματα, καθ' ὃ αἰτία πάντων ἐστὶ, καὶ μετέχουσιν αὐτῆς ἀναλόγως τὰ πάντα, ἀκριβῶς οὔσης ἁπάντων βασιλείας, ὡς τῷ μεν ἀξιώματι ὑπεξῃρημένης, καὶ μὴ ἀπό τινος ὀνομαζομένης, τῇ δὲ προνοίᾳ καὶ τῇ συνοχῇ ἐντὸς οὔσης, καὶ ἀπ' αὐτῶν ὀνομαζομένης.*

Wo ist mein Lustwald, o ihr Wälder?
Ihr Ebenen, wo ist mein Plan?
Wo ist mein grünes Feld, ihr Felder?
Ach zeigt mir doch zu ihm die Bahn!

Wo ist mein Täublein, ihr Gefieder?
Wo ist mein treuer Pelikan,
Der mich lebendig machen kann?
Ach daß ich ihn doch finde wieder!
Ihr Berge, wo ist meine Höhe?
Ihr Täler sagt, wo ist mein Tal?
Schaut, wie ich hin und wieder gehe
Und ihn gesucht hab überall.
— — — — — — — — — — —
Ach Gott, wo soll ich weiter fragen!
Er ist bei keiner Kreatur. —

(Angelus Silesius.)

So haben wir sehr verschiedene Stellungen des religiösen Menschen zu der Sprache kennen gelernt. Der eine klammert sich an Wortlaut, Silbe und Buchstabe, ja sogar an den Akzent und die Betonung. Bei den alten Griechen und Römern z. B. war das *laute* Beten die Regel, und wer murmelte und *leise* betete, galt als Zauberer. "Tacitas preces in templo dis allegasti igitur magus es" — heißt es in der Apologie des Apuleius[1]. — Und andere hinwiederum, weit entfernt, das Göttliche in Worte fassen und sprachlich erreichen zu wollen, entleiben und verwerfen die Sprache als eine Trübung, einen Schleier und ein Hindernis, das zwischen der ewigen und der sinnlichen Welt sich täuschend und trügerisch herumtreibt.

Und doch liegt diesen gegensätzlichen Wertungen etwas Gemeinsames zugrunde, nämlich die Überzeugung, daß das Wesen der Sprache *symbolisch* ist.

Über den Wert der Symbole besteht nämlich in der religiösen Welt ganz dieselbe Meinungsverschiedenheit wie über den der Sprache. Nur nimmt die Uneinigkeit hier noch viel klarere und schärfere Formen an und kann sich steigern zum unerbittlichen Glaubenskrieg. Denken Sie an die Kämpfe um die göttliche oder menschliche Natur Christi, und wieviel Blut und Tinte geflossen ist über die Frage, ob Christus ein Mensch war und das göttliche nur symbolisch in sich darstellte, oder ein wirk-

[1] Vgl. Siegfr. Sudhaus, *Lautes und leises Beten*, im Archiv für Religionswisssch. IX, 1906, S. 185ff.

licher Gott und nur symbolischerweise ein Mensch. Oder denken Sie an den Abendmahlstreit zwischen Luther und Zwingli. Für den ersten *ist* der Wein das Blut Christi, für den zweiten *bedeutet* er es nur. Da kann man nur soviel sagen, daß ein Symbol, wenn es religiösen Wert bekommen und behalten soll, geglaubt werden muß. Denn das Entscheidende in allem religiösen Verhalten ist die Gewißheit: eine ebenso persönliche wie absolute, ebenso geheimnisvolle wie selbstverständliche Gewißheit des Glaubens. Ein Symbol ist wertlos, ist Schein, Schleier, Täuschung, Hindernis — genau wie die Sprache und ihr Wortschwall — sobald es nur noch symbolisch genommen wird. Religiös lebendig ist nur dasjenige Symbol, in dem die Gottheit wirkend, wohnend und gegenwärtig waltend gedacht und geglaubt wird. Buchstäblich und tatsächlich, jetzt und hier muß das Symbol *die* Gottheit sein und darf sie nicht bloß bedeuten: genau wie im Zauberwort, im Segensspruch, in der Prophezeiung, im heiligen Wortlaut drin die Gottheit wirkt und waltet und Gott wortwörtlich zu Sprache wird.

Nun gibt es aber nicht bloß religiöse Symbole, sondern ebensogut politische, moralische, wissenschaftliche, künstlerische. Ein politisches: die rote Fahne, für die der Revolutionär ins Feuer geht und stirbt, weil sie ihm jetzt und hier, d. h. im entscheidenden Augenblick die Revolution nicht nur bedeutet, sondern ist und auch nicht nur im allgemeinen ist, sondern mit ihrer besonderen handgreiflichen Machtentfaltung des revolutionären Willens. Wer auf des Königs Schloß die rote Fahne hißt, der hat den politischen Glauben, d. h. er *will* die Revolution und will sie durch dieses Hissen. Der müßige Zuschauer, der *nichts* will und *keinen* Glauben hat, sieht in derselben Fahne nur einen Stock mit einem Tuch daran, nur ein Zeichen für etwas, das ihn nichts angeht. — Ein moralisches Symbol kann z. B. der Hut werden, indem ich ihn respektvoll und mich selbst überwindend abnehme vor meinem Gegner. Dann sieht dieser, sofern er sittliche Ehrfurcht hat, die Tugend leibhaftig strahlen auf meinem entblößten Haupt. — Ein wissenschaftliches Symbol kann eine mathematische Formel sein; denn, gesetzt daß ich sie wissenschaftlich ernst nehme, wohnt in ihr, so wie sie ist, die Erkenntnis, d. h. diejenige Wissenschaft, auf die es gerade ankommt.

Bei allen Symbolen handelt es sich immer um die Frage: gelten sie, oder gelten sie nicht? Sind sie die Sache selbst oder

nur der Schein davon? So löst sich der eigentümliche Widerspruch des Satzes, daß ein Symbol, das nur symbolisch gilt, kein Symbol ist. Wenn der Schein einer Sache nur Schein ist, so ist er eben nicht das echte Erscheinen der Sache, d. h. nicht diese Sache selbst.

Sonach geht es auch bei dem Verhältnis der Sprache zur Religion um die einfache Frage, ob in der menschlichen Sprache die Gottheit und die Religion der Menschen erscheinen kann. Die einen antworten mit ja, die andern mit nein; und beide Teile sind gläubig und fromm auf ihre Weise. Eben deshalb ist an einen Ausgleich in aller Welt nicht zu denken. Immer wird es Mystiker geben, die das Göttliche unaussprechlich finden, und Magier, die es uns durch die Gewalt ihres Wortes vor die Seele rufen.

Ja, dieser Gegensatz greift sogar weit hinaus über das Religiöse und durchdringt die sämtlichen Lebensgebiete in ihrem Verhältnis zu der Sprache. Von der Politik z. B. gilt dasselbe wie von der Gottheit: auch sie erscheint in der Sprache und verschwindet hinter ihr. Daher es Staatsmänner gibt, die alles in die Macht der Worte legen: die großen Redner, die Demosthenes und Cicero, und solche, die davon gar nichts halten und nur Taten haben wollen: die großen Schweiger, die Feldherrn, wie Moltke und Karl der Große.

Der König Karl am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen. —

Die Wissenschaft ferner, die Philosophie z. B., liegt dem einen im sinnvollen Worte beschlossen, wie schon der Ausdruck *Logik* verrät; dem andern aber sind alle Worterklärungen leer, wie jenem witzigen Kopf, der die Philosophie als *Umwortung der Worte* statt Umwertung der Werte definierte und verhöhnte. — Sogar in der Dichtung, die doch ganz aus Sprache und *nur* Sprache zu bestehen scheint, treten sich diese feindlichen Richtungen noch gegenüber: die klassischen Künstler des Wortes, wie Virgil, Racine, Flaubert und die Zerstörer der Wortkunst, die bewußt Primitiven und Unbeholfenen, die Verneiner und Ironiker der Form, Romantiker, Ultra-Symbolisten und Expressionisten, denen der dionysische Rausch der Phantasie und

nicht die apollinische Gestaltung durch die Sprache das Wesen der Dichtung ausmacht[1].

Wer hat nun Recht, und gibt es hier überhaupt eine Vermittlung? Ich glaube, wir gehen am sichersten, wenn wir zum Thema der Religion zurückkehren und uns einnisten in die einfachsten und ersten Formen des religiösen Denkens. Die ältesten Götter — soviel hofft man wenigstens heute zu wissen — waren Einzelgötter und Augenblicksgötter. Ein solcher ist z. B. der sogenannte *Kurche* bei den alten Preußen gewesen. Sie glaubten, daß in jedem fruchtbestandenen Felde eine Segensgottheit haust. Und wenn es nun ans Schneiden geht, so weicht der Gott zurück, schrittweise vor der mähenden Sichel oder Sense, bis an das Ende des Feldes. In den letzten Halmen aber läßt er sich fangen und einbinden: daher die letzte Garbe, der Kurche, heilig gehalten wurde als diejenige, in der die Korngottheit wohnt. Jeder Bauer, der sein Feld in diesem Glauben bestellte, hatte, so oft er erntete, jedes Jahr in der letzten Garbe seinen einzelnen Korndämon, der sich einfangen ließ, um auf der Tenne unter dem Dreschflegel zu sterben und draußen auf dem keimenden Felde im Frühjahr wieder aufzuleben[2]. Die ganze Welt war früher voll solcher einzelner Götter des Augenblicks, Götter bestimmter Blitze, Winde, Hagelschläge, treffender Speere, schützender Schilde, springender Quellen, Götter, die plötzlich da und wieder weg waren und ein Flackerleben hatten, ähnlich wie das Symbol, wie jene rote Fahne, die nur so lange lebendig ist, als der Revolutionär sie schwingt und dann wieder ein Stock mit einem Tuche wird, oder die Puppe, die ein Lebewesen ist, solange das Kind mit ihr spielt und dann wieder tot im Winkel liegt.

Jetzt verstehen wir, wie das Erscheinen der Gottheit und überhaupt des religiösen Gedankens in der Sprache von den Gläubigen teils geleugnet, teils bejaht wird. In diesem Spiel der Meinungen spukt noch die Flüchtigkeit der Augenblicksgötter, die nur gelten, wo man sie braucht und glaubt.

Wenn man aber zusehen will, wie aus einem Augenblicksgott ein dauerhafter und persönlicher Gott wird, so muß man in die Sprachgeschichte gehen. Hermann Usener hat gemeint, daß Apollon ursprünglich ein Augenblicksgott war. In dorischer

---

[1] Anna Tumarkin, *Dichtung und Weltanschauung*, Logos VIII (1919) S. 195 ff.

[2] H. Usener, *Götternamen*, Bonn 1896, S. 279 ff.

Form lautete sein Name Ἀπέλλων, zusammengesetzt aus der Präposition ἀπό = *fort, hinweg* und dem Zeitwort πέλλειν bzw. πέλεσθαι = *bewegen, treiben*. Ἀπέλλων hätte also geheißen: der Wegtreibende, der Scheucher und wäre ein unbestimmter improvisierter Gott gewesen, den man nur dann anrief, wenn es ein Übel abzuwenden oder eine Gefahr zu verscheuchen galt. Die späteren Griechen hätten aus rein äußerlichen, lautlichen Gründen die Herkunft und den Sinn der Bezeichnung Apollon nicht mehr verstanden. Das Wort sei ihnen undurchsichtig, dunkel und damit geheimnisvoll geworden. Die Sachbezeichnung habe sich zu einem Personennamen verhärtet, etwa so wie unser *Heiland*, in dem der gewöhnliche Mann die Bedeutung „der Heilende" kaum mehr erkennt. Als Personenname sei nun das Wort Apollon der Stock geworden, an dem Sagen und Kulte sich emporranken konnten. Useners Ableitung des Wortes Apollon ist wahrscheinlich falsch[1]; aber die Tatsache, daß es Augenblicksgötter gibt, die durch sprachliche Zufälle zu Dauergöttern werden, bleibt bestehen. Das erstarrte Wort gleicht einem Marmorblock, aus dem die Phantasie sich eine klare Bildsäule der personifizierten Gottheit meißelt.

Dergleichen wiederholt sich immer wieder. So lange ein Wort durchsichtig ist, regt es die Phantasie nur wenig an. Daher Gaia „die Erde", Uranos „der Himmel", Kronos „die Zeit", Helios „die Sonne" es niemals zu einem handfesten persönlichen Götterdasein in der griechischen Religion haben bringen können[2]. Solche Sachbezeichnungen und Begriffe der täglichen Rede können höchstens den allegorischen Schatten für eine persönliche Gottheit, aber nicht das Knochengerüste liefern. Dazu muß das Wort sich erst selbst verknöchert haben zum Eigennamen. Sprachliche Gebilde, die sich mit dem Verstand nicht mehr zergliedern lassen, können immer zu heiligen Gefäßen werden: vorausgesetzt natürlich, daß unser Gemüt ohnedem schon auf das Religiöse gerichtet ist. Auf diese Weise sind im Mittelalter eine Reihe von Heiligen aus mißverstandenen Wörtern emporgewachsen, wie die bewaffneten Krieger aus den von Jason gesäten Drachenzähnen. So figuriert in einem Berner

---

[1] Vgl. O. Gruppe, *Bericht über die Literatur zur antiken Mythologie und Religionsgeschichte aus den Jahren 1898—1905*, Leipzig 1908, S. 401 ff., der sämtliche Deutungen Apollons aus dem Griechischen Sprachmaterial verwirft.

[2] Usener a. a. O.

Martyrologium eine Heilige Cuminia, die nichts anderes ist als der verkannte Ortsname Eumenia in Phrygien, und aus der Stadt Tripolis ist ein Heiliger Tribulus oder Tripus gemacht worden, aus dem Orte Massa Candida eine ganze Masse von dreihundert Märtyrern, über deren Hinschlachtung man eine umständliche und erbauliche Geschichte erfabelt hat[1]. Aus dem Denkmal, das 1865 dem Vercingetorix bei Alise-Sainte-Reine (Auxois) errichtet wurde, hat die Landbevölkerung einen Saint Gétorix gewonnen[2]. Das Tollste aber war einem Franzosen Radulfus vorbehalten, der am Ende des 13. Jahrhunderts gelebt hat. Diesem Narren fuhr es durch den Kopf, daß das lateinische Wörtchen für „Niemand": *nemo* ein Personenname sein müsse, und er suchte sich Bibelstellen zusammen, in denen von diesem Nemo die Rede war, und entdeckte wahrhaftig, daß Nemo der eigentliche Sohn Gottes sei, predigte über ihn, fand Gläubige und gründete eine Sekte der Nemo-Verehrer, die Neminiana secta[3]. Radulfus hat die Geschichte ernst gemeint, ist aber bald zum Gespött der Leute geworden, wie jener Deutsche in Holland, der sich über den Herrn Kannitverstan eine tiefsinnige Geschichte zusammengereimt haben soll.

Vom Glauben zur Narrheit ist nur ein Schritt, denn die Welt der Religion und der Götter steht von allen Seiten her dem Leben offen und ist kein abgeschlossenes Gehege. Auch wäre es ein romantischer Irrtum, wenn man echte Religion nur in der Vorzeit und in den Anfängen der Kulturen suchen wollte. Sie ist überall zu finden wo sich frisches geistiges Leben regt. Denn, was ist sie denn anderes als die Gewißheit, die der Geist des Einzelnen vom Geiste des Ganzen hat? In den sinnlichen Dunstkreis, in den der Leib und das tägliche Leben uns einschließen, kann diese Gewißheit nur augenblicklich, stoßweise und erlebnisartig hereinbrechen. Höchstens in einigen geborenen Sonntagsmenschen mag sie sich ausbreiten zu einem Dauerzustand. Ich weiß es nicht. In die Sprache jedenfalls, die doch das Medium des täglichen Umgangs ist, taucht die Religion nur momentan herein und wieder hinaus. Jeder Versuch, sie darin

[1] Vgl. Heinr. Günther, *Legenden-Studien*, Köln 1906, S. 70 und Hippol. Delehaye, *Les légendes hagiographiques*, Brüssel 1905, S. 91.

[2] Heinr. Günther, *Die christliche Legende des Abendlandes*, Heidelberg 1910, S. 123.

[3] H. Denifle, im *Archiv für Lit. u. Kirchengesch. des Mittelalters*, Freiburg i. Br. IV (1888), S. 330ff.

festzuhalten, mißglückt. Wohl gibt es heilige Wörter, Sätze, Formeln, Schriften und meinethalb sogar heilige Geheim- und Sondersprachen, aber sie sind es nur dadurch, daß man sie absichtlich und zwangsweise als solche behütet und bewacht. Durch sich selbst, d. h. durch ihre sprachliche Natur sind sie gegen keinerlei Profanierung und Säkularisierung geschützt, sondern im Gegenteil darauf angewiesen.

Es geht den heiligen Wörtern kein Haar anders als jedem beliebigen zeitweise lebendigen und wirksamen Wort: sie blühen und sterben wie die Augenblicksgötter, wie die Symbole, wie die sogenannten Schlagwörter. Das Schlagwort der Demokratie, oder die Parole: „dem Tüchtigen freie Bahn!" mag heute Wunder wirken und die Welt aus den Angeln heben: es mechanisiert sich eines Tages in demselben Maß, in dem der demokratische Geist und Glaube es verläßt und wird eine leere Hülse für Schwätzer und Kinder.

Zwischen seinem echten Leben und völligen Tode aber pflegt das Schlagwort eine Phase des Scheinlebens und Scheintodes zu durchlaufen, in der es besonders gefährlich ist, weil es nur zur Hälfte geglaubt wird und dadurch dem Volksbetrug und dem Betrug des eigenen Gewissens dient. Diese mittlere Phase des halbwahren, halbheiligen, scheinheiligen Wortes haben sich einige Sprachforscher wie Fritz Mauthner und Leo Spitzer so zu Herzen genommen, daß sie die menschliche Sprache überhaupt als ein unausweichliches und naturgesetzliches Blendwerk des Geistes betrachten.

Mit solchem Pessimismus möchte ich Sie nicht entlassen.

Zweifellos haftet der Sprache etwas Unzulängliches an. Sind doch alle Worte im Grunde nur schlechter Ersatz für Taten oder für Erkenntnisse. Der Mensch wäre wohl nie auf den Einfall gekommen zu sprechen, wenn er allwissend und allmächtig wäre. Man kann wohl sagen, daß es das Gefühl unserer Hilflosigkeit war, unsere äußere und innere Not, was uns die Zunge gelöst hat. — Aber hat denn die Sprache unseren Nöten abgeholfen? Ich meine, unter den sprechenden Wesen besteht die Unzulänglichkeit gerade so wie unter den stummen. Und doch nicht gerade so; denn sie hat nun einen Ausdruck durch die Sprache gefunden. Insofern also ist Motiv und Inhalt alles Sprechens nichts anderes als die Unzulänglichkeit des Menschen, und seine sämtlichen Sprachen tragen dieses Stigma. An sich selbst gemessen aber, d. h. als Ausdruck der menschlichen Un-

zulänglichkeit gewertet, sind unsere Sprachen durchaus verläßlich und zulänglich. Sie drücken ja aus, was sie sollen: unsere Nöte und Bedürfnisse — und drücken sie sogar doppelt aus: unmittelbar und mittelbar. Unmittelbar hat unser Sprechen alle die Angelegenheiten und Bedürfnisse zum Gegenstand, die uns gerade beschäftigen, und in diesem Sinn ist die Sprache ein zweckmäßiger „geselliger Lärm“, den wir machen und über dem wir die ewige Unzulänglichkeit des menschlichen Wesens völlig vergessen können. Mittelbar und verborgen aber spricht aus all unseren Worten immer zugleich auch das Gefühl einer Schwäche und Sehnsucht. Wenn ich vertraulich mit jemanden über eine Sache spreche, so braucht in meiner Rede von Vertrauen nicht eine Silbe vorzukommen. Das Vertrauen liegt dann als Gefühl meinen sämtlichen Worten zugrunde, und eben weil es die Voraussetzung ist, wird es nicht gefordert, nicht unmittelbar ausgedrückt und ist doch dermaßen vorhanden, daß meine Rede dieses Vertrauen selbst ist. So waltet mittelbar hinter jeder Sprache eine Reihe von Gefühlen der Sehnsucht, Hoffnung, Furcht, Gewißheit, Unsicherheit und des Vertrauens, Gefühle, die eine selbstverständliche im Sprechen selbst gelegene und erscheinende Voraussetzung sind, daß unser Bruder und Nachbar uns am Ende doch wohl verstehen und unser geselliger Lärm am Ende doch wohl ein seelisches Echo finden wird, vielleicht ein Echo — und dies ist nun ein religiöses Vertrauen im engeren und gesteigerten Sinn des Wortes — vielleicht ein Echo auch droben im Jenseits. Einen grundsätzlichen Unterschied und eine klare Grenze zwischen dem Fürchten, Hoffen und Glauben der ersten und der zweiten Art kann ich nicht sehen. So mag denn, was den verborgenen Höhentrieb betrifft, der in den Worten der Menschen, in den profansten wie in den heiligsten lebt, der Spruch gelten, den der Dichter in dem Paradies des westöstlichen Diwan singt:

Was auch in irdischer Luft und Art
Für Töne lauten,
Die wollen alle herauf,
Viele verklingen da unten zu Hauf;
Andere mit Geistes Flug und Lauf,
Wie das Flügelpferd des Propheten,
Steigen empor und flöten
Draußen an dem Tor.

München. Karl Vossler.

ZUR PÄDAGOGISCH-PSYCHOLOGISCHEN GRUNDLEGUNG DER NEUSPRACHLICHEN REFORM.

II.

Nachdem die Stoffgliederung und die Stoffe selbst für den Sprachunterricht gegeben sind, taucht die zweite wichtige Frage auf: Womit soll die unterrichtliche Behandlung jeder dieser Stoffeinheiten beginnen und wie ist sie überhaupt zu gestalten? —

Eins ist in der gefundenen Systematik unberücksichtigt geblieben und kann auch nicht berücksichtigt werden, nämlich das Material, das zu den formalen Werten gehört: die Begriffe und Worte.

Es ist allgemeine Regel, daß erst Stoff vorhanden sein muß, ehe die Formenbildung beginnen kann; und daß der Stoff der freien Behandlung und Bearbeitung auch zugängig sein muß, d. h. daß dem Schüler die nötigen Begriffe und Worte geläufig sein müssen, wie ja auch die Kenntnis des Zahlensystems in der Mathematik Voraussetzung aller Rechnung ist. Das notwendige Material darf also nicht *nach* der Einprägung der Funktion gegeben werden, sondern die neue Funktion muß mit Hilfe bereits festsitzenden Materials geübt, eingeprägt, apperzipiert werden.

Diese Notwendigkeit des Ausgangs vom Material ergibt sich auch aus der psychologischen Analyse des Sprechens. Wie jede psychische Funktion, so geht auch das Sprechen auf Empfindungen und Vorstellungen zurück, die in den Blickpunkt des Bewußtseins treten, indem sie sich mit anderen psychischen Elementen assoziieren. Sobald solche psychische Materialien Begriffe und Wortvorstellungen sind, so treten weiterhin die der Art der Assoziation entsprechenden Formvorstellungen hinzu, die als letztes Glied eine Satzbildung zur Folge haben. Ehe also Assoziationen von Formelementen eintreten können, muß das Assoziationsmaterial selbst, d. h. die Begriffe und Wortvorstellungen vorhanden sein, die der Lehrer somit zuerst geben muß. Wenn wir dem Schüler das Begriffsmaterial erst dann übermitteln, wenn er die formale Unterrichtseinheit schon „gehabt“ hat und diese auch dann erst üben, so reißen wir Grammatik und grammatische Übung auseinander, was aber aber mindestens unpädagogisch wäre. Nach der Ableitung der „Regel“ muß eine stoffliche Übung der betreffenden Funktion

sofort eintreten können, und dazu muß der Schüler das nötige Wortmaterial bereits beherrschen.

Auch beim Kinde und in der Entwicklung der Sprache überhaupt geht das Sprechen vom Einzelbegriff aus. Grammatische Formvorstellungen, wie sie der gesprochene oder gedachte Satz voraussetzt, hat das Kind in keiner Weise. Wenn also unsere Psychologen von „Satzworten“ des Kindes reden, so hat das mit grammatischen Vorstellungen irgend welcher Art nichts zu tun. Es hat nur eine Assoziation stattgefunden, in deren Verlauf Wortvorstellungen eingeschlossen waren, die das Kind nicht einmal als Bedeutungsträger oder gar als Satzrepräsentanten gedacht hat. Wundt sagt: „Dem Kind z. B., das den Wunsch: ‚ich will fortgehen‘ durch das eine Wort adda wiedergibt, ist dieses Wort selbst nur Ausdruck der Vorstellung des Fortgehens (auch das ist also noch sehr fraglich! d. V.). Das *ich* und der Wunsch sind begleitende aber unausgesprochene Vorstellungen“. Hier muß aber hinzugefügt werden: Vorstellungen, die es auch garnicht aussprechen kann, weil die nötigen formalen Vorstellungen vollständig fehlen. Somit ist der Ausdruck *Satz*wörter unzutreffend. Vom Satz ist in der Psyche des Kindes noch nichts vorhanden. Dieser ist immer nur das Produkt einer langen Entwicklung, und der Ausgangspunkt bleibt die Einzelvorstellung. Wie oft hat auch ein Kind von etwa zwei bis fünf Jahren Assoziationen, und es gelingt ihm nur mit der größten Schwierigkeit, oder garnicht, diese als Satz zum Ausdruck zu bringen, obgleich Wortvorstellungen genügend vorhanden sind.

Der Grad der Zusammensetzung dieser Einzelvorstellungen hat in Bezug auf die formalen Satzvorstellungen nichts zu bedeuten. Wir sagen z. B.: „Der Zug wartet in der Station, bis der auf demselben Gleise entgegenkommende eingetroffen ist und er — ausweichend weiterfahren kann“. Das ist eine äußerst komplexe Vorstellung, deren Ausdruck eine ganze Reihe grammatischer Vorstellungen im Bewußtsein voraussetzt. Der Italiener sagt dafür nur: «Il treno aspetta la coincidenza»; und er verbindet dabei das Wort ‹coincidenza› mit keinerlei Satzvorstellungen[1], ebensowenig wie das Kind das Wort adda, das außerdem noch zur Bezeichnung von beliebig vielen anderen Wünschen dienen kann, oder besser, das bei beliebig vielen anderen Gelegenheiten

[1] Übrigens auch ein interessantes Beispiel, wie sehr die Grenzen zwischen „Wort“ und „Satz“ verwischt sind.

assoziiert werden kann. Von seinem Willen oder etwa gar von den zum Ausdruck gehörigen Hilfsverben und Fürwörtern hat es keine Vorstellung[1]. Wahrscheinlich liegt aber eben nur ein rein physiologischer Prozeß vor, nämlich ebenso wie der Anblick eines Stückchens Zucker eine Sekretion der Mundspeicheldrüsen oder Handbewegungen zur Folge hatte, ebenso folgte auch die Äußerung der Lautfolge: adda. Nach Meumann tritt die Verbindung von Wortbedeutung und Lautfolge erst auf der vierten Stufe der Sprachentwicklung auf, und formale Vorstellungen erst, nachdem es schon lange auch zu psychischen Funktionen und Beziehungen fähig war.

Der Mittelpunkt einer jeden methodischen Einheit ist also eine logisch-syntaktische Funktion; und der Ausgangspunkt ist das zu dieser Funktion und deren Übung gehörige Begriffs- und Wortmaterial, welches beides in einer methodisch fortschreitenden Ausdrucksübung fest assoziiert werden muß.

Aus der Ineinanderarbeitung dieser beiden Teile der Lektion, der Aufnahme der fremdsprachlichen Begriffe und Worte und der Übung derselben in bestimmten psychisch-syntaktischen Funktionen ergibt sich auch die methodische Einheit der Lektion. Doch zuvor ist noch eine kurze Erörterung dessen nötig, was der Sprachunterricht erreichen soll und kann.

Das Ziel des modernen Sprachunterrichtes ist, dem Schüler ein neues, sprachliches Funktionssystem samt dem dazugehörigen Begriffsmaterial zu geben und so zu üben und zu befestigen, daß er es in gleicher Weise wie die Muttersprache verwenden kann, d. h. daß er auch fremdsprachlich denken lerne. Hier taucht nun die Frage auf, deren Beantwortung für den Sprachunterricht von entscheidender Bedeutung ist; nämlich: Ist fremdsprachliches Denken überhaupt möglich? —

Wenn man diese Möglichkeit nicht nachweisen könnte, dann wäre dem fremdsprachlichen Unterricht nahezu jeder formal bildende Wert genommen; er hätte dann in der Schule nicht mehr viel zu suchen, und Herbart hätte recht, wenn er sagt: „Nun mögen die Philologen ihre alte bekannte Ausrede von der formalen bildenden Kraft des Sprachstudiums in die neuesten Phrasen kleiden; das sind leere Worte, wodurch niemand überzeugt werden wird, der die weit größeren bildenden Kräfte anderer Beschäftigungen kennt, und der die Welt mit offenen

[1] Vergl. auch Meumann, *Die Sprache des Kindes.* S. 51.

Augen ansieht, worin nicht wenige und nicht unbedeutende Menschen leben, die ihre Existenz keiner lateinischen Schule verdanken.“ Für die grammatisierende Methode, die er auch vor Augen hatte, bleibt seine Meinung bestehen, nicht aber, wenn der Sprachunterricht eine systematische Übung aller psychischen Funktionen, eine geistige Gymnastik umfassendster Art wird, wie sie die Reform pflegen will. —

Nun ist über die Möglichkeit des Denkens in einer fremden Sprache schon von Büttner in seinem Buche *„Die Muttersprache im fremdsprachlichen Unterricht“* vieles Vortreffliche gesagt worden. Jedoch zur Ableitung methodischer Grundsätze ist es nötig, das Problem noch einmal rein psychologisch zu beleuchten.

Leider fehlt hier noch sehr das psychologisch-experimentelle Forschungsmaterial. Wir wissen noch fast nichts über den Anteil am Denken, den die Vorstellungen der verschiedenen Sinnesgebiete und die Wortvorstellungen haben, und wir wissen nur sehr wenig über die Entstehung der „Denkgewohnheiten“, über die Arten der Komplikation und ihre Möglichkeiten etc. Wundt hat mit dem Kantschen Apriorismus und der Kategorientafel gebrochen, und er hat gut daran getan. Es wäre aber nötig, etwas anderes, gleich Klares an diese Stelle zu setzen. Wir haben aber noch keine Mechanik des Denkens, und das Wenige, was die Psychologie bisher gegeben hat, genügt fast zu nichts. Außerdem kommen wir hier in ein Gebiet, wo die Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit der psychologischen Systeme sich dem Sprachpädagogen in unangenehmster Weise fühlbar macht, denn Wundt ist gewiß nicht der Alleinseligmachende[1]. Die Psychologie wird hier beinahe zur Philosophie, ja zur umstrittenen Dogmatik.

Kant sagt: „Denken aber ist Vorstellungen in einem Bewußtsein vereinigen. Die Vereinigung von Vorstellungen in einem Bewußtsein ist das Urteil; also ist Denken soviel als Urteilen oder Vorstellungen auf Urteile überhaupt beziehen“. Diese Definition geht auf aristotelischen Bahnen. Die moderne Psychologie würde ein wenig anders sagen und das Denken unter Verzicht auf allen logischen Schematismus als Assoziation von Vorstellungen bezeichnen. Sogar das Willensmoment würde übersehen werden können und der Philosophie und Dogmatik überlassen

[1] Vergl. Ziehen, *Leitfaden der physiologischen Psychologie*, Vorwort und Einleitung!

bleiben[1]. In der assoziativen Folge der Vorstellungen ist deren Art psychologisch durch nichts festgelegt, und es können Vorstellungen aller Sinnesgebiete, Wortvorstellungen aller Art assoziiert werden. Es gibt kein Gesetz, welches etwa verbietet, daß sich zwei oder mehr fremdsprachliche Begriffs- oder Wortvorstellungen verbinden, welche Möglichkeit ja schon in unseren Fremdwörtern gegeben ist. Solche Assoziationen zu verbieten bringt höchstens die psychologische Gewalttaktik der Übersetzer fertig, die auf bestimmte Assoziationsbahnen „Verbotener Weg“ schreiben wollen und den Lauf der fremdsprachlichen Assoziation nur à la Springprozession Echternach zwischen zwei Sprachen hin und her gestatten.

Das Denken geht hauptsächlich in zwei Weisen vor sich. „Wir denken alle entweder in anschaulichen Bildern früher wahrgenommener Eindrücke (Objekte oder Vorgänge), oder wir denken in innerlich gesprochenen Worten“[2]. Die erste Art des Denkens in Anschauungen ohne Reproduktion der zugehörigen Worte spielt hier zunächst keine Rolle. Es ist das phantasievolle Denken, das, falls es auf Bahnen fremder Begriffe wandeln müßte, auch zu große Hemmungen erfahren und somit sprachlich nicht ganz Geübten große Schwierigkeiten bereiten würde. Da dies aber anschaulich vor sich geht und auf Wort- und Satzvorstellungen fast ganz verzichtet, kann es auch den Grammatik-Methodikern nicht als Gegenargument dienen.

„Wir denken dagegen in Worten, in der Form eines stillen, inneren Sprechens, sobald wir bestimmte Gedankengänge absichtlich verfolgen, beim Nachdenken über wissenschaftliche Probleme, ganz besonders, wenn unser eigenes Denken und Urteilen in Kraft tritt, oder wenn wir in Gedanken mit anderen Menschen reden oder disputieren, wenn wir uns irgendwie in die Lage eines Redenden versetzen, endlich ganz speziell bei jeder Reproduktion eines früher gelernten Wortzusammenhanges.“[3]

Dieses Denken in Worten geht ohnehin langsamer und bedächtiger vor sich und ist weit mehr vom Willen abhängig, als wenn man der Phantasie „freien Lauf“ läßt. „Der Entschluß, die Muttersprache fernzuhalten, genügt also jedenfalls, um diese

[1] Ziehen, „Das willkürliche Denken bleibt ganz im Rahmen der Ideenassoziation“.

[2] Meumann, *Oekonomie und Technik des Gedächtnisses.* S. 148.

[3] Meumann, *Oekonomie und Technik des Gedächtnisses.* S. 149.

zugunsten anderer Fremdsprachen zurückzudrängen,"[1] sagt Flagstad. Es ist dies gewiß etwas zuviel behauptet, weil auch der stärkste Wille keine Assoziationen herbeiführen kann, wo die zu assoziierenden Vorstellungen fehlen. Sobald sie aber vorhanden sind, kann der Wille in hohem Maße bahnbestimmend wirken.

Da das visuelle, phantasievolle Denken bei den Kindern bis zum 13. und 14. Lebensjahre vorwiegt und das sprachlich-begriffliche sich erst nach und nach zu größerem Umfange entwickelt[2], so geht daraus hervor, daß man bei Kindern leichter ein rein fremdsprachliches Denken erzielen kann, weil eben die deutschen Begriffe sich nicht in dem Maße aufdrängen wie später, und daß man somit gut tut, den Sprachunterricht möglichst früh zu beginnen. Nicht nur die einfachsten Formen der Assoziationen, sondern auch die höheren Stufen des Sprachgebrauchs, der Ausdruck der Gefühle, muß mit Hilfe assoziierter fremder Worte und Sprachformen psychologisch möglich sein, denn die Erlernung dieses Gefühlsausdruckes ist z. B. in der Musik durch Töne möglich, was gewiß nicht leichter ist als durch Worte, denen bestimmte Vorstellungen zu Grunde liegen.

Das Denken in fremder Sprache kann also nur Denken in Worten, oder, genauer, Assoziation von Begriffsinhalten und Wortvorstellungen aus anderen Sprachen sein.

Nun geht die sprachliche Assoziation in Begriffen und Wortvorstellungen vor sich, nicht aber in der Satzkonstruktion. Die dient lediglich zur sprachlichen Fixierung der stattgefundenen Assoziation für den Hörenden; oder bei einer gewissen Denkschwäche zur Verstärkung der Beziehungen im Selbstgespräche. Man denkt also meist nicht in durchgeführten Satzkonstruktionen, sondern das Denken gleitet leicht über den Begriffen hin, ohne sie phraseologisch zu ordnen. Es wäre auch gar keine Zeit da, sich etwa durch die 3. Pers. Plur. passivi des «Conditionnel antérieur» hindurch zu arbeiten. Man kann daher, wenn man einen fremdsprachlichen Satz ausspricht, viele formale Fehler darin gemacht und doch richtig fremdsprachlich gedacht haben. Wenn ich z. B. im Deutschen den Satz: „*Den* Sohn liebt der Vater" französisch wiedergebe: «le fils aime le père», so brauche ich deshalb noch nicht deutsch gedacht zu haben, denn

---

[1] Flagstad, *Psychologie der Sprachpädagogik.* S. 329.

[2] Meumann, *Oekonomie und Technik des Gedächtnisses.* S. 173.

denken und Satzkonstruieren sind ganz verschiedene Dinge. Die grammatische Formvorstellung ist jedenfalls nicht Voraussetzung der Assoziation überhaupt. Erst wenn der Schüler deutsche Worte und Begriffsinhalte gebraucht, dann ist er wirklich auf falschen Wegen. Dem Verfasser geschah es nach einem langen Auslandsaufenthalte häufig, daß er im geläufigsten Deutschsprechen fremdsprachliche Ausdrucksweisen („Das kostet teuer“ etc.) verwendete, ohne daß er dabei im geringsten an die fremde Sprache gedacht hätte. Das war jedoch der Fall, wenn ihm in der Unterhaltung mit Landsleuten im Auslande mitten im Deutschen, einmal ein fremdsprachliches Wort unterlief. Man tut das fast immer bewußt und aus Bequemlichkeit, weil einem in der betreffenden gedanklichen Situation der fremdsprachliche Begriff zufällig passender vorkam und beqemer war als der deutsche. Das Sprachgefühl erleidet dabei jedoch stets einen kleinen Schock.

Fremdsprachliches Denken und Sprechen müssen also genau geschieden werden. Fremdsprachlich-Denken kann demnach schon derjenige, der überhaupt fremdsprachliche Begriffsinhalte und Wortvorstellungen assoziiert, ungeachtet, ob die daraus folgende syntaktische Ordnung der Worte beim Sprechen dem Gebrauche im Lande gemäß ist. Denken in fremder Sprache bedeutet daher nicht, mit einem fremden, psychischen Mechanismus arbeiten, sondern nur, soweit bei der Assoziation Lautelemente und Begriffsinhalte in Frage kommen, sich einer bestimmten Art derselben zu bedienen. Die richtige syntaktische Gliederung ist nicht Sache des Denkens, sondern des Sprechens, und das ist Übungssache, die in einen anderen Abschnitt gehört.

Kappert befaßt sich mit diesem so wichtigen Problem leider fast garnicht. Flagstad sagt: „Wir können uns von vornherein die Möglichkeit keiner anderen Sprachform vorstellen als derjenigen, mit welcher wir selbst aufgewachsen und verwachsen sind. Diese Form, die ein mechanisch wirkendes Werkzeug unseres Geistes ist, und die wir nicht unmittelbar von dem realen Inhalt unseres Bewußtseins zu trennen vermögen, muß uns notwendig als etwas Allgemeingültiges erscheinen.“[1] Flagstad scheint hier den assoziativen Mechanismus nicht von der syntaktischen Ausdrucksgliederung desselben zu scheiden, wie er selbst Eggert vorwarf, daß dieser den gedanklichen Inhalt des Satzes nicht

[1] Flagstad, *Psychologie der Sprachpädagogik.* S. 171.



von dessen sprachlichen Ausdruck trenne. Denn ein „mechanisch wirkendes Werkzeug unseres Geistes“ ist die Syntax nicht; und das Denken ist keineswegs von ihr abhängig. Ein Mensch, dem man nur die Worte und Begriffe einer Sprache lehrte, würde sich jedenfalls ganz ohne Mühe eine eigene Syntax schaffen, was ja schon aus der Entwicklung der Kindersprache hervorgeht. Die Syntax ist also nicht einmal unerläßliche Voraussetzung der Mitteilung, geschweige denn des Denkens überhaupt.

Man muß ja schon in der Muttersprache in verschiedenen Formen des Ausdrucks und mit verschiedenem Vokabular „denken“, nämlich in der Schriftsprache und in der Unterhaltungssprache. Flagstad unterscheidet außerdem noch die wissenschaftlich-technische und die poetisch-literarische Sprache. Stärker noch ist der Unterschied zwischen Dialekt und Hochdeutsch. Man schreibt z. B. unter ganz anderen Bedingungen und in ganz anderem Assoziationsverlaufe als beim gewöhnlichen Sprechen. Da muß doch der Geist Bewegungsfreiheit genug besitzen, um auch ganz und gar im Reiche fremder Begriffe zu arbeiten. Im kleinen muß man natürlich anfangen; aber man hat schon fremdsprachlich gedacht, wenn man, wie Büttner richtig hervorhebt, auf eine einfache Frage mit “yes” antwortet, ohne dazu das deutsche Wort „ja“ erst assoziiert zu haben. Die Grade der Vollkommenheit sind natürlich verschieden. Bedeutend mehr hat der Unterricht schon errreicht, wenn der Schüler den Assoziationsbereich fremder Begriffe und Worte überhaupt nicht mehr zu verlassen braucht, und auch nicht verläßt; und vollkommen ist die Sprachbeherrschung, wenn der Ausdruck auch syntaktisch vollständig mit dem im fremden Lande üblichen übereinstimmt.

Wenn nach der Meinung der „Übersetzer“ der Gebrauch und das Verständnis der fremden Sprache nur durch die Muttersprache möglich wäre, wenn das fremdsprachliche Begriffs- und Wörtermaterial für uns zum Zwecke des Denkens nicht verwendbar wäre, weil eben nur muttersprachliche Worte Träger von Gedanken sein könnten, dann wären die fremdsprachlich geäußerten Sätze nur leere, sinnlose, mechanisch zusammengereihte Lautfolgen, die auch nicht den geringsten geistigen oder formalen Wert besitzen. Eine psychologische Grundlegung wäre vollständig überflüssig; und die Schulen dürften sich mit so völlig wertlosen Sachen überhaupt nicht befassen. Daß aber diese Meinung der Übersetzer ebenso unbegründet ist, wie ihr

Verfahren unmethodisch, ist im Vorhergehenden genügend dargelegt. Wir fragen nun weiter: Welches sind die Hauptmittel, das Denken in fremder Sprache im Schüler zu erreichen? Da gibt es nur einen Grundsatz, den der Sprachlehrer zu befolgen hat, und dem sich alle anderen Grundsätze und Funktionen des Sprachunterrichts unterordnen; nämlich:

Es muß eine absolut reine Assoziationssphäre für die fremde Sprache geschaffen werden; eine Assoziationssphäre, die nur aus Begriffen, Wortvorstellungen, Artikulations- und syntaktischen Vorstellungen der betreffenden Fremdsprache gebildet und rein ist von allen und jeden heterogenen Elementen. Diese Assoziationssphäre muß das einzige Ziel, das Heiligtum und das Noli me tangere eines jeden Sprachlehrers sein. „Jeden Augenblick sind die fremdsprachlichen Lautgebilde in Gefahr, in die tiefeingefahrenen Gleise heimatlicher Lautgebung überzugleiten",[1] und nicht nur diese, sondern der ganze Gedankenausdruck überhaupt. Deshalb muß innerhalb dieser fremdsprachlichen Assoziationssphäre jedes Element, das der Muttersprache angehört, peinlich vermieden werden; so zuächst beim Einprägen der Worte die deutsche Bedeutung. Gewiß mag es zuweilen nötig sein, zur Bedeutungsbestimmung das inhaltsähnliche muttersprachliche Wort anzugeben, man soll aber nie beide zusammen einprägen und üben. Beim Memorieren war ja die deutsche Vokabel bisher ohnehin nur mnemotechnisches Hilfsmittel, über die aber Meumann[2] sehr scharf schreibt. Beim Sprechen drängt sich dann die gewohnte, gelernte Wortassoziation immer störend auf, so daß der grammatisierende Unterricht tatsächlich das erreicht, was er als Naturnotwendigkeit hinstellen will, daß sich der Schüler niemals frei und unabhängig von der Muttersprache in der Fremdsprache bewegen kann. Doch weiteres darüber möge der interessierte Leser in Frankes „Praktischer Spracherlernung"[3] und in der Broschüre des Verfassers finden.

Ebenso falsch und die Assoziationssphäre der fremden

---

[1] Prof. Dr. F. Beyer in den Bemerkungen zu M. Walters *Methodik.*

[2] Meumann, *Ökonomie und Technik des Gedächtnisses:* „Aber auch abgesehen davon ist das ganze mnemotechnische Prinzip so unökonomisch wie möglich (S. 232. Besser noch und ausführlicher S. 233).

[3] Franke, *Die praktische Spracherlernung auf Grund der Psychologie und der Physiologie der Sprache,* S. 28—34. Kirsten, *Der fremdsprachliche Unterricht auf psychologischer Grundlage,* S. 12—29.

Sprache störend ist *jede* Art des Übersetzens, wobei stets deutsche und fremdsprachliche Begriffe und Funktionen nebeneinandergestellt, verglichen und durch einander ersetzt werden. Gerade das letztere ist so assoziationsstörend, und man tut wirklich am besten, diese Praxis ganz und gar dem grammatisierenden Verfahren zu überlassen. Auch als Kontrolle des Verständnisses, wie es Walter, Büttner, Eggert u. a. noch gelten lassen wollen, brauchen wir es nicht, da es genug bessere Mittel zu solcher Kontrolle gibt, wie später noch dargelegt werden wird.

Das Übersetzen aus dem Deutschen in die Fremdsprache konnte nur als gelegentliche Übung bei einem sehr hohen Grade der Sprachbeherrschung empfohlen werden. Das Umgekehrte, aus der Fremdsprache ins Deutsche ist überhaupt Sache des Deutschunterrichtes und zwar als stilistische Übung in der Präzision des Ausdruckes. Bei beiden Arten des Übersetzens findet aber stets eine starke Verwirrung des Sprachgefühls statt, die sich bei der letzteren jedem auffällig dadurch zeigt, daß in der Muttersprache unter dem Einfluß der fremden die gröbsten Fehler und Entstellungen vorkommen, obgleich doch der Schüler die Kontrolle seines sonst sô sicheren Sprachgefühles hat. Wieviel schlimmer muß dies aber beim Hinübersetzen sein, wo diese Kontrolle fehlt, und die Muttersprache sich in noch viel stärkerem Maße geltend machen muß. — Flagstads Meinung „das Sprachgefühl muß ein negatives Element aufnehmen[1]", zufolgedessen man immer wissen soll, wie es nicht heißt, es wohl gar lernen soll, sei hier nur der Kuriosität wegen erwähnt. Jedenfalls macht die „Enge der Apperzeption" das Denken und Sprechen durch zwei Sprachen zugleich vollständig unmöglich; und Eggert hat sehr Recht, wenn er das „Sprechen", welches der übersetzende Unterricht erzielt, mit der sensorischen Aphasie und Worttaubheit[2] vergleicht.

Das Wesentlichste bei der Erschaffung der fremdsprachlichen Assoziationssphäre ist also die „Erzeugung psychischer Dispositionen", auf welcher Basis sich dann das „freie Steigen von Vorstellungen auf Grund einer Automatisierung und Mechanisierung geistiger und geistig-körperlicher Tätigkeit"[3] vollzieht.

Worin besteht nun diese Assoziationssphäre?

---

[1] Flagstad, *Psychologie der Sprachpädagogik*, S. 186.

[2] Eggert, *Der psychologische Zusammenhang*, S. 73.

[3] Meumann, *Ökonomie und Technik des Gedächtnisses*. S. 29.

I. Meumann sagt: „Unser Gedächtnis ist eine synthetische Tätigkeit, die aus Elementen Einheiten schafft, und das assoziert, was für unser Bewußtsein zum Teil eines Ganzen geworden ist“,[1] oder: „Alles, was wir behalten, sind Einheiten; alles Einzelne behalten wir nur als Glieder eines einheitlichen Ganzen“.[2] Demnach ist es eine besondere Eigenschaft unseres Gedächtnisses, größere, sphärenhafte Zusammenhänge zu bilden. In diesem Sinne muß der Sprachlehrer auch arbeiten. Das würde psychologisches und naturgemäßes Verfahren sein. Jedes neue Wort und jede Sprachform muß sofort in Zusammenhänge geführt und durch diese eingeprägt werden. Die komplexbildende Eigenschaft des Gedächtnisses aber, die keineswegs dadurch gestört und direkt annulliert werden darf, daß man Vokabeln[3] und grammatische Tatsachen einzeln pauken läßt, durchsetzt mit assoziationsstörenden Elementen, diese Eigenart des Gedächtnisses ist die allgemein psychologische Grundlage dieser Assoziationssphäre.

II. Jeder fremsprachliche Begriff hat seinen bestimmten Vorstellungsinhalt und sein Assoziationsmilieu, und er ist mit einer Menge von Formelementen, Wortvorstellungen von Teilen, Zugehörigen, usw. umgeben, die meist ganz anders in ihrer Art und Gliederung sind, als der ähnliche deutsche. Die Bedeutungsfelder der Worte grenzen in anderer Weise aneinander, und diese sachliche Zusammengehörigkeit, die nicht wie beim Vokabelpaukverfahren zerrissen und gefälscht werden darf, ist das erste Charakteristikum der zu schaffenden Assoziationssphäre.

III. Jedes Land hat seinen bestimmten Lautstand. Dazu gehört eine bevorzugte Konstellation der Sprachorgane, die ein starkes Beharrungsvermögen besitzt, so daß der Übergang aus

---

[1] Meumann: *Ökonomie und Technik des Gedächtnisses.* S. 218.

[2] Ebenda S. 200.

[3] Kapperts Gedächtnisversuche auf diesem Gebiete haben nichts zu besagen. Abgesehen davon, daß nichts erwiesen wird, handelt es sich in Bezug auf die Vokabel nicht um die Schnelligkeit und Festigkeit des Erlernens, sondern um die richtige Gebrauchsfähigkeit, und hier versagt jedenfalls die experimentelle Methode. (*Psychologische Grundlagen des neusprachlichen Unterrichts.* S. 101—105.) In Bezug auf die Assoziation kommt es aber ganz auf die Übung an. Ein Schüler aus dem Übersetzungsunterricht wird sicher zu dem Worte «le sang» das Wort Blut assoziieren, während ein Reformschüler sicher «rouge» sagt.

einer Sprache in die andere für den sprachlich Geübten immer eine gewisse Schwierigkeit hat. Die Schüler aber, die beim Übersetzen fortwährend ihren Artikulationsmechanismus umstellen müssen, tun dies immer nur unvollkommen, weil es dem Anfänger noch ganz schwer fällt, und so können sie sich nie eine reine Aussprache aneignen. Die Aussprache ist aber für uns alle das Hauptunterscheidungsmittel der Sprachen, ohne das der Schüler z. B. französische und englische Worte nie unterscheiden lernen würde; und sie ist, als sprachmotorische und klangliche Assoziation, die durch Übersetzen nie gestört und verwischt werden darf, das zweite wichtige Charakteristikum der fremdsprachlichen Assoziationssphäre.

IV. Das formale Bindemittel der Satzteile und der subordinierten Sätze unter sich sind die Beziehungselemente der Worte (Flexionsformen) und die beziehenden Worte überhaupt (Praepositionen, Pronomina etc.), indem nämlich z. B. ein «nous» gleich eine ganz bestimmte folgende Konstruktion herbeizwingen muß. Jedes Wort verlangt bestimmte Beziehungselemente, und diese wieder bestimmen die Konstruktion des Satzes. Man arbeitet dann mit den „Erinnerungsbildern von rhythmischen Reihen und Satzgliederungen", die mit irgend einem anderen Ausgangsbegriff immer wieder die gleichen Ausdrucksgliederungen hervorrufen, sofern die Denkfunktion dieselbe war[1]. Es geht uns dann beim Satzbau ähnlich wie beim Singen einer Melodie: der erste Takt zieht das ganze Lied nach sich. —

Diese Beziehungselemente der Worte und des Satzes, die man deshalb nie aus dem Zusammenhang gerissen, mit dem Deutschen zusammen lernen und üben[2] darf, sind das dritte wichtige Charakteristikum dieser Assoziationssphäre.

V. Jede Sprache hat ihren besonderen Rhythmus, Akzent, ihre Melodie und Nüancierung in der Lautgebung. Die rhythmischen Einheiten sind in jeder Sprache anders geordnet, und die dynamischen Verhältnisse der Betonung sind bei jedem

---

[1] Das Verbum steht nicht immer, wie die Methode Gouin meint, im Mittelpunkte des Ausdrucks. Sicher ist ebenso oft eine adverbiale Bestimmung, eine Qualität etc. Mittel- und Ausgangspunkt der ganzen Satzkonstruktion. Daher ist Gouin etwas einseitig. —

[2] Wenn z. B. Börner-Dinkler-Leschhorn in ihrem Vokabular vendu = verkauft, être = sein, etc. schreiben, dann tut der Schüler ganz recht, wenn er sagt: «être commis vendu les marchandises»; wie es der Verfasser selbst erlebt hat.

Volke anders. Die große Bedeutung des Rhythmus für unser ganzes geistiges Leben haben Meumann, Ebbinghaus, Wundt, Ebert u. a. nachgewiesen. Charcot hatte eine aphatische Kranke, die, wenn ihr Rhythmus und Melodie halfen, ein ganzes Lied vortragen konnte. Wundt sagt, daß der Rhythmus des Ganges einen „deutlich erkennbaren Hintergrund unseres Bewußtseins bilde“. Wieviel bedeutungsvoller ist dieser „rhythmische Hintergrund“ für den Ablauf der sprechmotorischen Bewegungen. Ein Wort aus einer anderen Sprache paßt sogar für das Empfinden eines Anfängers nicht in den laufenden Satzzusammenhang hinein, und nicht nur des Klanges wegen. „Wir fanden, daß die Rhythmen sich ganz ungleichmäßig auf die einzelnen Nationalitäten verteilten“[1] sagt Meumann. Leider ergeben seine Gedächtnisexperimente in dieser Hinsicht noch nichts Bestimmteres. Es ist dies aber ein Gebiet, dessen Forschungsresultate für den Philologen sehr interessant sein würden.

Die Voraussetzung zur Schaffung dieser fremdsprachlichen Assoziationssphäre ist also die Einheiten bildende Kraft des Gedächtnisses[2]; und die Grundlagen, auf denen sie ruht, sind Wortbedeutung, Wortklang, Rhythmus und die Beziehungselemente der Sprache. Das Ziel der fremdsprachlichen Methodik ist damit Schaffung einer reinen Assoziationssphäre, die ein einheitliches geschlossenes System von Begriffen und grammatischen Formen, von einem reinen Lautmaterial und einer charakteristischen rhythmischen Dynamik umfaßt.

Damit wird ein wesentlicher Teil der bisher geübten, sprachunterrichtlichen Praxis unhaltbar, und es müssen neue, der Aufgabe entsprechende Funktionen geschaffen werden. Diese sind enthalten in der zu entwickelnden methodischen Einheit, der die folgenden Zeilen gewidmet sein sollen.

---

[1] Meumann, *Oekonomie und Technik des Gedächtnisses.* S. 200.

[2] Es sei noch auf die treffenden Worte Meumanns hingewiesen: „Das Wesen des Gedächtnisses besteht daher darin, daß es eine solche Bewußtseinseinheiten bildende Tätigkeit ist, eine Tätigkeit, die aus früher getrennten Zuständen oder Bewußtseinseinheiten einen einheitlichen Zustand des Bewußtseins macht“. — Wenn man also eine fremde Sprache spricht, dann „erneuert sich eben dieser ganze einheitliche Bewußtseinszustand oder Vorgang, zu welchem die fest assoziierten Elemente verschmolzen worden sind“. (*Oekonomie und Technik des Gedächtnisses.* S. 33.)

Eine Lektion als Stoffeinheit umfaßt nach den Vorangegangenen drei Teile, nämlich:

I. Aufnahme und Übung des neuen Begriffsmaterials (begriffliche Assoziation);

II. Aufnahme und Übung des neuen Sprachformenmaterials (formale Assoziation);

III. Aufnahme und Übung des neuen Sprachstoffes (stoffliche Assoziation).

Die Stoffe dieser Teile bilden konzentrische Kreise, die jedesmal umfassendere Übungen in sich schließen. Jeder Teil kann in einer Stunde erledigt werden, so daß sich die Arbeit einer Lektion über etwa drei Stunden erstreckt. Nach Ziehens Assoziationspsychologie[1], die für den Sprachlehrer vielleicht die lehrreichste ist, zerfällt jeder dieser Teile in folgende Sonderfunktionen:

I. Konstellation, d. h. Vorbereitung auf den neuen begrifflichen, grammatischen oder stofflichen Lektionsteil;

II. Materialgewinnung: Darbietung des Begriffsmaterials, der logisch-syntaktischen Funktion und Lektüre des Stoffes;

III. Kombination: Die Begriffe werden in Bezug auf Aussprache, Orthographie, und grammatische Eigenarten geübt; zur syntaktischen Funktion werden weitere Beispiele aus dem vorhandenen Wortschatz gebildet, und über den Stoff findet Konversation statt;

IV. Impulsion: Die Begriffe werden im Zusammenhange (Sätze!) mit dem bisherigen Sprachschatz geübt; es erfolgt ferner eine systematische Übung des syntaktischen Teiles und eine freie Wiedergabe des gelesenen Stoffes;

V. Psychologische Ausschleifung: Wiederholung, Zusammenfassung, Bildung von Tabellen, Anfertigung freier Arbeiten etc.

Somit zerfallen die drei Teile in fünf Unterfunktionen, und die ganze Lektion gliedert sich in 15 sprachlich, methodisch und psychologisch grundverschiedene Teile (nicht mehr blos Vokabel- und Regelpauken und Übersetzen, was übrigens gänzlich gemieden ist). Diese bilden als methodische Einheit eine strenge, logische Folge und einen konsequenten Fortschritt von

[1] Vergl. Seidemann: *Die modernen psychologischen Systeme in ihrer Bedeutung für den Unterricht.*

den Elementen der Sprache bis zum vollen, allseitigen assoziativen Zusammenhang. Im folgenden sollen diese 15 Stufen noch eine kurze, nähere Beleuchtung erfahren.

A. AUFNAHME DES BEGRIFFSMATERIALS.

1. Konstellation: Stoffliche Einleitung. Anknüpfung an schon Behandeltes, an etwas Aktuelles etc.

2. Materialgewinnung:
   a) Darbietung eines Begriffes ausgehend vom Begriffsinhalt, der als Gegenstand oder als Bild gezeigt wird. Ist dies nicht möglich, dann Definition, statt dessen aber, wo sich die deutsche und fremdsprachliche Bedeutung decken, *einmalige* Darbietung des Begriffsinhaltes durch das deutsche Wort;
   b) Nach Einprägung des Begriffsinhaltes folgt die motorisch-sensorische Einprägung des dazugehörigen Lautbestandes durch Vor- und Nachsprechen, Schreiben, Lesen, Buchstabieren, so daß nach dem Begriffsinhalt auch die zugehörige Lautfolge möglichst durch alle Sinnesgebiete eingeprägt wird.

3. Kombination: Begriffsinhalt und Lautfolge werden assoziiert, indem
   a) etymologische Eigenheiten festgestellt werden.
   b) Es werden Wortfamilien und Ableitungen gebildet und Homonyma geschieden.
   c) Der Begriffsinhalt wird gegliedert, indem dazugehörige Funktionen, Eigenschaften, Teile, Verwandtes etc. genannt werden.
   d) Es erfolgt Hinweis auf eventuelle Eigenarten grammatischer, dialektischer etc. Art.

4. Impulsion: Eingliederung des neuen Wortes und Begriffes in den Sprachgebrauch, indem der Schüler es in Beziehung bringt zu seinem Sprachschatz, seinem Fühlen und Wollen und zu seinem gesamten geistigen Leben. Das geschieht, indem der Schüler mit Hilfe seines bisherigen Sprachschatzes frei Beispiele bildet, in denen das Wort in möglichst vielseitiger Verbindung vorkommt. (Das Substantiv z. B. als Subjekt, Objekt (Genetiv-Attribut in adverbialen Bestimmungen etc.). Hierbei muß jedoch auf strengste Reinhaltung der Assoziationssphäre geachtet werden. Mit dem Beginn der Übung (Impulsion!) sind wir im Ausland. Die Schüler neigen nämlich anfangs sehr dazu, mitten

in der Übung die fremdsprachliche Bedeutung eines deutschen Wortes zu erfragen, um es im Satze zu verwenden. Das ist stets eine grobe Entgleisung und Störung für die Klasse und muß strengstens verboten werden. Jeder darf eben nur mit dem ihm bewußten Begriffsmaterial arbeiten. Anders kann er es im Auslande ohnehin nicht. — —

Diese Übung muß sehr rasch vonstatten gehen. Man kann, indem man solche Beispielsätzchen bilden läßt, der Reihe nach gehen, oder man läßt die Schüler durch einen Mitschüler aufrufen. Das Aufrufen geschieht am besten mit den in die fremde Sprache übertragenen Eigennamen, um die lautliche Assoziationssphäre nicht zu stören. Die Feststellung dieser Rufnamen erfolgt in der ersten Lektion. (Syntaktische Funktion: Benennung!) — In dieser Weise wird jedes Wort der Lektion behandelt und im System des Denkens und Sprechens verankert. Jedes einzelne Wort muß also den Weg von der Materialgewinnung zur Impulsion durchlaufen (etwa 2—3 Min.). Dann ist es aber auch schon ziemlich gut eingeprägt und zum festen, leicht verfügbaren sprachlichen Besitzstand des Schülers geworden.

In den folgenden Übungen geschieht noch eine so vollständige Einprägung, daß ein mechanisches Einpauken zuhause überflüssig wird und wegfällt. Während dieser Ausdrucksübung findet zugleich eine Wiederholung der schon vorhandenen Begriffe und grammatischen Vorstellungen statt, so daß überhaupt eine allgemeine Vervollkommnung im freien Sprachgebrauch erzielt wird.

5. Psychologische Ausschleifung: Nochmalige Wiederholung des Begriffsmaterials. Hausaufgabe: Weitere Sätze sind schriftlich zu bilden, Wortfamilien, verwandte Sachgebiete sind zusammenzustellen etc. Solides Arbeiten ist hier, bei der begrifflichen Grundlegung auf alle Fälle nötig. Man hat bisher im allgemeinen den fremdsprachlichen Begriff, die „Vokabel“, ziemlich oberflächlich behandelt, besonders die Übersetzer. Das Resultat ist dann natürlich dasselbe wie überall, wo nicht gründlich gearbeitet wird.

B. Aufnahme des Sprachformenmaterials.

1. Konstellation: Die gedankliche Funktion die zu behandeln ist, wird an einem passenden, muttersprachlichen Beispiel gezeigt. Dieses Beispiel möge so gewählt werden, daß es zugleich als Analogon für die Ableitung der fremdsprachlichen

syntaktischen Figur dienen kann. (Z. B. für die Steigerung wähle man die Steigerung des deutschen Partizips. (Ich habe gearbeitet, — *mehr* gearbeitet, am *meisten* gearbeitet.) Es ist genugsam bekannt, wie sehr ein Analogon als Apperzeptionshilfe wirkt.

2. Materialgewinnung: Ist kein muttersprachliches Analogon da, und besteht auch keine Möglichkeit einer nicht zu entlegenen, etymologischen Ableitung, und ergibt sich schließlich die Anwendung einer Regel nicht aus ihrer Notwendigkeit, so wird man eben am besten tun, nach der Vorführung der gedanklichen Funktion dem Schüler einfach zu zeigen, wie der Franzose oder Engländer in der betr. gedanklichen Situation verfährt; d. h. man läßt eine fremdsprachliche Aussage auf Grund des Gedankeninhaltes entstehen und macht sie dem Schüler ein- oder mehrere Male vor. Ein Analagon ist aber fast stets da[1]. Man sollte jedoch die neue grammatische Tatsache nicht ohne weiteres in einem fertigen Satze geben, aus dem der Schüler sich erst mit Hilfe von Künsteleien den Gedankeninhalt heraussuchen und nur erraten muß, da das Verständnis eines solchen Satzes doch eben die Kenntnis der syntaktischen Funktion voraussetzt, die er als etwas Neues bringen und entwickeln will. Ein Mensch lernt nicht dadurch schwimmen, daß man ihn ohne weiteres irgendwo ins Meer wirft. Er muß wenigstens erst wissen, worum es sich überhaupt handelt, und wie es ungefähr gemacht wird.

Bei dieser Ableitung der grammatischen Erkenntnis direkt aus dem fremdsprachlichen Beispiel muß auch zunächst eine sehr üble Art Übersetzerei ohne die nötigen grammatischen Begriffe stattfinden, denn der Satz muß in erster Linie verstanden werden; und auch dann noch bleibt dem Schüler die neue grammatische Tatsache nur eine Willkürlichkeit, mit der eben Rechnung getragen werden muß, während der Ausgang von der gedanklichen Funktion und besonders vom Analogon sofort Verständnis und Einsicht der Notwendigkeit schaffen. Daß die Ableitung der grammatischen Erkenntnis in deutscher Sprache vor sich gehen muß, ist ohne weiteres klar, denn es handelt sich hier nicht um Übung, sondern um Schaffung von Verständnis und um klare eindeutige Apperzeption, die nicht durch den

---

[1] Näheres siehe Kirsten, *Der fremdsprachliche Unterricht auf psychologischer Grundlage*, S. 33—43.

Lehrer absichtlich erschwert werden darf. Eine Störung der Assoziationssphäre ist ja auch hier nicht zu befürchten, aber die Möglichkeit des Mißverständnisses besonders bei schwächeren Schülern und die geistige Konzentration auf etwas anderes als nur die zu behandelnde Funktion müssen unbedingt vermieden werden.

3. Kombination. Zu jeder *einzelnen*, neuen grammatischen Funktion (eine Lektion wird fast immer mehrere bieten) ist sofort weitere Übung nötig, die dadurch vorgenommen wird, daß die Schüler mit ihrem Begriffsmaterial, besonders mit dem der neuen Lektion weitere Beispiele bilden. Das geschieht in derselben Weise wie in A 4; nur daß hier kein Begriff, sondern eine psychich-logische Funktion im Mittelpunkt des Interesses steht. Falls die Möglichkeiten dieser Beispielsbildung nur geringe sind, müssen Anhaltepunkte zur Übung gegeben werden; z. B. beim Relativum im Genetiv wird man eine Reihe von Verben mit angeben, die den 2. Fall regieren. In voller Übereinstimmung mit der natürlichen Rede ist nun diese Sprachübung anfangs noch nicht. Das kann sie auch nicht, da dies ja überhaupt erst das Ziel alles Sprachunterrichts ist. Eggert sagt einmal: „Übung in synthetischer Verbindung von Lauten, Worten und Satzteilen wird immer nur bewußte, schwerfällige Konstruktion bleiben [1].“ Es wird wohl auch im Anfang des „analytischen“ Unterrichts nicht allzu sprachgewandt hergehen. Ob es so bleiben muß, ist eine andere Frage. Dem widerspricht schon der Ausdruck „Übung“. Die Möglichkeit des synthetischen Erlernens des Klavierspieles und des Rechnens ist wohl nicht in Abrede zu stellen.

4. Impulsion: In genauer systematischer Ordnung sind im Buche Musterbeispiele gegeben, welche die syntaktischen Möglichkeiten der gedanklichen Funktionen der Lektion, vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten gehend, enthalten. Der Schüler hat zu jedem solchen Mustersatz weitere Beispiele zu bilden, und die Übung soll jetzt, nachdem vorher konstruktiv verfahren worden war, bis zum automatischen Ablauf des Sprechens führen, das so auf Grund der neuen aber bereits unbewußten grammatisch-rhythmischen Einheiten bereits natürlich vor sich geht. Zugleich geschieht eine

[1] Eggert, *Der psychologische Zusammenhang in der Didaktik des neusprachlichen Unterrichts*, S. 24.



Wiederholung zu übender grammatischer Tatsachen und eine Einprägung aller begrifflichen- und Ausdrucksschwierigkeiten des *folgenden* Lesestückes, die so vorgenommen werden muß, daß dem unmittelbaren Verständnis bei dessen Lektüre nichts mehr im Wege steht. Die zu übende fremdsprachliche Funktion ist durch Druck hervorgehoben. Die Weiterübung erfolgt wie unter A 4 und B 3. Auch hier sind im Notfalle Hilfsmaterialien zu geben.

5. Psychologische Ausschleifung: Wiederholung. Tabellarische Zusammenstellung etc. Hausaufgaben: Es werden zu den Regeln und zu Musterbeispielen der Ausdrucksübung schriftlich und mündlich weitere Beispiele gebildet.

C. AUFNAHME DES SPRACHSTOFFES.

1. Konstellation: Literarische oder anderweitige Einleitung, wenn möglich in der Fremdsprache.

2. Materialgewinnung: Ein- oder mehrmalige Lektüre.

3. Kombination: Konversation, indem sich die Schüler einander Fragen aus dem Stoffbereich stellen und diese beantworten. Es kann dies im Notfalle, wenn die Klasse schwer von Begriff ist, auch nach jedem einzelnen Satze durch den lesenden Schüler geschehen. Das ist auch die beste Kontrolle des Verständnisses. Diese Übung kann auch wiederholt werden.

4. Impulsion: Die Schüler geben den Stoff abschnittweise, im Ganzen und von veränderten Gesichtspunkten aus wieder.

5. Psychologische Ausschleifung: Die Schüler machen einen schriftlichen Aufsatz nach dem Lesestück. —

Mit dem dargelegten Lektionsgang ist eine methodische Einheit gegeben, die allen Anforderungen der allgemeinen Didaktik und der Sprachpsychologie genügen dürfte. Wir gehen den „großen Dreischritt der natürlichen Entwickelung: *Vom Angeschauten zum Gedachten oder von der Erscheinung zum Gesetz und von hier selbsttätige Verwendung der gewonnenen Kraft*“[1]. Zugleich ist Klinghardts Forderung erfüllt: Auch der „mittelbegabte und der langweilige Lehrer“ kann darnach unterrichten. Es ist selbstverständlich gut, wenn jeder Lehrer sein philologisches Fach vollkommen bis ins einzelnste beherrscht. Das wird aber auch für den Mittelbegabten schwierig sein; und man dürfte das billigerweise überhaupt nicht verlangen, solange

[1] W. Rein, *Pädagogik und Didaktik 1909.* S. 121.

zwei Sprachen zur Fakultas gehören. Es wird ja in keinem Fache absolute Unfehlbarkeit vorausgesetzt, was man ja schon mit der Notwendigkeit der Präparation anerkennt. Ein Geograph braucht nicht jedes Dorf und ein Historiker nicht jedes Datum zu wissen. Es gibt aber in diesen Fächern Grenzen, wo irgendwelche Anforderungen für ein natürliches Empfinden ohne weiteres unbillig werden. Im Sprachunterricht, der sachlich den Stoff aller anderen Fächer mit umfaßt, gibt es aber solche Grenzen leider nicht; und der Schüler fühlt sich ebenso berechtigt, vom Lehrer zu erwarten, daß er weiß, was die Klaviertaste oder die Briefwage heißt, wie auch, daß er über alle Einzelheiten der Orthographie und Zeichensetzung informiert sei, denn es liegt hier leider beinahe alles gleich nahe. Und wieviele wird es geben, die da nicht einmal in der Muttersprache in allem klar sind. Wir sollen es aber in noch zwei fremden sein, abgesehen von Latein (und Griechisch). Das ist sehr schwer; und nicht allzuviele werden sich für so vollkommen halten. Damit muß aber auch die Sprachlehrmethodik rechnen — denn auch an Volksschulen wird Sprachunterricht erteilt —, und sie muß sorgen, daß die Stellung des Lehrers eine gesicherte sei vor seinen Schülern. Diese gesicherte Stellung zu zielbewußter Arbeit gewährt ihm nun die gegebene methodische Einheit ganz von selbt, ohne daß sie im geringsten auf diesen Gesichtspunkt hätte zugeschnitten werden müssen.

Ferner ist es nötig, daß zu vollständiger Reinhaltung der Assoziationssphäre jede Sprachmischung vermieden werde. Auch das ist hier geschehen, ja noch mehr: Dem Schüler ist in keinem Teile der ganzen Lektion Gelegenheit gegeben, einmal deutsch zu sprechen. Immer läuft die Übung fremdsprachlich. Der Lehrer spricht nur zu Erklärungszwecken zuweilen deutsch; und nach der Materialgewinnung hat er weiter nichts zu tun als nach den Grundsätzen der Arbeitsschule die vollkommen freie Selbsttätigkeit der Schüler korrigierend zu überwachen.

Es handelt sich hier nicht um Utopien. Der Verfasser hat jeden einzelnen Grundsatz lange methodisch erprobt. Freilich stellen die jetzt gebrauchten Lehrbücher einem rein assoziativen Verfahren große Hindernisse in den Weg, doch das ist ein Übelstand, dem die Zukunft abhelfen kann und muß.

Der dargestellte Lehrgang und die dazugehörige methodische Einheit haben Geltung, bis die freie Lektüre einsetzt. Die Grundsätze der methodischen Arbeit bleiben hier zwar dieselben, aber

die Gliederung der methodischen Einheit kann ein wenig verändert werden, indem man den begrifflichen und formalen Teil zusammenfaßt. Man wird also jedesmal in der ersten Stunde die neuen Worte des zu lesenden Stückes samt den darin vorkommenden zu widerholenden grammatischen Schwierigkeiten, Redensarten etc. nach A und B, 3 und 4 üben, bis sie sitzen. Dann wird man in der zweiten Stunde zur Lektüre des neuen Abschnitts schreiten, die nun erst, nachdem vollkommenes, unmittelbares Verständnis vorbereitet ist, wirklich genußreich wird. „Dann lernt auch der Schüler die fremde Volksseele kennen; die Sprache geht nicht mehr vom Mund zum Ohr, sondern von Herz zu Herzen. Sie erwacht zu wahrem Leben, und vom wirklichen Verständnis des anderen Volkstums kommen wir zur Teilnahme und Liebe, die ja die Träger aller Studien sein sollen."

Vielleicht findet sich bald ein Verlag, der wirkliche „Präparationsheftchen", die den Stoff geschickt in solche methodische Einheiten teilen und ihn vorbereiten, herausgibt.

Zusammenfassend stellen wir also fest, daß der Lehrgang des fremdsprachlichen Unterrichts ein System aller psychisch-logischen Funktionen sein muß, und daß sich die Gliederung der methodischen Einheit aus der Assoziationspsychologie ergibt. Der deutsch-fremdsprachlichen „Vokabel" des grammatisierenden Verfahrens stellen wir die rein fremdsprachliche Begriffssphäre gegenüber; der grammatischen Regel die psychisch-logische Funktion, und dem Übersetzen die rein fremdsprachliche Ausdrucksübung; und wir wollen, daß der Sprachunterricht den Forderungen der deutschen Arbeitsschule entsprechend eine geistige Gymnastik innerhalb eines umfassenden Systems aller psychisch-logischen Funktionen werde, verbunden mit einer Bereicherung des geistigen Lebens mit begrifflichem Material und dem ganzen Kulturwert, den eine fremde Nation bieten kann.

Damit ist die Gliederung des gesamten Stoffes wie auch der methodischen Einheit abgeschlossen; die direkte Methode hat allen Anforderungen der allgemeinen Didaktik genug getan, und Klinghardts Forderung ist erfüllt. Hoffen wir, daß nun auch die Lehrerwelt und die Behörden die Wege betreten, welche durch die intensivste formale Schulung am sichersten zu wirklicher Sprechbeherrschung führen.

Chemnitz. MARTIN KIRSTEN.



DER SUBJONCTIF (= MODE SUBJONCTIF) ALS EINHEITLICHER „UNTERBINDENDER“ MODUS.

Eugen Lerch hat in dieser Ztschr. [Bd. XXVII, S. 147 ff.] über „Die zwei Arten des französischen Konjunktivs“ und, auf Grund „weiteren Nachdenkens“, wie er sagt, sich verbessernd, über den „Konjunktiv des psychologischen Subjekts im Französischen“ (S. 338 ff.) sich geäußert. Es ist schade, daß er meine alten Bemühungen um eine einheitliche wissenschaftliche und praktisch brauchbare Erklärung des Subjunktivs nicht beachtet hat. Doch darf ich es begrüßen, daß die beiden Aufsätze in den N. Spr. Aufnahme gefunden haben, da diese Veröffentlichung mir die Pflicht auferlegt, meine früheren Ausführungen über diesen wichtigen Gegenstand in Erinnerung zu bringen. Auch einer Reihe anderer Äußerungen in Büchern und Zeitschriften entnahm ich öfters zu meiner Verwunderung, daß in den letzten Jahrzehnten noch ganz falsche Auffassungen vom Wesen des Subjunktivs breitgetreten wurden. Wenn andererseits in manchem Lehrbuch des Französischen in den letzten Jahren im einzelnen eine für Außenstehende wenig auffällige allmähliche Angleichung an meine Darstellung versucht und beobachtet wurde, so blieb es doch unvermerkt, daß die Verbesserung eine Wirkung meiner Veröffentlichungen war. Und wo, wie in dem Aufsatz von C. Kuhlmann (*Die Darstellung des Konjunktivs nach Verben in den französischen Schulgrammatiken*, Lehrproben und Lehrgänge 1918, S. 178—183), für den „in didaktischer Hinsicht die französische Schulgrammatik von K. Plötz noch immer unübertroffen ist“, meine Darstellung in meiner *Grammatik der französischen Sprache*, 5. Aufl. S. 72 ff. in ein paar Worten „zwar sehr fesselnd, aber für Schüler nicht ganz leicht verständlich“ genannt wird, geht freilich aus der ganzen Ausführung zweifellos hervor, daß der Verfasser selbst als Lehrer mich nicht ausreichend verstanden und darum nicht gewürdigt hat. Deshalb freut es mich, daß ich jetzt gezwungen bin, in zusammenhängender Darstellung nochmals nachzuweisen, daß meine Lehre vom Subjunktiv wissenschaftlich richtig, streng einheitlich, für ernst und eindringlich sinnende, denkende Lehrer sehr leicht begreiflich ist, und daß es eine Freude für die Jugend sein muß, nach der Anleitung von seiten des so überzeugten Lehrers in Wesen und Wert des Subjunktivs sich einführen zu lassen. Nachdem ich in den Ruhestand getreten bin, fehlt's mir

nicht mehr so sehr wie ehedem an der Muße, mich auch an den Erörterungen in den Zeitschriften gelegentlich zu beteiligen. Und nun zur Geschichte dieser Subjunktivfrage.

Im Jahre 1900 erschien in der „Zeitschrift für französische Sprache und Literatur" (XXII, 5/7, S. 273 ff.) eine Abhandlung von mir unter dem Titel: *Eine neue wissenschaftliche Darstellung der Lehre vom Subjonctif für die Zwecke der Schule*, in der ich ungefähr folgendes ausführte:

Es gibt kein Buch, in dem ich die Lehre vom Subjonctif so dargestellt gefunden hätte, daß mein wissenschaftlich-pädagogisches Gewissen davon befriedigt gewesen wäre. Die ausführlichsten und die kürzesten Darstellungen in guten oder schlechten Grammatiken ließen entweder zu viel mechanische Behandlung und Auffassung oder, bei dem Versuche wissenschaftlicher Subsumierung der Einzelheiten unter einen oder mehrere allgemeine Gesichtspunkte, zu viele Fehler, Widersprüche und Halbheiten erkennen. Es war in letzterem Falle meist nicht möglich, daß selbst der scharf nachdenkende Lehrer den vernünftigen Grund der gemachten Einteilungen und Untereinteilungen und der Beziehung dieses oder jenes Falles unter das betreffende Prinzip einsehen und verstehen könnte; und es hieß oft wirklich Unmenschliches verlangen, wenn man den Schülern zumuten wollte, sich durch jenes Gewirr von Unglaublichkeiten und Wahrheiten, das sich hier und da durch ganze Bogen (mit großem, kleinerem und kleinstem Druck, mit Anmerkungen, Zusätzen und Noten) hindurchzog, hindurchzuwinden, zur Klarheit über das Wesen des Konjunktivs und zu einiger Sicherheit in der Anwendung desselben hindurchzuarbeiten ... Da ist es wirklich kein Wunder, daß die meisten Lehrer sich um die Neuerungen herzlich wenig gekümmert, sondern die alte, wenn auch mechanische, so doch übersichtlichere und kürzere Fassung des alten Plötz bevorzugt haben. Das läßt sich doch wenigstens lernen und aufsagen, und da die ins Französische zu übersetzenden deutschen Übungsbeispiele mechanisch genau den gegebenen Regeln angepaßt sind, so übt man sich doch etwas in ihrer (gedankenlosen) Anwendung, wenn man auch nichts merkt von den eigentümlichen Schwierigkeiten der Subjunktivfrage, nichts von den unzähligen Ausdrücken, „nach denen auch der Konjunktiv steht", ohne daß man's auf Grund der gelernten Regeln geahnt hätte.

Über das Problem *wissenschaftlich richtiger* Darstellung der Lehre vom Subjunktiv für die Zwecke der Schule habe ich seit 15 Jahren viel nachgedacht. Was anfänglich mehr richtige Empfindung war, ist mir allmählich sichere Erkenntnis geworden. Seit 1892 habe ich in meinen französischen Lehrbüchern eine Darstellung des Subjonctif, die von den Darstellungen anderer erheblich abweicht. Im vorigen Jahr (also 1899) habe ich ihr die Form und erläuternde Begründung gegeben [— es geschah das wohl in meiner Grammatik der französischen Sprache], die mich erst vollkommen befriedigt.

Reiche Anregung für mein tiefer dringendes Nachdenken über die Bedeutung des Subjunktivs verdanke ich einer Programmabhandlung (Ostern 1890) des Gymnasiallehrers Paul Venzke in Stargard: *Zur Lehre vom französischen Konjunktiv.* Als mir diese Studie in die Hände fiel, empfand ich beim ersten Lesen, daß sie das Werk eines tüchtigen scharfsinnigen Denkers, eines geschulten Grammatikers, eines rechten Philologen sein müsse. Ich fand hier sofort einige der Gedankengänge wieder, auf die mich mein Nachdenken ebenfalls geführt hatte; trotzdem bedurfte es oft wiederholten Eindringens in die Ausführungen des Verfassers, bevor ich ihn ganz verstand, und bevor es mir möglich wurde, ihn zu überholen und der Lehre vom Subjonctif nicht blos ihre volle Einheitlichkeit, sondern auch eine solche Form zu geben, in der sie allgemein verständlich und auch dem lernenden jungen Volke leicht zugänglich zu machen wäre.

Ich habe das Festungswerk des Subjunktivs von allen Seiten zu nehmen versucht. Einmal nahm ich hier einen Anlauf zum Sturme, dann da, jetzt mit diesen, dann mit jenen Waffen. Ich fand schließlich, daß man durch das Tor der Relativsätze am leichtesten eindringen könnte.

Es ergab sich nach genauester Besichtigung und Prüfung des ganzen Gebiets, *daß der Subjunktiv der Modus oder die Ausdrucksweise für die als unselbständig gefaßte Vorstellung ist. Unselbständig* aber ist eine Vorstellung dann, wenn sie einer anderen, herrschenden Vorstellung innerlich *untergeordnet* und *unterworfen*, gleichsam *„untergebunden“* (subjunkt) ist, so daß sie eine selbständige Bedeutung *neben* jener *nicht* hat. *Versucht man*, sie als selbständig neben die Hauptvorstellung zu setzen, so ergibt sich entweder ein ganz anderer, oft entgegengesetzter Sinn (und in solchem Falle ist die Wahl eines besonderen Modus selbstverständlich), oder der Hörer faßt wenigstens das beherrschende

Übergewicht der einen Vorstellung, das der Redende zum Ausdruck bringen will, nicht entsprechend auf, was ein Übelstand wäre.

Zum Zwecke der Erläuterung des Gesagten betrachten wir zunächst folgende Satzgefüge, in denen der Nebensatz ein Relativsatz ist:

«Vous ne retouverez pas le petit animal que nous avons vu ce matin.
Le chien est le plus fidèle des animaux que je connais.
C'est le plus brave qu'on a choisi pour chef.
Je viens de trouver un professeur qui sait bien l'anglais.»

Warum steht hier: «que nous *avons* vu ce matin — que je *connais* — qu'on *a* choisi pour chef — qui *sait* bien l'anglais?» Weil wir den *Relativsatz in der vorliegenden Form selbständig machen* und sagen können:

„Wir *haben* heute morgen das und das Tier gesehen, (aber du wirst es nicht wiederfinden);
Ich *kenne* die und die Tiere, (der Hund ist das treueste davon);
man *hat* den und den zum Führer gewählt, (dieser ist der Tapferste);
(ich habe einen Lehrer gefunden), dieser *versteht* das Englische gut."

Kann man auch sagen: «Je cherche un professeur qui sait bien l'anglais?» Nein? Du meinst nicht? Ich sage: doch, die Möglichkeit ist keineswegs ausgeschlossen. Kann ich *den Relativsatz in der vorliegenden Form selbständig machen*, so ist auch der Indikativ am Platze. Und das kann ich, wenn der Sinn ist: Ich suche (hier) einen (gewissen) Lehrer, (Herrn so und so), der *versteht* das Englische gut. — Gewöhnlich ist aber der Sinn ein anderer. Gewöhnlich sucht man nicht Herrn so und so, der ein gründlicher Kenner des Englischen ist, sondern einen noch unbekannten Professor, *von dem man verlangt, daß er ein gründlicher Kenner des Englischen sei.* Und weil ich in diesem Falle, für den der Franzose den sprachlichen Ausdruck: «je cherche un professeur qui sache bien l'anglais» hat, jenen Relativsatz *nicht* einfach selbständig machen und sagen kann: „(Jch suche einen Professor), dieser *versteht* das Englische gut," so ist es auch *nicht* möglich, daß hier «sait» stehe. Haupt- und Nebensatz sind eben ganz eng verbunden zu der Gesamtvor-

stellung: Ich suche einen *des Englischen recht mächtigen* Lehrer (*gefordertes* Merkmal, geforderte Beschaffenheit).

«Y a-t-il (ici) un animal qui *est* plus fidèle que le chien?» würde die Bedeutung haben: Ein (gewisses) Tier *ist* treuer als der Hund; ist dasselbe hier vorhanden? Nun gibt es aber in Wirklichkeit kein Tier, das treuer wäre als der Hund, und das «y a-t-il un animal qui *soit* plus fidèle que le chien» dient zum Ausdrucke dieses Gedankens. Der Nebensatz bedeutet also hier nicht: «un animal est plus fidèle que le chien», sondern im Gegenteil: *Kein* Tier ist treuer als der Hund. Also nur in innerlicher Unterordnung unter den Hauptsatz und in unlösbarer Verbindung mit ihm (Gesamtvorstellung: gibt es ein *den Hund an Treue übertreffendes* Tier) wird der Nebensatz richtig gefaßt. Und andererseits der Hauptsatz: „Es gibt kein Tier" gilt natürlich nur, wenn dem Tier das im Nebensatz angegebene Merkmal („den Hund an Treue übertreffend"), das also von vornherein gefordert werden muß, beigelegt wird. «Le chien est le plus fidèle animal que je *connaisse*» : *connais* könnte nur gebraucht werden, wenn ich so auflösen könnte: der Hund ist das treueste Tier, (und) dieses *kenne* ich; oder: ich *kenne* das treueste Tier, der Hund ist es. *Das soll aber offenbar nicht gesagt werden.* Die dem Nebensatz entsprechende Vorstellung ist nicht selbständig, sondern *unselbständig* und wird nur bei einer solchen Beziehung unter die herrschende Vorstellung richtig gefaßt, die zur Bildung der Gesamtvorstellung: „Der Hund ist das treueste *mir bekannte* Tier" führt. Nur wenn ich dem Tiere das Merkmal „mir bekannt", das also von vornherein gefordert werden muß, gebe, ist das treueste der Hund (also: das treueste „mir bekannte" Tier, nicht etwa: das mir bekannte treueste Tier, denn in diesem letzteren Falle der *Bei*ordnung wäre der Indikativ am Platze.

Genau so verhält es sich nun mit allen anderen Fällen, wo im Französischen der Subjunktiv steht. Wir wählen zunächst einige *Adverbialsätze.*

In «la nuit est si noire qu'on ne *peut* connaître personne» ist der Sinn: man *kann* niemand erkennen, so schwarz ist die Nacht. Stünde aber in dem Satze: «la nuit n'est pas si noire qu'on ne *puisse* connaître ses amis[1], *peut* statt puisse [also *ne peut*

[1] Dies ist einer von den Fällen (wie «il n'est pas si stupide qu'il croie tout»), von denen Lerch (diese Ztschr. XXVII 3/4, S. 148), sagt, daß sie in den Schulgrammatiken nicht einmal erwähnt zu werden pflegen.

statt ne puisse]», so *müßte* der Sinn des Adverbialsatzes sein: man *kann* seine Freunde *nicht* erkennen. Es soll aber im Gegenteil gesagt werden: man kann seine Freunde erkennen. „Man kann seine Freunde nicht erkennen“ (das Nichterkennenkönnen) kann also nur in innigster Unterordnung unter die herrschende Vorstellung gültig sein: (die Nacht ist nicht *zum Nichterkennenkönnen* schwarz [*wie* schwarz?]).

In «vous avez écrit de manière qu'on ne *peut* lire votre lettre» ist der Sinn: „man kann euren Brief nicht lesen“, so schlecht habt ihr geschrieben. Sagt man dagegen: schreibt so, daß man euren Brief lesen kann, so ist es nicht möglich, den Nebensatz, so wie er dasteht, selbständig zu machen und zu sagen: man kann euren Brief lesen. Der Sinn ist vielmehr: man *soll* ihn lesen können. Die Vorstellung des Nebensatzes wird also von der Vorstellung „schreibt so“ vollständig beherrscht. Darum «écrivez de manière qu'on *puisse* lire votre lettre» („leserlich“).

Der Satz: «Si habile que *soit* votre ami, il n'y réussira pas» soll *nicht* zum Ausdruck bringen: so geschickt *ist* er, euer Freund, die Sache wird ihm nicht gelingen (= daß ihm die Sache nicht gelingen wird). Da müßte man ja eher das Gegenteil erwarten: so geschickt ist er, daß ihm die Sache *gelingen* wird, oder aber: die Sache wird ihm nicht gelingen, so *ungeschickt* ist er. «Si habile qu'*est* votre ami, il n'y réussira pas» *könnte* nur die Bedeutung haben: so geschickt wie euer Freund *wirklich ist*, wird er keinen Erfolg haben; (da müßte er schon geschickter sein). In dem Satzgefüge «si habile que *soit* votre ami, il n'y réussira pas» wird der Nebensatz nur in engster unlösbarer Verbindung mit dem Hauptsatz (Gesamtvorstellung: er wird *trotz etwaigen Geschicks* keinen Erfolg haben) richtig gefaßt.

In „Versuchet wieder hier zu sein, bevor es regnet“, kann ich nicht auflösen: Es regnet, versuchet vorher wieder hier zu sein; auch nicht: versuchet wieder hier zu sein, nachher regnet es. Der Sinn ist vielmehr: es *mag vielleicht* nachher regnen, versuchet vorher hier zu sein. Der Nebensatz darf also nicht selbständig neben den Hauptsatz gestellt werden; er ist dem Hauptsatz *eng untergebunden*; die Gesamtvorstellung ist: Versuchet *vor etwa eintretendem* (bloß vorgestelltem) *Regen* wieder hier zu sein. «Tâchez d'être de retour avant qu'il *pleuve*». — Den Satz dagegen: „Wir gingen aus, nachdem es geregnet hatte“ kann

ich ruhig so auflösen: es hatte geregnet, darauf gingen wir aus; oder: wir gingen aus, vorher hatte es geregnet.

Ich gehe nun zu den Subjekts- und Objektssätzen über [Nebensatz im ersten Beispiel: das Mißhandelthaben]:

«Il n'est pas vrai qu'on l'*ait* maltraité». Es soll nicht gesagt werden: man *hat* ihn mißhandelt, sondern im Gegenteil: man hat ihn *nicht* mißhandelt. Der Indikativ wäre aber im Französischen nur möglich, wenn die Vorstellung „man hat ihn mißhandelt“ — in dieser Weise selbständig gefaßt — richtig wäre.

«Dites-lui qu'il *soit* plus sage». Es soll nicht gesagt werden: er ist artiger (jetzt); sagt es ihm. Wenn dies ausgedrückt werden soll (wenn also das „sagen“ lediglich = [sagend] *bestätigen* ist), so heißt und muß es im Französischen heißen: «dites-lui qu'il est plus sage (maintenant)». In dem Sinne des «dites-lui qu'il *soit* plus sage» *ist* er nicht artiger, sondern er *soll* artiger *sein*. Daher der Subjonctif.

«Je ne dis pas que tu *aies* tort» ich sage nicht, daß du unrecht hast. «Je ne dis pas que tu *as* tort» *könnte* nur die Bedeutung haben: du *hast* unrecht, (aber) ich sage es nicht. Es soll aber *im Gegenteil* gesagt werden: „du hast recht,“ oder wenigstens: du magst *recht* haben. Die Vorstellung des *Unrechthabens* hat keine selbständige Bedeutung neben der Hauptvorstellung „ich sage nicht“.

Sage ich dagegen (ohne Negation): «je dis (j'affirme, je vois, je sais, il est certain) que tu *as* tort», so kann ich den Nebensatz ohne Änderung des Sinnes *selbständig* machen: du hast unrecht, ich sage es (bestätige, sehe, weiß es, es ist sicher), oder: du hast, wie ich sehe (usw.), unrecht. In dem Urteil: ich bestätige, ich sehe, ich weiß (usw.) liegt im wesentlichen nichts anderes als eine kühle (objektive) Bestätigung der durch den Nebensatz ausgedrückten Vorstellung.

Nachdem ich dann auseinandergesetzt, warum und wieso die Sache anders sei, wenn das Urteil des Hauptsatzes mehr als eine kühle Bestätigung ausdrücke, und daß es für die richtige Wahl des Modus in allen Subjekts- und Objektssätzen mit que nach allen möglichen (unendlich mannigfaltigen) Ausdrücken nur nötig sei, sich kurz zu merken, welche Arten von Ausdrücken nach der jetzigen Auffassung den Inhalt des Subjekts- und Objektssatzes lediglich kühl bestätigen sollen, gab ich am

Schluß des Aufsatzes vom Jahre 1900 eine zusammenhängende kurze klare Übersicht (mit Beispielen) über den Gebrauch des Subjonctif.

Meine Lehre vom Subjonctif wurde im Unterricht der von mir geleiteten Schule von mir wie von einzelnen unserer Oberlehrer jahraus jahrein praktisch erprobt. Im Schuljahre 1908/09 hatte der damalige Oberlehrer Dr. Hasenclever die Quartaner mit den unregelmäßigen Verben bekannt zu machen. Obwohl nicht von den Lehrplänen verlangt wird, daß man hier auf die Bedeutung des Konjunktivs eingehe, reizte ihn die Aufgabe, bei seinen Quartanern das Verständnis für den Subjonctif zu wecken, so sehr, daß er sich im Anschluß an meine Auffassungen darum mit großem Geschick bemühte, zu offensichtlicher Freude Reinhardts, der damals gerade von Berlin aus unserer Schule einen Revisionsbesuch abstattete. Hasenclever veröffentlichte Ostern 1909 in dem Programm unserer Schule (Oberrealschule Hagen) seinen lichtvollen Bericht darüber. Ich muß Wert darauf legen, den wesentlichen Inhalt hier zu skizzieren, da es nicht möglich ist, das Programm auf buchhändlerischem Wege zu beziehen, so daß den Lesern dieser Zeitschrift mit dem bloßen Hinweis auf die Programmabhandlung nicht gedient sein würde. Also:

... Seit einer Reihe von Jahren ... hat man ... besonders den übermäßigen Sprachenkult angegriffen, und auch nachdem in den Oberrealschulen ein System geschaffen ist, in dem sich sprachlich-historische und mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung die Wage halten, ist man noch nicht zufrieden. Die großen Erfolge der Naturwissenschaften haben so begeistert, daß man von ihnen alles Heil erwartet und ihnen in den Schulen noch größeren Raum geben will. Bei solchen Bestrebungen hört man dann noch immer recht törichte Worte über den Wert des Sprachunterrichts, wie: der Sprachunterricht registriere nur, er könne nicht prophezeien, oder der Sprachunterricht sei nichts anderes als ein mechanisches Einüben von äußerlichen Regeln, die sich zur Logik ganz disparat verhielten.

Wie töricht solche Anschauungen sind, wie sehr wir Sprachler aber auch Schuld haben an solchen oberflächlichen Urteilen, möchte ich an einem kleinen Gebiete der französischen Grammatik zeigen: ich möchte reden vom Konjunktiv. Gleich von vornherein will ich bemerken, daß das, was ich zu sagen habe, nicht neu ist: es ist schon gesagt worden. Weil man es aber gar nicht oder doch nur sehr wenig beachtet hat, scheint es mir nicht überflüssig, noch einmal auf dieses äußerst wichtige grammatische Kapitel hinzuweisen. Ricken hat nämlich schon vor Jahren in einer besonderen Abhandlung und auch in seinen französischen Lehrbüchern und Grammatiken ausführlich dargelegt, wie der

Konjunktiv behandelt werden muß, wie sein Wesen zu fassen und zu übermitteln ist. Ich muß bekennen, daß mich diese Gedanken aufs lebhafteste interessiert haben, weil sie mir auf diesem Gebiete statt äußerer mechanischer Regeln ein lebendiges Prinzip zeigten. Das war mir eine *wichtige Entdeckung;* denn wenn im Sprachbetriebe etwas zu bedauern ist, so ist es die gute Zeit und die Kraft, die auf mechanische Regeln vergeudet worden ist *und noch wird* . . . Wir haben in unseren modernen Schulen wahrhaftig andere Dinge zu treiben, als die Anwendung mechanisch gelernter Regeln bis zum Überdruß zu üben. Wenn wir vor der Kritik standhalten wollen, müssen wir zeigen . . ., daß wir nicht nur registrieren und nach äußeren Regeln aufbauen lassen, sondern daß wir ebenso wie die Naturwissenschaftler mit *Kräften* operieren, mit Kräften, die allerdings nicht immer mathematisch genau zu fassen sind, die nicht immer ohne Rest aufgehen, deren Wirkungen sich also auch nicht immer ohne Rest begründen und voraussagen lassen. Natürlich wird dadurch der Bildungswert der Beschäftigung mit diesen Kräften nicht geringer, eher größer . . .

Doch ich wollte ja vom Konjunktiv reden. Nun, davon spreche ich eben. Denn es kommt mir vor allem darauf an, ihn als eine *Kraft* auffassen zu lassen, wie ich sie eben geschildert habe. Dem Quartaner sage ich das natürlich anders, aber schließlich ist es doch dasselbe, wenn er bald einsehen lernt, daß der Konjunktiv kein willkürlicher eigensinniger Geselle ist, der ihm das Extemporale verderben will, sondern daß er *etwas zu sagen, etwas zu bedeuten* hat. Sobald der Junge das weiß, ist er auf dem richtigen Wege. Mehr wollen wir ja vorläufig nicht, als ihm die Richtung zeigen, in der er zu marschieren hat. Und das ist eben das Gefährliche aller jener mechanischen Regeln, daß sie vom richtigen Wege ablenken . . . Als ich in der Quarta die Konjunktivformen an regelmäßigen und unregelmäßigen Verben ableitete, schien es mir ein Mißverhältnis, daß die Jungen sich in langen Wochen mit bloßen Zeichen und Lauten abquälten, deren Sinn und Zweck ihnen noch verborgen bleiben sollte. Das ist unpädagogisch; zudem hat derjenige, der wirklich in lebendiger anschaulicher Unterhaltung unterrichten und nicht nur an vorgedruckten Sätzen ganz bestimmte Dinge üben will, auch schon auf dieser Stufe die Konjunktivformen nötig: sie kommen doch zu häufig vor. Ebenso bestimmend aber war für mich eine andere Erwägung. Es scheint mir nämlich pädagogisch äußerst wichtig, daß das Verständnis für alle bedeutenderen Probleme aus langer Hand sorgfältig, aber still, ohne daß der Schüler es merkt, vorbereitet wird, damit dann schließlich zu dem gewünschten Zeitpunkte die klare Erkenntnis wie eine reife Frucht vom Baume fällt. In dem „beschleichenden“ Verfahren[1], bei dem ich mein Ziel lange vorher fest im Auge gehabt habe, liegt das Richtige. Aus solchen Erwägungen heraus wollte ich auch mit der Behandlung des Konjunktivs

[1] Den Ausdruck „beschleichendes Verfahren“ las man damals gerade in meiner Schrift über den biologischen Unterricht (Berlin, Salle).

nicht warten, bis er „dran" war, weil dann auch das Verständnis allzuleicht nur soweit geht und solange dauert, wie er „dran" ist. Denn nur das in langsamer Entwicklung Gewordene ist von Dauer.

Der Gedankengang der zusammenfassenden Lektion Hasenclevers war folgender:

Ihr habt schon im deutschen Unterricht von Haupt- und Nebensätzen gehört. Haupt- und Nebensatz gehören immer zusammen. Wo es keinen Nebensatz gibt, kann ich auch nicht von einem Hauptsatz sprechen. Beide sind also von einander abhängig, sie gehören zusammen. Der eine kann nicht ohne den andern sein. Nur zusammengenommen bilden sie ein Ganzes. Natürlich kann dieses Abhängigkeitsverhältnis' verschieden stark sein. Wie es im Leben vorkommt, daß Leute irrtümlich glauben voneinander abhängig zu sein und allein nicht bestehen zu können, so gibt es auch Sätze, die nur äußerlich voneinander abhängig sind, und die ganz gut auf eigenen Füßen stehen könnten, wenn sie nur wollten. Z. B.: Ich habe das Buch meinem Bruder gegeben, welcher es auch gelesen hat. Statt des Nebensatzes kann ich sagen: Er hat es auch gelesen. Dadurch wird der Sinn gar nicht geändert. Die beiden Sätze sind nur der Form nach voneinander abhängig, nicht in Wirklichkeit. — Dagegen gibt es andere, die viel mehr aufeinander angewiesen sind, z. B.: Ich habe gehört, daß dein Vater ein neues Haus gekauft hat. Jeder sieht, daß die beiden Sätze zusammengehören. Denn, wenn ich sage, ich habe gehört, so hat das allein keinen befriedigenden Sinn. Jeder fragt natürlich: Was denn? Immerhin aber könnte ich dieses Gefüge doch noch in zwei selbständige Sätze auflösen. Etwa so: Der Vater hat ein neues Haus gekauft; das habe ich gehört. Dagegen gibt es eine dritte Art von Satzgefügen, die ich überhaupt nicht trennen darf, weil der Sinn, wie immer ich es anstellte, geändert werden würde. Manchmal würde gerade das Umgekehrte von dem herauskommen, was ich eigentlich sagen will. Z. B.: Hagen ist die größte Stadt, die ich kenne. Das sind zwei Sätze. Versuche das Gefüge aufzulösen, so daß jeder Satz auf eigenen Füßen steht! Hagen ist die größte Stadt, die [größte Stadt] kenne ich. Habe ich das sagen wollen? Keineswegs. Ich weiß ja wohl, daß es viele Städte gibt, die noch viel größer sind als Hagen. [Und daß ich die größte Stadt nicht wirklich kenne, weiß ich ebenso wohl]. So mag ich also versuchen, wie ich will, ich kann die Sätze gar nicht trennen, ich müßte denn ihren Sinn ändern. Gerade dadurch, daß ich sie zusammenfasse, kommt ein besonderer Gedanke heraus, den ich ausdrücken will.

Es ist uns bis jetzt klar geworden, daß das Abhängigkeitsverhältnis zweier Sätze, von Haupt- und Nebensatz, ganz verschieden stark sein kann. Drei Fälle haben wir nebeneinander gestellt. Eigentlich kommt der erste Fall gar nicht in Betracht; denn die Abhängigkeit ist nur äußerlich, sie liegt nur in der Ausdrucksweise, aber nicht im Sinn. Und darauf kommt es doch an. Es bleiben also noch zwei große Gruppen übrig, nämlich erstens die Satzgefüge, in denen wohl eine Abhängigkeit vorhanden ist, bei denen diese Abhängigkeit aber nicht so groß ist, daß ich die Sätze nicht trennen

könnte, ohne den Sinn zu ändern. Und zweitens die Gruppe, bei denen jede Trennung unmöglich ist, weil entweder der entgegengesetzte Sinn oder doch eine veränderte Bedeutung herauskäme. Ich kann also in jedem Falle leicht feststellen, in welche von beiden Gruppen ein Satzgefüge gehört, ich brauche nur zu versuchen, die beiden Sätze zu trennen. Geht das, so habe ich Gruppe I, geht es nicht, so habe ich Gruppe II. Ich kann mir auch Sätze denken, die sowohl in Gruppe I wie II gehören. Kann das möglich sein? Es heißt doch entweder — oder? Hört: Ich suche einen Mann, der mir den Garten besorgt. Kann ich auflösen? Ja und nein. 1. Ich suche einen (gewissen) Mann; 2. der besorgt mir den Garten. (Er ist jetzt zufällig nicht darin). Danach gehört dieser Satz in Gruppe I. Ich könnte aber auch sagen wollen: Ich suche einen Mann, der mir den Garten besorgen soll. In diesem Falle kann ich jenen Satz nicht auflösen, er gehört in Gruppe II. Es kommt also auf die Auffassung an. Da ist es nur schade, daß ich die jedesmalige Auffassung nicht am Satze erkennen kann, sondern erraten muß. Wenn ich jeden Zweifel ausschalten will, muß ich ändern, z. B.: das Wörtchen „soll“ hinzufügen. Da sind die Franzosen glücklicher dran, sie haben in ihrer Sprache ein ganz bestimmtes Mittel, dieses große Abhängigkeitsverhältnis der Gruppe II auszudrücken. Das ist der Konjunktiv.

Welche Aufgabe hat also der Konjunktiv im Französischen? Er soll das Abhängigkeitsverhältnis zweier Sätze ausdrücken, ein Abhängigkeitsverhältnis, das so groß ist, daß ich die beiden in Betracht kommenden Sätze nicht voneinander trennen kann, ohne den Sinn des Ganzen zu ändern. Wir müssen also zunächst festhalten: der Konjunktiv hat es mit Sätzen zu tun (er ist nicht von Wörtern abhängig, wie viele Leute glauben), und zwar setzt er Haupt- und Nebensatz in ein bestimmtes Verhältnis. Seine Stellung ist im Nebensatze; und zwar kommt er nur in Nebensätzen vor. Ist das wahr? Vor einigen Stunden hatten wir folgenden Satz: «Que Dieu te bénisse.» Das scheint doch ein selbständiger Satz zu sein. Nun, in diesem Falle denken wir uns den Hauptsatz immer still dazu. Wie würde der etwa heißen? «Je désire oder je prie.» Ihr seht also, daß solche Sätze eigentlich Nebensätze sind. Meine Behauptung bleibt also bestehen: der Konjunktiv steht nur in Nebensätzen. Die Frage heißt jetzt natürlich: In *was für* Nebensätzen? Abhängig sind sie ja alle, sonst wären es keine Nebensätze. Nun, ich habe es ja schon gesagt. Wie groß muß die Abhängigkeit sein? So groß, daß ich die beiden in Betracht kommenden Sätze nicht voneinander trennen kann, ohne den Sinn des Ganzen zu ändern. Wir lernen also und dürfen es nicht vergessen, daß der Konjunktiv eine ganz bestimmte *Aufgabe* hat. Um diese noch besser zu verstehen, wollen wir einmal seinen Namen betrachten; denn ihr wißt ja, Namen haben meist etwas zu bedeuten, wenn auch viele Leute ihren Sinn nicht mehr verstehen.

Im Worte Konjunktiv steckt das lateinische «iungere», das „binden“ bedeutet. Die Vorsilbe con- kennt ihr aus vielen französischen Wörtern. Was bedeutet sie? Konjunktiv heißt also *Zusammenbinder*.

Was bindet er denn zusammen? Natürlich Sätze. Was man zusammenbindet, muß eng zusammengehören. Da seht ihr also, daß in unserem Falle der Name sehr richtig gewählt ist. Im Französischen sagt man nun nicht Konjunktiv, sondern Subjonctif. Nur die Vorsilbe ist eine andere. Sie bedeutet „unter". Der Subjonctif soll also einen Satz einem anderen *unterbinden*, einer soll den anderen beherrschen. Der Beherrschte ist natürlich vom Herrscher abhängig. Und da haben wir wieder dieses Abhängigkeitsverhältnis, auf das wir von Anfang an so großen Wert legten. Ihr kennt noch eine andere grammatische Bezeichnung, die an den Namen Konjunktiv erinnert, die Konjunktion. Darin steckt dasselbe Verbum «iungere». Wie sagt man ja auch auf deutsch? Bindewort. Wir finden so, daß wir zwei Mittel haben um Sätze zu verbinden, einmal die Konjunktion und dann den Konjunktiv. Ist das Abhängigkeitsverhältnis ein loses, so genügt *ein* Band, die Konjunktion, ist es aber besonders stark, so muß ich doppelt binden, durch Konjunktion und Konjunktiv. (In Relativsätzen tritt für die Konjunktion das Relativpronomen ein). Beispiele werden uns noch deutlicher zeigen, worauf es ankommt. Sage ihm, daß er besser schreibt. Wieviel Sätze sind das? Wie heißen die beiden Sätze? 1. Sage ihm. 2. Er schreibt besser. „Daß" als Konjunktion gehört natürlich zu keinem der beiden Sätze; denn das Band gehört nicht zu dem, was man bindet. Wenn ich wirklich sagen will: Er schreibt besser; sage ihm das, so kann ich mich französisch so ausdrücken: «Dis-lui qu'il écrit mieux». Meine ich aber, daß er schöner schreiben *soll*, so muß ich französich sagen: «Dis-lui qu'il écrive mieux». Ich kann dann den zweiten Satz nur richtig verstehen, wenn ich ihm gar keine selbständige Bedeutung beilege, sondern ihn nur in engster Verbindung mit dem Hauptsatze auffasse. Diese Bedeutung drückt eben im Französischen der Subjunktiv aus.

Ich wünsche, daß er kommt. Wie heißt der Nebensatz? Er kommt. Soll das gesagt werden? Kommt er wirklich? Ich weiß es nicht. Das lasse ich offen; vielleicht kommt er nicht. So wie der Nebensatz dasteht, darf ich ihn also nicht auffassen. Wie nur kann ich ihn richtig verstehen? Nur in engster Verbindung mit dem Hauptsatze. Für sich allein hat er gar keine Gültigkeit. Er ist nur soweit existenzberechtigt, wie es ihm der Hauptsatz anweist. Das eben drückt der Konjunktiv aus.

«Il n'est pas vrai qu'il ait perdu son livre.» Wie heißt der Nebensatz auf Deutsch? Er hat sein Buch verloren. Soll das gesagt werden? Keineswegs. Das Gegenteil. Der Satz ist eben mit dem Hauptsatz so innig verwachsen, daß ich ihn nur aus diesem heraus recht verstehen kann und gar nicht von ihm trennen darf. Deshalb der Konjunktiv.

«Prêtez-moi un livre dont vous n'ayez pas besoin.» Wie heißt der Hauptsatz? Leihe mir ein Buch. Soll das gesagt werden? Du meinst ja. Ich sage nein. Der Sinn würde nämlich sein: Leihe mir ein ganz beliebiges Buch. Erst der Nebensatz zeigt mir, wie ich es verstehen soll, welcher Art das Buch sein soll. Die beiden Sätze gehören also unbedingt zusammen. Das zeigt der Konjunktiv an.

Wir sehen an diesem Beispiel. was wir schon zu Anfang feststellten, daß der Hauptsatz vom Nebensatz auch abhängig ist, nicht bloß dieser von jenem. Wenn also viele Leute sagen, der Hauptsatz könne immer für sich allein stehen, so ist das durchaus falsch. Das nächste Beispiel soll uns das noch deutlicher zeigen.

«Dusseldorf est la plus grande ville que je connaisse.» Wie heißt der Hauptsatz? Düsseldorf ist die größte Stadt. Ist das wahr? Ihr wißt sehr wohl, daß es andere Städte gibt, die noch viel größer sind. Düsseldorf ist die größte Stadt nur mit der Einschränkung, die der Nebensatz angibt. Die beiden Sätze gehören also so eng zusammen, daß ich sie nur als ein Ganzes auffassen darf. Deshalb steht der Konjunktiv. [Vielleicht versteht ihr auch, wenn ich euch an die relative und die absolute Höhe unsers Goldbergs erinnere, daß es nur *relativ* gilt, wenn ich sage, daß Düsseldorf die größte Stadt ist.]

«Il n'y a qu'un chemin qui conduise an bonheur.» Der Hauptsatz: „Es gibt nur einen Weg“, würde unbeschränkt oder absolut gefaßt unsinnig sein. Erst der Nebensatz zeigt mir, wie ich es fassen soll, welcher Art Weg gemeint ist. Diese *innige Zusammengehörigkeit*, ich kann auch sagen: diese *relative Gültigkeit* drückt der *Konjunktiv* aus, [«Il n'y a qu'un chemin, qui conduit an bonheur» *könnte* nur heißen: Es gibt überhaupt nur einen Weg, und dieser führt zum Glücke.]

«Charles est heureux qu'il ait trouvé son livre.» Löse die beiden Sätze auf! Er hat ja wirklich sein Buch wiedergefunden. Das steht fest, daran ist nicht zu zweifeln. Also hätte der Konjunktiv keinen Sinn. Du scheinst recht zu haben, aber blicke auf den Hauptsatz. Ist Karl wirklich glücklich, wie da behauptet wird? Ich weiß es nicht. Er kann ja auch todunglücklich sein, wenn er vielleicht vor einigen Tagen seine Eltern verloren hat, oder wenn ihm sonst ein Unglück zugestoßen ist. Trotzdem mag er sich über das Wiederfinden seines Buches freuen. Sein Glücklichsein gilt also *nicht absolut*, sondern *nur relativ*. Er ist eben soweit glücklich, wie es der Nebensatz angibt. Betrachte ich also den Hauptsatz allein, so würde ich ihn falsch auffassen. Erst in engster Verbindung mit dem Nebensatz erhält er den beabsichtigten Sinn[1]. Ihr erkennt sofort, daß es sich hier genau um dieselbe Sache handelt wie in den oben angeführten Beispielen: «Donnez-moi un livre dont vous n'ayez pas besoin; Dusseldorf est la plus grande ville que je connaisse». Bemerkt ihr auch, mit welchem Recht der Franzose vor solche Relativsätze

[1] Man sieht, daß Hasenclever hier methodisch etwas anders vorgeht als ich, indem er stärker auf den Hauptsatz blicken und herausfühlen läßt, daß dieser nicht für alle Fälle, sondern nur für einen bestimmten Einzelfall gilt, den der Nebensatz angibt, während ich gesagt hatte: Es soll nicht *mitgeteilt* werden, daß 1. Karl sein Buch gefunden hat und daß er 2. sich darüber freut, sondern nur, *daß er* [über das Wiederfinden] *erfreut ist*. Im Grunde kommt aber beides auf dasselbe hinaus, nämlich auf die Unterbindung eines Gedankens unter einen anderen.

kein Komma setzt? Es wäre ja absurd, das durch ein Komma zu trennen, was so eng zusammengehört.

In den bisherigen Fällen war der Nebensatz entweder ein Relativ- oder ein Daß(Subjekts- oder Objekts-)satz. Natürlich können auch andere Konjunktionen vorkommen. Ihr werdet mir solche nennen können und sie am besten finden, wenn ihr versucht, zwei Sätze zueinander in Beziehung zu setzen. Der eine möge lauten: Der Vater gibt Fritz Äpfel, der andere: Er (Fritz) arbeitet. Der Hauptsatz bleibt immer derselbe. Deshalb schreibe ich nur die Nebensätze an die Tafel:

1. a) während er arbeitet b) seitdem er arbeitet c) nachdem er [ge]arbeitet [hat] d) bevor er arbeitet e) bis er arbeitet	: Zeit
2. in dem Maße wie er arbeitet	: Vergleichung
3. weil er arbeitet	: Begründung
4. so daß er arbeitet	: reine Folge
5. damit er arbeitet	: beabsichtigte Folge
6. falls er arbeitet	: Bedingung
7. sei es daß er arbeitet (oder nicht)	: Einräumung
8. ohne daß er arbeitet	: Ausschließung

Nachdem wir hier die Nebensätze so geordnet haben, wie es euch aus der deutschen Grammatik geläufig ist, wollen wir jetzt die ganzen Satzgefüge in die beiden Gruppen stellen. Welche gehören in Klasse I, welche in Klasse II? Ihr wißt, wonach wir einteilen. Nach der Möglichkeit der Auflösung. Nun, der Hauptsatz: Der Vater gibt Fritz Äpfel, ist eine unumstößliche Tatsache, an der nicht zu rütteln ist. Wir werden also auf die Nebensätze, vielmehr auf den Nebensatz blicken müssen: Er arbeitet. Wann arbeitet Fritz wirklich? In 1 a b c, 2, 3, 4; wann arbeitet er nicht? In 1 d e, 5, 6, 8; in 7 mag es immerhin sein, daß er arbeitet, aber es kann nicht behauptet werden. Trotzdem heißt jeder Nebensatz: er arbeitet. Wie ist das möglich? Es soll also das Gegenteil von dem verstanden werden, was wirklich dasteht. Wie nur kann ich die richtige Auffassung gewinnen? Nur, wenn ich den Nebensatz in engster Verbindung mit dem Hauptsatze betrachte; denn, wenn ich das *Ganze* lese, entstehen mir ja gar keine Zweifel. Wie wird nun der Franzose diese Zusammengehörigkeit ausdrücken? Natürlich durch den Konjunktiv. Denn wenn auch in allen diesen Fällen die Konjunktionen viel inhaltsreicher sind, als das farblose Daß (que), und auch inniger binden, so will er doch den Konjunktiv nicht entbehren, um eben das große Abhängigkeitsverhältnis auszudrücken.

In den Fällen nun, in denen Fritz wirklich arbeitet, kann ich die beiden Sätze ohne Zweifel trennen. Deshalb steht hier naturgemäß der Indikativ. — Wir haben nun zu unserer Freude feststellen können, daß der Grund für die Anwendung des Konjunktivs in all den verschiedensten Sätzen *genau derselbe* ist. Das mußte auch wohl so sein. Damit ist uns das Wesen, die Kraft dieses Modus

klar geworden, und wir haben gar nicht nötig uns die zahlreichen äußeren Kennzeichen zu merken. Diese haben nur für denjenigen Zweck, dem die Bedeutung, die Aufgabe des Konjunktivs noch nicht klar geworden ist. Wer eben noch nicht laufen kann, muß sich an allerlei äußeren Dingen festhalten. — —

Wenn aus meinen Ausführungen von 1900 hervorgeht, daß das Problem des Subjonctifs schon damals in einfachster Weise gelöst war, (— seine Funktion ergibt sich aus dem Namen, sein Gebrauch entspricht seiner Funktion —), so mußte auch Hasenclevers Programmarbeit von 1909: „*Wie ich bei meinen Quartanern das Verständnis für den Subjonctif geweckt habe*“ hier rekapituliert werden, um den törichten oder leichtsinnig voreiligen Einwand, meine Lehre könne unseren Schülern von Tertia an aufwärts nicht verständlich gemacht werden, für die Zukunft unmöglich zu machen.

Meine letzte Darstellung der Lehre vom Subjonctif ist 1913 für mein *Kurzgefaßtes Lehrbuch der französischen Sprache* (R. Oldenbourg, München-Berlin) gedruckt worden. Sie soll mit geringfügigen Änderungen hier zum Schluß wiedergegeben werden:

Der Subjonctif („Satzunterbinder“) steht in einem solchen Nebensatze, der dem Hauptsatze so eng und fest untergebunden (oder mit ihm so innig verwachsen) ist, daß man die Verbindung ohne Änderung des Sinnes der beabsichtigten Mitteilung nicht lösen kann[1].

Dies trifft (— wie in den Anmerkungen erläutert —) zu, und es steht also der Subjonctif:

A. in *Adverbialsätzen* nach den mit Hilfe von «que» gebildeten Konjunktionen

der *Absicht*, wie *afin que* damit: «il parle haut afin qu'on l'*entende* mieux»[2],

---

[1] Der Nebensatz dient dann *nicht* dazu, etwas *unbeschränkt Tatsächliches selbständig* mitzuteilen.

[2] Wird gesagt, daß man ihn tatsächlich besser versteht? Nein, man *soll* ihn besser verstehen [das Besserverstehen ist Gefordertes, Gedachtes!]. Ebenso: «il faut se conduire *de manière qu'*on n'*ait* aucun reproche à se faire.» Dagegen: «il se conduit si bien qu'il n'*a* aucun reproche à se faire.»

der *Bedingung*, wie *en cas que* falls: «parlez pour moi en cas que je *vienne* trop tard»[1],

der *Einräumung*, wie *quoique* obgleich: «quoique'il *soit* mince, un cheveu fait de l'ombre»[2],

der *Ausschließung*, wie *sans que* ohne daß: «sans qu'il *soit* gros, un cheveu fait de l'ombre»[3]

sowie nach den temporalen Konjunktionen *avant que* bevor («tâchons d'être de retour avant qu'il [ne] *pleuve*»[4]) und (meist) *jusqu'à ce que* bis («je resterai jusqu'à ce que tu *reviennes*»)[4].

---

[1] Wird gesagt: ich komme zu spät an; sprecht für mich (in diesem Falle)? Nein! — «L'ours n'a pas l'air méchant *à condition qu*'il n'*ait* pas grand'faim»; doch kann nach dieser Formel [«condition» eigentlich = Aufstellung, Festsetzung, Abmachung] in gewissen Fällen der Indikativ des Futurs vorgezogen werden, z. B. «restez, mais à condition que vous me permettrez (neben permettiez) de travailler pendant que vous serez là» (ihr werdet mir ja selbstverständlich — das ist abgemacht — gestatten . . .). — Wenn statt der Wiederholung der bedingenden Konjunkton «que» eintritt, steht nach ihm der Subjonctif, während nach «si» selbst nur im Plusquamperfekt der Subjonctif stehen *kann:* «S'il vient et *que* tu *puisses* lui dire que je suis ici, ne manque pas de le faire.»

[2] Wird gesagt: ein Haar *ist* dünn, es wirft (trotzdem) Schatten? *Nein*! Es steht da: was auch (darüber geurteilt werden mag), daß ein Haar dünn sei, es wirft Schatten. Ähnlich: «si mince qu'il *soit*, un cheveu fait de l'ombre». *Ist* das Haar dünn? Ja und nein: es ist *relativ* dünn, aber es *ist dick* genug, um Schatten zu werfen.

[3] «Est» statt «soit» *könnte nur* stehen, wenn bei Auflösung der Satzverbindung sich der Sinn ergäbe: ein Haar *ist* dick, aber auch *ohne diese Tatsache* wirft es Schatten. Es soll aber gesagt werden, daß es *nicht* dick ist. Das Dicksein wird bloß gedacht und seine Tatsächlichkeit verneint: ohne der *Forderung des Dickseins* zu genügen, wirft das Haar Schatten. — «*Non qu*'un cheveu *soit* gros (nicht als ob): mais, il fait de l'ombre. — La nuit *n*'est *pas si* noire qu'on *puisse* se tromper de chemin» (*kann* man sich in dem einzuschlagenden Wege irren? Nein, man kann es *nicht*).

[4] Heißt das etwa: es regnet, vorher wollen wir zurück sein? Du kommst zurück, bis dahin werde ich bleiben? *Nein*, über Regen und Rückkehr, bloß *gedacht*, wird keine selbständige tatsächliche Mitteilung gemacht [. . . vor einem nach Annahme eintretenden Regen; . . . bis zu der nach Annahme erfolgenden (also bloß gedachten) Rückkehr].

B. in *Attributivsätzen*, die ein *gefordertes*[1] Merkmal angeben.

«Je cherche un valet qui *soit* poli. Cherchons un coin où nous *soyons* à l'abri de la tempête.

Ce valet est *le plus poli* que je *connaisse*.

Il *n'*y a *pas* de règle qui *soit* sans exception.»

C. in allen *Subjekts- und Objektssätzen mit que*, außer nach den dem Sinne nach nicht verneinten Ausdrücken des Wahrnehmens und Sagens, des Geschehens und Folgens, der Gewißheit und Wahrscheinlichkeit, des Denkens und Glaubens (die lediglich den Inhalt des Nebensatzes kühl bestätigen sollen).

«Il faut (je veux etc.) que la porte *soit* fermée (Tür *soll* zu *sein*). Dites-lui (écrivez-lui) qu'il *vienne* (soll kommen). Je suis d'avis qu'il *parte* (soll abr.). Il est bon (je suis content) que ces barreaux *soient* solides[2]. C'est déjà beaucoup qu'il n'*ait*

[1] In allen vier Beispielen kann man das durch den Attributivsatz angegebene (von vornherein zu fordernde) Merkmal in der Gestalt eines *stark betonten*, also wesentlichen, unbedingt *nötigen* Adjektivs *in den Hauptsatz hineinziehen:* Ich suche einen *höflichen* Diener; laßt uns einen *schützenden* Winkel suchen! Dies ist der höflichste *mir bekannte* Diener; es gibt keine *ausnahmelose* Regel. Die Behauptungen «je cherche un valet, nous cherchons un coin, ce valet est le plus poli, il n'y a pas de règle» *gelten also nur*, sofern zugleich für den Diener das Merkmal „höflich“, für den Winkel das Merkmal „schützend“, für den höflichsten Diener das Merkmal „mir bekannt“, für Regel das Merkmal „ausmahmelos“ von vornherein gefordert wird. Oder so: ich kann nicht auflösen: a) ich suche einen Diener, der Diener *ist* höflich (Winkel; der Winkel *ist* schützend); b) dieser Diener ist der höflichste, ich *kenne* den höflichsten Diener; c) eine Regel *ist* ohne Ausnahme, nicht kenne ich eine (solche) Regel. — Dagegen heißt es (und warum?): «j'ai trouvé un valet qui *est* poli, un coin qui *est* à l'abri de la t.; ce valet est le plus poli de tous ceux que je *connais*» (ich kenne die und die Diener, von ihnen ist dieser hier der höflichste); «je ne connais pas la règle qui *est* sans exception» (als Antwort etwa auf die Behauptung eines andern: «il y a une règle qui est sans exception»).

[2] Wenn auch die Stangen (in diesem Falle) wirklich solide sind, so *will der Redende das doch nicht feststellen* (wie es z. B. festgestellt werden soll, wenn gesagt wird: ich sehe, daß sie solid sind), sondern er will den Ausdruck seiner Befriedigung als den alles übrige *völlig beherrschenden* hervorheben. „Wie freue ich mich doch, daß Karl versetzt ist!“ sagte ein Vater zu den lieben Seinen, die mit ihm

pas dit ‚non'[1]. Je trouve étrange (je suis étonné, etc.) que les portes *soient* ouvertes. Quel malheur (je regrette etc.) que je n'*aie* rien sur moi. Je crains qu'il *ne pleuve* bientôt. Je ne crains pas qu'il *pleuve* bientôt.

Je ne vois (dis, prétends . . .) pas qu'il *ait* tort[2] [*hat* er unrecht? — nein, wahrscheinlich recht!]. Il n'arrive pas souvent (il arrive rarement) que le méchant se *sente* heureux. Il ne suit pas de là (je n'en conclus pas) que vous *ayez* raison. Je ne suis pas sûr que ces barreaux *soient* assez solides. Il est invraisemblable (possible, impossible) qu'il se *soit* trompé. Je ne crois (pense, juge, espère) pas [je nie, je doute, je suis loin de croire, croyez-vous] qu'il *soit* coupable.»

Dagegen: «Je vois, dis, sais, etc.) qu'il *a* tort. Dites-lui que je *suis* là (et qu'il vienne le plus tôt possible). Il arrive souvent qu'on *est trompé*. Il suit de là que vous *avez* raison. Je suis sûr que ces barreaux *sont* assez solides. Il est probable qu'il *s'est* trompé. Je crois (il paraît, il me semble) qu'il *est* coupable. — J'espère qu'il *viendra*. Il est décidé que nous *resterons*» (wir werden bleiben; das ist abgemacht. Vgl. Futur nach «à condition que»)!

Daß ich mit meinem Prinzip die Anwendung des Subjonctif auch in den Beispielen, die Lerch vermittels seiner Theorie

---

um die Festtafel sitzen. Wenn auch Karl wirklich versetzt ist, so will doch der Vater *dies* offenbar nicht *mitteilen:* er will *nur* seiner *Freude* [über die (allen bekannte) Versetzung] *Ausdruck geben.*

[1] Er *hat* freilich nein gesagt, aber dies soll nicht etwa (objektiv) mitgeteilt oder bestätigt, sondern bloß (subjektiv) als auffällig und anerkennenswert *beurteilt* werden. «Il n'a pas dit non, (et) c'est beaucoup» würde also einen anderen Sinn haben als «c'est beaucoup qu'il n'ait pas dit non»; das erste enthält zwei (selbständige) Aussagen, das zweite bloß eine.

[2] «Je ne vois pas qu'il *a* tort» würde bedeuten: er *hat* unrecht, (aber) ich sehe es nicht, wie denn «il ne voit pas que j'*ai* tort» in diesem Sinne richtig ist (er übersieht die Tatsache, daß ich unrecht habe).

Bemerkung: In «que ton règne vienne! Qu'on les mette tous à mort!» sind ebenfalls unter Ergänzung eines regierenden Verbs des Wünschens Objektssätze zu sehen. In herkömmlichen (altertümlichen) Wendungen (wie «vive le roi!») kann «que» fehlen.

vom „*Konjunktiv des psychologischen Subjekts*" erklärt oder erklären möchte, ohne weiteres einleuchtend machen kann, würde ich erst im einzelnen auseinandersetzen, wenn sich ein Bedürfnis dafür zeigen würde.

Hagen i. W. WILHELM RICKEN.

VERMISCHTES.

ZUR CHARAKTERISTIK DER SOLDATENSPRACHE[1].

Der Krieg hat der Erforschung der deutschen Soldatensprache einen neuen, starken Impuls gegeben. Schon Anfang 1916 regte sich der Wunsch, das Wortmaterial der Sprache des Krieges durch großzügige Sammlungen einzuheimsen und für spätere Darstellung und Bearbeitung zu sichern. Die Aufgabe lag am Wege; es ist kein Wunder, wenn sie von mehreren Seiten gleichzeitig in Angriff genommen wurde. Was bis jetzt an Werbeschriften, abgeschlossenen Arbeiten und programmatischen Erklärungen vorliegt, zeigt bei aller Verschiedenheit nach Art und Wert doch eine gewisse Gleichmäßigkeit in der Beurteilung von Wesen und Bedeutung der Soldatensprache, und es scheint, als sollte diese communis opinio auch der Ausgangspunkt für die wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes werden. Der Verband deutscher Vereine für Volkskunde hat sich bekanntlich der Soldatensprache angenommen und hat eine „Kommission zur Sammlung der deutschen Soldatensprache" eingesetzt, die mit der Wörterbuchkommission der bayrischen Akademie der Wissenschaften durch Personalunion und Materialunion verbunden ist. Diese Kommission hat schon 1917 eine Programmschrift erscheinen lassen; es ist das Buch von Otto Maußer, *Deutsche Soldatensprache, ihr Aufbau und ihre Probleme*, eine Schrift, die sich in ihren Grundanschauungen wesentlich im Gleise der populäreren Arbeiten zur Soldatensprache bewegt, deren wir schon eine ganze Menge besitzen. Ich glaube, daß man gegen diese heute herrschende Auffassung und Wertung der Soldatensprache Bedenken geltend machen muß.

Was heißt überhaupt Soldatensprache? Schon bei dieser ersten und notwendigsten Frage beobachtet man gefährliche Unklarheit. Es geht nicht an, eine neuere Soldatensprache anzusetzen, die etwa von 1890 bis zum heutigen Tage reicht und deren Elemente man als konform nebeneinander stellen kann. Die Sprache des Krieges ist etwas substantiell anderes als die Soldatensprache vor dem Kriege, so anders, daß man gut täte, ihr einen besonderen Namen zu geben. Man kann die Soldatensprache vor dem Kriege eine Standessprache

---

[1] *Vorbemerkung.* Der folgende Aufsatz gibt, stellenweise gekürzt, doch im wesentlichen unverändert, einen Vortrag wieder, den ich am 16. April 1919 in der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin gehalten habe.

nennen: als Sprache eines besonderen Lebenskreises hat sie ihre eigene Terminologie und Ausdrucksweise; als Sprache eines abgeschlossenen Standes hat sie ihre Exklusivität; als Erzeugnis konservativer Tradition hat sie eine gewisse Festigkeit und Dauer; und entsprechend der Eigenart soldatischer Verhältnisse hat sie ihre ganz bestimmte Stimmungslage, — um nur die Hauptkennzeichen hervorzuheben. Der Sprache des Krieges fehlte vor allem das Kriterium der Beschränkung auf einen besonderen Stand. Das Heer, das diese Sprache schuf und redete, war schließlich das ganze Volk, soweit es unter Waffen stand; in diesem Heer traten die Berufssoldaten und die aktiven Leute, die man als Träger der Standessprache ansprechen kann, immer mehr zurück. Die notwendige Folge war, daß die soldatische Standessprache überwuchert wurde von dem Sprachmaterial, das das Volk mitbrachte: die eigentliche Mundart scheint sehr wenig hergegeben zu haben, mehr die Jargons verschiedener Bevölkerungsschichten (Studenten, Handwerker, Industriearbeiter, Kunden und Pennbrüder), das meiste die landschaftlich gesonderten Zweige der Vulgärsprache. Die Soldatensprache ist also nur ein Element der Kriegssprache, natürlich das zentrale, grundlegende. Aber auf dieser Grundlage erwuchs etwas innerlich anderes, das nicht nur durch Umfang, Farbe und Stimmung, sondern auch sozusagen durch seine Konsistenz von der alten Standessprache geschieden ist. Das Zusammenströmen von Mengen ziemlich inkongruenten Sprachgutes, das vermehrt wurde durch eine Fülle ungleichwertiger und ungleichlebiger Neubildungen, ergab zunächst ein stark fluktuierendes, unruhiges Gebilde, das der Festigkeit durchaus ermangelte, die man von einer Standessprache verlangt. Das hat sich im Laufe des Krieges freilich geändert. Es entwickelte sich nach und nach eine gewisse Gleichmäßigkeit auch in dem alltäglichen Sprachmaterial, ein gewisses Sichsetzen und Festwerden von Bezeichnungen und Wendungen trat ein. Die lange Dauer des Krieges und die zunehmende Durcheinanderwürfelung der deutschen Stämme im Feld und in der Heimat hat es allmählich dahin kommen lassen, daß etwas wie ein Kriegsjargon entstand, der bei allen Unterschieden, die namentlich zwischen norddeutschen und süddeutschen Truppen wahrzunehmen waren, doch seine innere Einheitlichkeit nicht verleugnet. Aber diese Kriegssprache ist, wie sie ist, ein ephemäres Gebilde, nur verständlich auf Grund der besonderen Verhältnisse des Krieges und nur lebendig, so lange diese besonderen Verhältnisse sie tragen. Und wie sie sich deutlich scheidet von der Soldatensprache vor dem Kriege, so wird sie sich auch abheben von einer künftigen Soldatensprache; denn diese wird wieder eine Standessprache werden mit all ihren Beschränkungen und inneren Unterschieden gegenüber der Kriegssprache. Selbstverständlich werden viele Wörter und Wendungen aus ihr weiterleben; man kann heute schon beobachten, wie sie die Vulgärsprache speist. Aber viele ihrer Elemente sind unvererbbar, weil an die besonderen inneren und äußeren Bedingungen des Krieges gebunden. Vor allem ist ihr Gesamtcharakter durch den Krieg bedingt und darum singulär; und als ganzes ist die Kriegssprache heute schon tot.

Nächst dieser Scheidung zwischen soldatischer Standessprache und Kriegsjargon scheint mir wichtigstes Gebot, daß man dem Objekt kritischer gegenübertritt und sich freimacht von einer Voreingenommenheit, die im Grunde einer romantischen Stellung zu dieser Schöpfung des Volkes entspringt. Es sind im wesentlichen drei große Vorzüge, die man der neusten Soldatensprache zuspricht. Man rühmt ihren Reichtum und ihre Produktivität, die sich namentlich an Substantivbildungen demonstrieren läßt. Nur darf man nicht versäumen, den Charakter dieser Produktivität zu studieren und den Reichtum auf seine Art zu prüfen. Tut man es, so stellt sich heraus, daß vieles Lehngut ist, was zunächst als Neuschöpfung erscheint (z. B. in dem Verbenvorrat), und daß auch in dem Neugeschaffenen die Erfindung vielfach bescheidener Art ist, daß es sich oft nur um die Modulierung gewisser Typen handelt (man gehe einmal die Bezeichnungen für „Brot“ oder „Marmelade“ durch) und daß Analogiebildungen eine sehr große Rolle spielen (man denke an die Triebkraft gewisser Kompositionselemente wie *-kopf*, *-hengst*, *-bulle*, *-schwein*, *-fähnrich*). Man rühmt weiter die Kraft der sinnlichen Anschauung und die glückliche Treffsicherheit bei zahlreichen Neubildungen, wieder vornehmlich Substantiven. Das hat guten Grund. Aber es ist ein großer Irrtum, wenn man glaubt, diese Vorzüge für alle Schöpfungen der Kriegssprache in Anspruch nehmen zu können. Um nur ein Gegenbeispiel anzuführen, sei auf das eigentümliche Wandern von Bezeichnungen hingewiesen, das gerade auf einem Mangel fester sinnlicher Vergegenwärtigung beruht. Wenn etwa die Handharmonika *Quetschkommode* heißt, ist das ein Bild, das man gelten lassen kann. Wenn aber auch das Maschinengewehr so genannt wird, ist das der Ausfluß eines Spieltriebes, der auf vage Ähnlichkeiten hin oder auf Grund sonstiger lockerer Assoziationen eine Bezeichnung einfach wandern läßt. Die Erscheinung ließe sich durch zahlreiche Beispiele belegen. Am meisten hat man den Witz und die Satire gepriesen, die in den Neuprägungen der Kriegssprache stecken, und mit Recht. In diesen Momenten wohnt originale Kraft, sie bilden den größten Ruhmestitel der Kriegssprache. Namentlich in der Selbstironisiernng war der Feldsoldat Meister, und ein Wort wie *Heldenkeller* für „Stollen“ verdiente mit seiner grandiosen Ironie, daß man es nicht vergäße. Trotzdem wird auch hier nüchterne Betrachtung anders urteilen als der Enthusiasmus der ersten Sammelfreude. Bildungen etwa wie *Sündenabwehrkanone* für den Pastor oder *Unzuchtabwehrkanone* für eine Fürsorgedame sind nicht nur geschmacklos, was zu ertragen wäre, sondern auch als Witz ohne Reiz und Kraft, überdies unoriginelle Glieder einer Kette matter Analogien, die die *Fliegerabwehrkanone* gezeugt hat.

Man geht eben von vornherein fehl und verbaut sich den Weg zu wichtigen Erkenntnissen, wenn man sich der Kriegssprache nähert mit solchen Forderungen ästhetischer Art, die sie wohl oder übel befriedigen soll. Gewiß sind auch ästhetisch wirksame Impulse in ihr lebendig, aber bestimmter gestalten an ihr ganz andersartige Kräfte viel primitiverer Art. Vor allem beherrscht sie ein Spieltrieb, der die verschiedensten Formen annimmt. So hat die Soldaten-

sprache eine ausgesprochene Freude an einer Vielheit von Ausdrucksmöglichkeiten für einen bestimmten Begriff. Namentlich gewisse Grundbegriffe des Soldatenlebens wie „essen, schlafen, beschossen werden, Bett, Geld" sind mit einer Mehrzahl von Ausdrücken besetzt, die zur selben Zeit bei derselben Truppe promiscue gebraucht werden. In meinem Regiment waren z. B. für „schlafen" gleichzeitig üblich die Wörter *pennen, bofen, dachsen, koksen, kuscheln,* von etwas ferner stehenden Wendungen wie *sich lang machen, sich hinhauen* abgesehen. Dieser spielende Trieb zur Variation übt sich an allen Begriffen und Elementen der Kriegssprache bald in dieser, bald in jener Form. Die Marmelade etwa heißt *Offensivbutter, -creme, -fett, -schmiere* oder mit anderer Spaltung: *Reichs-, Militär-, Armee-, Divisions-, Helden-, Athletenfett.* Die Wendung *durch den Dreck, die Scheiße ziehen* wird variiert zu *durch den Kakao* oder *durch den Drahtverhau ziehen.* Der allgemein übliche Ausdruck *abhauen* „davongehn" erzeugt *abhacken.* Die wohl studentische Wendung *bei einem Vorgesetzten hängen* treibt die Variante *baumeln.* Neben *hereinpfeffern* stellt sich *hereinsalzen* u. s. f. Dieser Spieltrieb hat Freude am Neuen: als wir einmal mit sächsischen Truppen in Berührung kamen, fand sich zu *Kram, Gelumpe, Klamotten, Klamauk,* wie der Soldat seine Siebensachen nennt, auch das *Krämchen* bei uns ein, ohne sich freilich halten zu können. Dagegen wurde, als das Regiment nach Flandern kam, der Marineausdruck *Bunker* in kürzester Zeit bei uns heimisch und verdrängte zeitweise jede andere Bezeichnung für den Unterstand. Es ist zuzugeben, daß diese Tendenz zur Variation, die sich noch in mancherlei anderen Erscheinungen als eine der produktivsten Kräfte der Kriegssprache nachweisen ließe, den Umfang ihres Ausdrucksmaterials beträchtlich steigert, aber ebenso muß man zugeben, daß durch sie die Qualität dieses Materials im ganzen nicht gewinnt.

Ähnliches gilt von den zahlreichen Bildungen, die ihr Entstehen einem zweiten, ebenso primitiven wie triebkräftigen Zeugungsprinzip der Kriegssprache verdanken, nämlich ihrer Neigung zur Onomatopoesie. Am sinnfälligsten tritt sie zu Tage in gewissen Geschoß- und Geschützbezeichnungen, wie *Ratschbum, Tschingbum, Hule-Hule, Uh-la-uh, Klatschkanone, Bumpatsch, Ratscher* u. dgl. Auch hier wird man dem Problem nicht gerecht, wenn man bewundernd feststellt, wie treffsicher solche Bezeichnungen lautliche Eindrücke wiedergeben und bis in Nüancen hinein unterscheiden. So gesehen bleiben alle diese Wörter stümperhaft, einfach weil unsern Sprechwerkzeugen die Möglichkeit einer kongruenten Reproduktion solcher Geräusche fehlt. Viel wichtiger ist die sprachpsychologische Betrachtung der Erscheinung, die sich die Frage vorlegt, wie denn überhaupt, vor allem absichtslos und unbewußt, das Sprachvermögen auf Schalleindrücke reagiert. Der Kreis onomatopoetischer Bildungen schließt nämlich viel mehr ein als solche groben Schallnachahmungen. Daß bei einer Reihe von Personennamen, die für Geschütze gebraucht wurden, Gehörseindrücke mitsprechen, hat man schon bemerkt, wenn etwa ein leichtes Geschütz *Alex* genannt wird oder ein Flachbahngeschütz, bei dem das Geräusch von Abschuß und Einschlag hart aufeinander folgen, der *kurze Gustav* heißt. Darüber hinaus muß

man aber ganze Gruppen von Wörtern der Kriegssprache unter diesem Gesichtspunkt prüfen; man nehme die Ausdrücke für „schlafen“: *bofen, pofen, koksen, torfen, rüsseln, bremsen*; oder, besonders lehrreich, die lange Kette der Bezeichnungen für „schießen“: *salzen, seifen, fetzen, platzen, putzen, putschen, fitzen, flitzen, fauchen.* Die ständige Wiederkehr gewisser Laute zeigt deutlich, welche Rolle onomatopoetische Momente bei der Schaffung oder Auswahl dieser Bezeichnungen spielen. Zweifellos kann die Sprachkunde aus solchen Erscheinungen manches lernen, aber sicher ist auch, daß sie in ihrer Primitivität der Kriegssprache etwas Kindlich-stammelndes, Rohes geben.

Man könnte noch manchen weiteren roh-primitiven Zug im Bilde der Kriegssprache aufzeigen. Es fehlt öfter an einer scharfen begrifflichen Umgrenzung der Ausdrücke. Denn so ist es wohl zu erklären, wenn z. B. Verba in allen möglichen Bedeutungen gebraucht werden können, die mit ihrem eigentlichen Sinn nichts mehr zu tun haben. Das klassische Beispiel ist *hauen*, in der Kriegssprache weit verbreitet in der Komposition *abhauen* „sich davon machen“. Fälle wie *da kann ich ja gleich rüberhauen* (ins Nachbardorf) oder *mein Bruder war schon ringehauen* (in den Wagen) zeigen verständliche Abwandlungen des Ausdrucks. Er erscheint aber auch in Variationen wie *sich hinhauen* oder *sich umhauen* „sich schlafen legen“, die vielleicht entstanden sind auf dem Wege über *in die Falle hauen.* Man kann sogar sagen *sich ein Kraut ins Gesicht hauen* oder *sich einen Mantel umhauen*, d. h. umarbeiten, *lassen.* Dieser Verzicht auf scharfes, begriffliches Erfassen, der sich offenbar wieder mit dem Spieltrieb paart, trägt etwas Formloses, Fließendes in die Kriegssprache hinein; er läßt sich gerade beim Verbum vielfach belegen. Es handelt sich bei solchen Erscheinungen ja durchaus nicht um spezifische Eigentümlichkeiten der Soldatensprache, man kann sie auch sonst als Ergebnisse vulgärer Sprachbehandlung beobachten. Hier sollen sie nur lehren, daß, wenn man die ästhetischen Vorzüge der Kriegssprache rühmt, auch die Kehrseite nicht außer Betracht bleiben darf, die mancherlei Rohheit und Unform zeigt.

Auch nach anderer Richtung hin ist das, was wir bis jetzt an Darstellungen und Sammlungen zur Kriegssprache besitzen, geeignet, falsche Eindrücke zu erwecken. Man griff mit oder ohne Absicht das aus ihr heraus, was durch Witz, Treffsicherheit und Seltsamkeit auffiel, was sie an drastischen Bildern und Vergleichen geschaffen hat, aber man versäumte es in der Regel, diese Elemente in das richtige Verhältnis zum Gesamtorganismus der Kriegssprache zu setzen. So konnte ein Bild entstehen, das sie leichter, reicher und farbiger erscheinen läßt, als sie in Wirklichkeit ist, das den Betrachter leicht täuschen kann über ihre Stimmung, ihre Originalität und ihr Niveau. Soldatenhumor und Soldatensprache gingen ja zeitweise beinahe als identische Begriffe. Nun fließt tatsächlich beides weithin ineinander, namentlich bei der Neubildung von Substantiven; aber wissenschaftliche Betrachtung muß sich doch die Frage stellen, was von solchen Bildungen bloßes Witzwort ist, vom Augenblick geschaffen und nur Augenblicken dienend, und was als allgemein üblicher und anerkannter Ausdruck der Kriegssprache,

wenigstens in einem bestimmten Kreise, gelten kann. Alle bisherigen Sammlungen haben den Fehler gemein, daß sie diese Ausdrücke als gleichwertig nebeneinander stellen, während in Wirklichkeit die größten Unterschiede obwalten. Wollte man rigoros sein und als Bestandteil der Sprache des Soldaten nur gelten lassen, was vom Witzwort und der Gelegenheitsbildung zur gültigen Benennung und zu gangbarem Sprachgut geworden ist, ohne noch als Spiel der Laune empfunden zu werden, so müßte man einen überraschend großen Teil gerade des Substantivmaterials beiseite lassen. Die Alltagssprache des Feldes ist längst nicht so blumig gewesen, wie es den Anschein haben könnte. Für den Feldsoldatan hieß der Stahlhelm eben *Stahlhelm*, das Gewehr hieß *Gewehr* oder *Knarre*, das Maschinengewehr hieß *Gewehr* oder *MG*. Von dem guten Dutzend von Ausdrücken, die man für „Läuse" zusammengebracht hat, ist, soviel ich beobachtet habe, vielleicht nur *Bienen* ohne Anführungsstriche gebraucht worden. *Unzuchtabwehrkanone* für „Fürsorgedame" ist kaum je mehr als ein isolierter Witz gewesen. *Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Schmiere* für „Marmelade" ist viel zu ungeschickt, um jemals wirklich in Gebrauch gewesen zu sein. *Scheinwerfer* für „Zahlmeister" habe ich nie anders denn als bewußten Scherz gebrauchen hören, und ähnliche Einschränkungen muß man für zahllose andere Bezeichnungen machen. Gewiß gibt es Scherzworte, die monopolen Charakter bekamen. Für die gewundenen eisernen Drahtverhaupfähle z. B. kenne ich keinen anderen Ausdruck als *Schillerlocken*. Aber das sind die selteneren Fälle. Hier sind sehr energische Scheidungen nötig, wenn man das wahre Wesen der Kriegssprache erkennen will.

Ihr wirkliches Gesicht zeigt einen anderen, härteren Ausdruck. Sie ist weicher, gemütvoller Züge nicht völlig bar, aber im ganzen ist ihr Wesen grob und roh und ihr Niveau denkbar niedrig. Wer die Sprache des Krieges aus eigener Anschauung kennt, weiß, daß *Scheiße* ihr meistgebrauchtes Wort war, daß es über eine Unzahl von Verwendungsmöglichkeiten verfügte und in Ableitungen und Kompositionen aufs allerweiteste verbreitet war. Vielleicht nicht gleicher Ausbreitung, aber ähnlicher Vorliebe erfreuten sich zahlreiche andere Wörter, die ins Gebiet der Naturalia gehören, *Arsch* und *ficken*, *Rotz* und *Kotz* und vieles andere derart. *Sau* und *Schwein* waren teils absolut, mehr noch als Kompositionselement, unentbehrlichster Bedarf im Munde des Soldaten. *Schwein* war z. B. die eigentliche Bezeichnung für den Gegner: vorn im Graben und im Gefecht, wo alles Blumige von der Sprache abfiel, hat man ihn kaum je anders nennen hören. Diese Andeutungen mögen genügen, um das Niveau der Kriegssprache zu kennzeichnen. Es weht Latrinenluft und Rinnsteinduft in ihr, mehr noch als das schon im alten Kasernendeutsch der Fall war. Und man hat keinen Grund, die Nase darüber zu rümpfen. Dieser Hang zum Groben ist die natürlichste Folge des groben Handwerks, das der Soldat betreibt; er schafft die Ausdrucksform, die man, selbstbeteiligt, als einzig adäquat für die besonderen Verhältnisse des Soldaten-, zumal des Feldsoldatenlebens empfindet. Er läßt sich noch in mancher an-

deren Erscheinungsart nachweisen. So hatte die Kriegssprache eine deutliche Freude an Wörtern, die nach Klang und Herkunft vulgär sind, man vergleiche die Ausdrücke für „schlafen": *pennen, bofen, rüsseln, koksen, hummeln*; oder für „Kopf": *Däz, Rübe, Grind, Dalles, Dassel;* oder für „essen": *picken, acheln, prumßen, flapsen, spachteln, wampen, schlabbern, müffeln.* Ein guter Teil dieser Wörter entstammt der Gaunersprache. Nun ist ja zuzugeben, daß die alte Feldsprache des 17. Jahrhunderts mit dem Rotwälschen noch sehr viel enger verbunden war. Aber es ist eine Tatsache, die man nicht abschwächen darf, daß auch die neueste Feldsprache sich kräftig aus dem Jargon der Kunden und Verbrecher gespeist hat; zu Dutzenden lassen sich solche Wörter in ihr nachweisen. Noch eine andere, längst beobachtete Erscheinung der Soldatensprache will übrigens mit von diesem Standpunkt aus betrachtet sein. Es ist bekannt, daß die Sprache des Soldaten eine ganze Reihe niederdeutscher Worte und Wortformen verwendet, auch wenn er seiner Mundart nach gar kein Recht auf niederdeutsche Dialektismen hat, man denke an *stramm* und *schlapp*, an *Griffe kloppen*, an die *Knöppe* des Gefreiten, an den *Pott* für den Helm, an den *Kopp*, der in zahllosen Kompositionen wie *Bumsköppe* (Artilleristen) nur in dieser Form erscheint. Wenn solche Formen sich weit über ihr sprachliches Heimatsgebiet ausgedehnt haben, erklärt man das gewiß mit Recht aus dem Übergewicht, daß der preußisch-niederdeutsche Militarismus sich einmal in Deutschland geschaffen hatte. Aber die Bevorzugung der unverschobenen Formen hat auch ihren gefühlsmäßigen Grund: sie werden als ungehobelter und gröber empfunden. Und deshalb sagen sie einem Geschmack mehr zu, der statt der zivilen Wendung „ich werde mir eine Zigarre anstecken" lieber etwa den Ausdruck braucht *ich werde mir einen Kotzbalken in die Schnauze rammeln.*

Neben der reinen Entdecker- und Sammlerfreude, die der Germanistik mit der Soldatensprache ein neues Feld zu erschließen glaubt und etwas kritiklos alle möglichen Vorzüge an dem neuen Objekt aufspürt, tritt vorläufig erst schüchtern die Frage auf, was sich etwa für die wissenschaftliche Erkenntnis von Sprachschöpfung und Sprachleben aus der Sprache des Krieges gewinnen läßt. Man hat sich hie und da ja großen Hoffnungen hingegeben und hat geglaubt, daß der Krieg reiche Gelegenheit zu solchen Erkenntnissen geben würde. Der tatsächliche Ertrag wird manchen enttäuschen, vor allem den, der der Ansicht war, daß ein so gewaltiger äußerer Anstoß wie der Krieg rein physisch die Triebkraft der Sprache steigern müßte. Prüft man am Substantivum, was sich an Sprachschöpfung beobachten läßt, so steht im Vordergrund die Gruppe der Onomatopoesien wenn man absieht von den sehr zahlreichen Metaphern wie *Gulaschkanone* und *Schillerlocken*, an denen immerhin bemerkenswert ist, wie oft ein treffendes Witzwort zur gültigen und gangbaren Bezeichnung wird. An Suffixbildungen zeigt sich durchaus kein besonderer Reichtum. Von Ableitungssilben ist nur noch *-er* wirklich lebendig, wie zu erwarten. Es erscheint in verbalen Ableitungen wie *Schipper, Funker, Drahter* und zeigt namentlich für Fremdworte eine Vorliebe. So folgt dem älteren *Sanitäter* der *Mariner*, der *Kanaler* (von fran-

zösischen, an einem Kanal liegenden Truppen, dann auch von der Zivilbevölkerung). *Ziviler* kenne ich seit 1917 als die gangbarste Bezeichnung für den Zivilisten in Nordfrankreich. Der Divisionär wird zum *Divisiöner* und zieht Bildungen wie *Bataillöner* (Bataillonskommandeur) nach sich. Sonst ließe sich nur noch das Suffix *-rich* anführen, das aber ungleich seltener auftritt und anscheinend stets im Sinne der Verachtung, des Spottes gebraucht wird. *Futtrich* (Futtermeister) und *Schipprich* (Schmied) dürften schon ältere Bildungen sein; aber eine Kriegsschöpfung ist der *Etapperich*; auch der durchsichtige Scherzname *Kriegrichsruh* für „Abort" gehört auf diese Linie. Deutlicher hebt sich die funktionelle Bindung des Suffixes heraus, wenn etwa die schweizerische Soldatensprache nach dem Muster von *Signalesen* (für Signaleure) Bildungen schafft wie: *Pionesen*, *Ballonesen*, *Pontonesen*: die Ableitungssilbe ist sichtlich beschränkt auf technische Truppen. Man muß den Begriff des Suffixes erheblich weiter fassen, wenn man es noch sprachschöpferisch lebendig finden will; man muß ihn ausdehnen auf Nomina, die als zweites Kompositionsglied verwendet werden. Unter ihnen besitzt die Sprache des Krieges einige, die einen Übergang zum Suffix darstellen, weil sie ihren eigenen Bedeutungsgehalt aufgegeben haben, um eine rein charakterisierende Funktion zu übernehmen. Das beste Beispiel bietet das Wort *-hengst*, das als Kompositionselement schon der älteren Soldatensprache bekannt war, im Kriege aber sehr an Verbreitung gewonnen hat. Es bezeichnet in der Regel den Inhaber eines bequemeren Platzes, eines sogenannten Druckpostens. Als älter sind erwiesen z. B. *Pechhengst*, *Speckhengst*, *Spielhengst*. Dazu treten zahlreiche Parallelbildungen wie *Küchen-*, *Bagage-*, *Schreibstuben-*, *Büro-*, *Revierhengst* und dgl. Eine ähnliche Rolle spielt der *Bulle*, und noch andere Beispiele für eine solche suffixale Komposition ließen sich anführen, neben *-knopp* vor allem das Wort *-kopp*, das nicht nur in Verbindungen wie *Speckkopp*, *Dickkopp*, *Schmalzkopp* auftritt, in denen der ursprüngliche Sinn des Substantivums noch lebendig ist, sondern auch in zahllosen andern, die ihn kaum noch empfinden, etwa *Painköppe* (Franzosen), *Pulver-* oder *Bumskopp* (Artillerist), *Schmuskopp*, *Quasselkopp* usw. Aber gerade diese Reihe von Zusammensetzungen, die mancherlei allgemein vulgärsprachliches Gut einschließt, lehrt, daß es sich bei dieser suffixalen Komposition keineswegs um eine Besonderheit der Soldatensprache handelt. Sie tritt nur greller hervor als in der Vulgärsprache, weil die Sprache des Krieges bei ihrem Massenbedarf an Substantiven weithin zu diesem Hilfsmittel griff.

Gewisse anders geartete, anorganische, gleichwohl aber sehr fruchtbare Prinzipien bei der Neubildung von Substantiven werden fälschlich in die Produktion der Soldatensprache einbezogen und müssen abgesondert werden. Denn hier handelt es sich um Schöpfungen der Armee- oder Dienstsprache, die in den Büros, Verwaltungs- und Befehlsstellen geschaffen wird, und die nach jeder Richtung hin von der spezifischen Soldatensprache unterschieden ist. Erzeugnisse dieser Armeesprache sind vor allem jene Phantasiewörter, die dadurch entstanden, daß man bei umständlichen Wort-

kompositionen den oder die anlautenden Buchstaben der Kompositionselemente zu einem Abkürzungswort zusammenfügte. Diese Sitte oder Unsitte, die namentlich im geschäftlichen Leben schon vor dem Kriege breiteren Raum gewonnen hatte, hat während des Krieges unheimlich um sich gegriffen, aber unter den besonderen Verhältnissen des Feldes haben die Vorzüge der Kürze und Prägnanz ihr ein Recht gegeben, das sich schwer anfechten läßt. Dahin gehören solche scheußlichen Silbenwörter wie *Divkonach*, *Grukonach* (zusammengesetzt aus *Division* resp. *Gruppe*, *Kommando*, *Nachricht*), die aus dem Text von Befehlen auch in die gesprochene Sprache übergingen. Dahin gehören weiter Lautwörter wie *Flakbatterie* (Flieger-Abwehr-Kanonen-Batterie), *Bakzug*, auch volksetymologisch zurechtgemacht *Packzug* (Ballon-Abwehr-Kanonen-Zug) oder bei den Artilleristen *Bivl* (Beobachter in vorderer Linie), — alles Wörter, die monopole Bezeichnungen waren, die viele gebrauchten, ohne sie deuten zu können. Vor allem ist hier anzuführen das schier unübersehbare Heer der Buchstabenwörter, *MG*, (Maschinen-Gewehr), *MGK* (Maschinen-Gewehr-Kompanie), *IPK* (Infanterie-Pionier-Kompanie), *AOK* (Armee-Ober-Kommando), *KTK* (Kampf-Truppen-Kommandeur), *AVF* (Ausbildungs-Vorschrift für die Fußtruppen im Kriege). Bildungen, die aus Wörtern des Dienstverkehrs größtenteils lebendige Bestandteile der Soldatensprache geworden sind und die zugrunde liegenden Kompositionen ganz verdrängt haben. Diese Bildungen sind auch sprachlich nicht ohne Interesse, aber es sind keine Schöpfungen der Soldatensprache, sondern Entlehnungen. Man kann zweifeln, ob sie überhaupt in das Kapitel Sprachschöpfung gehören. Denn was sie geschaffen hat, ist allerdeutlichste ϑέσις und nicht φύσις. Wenn etwas an ihnen φύσει ist, so sind es rhythmische Prinzipien, die offenbar in ihnen lebendig sind. Denn aus rhythmischen Bedürfnissen heraus ist es doch wohl zu erklären, wenn z. B. bei den Buchstabenwörtern die erdrückende Überzahl aus drei Zeichen besteht. Denkt man sich den Artikel oder die mit dem Artikel verschmolzene Präposition hinzu, so entsteht eine rhythmische Form x x̀ x x́, die dem natürlichen rhythmischen Bedürfnis offenbar besser entspricht als die Form x̀ x x́. Man konnte beobachten, wie bei der Neuschaffung solcher Termini die Dreizahl der Zeichen selbstverständliche Voraussetzung wurde. Ein Buchstabenwort wie EK (Eisernes Kreuz) verlangte darum rhythmisch eigentlich eine Ergänzung; sie wurde ihm vielfach geboten durch Zusatz von I und II, was man natürlich sprechen mußte 'eins' und 'zwei', nicht 'erster' und 'zweiter'.

So wird sich im einzelnen manche ganz interessante Beobachtung an der Sprache des Krieges machen lassen, aber man geht kaum fehl mit der Annahme, daß sie uns keine wirklich bedeutsamen Aufschlüsse über Sprachleben und -werden geben wird. Allerdings erleichtert sie Einblicke, die man auch sonst gewinnen kann, dadurch, daß ihr Anschauungsmaterial frischer und gegenwärtiger ist oder sich vor dem prüfenden Auge enger zusammendrängt. So war man beispielsweise öfter in der Lage, die Geschlechtsgebung bei neuen Substantiven zu beobachten. Als im

Jahre 1917 die Posten des Kampftruppenkommandeurs (KTK) und Bereitschaftstruppenkommandeurs (BTK) neu geschaffen wurden, lernten die Truppen sie zuerst kennen durch die Inschriften *KTK* und *BTK*, die man auf Wegweisern und an Stolleneingängen fand. Das Wort hatte zunächst kein Genus und wurde, gegen sein natürliches Geschlecht, zum Neutrum nach dem Muster des „Bataillons", mit dem sich sein Begriff zu decken schien. Ähnlich bestand eine Unsicherheit über das Geschlecht, als unsere Truppen bei Cambrai zum erstenmal mit den Tanks in Berührung kamen. Man schwankte kurze Zeit zwischen Maskulinum und Neutrum, bis das männliche Geschlecht des „Panzerwagens" die Herrschaft gewann über das sächliche des „Autos". Also die Erscheinung, die man namentlich bei Fremdwörtern seit je beobachten kann, daß begriffsverwandte Nomina das Geschlecht bestimmen.

Es soll nicht geleugnet werden, daß man wie in diesem Beispielfall auch sonst aus der frischen Beobachtung am lebenden Material der Kriegssprache wird Schlüsse ziehen können auf das tote Material vergangener Zeiten. Aber gerade die Kriegssprache lehrt auch, daß dies methodische Prinzip der Sprachwissenschaft vorsichtig gehandhabt sein will. Wenn solche Schlüsse richtig sein sollen, ist Voraussetzung, daß das verglichene Sprachgut oder die parallelisierten Spracherscheinungen aus gleicher Sphäre heraus oder unter gleichen Verhältnissen sich gebildet haben. Nur gleiche Bedingungen können gleiche Resultate erwarten lassen. Am deutlichsten wird vielleicht bei einem Teilgebiet der Sprache des Krieges, der geographischen Namengebung, wie nötig es ist, solche Vorbehalte zu machen. Wir besitzen bereits eine Untersuchung, die dies Thema anschneidet und die wenigstens das Verdienst hat, das Problematische der ganzen Frage recht deutlich zu machen[1]. Der Verfasssr ist der Ansicht, daß die Namenkunde aus der Namengebung des Krieges wichtige Schlüsse auf Namengebung überhaupt ziehen kann. Das mag richtig sein, solange man es nicht auf primitive Namenschöpfung ausdehnt. Denn eins darf nicht vergessen werden: der moderne Namengeber kann lesen und schreiben, er versteht sogar fremde Sprachen; das stellt ihn und seine Produkte von vornherein auf eine ganz andere Stufe als sie der naive Namengeber einnimmt. Es ist ja bekannt, daß z. B. die ganze Soldatengeographie in Feindesland auf dem Schriftbild der fremden Namen beruhte; und selbst wo die fremden Namen für die deutsche Zunge verbequemlicht wurden, bildete die Schriftform in der Regel den Ausgangspunkt. Es führt manchmal zu fast komischen Ergebnissen, wenn man sich im Wittern von Ursprünglichkeit und im Aufspüren naiver Sprachschöpfung über den gelehrten oder künstlichen Charakter vieler hierher gehöriger Bildungen hinwegsetzt. Wenn das belgische Städtchen an der Strecke Herbesthal-Lüttich *Neu-Warmbrunn* genannt wurde, ist das nicht ein Wiederaufleben der alten Praxis, Ortschaften nach Quellen zu benennen, sondern es ist einfach eine Übersetzung

[1] Herm. Tardel, *Namenschöpfung aus Anlaß des Weltkrieges*, Zeitschr. f. d. dtsch. Unterr. (1915) 778.

seines echten Namens »Chaude-Fontaine«. Der Bezeichnung *windige Ecke* für ein granatendurchlöchertes Haus liegt keine meteorologische Beobachtung zugrunde, sondern *windig* meint hier ganz etwas anderes. Wenn in Belgien vielfach die flämische Form eines Namens vor der französischen bevorzugt wurde, so ist das nicht „natürlicher Sprachinstinkt", sondern Diktat von oben: die deutsche Verwaltung trat aus politischen Gründen für das Flämische ein. Dies Diktat von oben schränkt auch sonst nicht unwesentlich die naive Namengebung ein. Die ganze Fülle der patriotischen Namen z. B., denen man in den Grabensystemen und in den besetzten Ortschaften in Feindesland überall begegnete, *Kaiser-Wilhelmstraße*, *Ludwigstraße*, *Hohenzollernschanze*, *Eitel-Friedrich-Brücke* usw., darf man nicht als Produkte soldatensprachlicher Namengebung ansprechen, sie sind von den übergeordneten Stellen dekretiert worden. Und man würde einem groben Irrtum anheimfallen, wenn man sie als Zeugnisse für eine besonders patriotische Stimmung der Truppen verwerten wollte oder wenn man gar Momente der Heldenverehrung in solcher Namengebung wirksam sähe. Man kann kaum zu vorsichtig sein, wo es sich um scheinbar naive Schöpfung der Soldatensprache handelt. So hat man ihr gewisse Bezeichnungen wie *Achselklappenwald*, *Dreieckswald*, *Amboswald*, *Fünffingerhöhe* als Zeugnis für einen die Erscheinung scharf und sicher fassenden Blick gutschreiben wollen. Aber diese Namen entstammen den Büros, das ist Armeesprache; es spricht schon Anschauung aus ihnen, aber Anschauung der Karten, nicht der Natur.

Nicht nur interessanter, sondern auch ergiebiger sind Beobachtungen, die man auf einem anderen Teilgebiet der Kriegssprache machen kann, das sind ihre Beziehungen zu den Sprachen der besetzten Länder. Hier kann die Sprachwissenschaft vielleicht das Wertvollste aus der Sprache des Feldes lernen. Denn hier ist ein Sprachmaterial erwachsen, wie es sich nur unter den besonderen Umständen des Krieges bilden konnte, und hier lagen Verhältnisse vor, die vielleicht vergleichbar sind mit Völkerberührungen in sehr weit zurückliegenden Zeiten. Was zunächst ins Auge fällt, ist auch hier wieder die Freude am scherzenden Spiel. Das Wort *parti* für „weg, verschwunden" war z. B. völlig eingebürgert in der Soldatensprache; man sagte nicht nur *ich mach parti* „ich mach mich aus dem Staube", sondern auch *das ist parti* von einem Dinge, das man suchte. Die Entlehnung stammt wohl schon aus den ersten Wochen des Krieges; viele Franzosen schrieben bei ihrer Flucht vor den Deutschen an die Haustür; *parti*[1]. Die Soldaten griffen das Wort auf und gebrauchten es zunächst natürlich als bewußten Scherz. Noch deutlicher tragen diesen Charakter gewisse tautologische Mischbildungen wie *chapeau-Hut*, *château-Schlößchen*, von denen übrigens nur diese letzte wirkliches Leben gewonnen zu haben scheint. Man darf sie nicht etwa auf eine Stufe stellen mit Bildungen wie „Windhund, Lindwurm"; sie dienen nicht der Verdeutlichung, sondern

---

[1] Theodor Imme, *Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor* (1917) S. 148.

sind dem Spieltrieb entsprungen. Gewisse Entlehnungen lenken das Interesse in eine andere Richtung. *Il n'y en a plus* war eine Antwort, die die Soldaten überall zu hören bekamen: in Läden, wo sie kaufen wollten, und häufiger noch in Häusern, wo sie requirierten. Dies *naplü*, wie die Soldaten es hörten, wurde von ihnen bei jeder möglichen Gelegenheit gebraucht: *Hast du noch eine Zigarette für mich? Nein; Zigaretten naplü! — Gibts noch was in der Kantine zu kaufen? Nein; alles naplü.* Das Gegenteil von *naplü* war *boku* oder *buko* (= *beaucoup*); und wie es bisweilen *Fettigkeiten buko* gab, so gab es bisweilen auch *Anschluß buko*, d. h. andauernden Dienst[1]. Solche Beispiele lehren, wie der naive Mensch sich mit der fremden Sprache abfindet: er lernt nicht Vokabeln, sondern er faßt nur ungefähr den Sinn des fremden Ausdrucks auf; er ist deshalb hilflos beim syntaktischen Gebrauch des fremden Wortes. Daher der interjektionale Charakter vieler Entlehnungen, über den das Wort am leichtesten hinauskommt, wenn es äußerlich die Anlehnung an eine bestimmte Wortklasse gestattet. So stellte sich bei den Osttruppen neben das Adverbium *dobsche* „gut!" bald das Adjektivum: *das ist 'ne dobsche Sache*. Lehrreich sind weiter die Bezeichnungen, die sich die Soldatensprache für die Gegner geschaffen hat. Dabei fällt vor allem ins Auge, daß die Benennungen des Gegners weit überwiegend der Sprache des Feindes entnommen sind. Nur für den Franzosen war ein ererbter deutscher Name, *Franzmann*, im Schwange. Freilich sind die aus fremder Sprache stammenden Namen nicht alle gleich zu werten. Auf der primitivsten Stufe stehen Benennungen wie *Naplü, Ohlala, Parlewuh, Wulewuh* für den Franzosen, die übrigens nur in begrenzten Kreisen Geltung hatten; sie gehören in den Bereich der Onomatopoesien. Hervorgehoben sei aus ihnen der Name *Tulemong* (nach dem französischen Sturmkommando: *tout le monde en avant!*): man nannte den Gegner nach dem Wort, das man in gespanntester Situation von ihm zu hören gewöhnt war. Etwas höheren Niveaus sind die Namen *Mussiö* für den Franzosen und *Panje* für den Russen, dies die herrschende Bezeichnung für den östlichen Gegner; sie ist aus dem Munde der polnischen Zivilbevölkerung aufgenommen worden und galt zunächst dem polnischen Zivilisten. Dagegen stammt der ebenfalls vielgebrauchte Name *Ruski* wohl unmittelbar aus russischem Munde; die Gefangenen werden die Vermittler des Wortes gewesen sein. Auf einer andern Linie stehen die sehr beliebten Eigennamen: der Russe hieß *Iwan*, der Engländer *Tommy*, der Franzose *Schang* oder *Schangel*, wie er seinerseits unsern Soldaten *Friedrick* oder *Fritz* nannte. Hier wirken z. T. Einflüsse künstlicher Art, am greifbarsten bei *Tommy*. Denn unter dieser Bezeichnung war der englische Söldner ja auch vor dem Kriege schon bei uns bekannt. Sie ist von den Gebildeten in die Soldatensprache hineingetragen worden. — Leider stehen gerade für dies Kapitel der fremdsprachlichen Einflüsse noch nicht viel Beobachtungen zur Verfügung; aber schon die angeführten Proben lassen erkennen, daß gerade auf diesem Gebiet manche wertvolle,

[1] Karl Bergmann, *Wie der Feldgraue spricht* (1916) S. 33.

auch für Analogieschlüsse brauchbare Beobachtung wird zu machen sein.

Ich möchte überhaupt mit meiner wesentlich negativ gerichteten Kritik durchaus nicht so verstanden sein, als schiene mir eine wissenschaftliche Sammlung und Verarbeitung der Kriegssprache wertlose und unfruchtbare Arbeit. Sie soll nur warnen vor einer falschen Einschätzung, um nicht zu sagen Überschätzung dieses Sprachmaterials, wie sie sich nicht nur bei Dilettanten findet, sondern auch bei dem Wortführer der Münchener akademischen Pläne.

Berlin. A. HÜBNER.

ITALIENISCH - AMERIKANISCHES.

Daß nicht nur die Gedankenwelt, sondern auch die Sprache der in die Vereinigten Staaten eingewanderten Deutschen dichterische Werte berge, wurde von Amerikanern deutscher wie englischer Abstammung schon lange erkannt. Das klassische Beispiel solch hybrider deutsch-amerikanischer Sprachkunst sind wohl die bekannten übermäßig karrikierenden *Hans Breitmanns Ballads* von Ch. G. Leland (1824—1903)[1]. Daß aber auch der italienische Auswanderer und sein italienisch-englisches Kauderwelsch in poetischer Verklärung in die Weltliteratur eingezogen sind, das ist eine in Deutschland vielleicht weniger gekannte Tatsache. Giovanni Pascoli (1855—1912), der gemütvolle Dichter der Romagna, hat in einem reizenden Idyll in zwei Gesängen, das er *Italy* betitelt und seinen unstet wandernden Landsleuten — «All' Italia Raminga» — widmet, die Schicksale einer armen italienischen Emigrantenfamilie in Amerika sich zum Vorwurf gewählt und dabei auch die dichterischen Möglichkeiten jenes im italienischen Munde umgestalteten Englisch verwertet[2].

In bald schelmischen, bald rührenden, bald erhabenen Terzinen erzählt uns der Dichter, wie eine kleine Schar von eben im alten Vaterlande gelandeten Rückwanderern in der kümmerlichen heimatlichen Hütte ankommen und dort von der alten Mutter und den Dorfbewohnern empfangen werden. Drei Generationen sind in der ärmlichen Behausung versammelt, die Großeltern, der mit seinen Kindern zurückgekehrte Vater und Maria, „Molly", das achtjährige Töchterchen eines ausgewanderten Sohnes, das in Amerika geboren wurde. Sie, das kränkliche Kind, das sich im Lande der Väter die Gesundheit wieder holen soll, ist die Heldin des Idylls, und liebevoll wird uns geschildert, wie sie in ihrer englischen Muttersprache ihre kleinen Betrachtungen anstellt und die italienischen Laute ihrer

---

[1] Vergl. darüber L. Kellner, *Geschichte der nordamerikanischen Literatur II* 31 f. (Sammlung Göschen) und das treffende Urteil von A. B. Faust, *Das Deutschtum in den V. St.*, Leipzig 1912, S. 320—21; eine längere Probe gibt u. a. Mark Twain, *Selections from American Humour*, S. 240 (Tauchnitz-Ausg.).

[2] Poesie di G. Pascoli, 2. Band: *Primi Poemetti*; Vorwort der ersten Auflage Juni 1897; benutzt wurde die 5. Auflage Bologna 1912.

Verwandten nur halb versteht. Das alte Vaterland, winterlich in Märzenschnee getaucht, erscheint ihr schlecht und unwirtlich, und, beim Webstuhl der Großmutter sitzend, führt sie mit ihr mühsame, altkluge Zwiesprach darüber, daß sie in dem bösen Italien wohl bald werde sterben müssen. Aber mit der schöneren Jahreszeit kehrt auch des Kindes Gesundheit und Lebensmut zurück, und nicht Molly ist es, die von der Welt zuerst scheidet, es ist die alte Großmutter, die so schwer am Leben getragen. Und als es dann nach ein paar Monaten wiederum ans Abschiednehmen geht, als sich alle Bekannten und Freunde wieder auf Landungssteg und Verdeck drängen, um den aufs neue Scheidenden Lebewohl zu sagen, da ist Molly ganz ausgesöhnt mit dem Lande ihrer Großeltern, und als man sie fragt, ob sie später wiederkommen wolle, ruft sie ein herzhaftes: „Ja!"

So wird das kleine Mädchen. das erst nur wiederwillig das Land der Vorfahren betreten, das aber dann auf dem Boden der alten Heimat gesundet und ihn liebgewinnt, zum Symbol für des Dichters höhere Absicht, um derentwillen er das Gedicht geschrieben. Denn mit jenem Idyll in der Bauernhütte hat er kunstvoll eine zweite Strophenfolge verwoben, in denen er bewegten Gemütes das erbärmliche Leben seiner Landsleute in der Neuen Welt beschreibt. Wie die Zugschwalben, aber mir schwererem Herzen und mit weniger Zuversicht, wandern sie alljährlich hinüber nach Amerika. Als Fruchthändler, Eisverkäufer, Gipsfigurenhausierer ziehen sie von einer fremden Stadt zur andern, und kaum verstehen sie die Sätze, mit denen sie ihre unwillkommnen Waren anpreisen. Selten ernten sie Freude, öfter Schelt- und Hohnworte; und in Kleinmut und Verzweiflung fluchen sie dem Vaterlande, das sie verstoßen hat. Aber sie irren: es müßte nicht so sein, und es wird nicht so bleiben. Italien ist ihrer aller Mutter, und sie wünscht all ihre Söhne bei sich zu behalten. Jetzt weint sie, ihr Auswanderer, über euch; aber dereinst, wer weiß wie bald. wenn alle Naturkräfte des Landes geweckt sein werden, dann wird sie euch alle zurückrufen in einer leuchtenden Morgenröte. Und dann —, dann folget ihrem Ruf und kehret freudig zurück, freudig „Ja!" rufend, wie die kleine Maria es getan.

Dieses reizvolle Gedicht, in dem edle Vaterlandsliebe den Dichter zu so hohem Schwunge begeistert, hat nun, wie eingangs angedeutet, auch eine interessante sprachliche Seite, und diese allein ist es, der diese kurze Notiz gewidmet sein soll[1]. Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade ein Sprachmeister wie Pascoli, dessen Künstlerschaft sich nicht zuletzt in seinen zahlreichen Übersetzungen aus den klassischen Sprachen, dem Alt- und Neufranzösischen, dem Deutschen

[1] Vom literarischen Standpunkte aus wäre noch auf die rührende Grabschrift hinzuweisen, welche Pascoli für die kleine Isabella Caproni verfaßte, die wie die Molly unseres Gedichtes in Amerika geboren wurde, dann aber in zartem Kindesalter im Lande ihrer Eltern starb. Vergl. D. Bulferetti, *Giovanni Pascoli, l'uomo, il maestro. il poeta.* Mailand 1914, S. 227.



und Englischen zeigte [1], sich von der hybriden Sprache der italienischen Auswanderer angezogen fühlte.

Der Gegenstand unseres Gedichtes bringt es mit sich, daß darin viele englische Wörter gebraucht werden. Treten diese nun in ihrer gewöhnlichen Gestalt im Versinnern auf und fügen sie sich zwanglos in den Rhythmus ein, so bieten sie wenig Merkwürdiges, wie etwa in I3:

> «Parlava la sua lingua d'oltremare:
> «. . . *a chicken-house*» «un piccolo lui . . .»
> «. . . *for mice and rats*» «che goda a cinguettare,
> zi zi» «*Bad country, Ioe, your Italy!*»

Ebensowenig auffallend ist es, wenn die englischen Wörter untereinander gebunden erscheinen, wie etwa in dem unreinen Reim "flavour : never" (I5) oder in der bekannten Lizenz "to die : Italy", die Pascoli in einem noch weiter unten zu behandelnden Nachwort mit dem Hinweis auf ähnliche Reime bei Shelley verteidigt. Bemerkenswerter ist es schon, wenn diese englischen Vokabeln in kühnem Reim mit italienischen Wörtern stehen. Es finden sich da: «febbraio : Ohio (I1); lui : Italy (I3, oben angeführt); Molly : colli (I5); gelo : fellow (I6); tossi : Italy (ib.)»; dazu noch eine deutsch-italienische Bindung: «bene : il „Prinzessin Irene"» (II20).

Sprachlich am interessantesten sind jedoch jene englischen Wörter, die dem täglichen Gebrauche der italienischen Auswanderer entnommen sind und die ihre ursprüngliche Form in der Aussprache und in Pascolis Schreibung an italienische Lautgebung angeglichen haben. Zu diesen Wörtern gibt Pascoli in dem erwähnten Nachwort selbst einige Erklärungen. Er macht zunächst darauf aufmerksam, daß die italienischen Auswanderer in englischen Wörtern auf [ə] diesen Vokal in ein ganz helles [a] oder [a:] verwandeln. Es ist dies in

---

[1] Über Pascolis Übersetzungen vergl. Bulferetti a. a. O. S. 136—153. S. 201 erwähnt er ein Gedicht *Virgilio*, das ebenfalls Spuren von «quel tanto esecrato Linguaggio ibrido degli emigranti» zeigen soll. Diese Bemerkung ist mißverständlich. Verse mit diesem Titel finden sich in Pascolis *Gesammelten Werken* nicht. Gemeint ist offenbar das umfangreiche Gedicht *Pietole* in den *Nuovi Poemetti*, Bologna 1914, S. 199—212 (Band 3 der gesammelten *Poesie*). Hier tritt der erhabene Geist Vergils einem armen Bauern gegenüber, der vor der Auswanderung mühsam einige Vokabeln in drei Sprachen auswendig lernt:

> "I am Italian — I am hungry";
> „Ich bin Italiener — Ich bin hungrig";
> «Soy Italiano — Tengo hambre».

Auch hier erschaut des Dichters Vaterlandsliebe eine bald kommende Zeit, wo die Söhne Italiens, des reichen und fruchtbaren Landes, ein glückliches, zufriedenes Leben auf heimatlicher Scholle führen werden. Außer diesen angeführten Sätzen, die mehrmals wiederkehren, enthält das Gedicht keine weiteren Beispiele der Emigrantensprache und überhaupt keine hybriden Wortbildungen.

der Tat einer der bekanntesten Italianismen, der auch in der humoristischen Literatur Amerikas besonders von Tagesschriftstellern gerne verwertet wird. Im italienischen Munde werden also Pascolis überraschende Reime: «nieva : pai con fleva [= pie with flavour]» (I4) und «prima : stima [= steamer]» (I5) ohne weiteres korrekt. — Eine größere Gruppe wird dann von Wörtern gebildet, die eine teilweise noch weitergehende orthographische oder phonetische Umwandlung erfahren haben. Es finden sich die folgenden: «bisini (pl.) = business (I5); frutti-stendo = fruit-stand (ib.); checche (pl.) = cakes (ib.); candi = candy (ib.); scrima = ice-cream (ib,); baschetto = basket (ib.); salone = saloon (der bekannte amerikanische Ausdruck für engl. "public house") (ib.); bordi = boarders (ib.); cianza = chance (II20); ticchetta = ticket (ib.); barco = barque, steamer (ib.)». Hierher kann man auch die häufige Kurzform «Mèrica» = America (I6) rechnen. Als Probe der Verwendung dieser Wörter innerhalb des Gedichtes seien die am reichsten bedachten Strophen aus I5 angeführt:

«Venne, sapendo della lor venuta,
gente, e qualcosa rispondeva a tutti
Ioe, grave: «*Oh yes*, è fiero . . . vi saluta . . .

molti bisini, *oh yes* . . . No, tiene un frutti-
stendo . . . *Oh yes*, vende checche, candi, scrima . . .
Conta moneta! può campar coi frutti . . .

Il baschetto non rende come prima . . .
Yes, un salone, che ci ha tanti bordi . . .
Yes, l'ho rivisto nel pigliar la stima . . .»

Schließlich verwendet Pascoli an wirkungsvoller Stelle (II14) auch noch das amerikanische Schimpfwort "dago", das dem verächtlichen "Dutchman" für "German" entspricht[1]:

Offrono *cheap* la roba, *cheap* le braccia,
indifferenti al tacito diniego;
e *cheap* la vita, e tutto *cheap*; e in faccia

no, dietro mormorare odono: *Dego!*»

Pascoli will dieses Wort aus "dagger" (Dolch) ableiten, offenbar in Hinblick auf hitzige Tätlichkeiten, die in der neuen Heimat der Auswanderer ebenso häufig sind wie in der alten. Doch ist diese Erklärung recht unwahrscheinlich. Vorzuziehen ist eine andere Ableitung, die von Amerikanern selbst gegeben und auch vom "New English Dictionary" angenommen wird. Darnach ist das Wort als eine Verstümmelung des spanischen «Diego» anzusehen, das zuerst in den südwestlichen Vereinigten Staaten zur Bezeichnung eines Arbeiters spanischer Herkunft diente, dann auf Spanier, Portugiesen und Italiener in gleicher Weise übertragen wurde, bis

[1] Auch Rambeau, *Aus und über Amerika*, Marburg 1912, S. 78, kennt das Wort; dortselbst auch eine kurze Charakteristik des italienischen Auswanderers.

er heutzutage besonders an den Italienern haften blieb. Die diphthongische Aussprache der Tonsilbe im amerikanischen Munde hat zu dem Wortspiele Veranlassung gegeben: "Did you ever get up in the morning and see the *day go?*"

Würzburg. WALTHER FISCHER.

ÜBER DAS STUDIUM DES RUSSISCHEN.

Die Beschäftigung mit dem Russischen ist bei uns bisher sehr vernachlässigt worden. Allgemein wurde es uns als besonders schwierig bezeichnet und so mit den schwierigsten anderen Sprachen zusammengestellt, wie Ungarisch, Türkisch, Japanisch usw. Ihm trat, von einzeln Interessenten und Interessentinnen abgesehen, fast nur der, wer es aus besonderen Gründen nötig hatte, näher, erlernte oft nur das Notwendigste und behielt meist seine Eindrücke für sich. Die verbreitete Kenntnis des Deutschen und Französischen in Rußland, die dortigen politischen Strömungen, das Vordringen des Russischen in die baltischen Universitäten und Schulen, und endlich jetzt das Bolschewistentum waren nicht geeignet, diese Auffassungen vorteilhaft abzuändern.

Und dennoch, wer sich in günstiger Zeit länger mit dem Russischen (Großrussischen) beschäftigt hat und Spracheninteresse besitzt, wird sicher empfunden haben, daß er damit eine dankbare, lohnende und ergiebige Arbeit unternommen hat. Das Russische steht dann, sei es nur in einer Novelle, Dichtung oder Zeitung, nicht mehr unverständlich, sondern verständlich vor ihm, in seinen imposanten cyrillischen Lettern oder in einer guten Transskription, wie sie jetzt als russisch-lateinische Rechtschreibung versuchsweise aufgestellt worden ist. Zunächst aber wird er erkannt haben, daß es mit der Schwierigkeit der Sprache nicht so schlimm aussieht. Er sieht nun den leichten, anmutigen Aufbau der Sätze, welche durch die verschiedenen Fallendungen der Hauptwörter und Adjektive, die kraftvollen Partizipien und Gerundien belebt werden, ihn überkommt unwillkürlich und packend ein Vergleich mit der Lektüre leichter lateinischer und griechischer Klassiker, es erscheint ihm, daß hierin auch etwas ähnlich bildend Wirkendes enthalten sein müsse, wie in der Lektüre einer Seite Xenophon, Cicero und Salvatore Farina. Wird ja das Lateinische und Griechische hauptsächlich wegen seiner lehrreichen grammatischen Struktur geschätzt. Hierzu besitzt das Russische, als gleichfalls mathematische Flexionssprache, noch den Vorzug, eine lebende Sprache zu sein, mit eigenem, modernen, vornehmen Charakter, nebst sehr fein entwickelter Nüancierungs- und Lebensbegriffsterminologie. Ähnlich dem Deutschen bildet es zusammengesetzte Ausdrücke, welche in vielen anderen Sprachen umschrieben werden müssen, wie «wozduchočistitelnȳ (luftreinigend), obşeupolrebitelnȳ (allgemein gebräuchlich), udobočitájemȳ (leichtleslich), legkomýslenny (leichtsinnig), dušespasitelnȳ (seelenrettend), mnogočislenny (zahlreich), mnogoetażnȳ (mit vielen Etagen)», usw. Sachverständige des Russischen erkennen daran einstimmig Klarheit,

Reichtum und Schönheit der Sprache an. Aber auch welcher andere hätte nicht schon einmal die fremdartigen, anmutigen Klänge der Sprache der zahlreichen, unter uns weilenden Familien und Vertreter des weiten Ostens bewundert? Die Häufigkeit der Zischlaute nähert sie dem Italienischen, mit dem sie, wie auch mit dem Deutschen, in sehr zahlreichen Wortstämmen verwandt ist, wie z. B. in: «predstawit (vorstellen), dat' (geben), umorit' (töten = ubit'), wolja (Wille), ležit (liegt), predložit, predlagat (vorlegen, vergl. „die Lage") derewña (Dorf), werno (wehr), Kuchña (Küche), wĕter (Wind), rabotat (arbeiten), ispolnit (ausfüllen, ausführen), cĕl (Ziel), korotki (kurz), tajet (es taut), syt satt (sazio), teret (reiben, lat. terere), grubost (Grobheit), beregitjes' (bergen, hüten Sie sich)», und zahlreichen anderen, wohin auch die allgemein indogermanischen, wie «mat' (Mutter), syn (Sohn), sestrá (Schwester), brat (Bruder), oko (Auge), nos (Nase)» zu rechnen sind. An der leichten Erlernbarkeit der russischen Schrift wird niemand zweifeln. Das Deklinationen- und Konjugationensystem des Russischen ist im ganzen regelmäßig, mit einer verhältnismäßig geringen Anzahl abweichender Bildungen, die in den Schwestersprachen viel häufiger sind, und kann daher auf die Dauer, trotz eines gewissen Formenreichtums ernstliche Schwierigkeiten nicht bereiten. Da hierzu die russische Aussprache, die in gewissen Sachen mit der Wortbetonung zusammenhängt, und die Gesetze der Konsonantenveränderung sich in sehr kurzer Zeit selbständig herausfühlen lassen, so wird das Russische eigentlich leichter erlernbar als Dänisch und Schwedisch, auch besitzt es eine weit geringere Anzahl Tempora und Modi als die romanischen Sprachen. da es für die Zeiten nur drei Hauptanschauungsformen besitzt. Für Ausgleich hier sorgt aber teilweise das Doppelvorkommen des Zeitworts, welches zugleich durch die Unterscheidung, ob die Handlung als bestimmte (einmalige und wiederholte) oder als allgemein aufgefaßt wird, eine genauere und feinere Wiedergabe des Verbalbegriffs verfolgt. Nicht sehr abweichend ist ferner die russische Wortstellung und Syntax. Daher konnte auch das Russische schon für Anfänger ganz nett in der bekannten gelben Miniaturbibliothek behandelt werden. Es drängt sich unwillkürlich alles Schwierige auf ein paar vorübergehende Unbequemlichkeiten zusammen, nach deren Überwindung der Weg nachher eben ist. Man muß im Russischen darauf bedacht sein, sich im Laufe der Zeit einen größeren Vorrat von Wörtern, namentlich aber an Wortstämmen anzueignen. So hat die Probe ergeben, daß jemand schon bei mittelmäßigen Kenntnissen befähigt ist, sich damit überall, wo er hinkommt, eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen.

Es hängt ferner beim Russischen, namentlich für Autodidakten, besonders viel davon ab, daß auch die Lehrbücher von Anfang so ausgewählt werden, daß das Material angenehm verteilt ist. Solche sind z. B. *Motti*, sowie die größere Ausgabe *Gaspey-Otto-Sauer*, die kleinere in der *Miniaturbibliothek* (2 Bändchen von Vymazal-Mielck), *Ásboth*, *Marnitz-Elementarbuch*, für den Unterricht *Friedrichs*, dann eine *Berlitz-Ausgabe* mit Konversation, sodann die außerordentlich geeignetes Material enthaltenden Elementarbücher der baltischen Schulen.

Doch mit den Lehrbüchern und Lehrsystemen allein ist es noch nicht getan, und wir müßten gerade für das Russische noch ein ganz besonders umfangreiches Konversationsbuch haben, welches weniger Spezialthemata, als vielmehr die allgemeine Sprache behandelte, wie sie im Originalzustand gesprochen wird; ein noch nicht ausgefülltes Bedürfnis, dem vorläufig die russischen „Echos" oder die Dialoge bei Meierowitsch versucht haben näherzukommen, mindestens aber ein Buch, wie für das Italienische Franceschi's *Città e Campagna*, also ein *Učebnik jestestwennych swjazných razgowórow*. Nur so würde die Menge des hier gebotenen Materials eine sichere Gewöhnung an die Umgangssprache oder Konversation herbeiführen.

Auch mit der Anfangslektüre russischer Schriftsteller gelten Normen der Vorsicht. Wählt man bedeutendere Autoren, so begnüge man sich anfangs mit leichteren Auswahlen. wie bei Göschen, in *Golotusow*, Werkhaupt, *Ostrogorsky* (*Živoje Slowo*), in Fischer, Raim, Gerh.'s *Kleine Lehrbibliothek*, *Briefe russischer Kriegsgefangener* (Meyer, *Russischer Bote)*, *Russische Reisebeschreibungen*, Korolenko, *Gubinski-Ausgaben* (Petersburg, Font. 61), *Zadušewnoje Slowo*, *Averčeuko's Satyren*, Turgénjew, *Ein Monat auf dem Lande* etc., sowie namentlich auch lehrreiche in Deutschland erscheinende Zeitungen mit ihren Feuilletons, wie *Wremja*, *Prizyw*, wie es sich jetzt überhaupt empfiehlt, sein Augenmerk auf neuere, aktuelle Erscheinungen zu richten. Die Kenntnis dieser Sachen bildet sodann eine gute Grundlage auch zur Lektüre klassischerer Werke, worunter Romane zu bevorzugen sind, die vieles in Gesprächsform enthalten.

Ob auch bei uns jetzt nach schüchternen, aber wohlgelungenen Anfängen, noch höhere Schulen das Russische als freies Lehrfach bekommen werden, scheint wohl vorläufig ungewiß; sicher würde dies manchem nicht mißfallen, wie doch aus obigen Betrachtungen und Erwägungen das Russische sich auch ferner als schätzenswertes Fach ergeben dürfte. Erscheint es doch auch, mehr als irgend eine andere unserer Nachbarsprachen, als Originaltyp einer größeren, uns verwandten Sprachenfamilie, gewissermaßen in weiterem Sinne auch als eine Schwestersprache unserer deutschen.

Berlin. ROBERT SCHNEIDER.

AUFRUF ZU EINER KONRAD HOFMANN-SPENDE.

Das Andenken an Konrad Hofmann, das anläßlich seines 100. Geburtstages im November 1919 durch eine Feier in der Universität München erneuert wurde, soll auf Anregung der damaligen Teilnehmer, auf Wunsch der Schüler und Verehrer dieses bedeutenden Forschers und Lehrers nun auch durch ein äußeres Zeichen festgehalten werden. Eine schlichte, künstlerisch würdige *Gedenktafel* soll in den Räumen des romanischen Seminars der Universität

München, als einer hervorragenden Wirkungsstätte Hofmanns, angebracht werden. Das bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus hat zu diesem Zweck bereits einen namhaften Beitrag zur Verfügung gestellt. Wir bitten und hoffen, daß auch Euer Hochwohlgeboren uns gütigst unterstützen wollen in der Erfüllung einer Ehrenpflicht und in der Abtragung einer Dankesschuld gegen den großen Gelehrten. Für jede noch so bescheidene Gabe sind wir aufrichtig dankbar. Die Ehrung eines bahnbrechenden wissenschaftlichen Arbeiters soll unserer akademischen Jugend eine Mahnung zur ernsten Arbeit in Gegenwart und Zukunft werden.

Wer hierzu beitragen will, möge sein Scherflein baldigst an das von Herrn Professor Dr. O. EMMERIG, München, Theresienstraße 72 III, für die Hofmann-Spende errichtete Postscheckkonto No. 22339 gelangen lassen. Zur Vermeidung weiterer Portoausgaben bitten wir den abgestempelten Posteinlieferungsschein als Quittung zu betrachten.

EINE NEUE MONATSSCHRIFT FÜR DEUTSCHE KULTURGEMEINSCHAFT.

„Die Arbeit" nennt sich eine neue von Prof. Dr. ERWIN RUCK und Dr. ALBERT BAUR in Basel herausgegebene, soeben mit ihrem 1. Heft erschienene Monatsschrift, deren Ziel nach den einführenden Worten Erwin Rucks „Klarstellung, Verständigung, Neubau im Bereiche der Gesamtkultur des deutschen Volkstums" ist. Sie will tatkräftig arbeiten für die Bewahrung der Geschlossenheit des deutschen, nicht auf die politischen Grenzen beschränkten, sondern in der Sprachgemeinschaft begründeten Kulturkreises. Nicht aus einer den anderen Kulturen feindlichen Kampfstimmung heraus, sondern aus der richtigen Überzeugung heraus, daß die einzelnen Volkskulturen ihre Eigenart möglichst bewußt und im edlen Wetteifer miteinander entfalten. Die Aufgabe, die sich die Herausgeber gestellt haben, verdient weitgehendste Unterstützung von den Reichs- und Auslanddeutschen. Sie kann berufen sein, wenn sie in der begonnenen Weise fortfährt, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Deutschen im In- und Auslande zu stärken und dem deutschen Wesen wieder Achtung und Anerkennung in der Welt zu verschaffen. Alle das erste Heft schmückenden Beiträge atmen den Geist strenger Sachlichkeit und doch zugleich warmen menschlichen Empfindens, manche sind deshalb so ganz von deutscher Art, weil sie so sicher aus der Tiefe des eigenen Wesens herauswachsen und doch darüber hinweg in die Welt, über die sichtbaren Dinge hinausweisen. — Unterdessen ist das 2. Heft (Juniheft) erschienen, das neben anderen trefflichen Beiträgen einen beachtenswerten Aufsatz von L. E. Schücking über *Das künftige Universitätsstudium der neueren Sprachen und das Ausland* enthält.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.



ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXVIII. JUNI-JULI 1920. HEFT 3/4

G. LAMBECK, *Philosophische Propädeutik im Anschluß an Probleme der Einzelwissenschaften.* Unter Mitwirkung von E. GOLDBECK, M. GRUNER, E. HOFFMANN, P. LORENTZ, A. MESSER herausgegeben. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1919. VII und 236 S. Geh. M. 5,—; geb. M. 6,50.

Für den Unterricht in philosophischer Propädeutik stehen bereits verschiedene Lehrbücher zur Verfügung, von denen nur die besten und wichtigsten genannt seien. Ein kurzes Lehrbuch für philosophische Besprechungen über Probleme der Psychologie, Psychophysik und Logik hat Th. Finckh[1] veröffentlicht. Sehr brauchbar ist auch der auf Logik und Psychologie beschränkte Leitfaden von P. Vogt[2], wobei ich allerdings die Logik nur mit Auswahl behandeln würde. Für Gymnasien vorzugsweise bestimmt, in engem Anschluß an Aristoteles geschrieben ist das dreiteilige Werk von O. Willmann[3]. Vorzüglich, aber meines Erachtens viel zu ausführlich sind A. Höflers[4] Grundlehren. Beachtenswert ist die Propädeutik von R. Lehmann[5], der in einer übersichtlichen und geschickten Auswahl auch die Erkenntnistheorie, Ethik und Ästhetik berücksichtigt, wenn auch bei ihm wieder Logik und Psychologie den Hauptbestandteil bilden. In Form von leicht faßlichen Aufsätzen führt E. Hermann[6], ausgehend von der Philosophie des Altertums, in die Philosophie, das Reich des Wahren, Schönen und Guten ein. Mit den Problemen der Philosophie überhaupt, des Materialismus, des Monismus, der Monadologie, des Kritizismus, Idealismus usw. und dadurch mit Persönlichkeiten wie Spinoza, Leibniz, Kant u. a. macht in ähnlichen abgerundeten Aufsätzen A. Heußner[7] bekannt und leitet auf diesem Wege, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, einerseits in philosophisches Denken, andererseits aber auch bis zu einem gewissen Grade in die Geschichte der Philosophie ein.

Die letztere wird im Unterricht nur insoweit herangezogen werden können, als sie in näherer Beziehung zu den anderen

---

[1] *Lehrbuch der philosophischen Propädeutik.* Heidelberg (C. Winter) 1909.

[2] *Leitfaden der philosophischen Propädeutik.* Freiburg i. Br. (Herder) 1911.

[3] *Philosophische Propädeutik:* I. Logik[4]; II. Empirische Psychologie[4]; III. Historische Einführung in die Metaphysik. Freiburg i. Br. (Herder) 1912-14.

[4] *Grundlehren der Logik und Psychologie*[4]. Leipzig und Wien (G. Freytag) 1918.

[5] *Lehrbuch der philosophischen Propädeutik*[4]. Berlin (Reuther & Reichard) 1917.

[6] *Grundriß der Philosophie für Anfänger*[2]. Cöthen (O. Schulze) 1907.

[7] *Die philosophischen Weltanschauungen und ihre Hauptvertreter*[5]. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1919.

Wissenschaften, vor allem zur Kunst, zur Literatur steht. Man ist zu der Einsicht gekommen, daß die vornehmste Aufgabe des besonderen Unterrichts in der Philosophie nicht in der Übermittlung und Anhäufung irgendwelcher Kenntnisse der Philosophiegeschichte oder einzelner Disziplinen wie Logik und Psychologie besteht. Vielmehr muß er in erster Linie den Schüler möglichst selbständig in philosophisches Denken einführen. Das erreicht er am besten dadurch, daß er, von den einzelnen Unterrichtsfächern ausgehend zeigt, wie die gleichen letzten Fragen in fast allen Wissenschaften nach Lösung drängen[1], und daß er in einem abschließenden Kursus die philosophischen Fragen, Erörterungen und Ausblicke wenn möglich zu einem Ganzen verknüpft. Diesen Weg durch ein derart angeordnetes Lehrbuch in der Praxis zum erstenmal eingeschlagen zu haben, ist das Verdienst Lambecks. Er und seine Mitarbeiter haben denn auch ein Werk zustande gebracht, das anregend wirken und neues Leben in den Unterricht der philosophischen Propädeutik auch da bringen wird, wo er wie in Österreich und süddeutschen Staaten bereits eingeführt ist.

Eine philosophische Auseinandersetzung ist oft gar nicht zu vermeiden, wenn der Unterricht nicht auf der Oberfläche bleiben will. Natürlich muß die philosophische Erkenntnis von den Schülern selbsttätig entwickelt, wirklich erarbeitet werden. Das ist gerade das Neue an Lambecks Methode, daß er nicht von einem System ausgeht, nicht losgelöst von dem übrigen Unterricht logische Formeln oder psychologische Tatsachen lehrt, sondern den Schüler aus der Erfahrungswelt, den Problemen der Einzelfächer zum Allgemeinen führt, zu wissenschaftlichem Denken und einer durch philosophische Erkenntnis gefestigten Weltanschauung erzieht. So wirkt die Schärfung des Urteils auch auf die Klärung der Charakterbildung.

Wo die einzelne Wissenschaft auf die Lösung eines Problems verzichten muß, nimmt die Philosophie die Arbeit auf. Ihre Begriffe schon und Methoden enthalten oft die größten Schwierigkeiten. Wir erinnern nur an Atom, Stoff, Kraft, Kausalgesetz u. a.[2] So ist neben der logischen Schulung und psychologischen Erklärung die Erkenntnislehre von Wichtigkeit für den Schüler. Auch sein metaphysisches Bedürfnis, ein Verlangen, das ja der Menschheit überhaupt eignet, wird man bis zu einem gewissen Grade wenigstens, allerdings ohne jede doktrinäre Einseitigkeit und Hartnäckigkeit, befriedigen müssen.

Kurz nur sei der Inhalt von Lambecks anregendem Sammelwerk skizziert, wobei wir uns natürlich auf einige ausgewählte Hinweise beschränken müssen. E. Goldbeck behandelt die *Mathematik*. Das I. Kapitel bringt wichtige Ausführungen über den Raum, die Grundbedingung alles körperlich Seienden. Mathematisch allein läßt er sich nicht begreifen, sondern verlangt die Heranziehung der Psychologie. Danach aber tut sich das allgemeinere und tiefere

[1] Vgl. B. Weinstein, *Die philosophischen Grundlagen der Wissenschaften*. Leipzig und Berlin (Teubner) 1906.

[2] Vgl. darüber HEUSSNER a. a. O. 22 ff.



Problem auf, ob der Raum wirklich objektiv außer uns vorhanden oder nur ein Produkt unserer Seelentätigkeit ist.

Besonders wichtig ist der Abschnitt, der von der reinen Mathematik und den Zielen des mathematischen Unterrichts auf den höheren Lehranstalten handelt. Logische Schulung ermöglicht die Mathematik in größerem Umfang als die Grammatik, da sie mit verhältnismäßig mehr eindeutigen Begriffen arbeitet als letztere. Das wollen wir nicht leugnen, während andererseits doch betont werden muß, daß der Sprachunterricht, der ja nicht nur aus Grammatik besteht, dem Schüler für das Leben — von einzelnen Berufen abgesehen — mehr zu lernen und zu schauen, vor allem auch für Wille und Gemüt mehr Nahrung zu geben vermag als die Mathematik.

Der Wert der Wissenschaft wird dem Schüler einleuchten, wenn er in den Kapiteln über *Physik* — ebenfalls von Goldbeck — hört, wie die Wissenschaft zu Gesetzen aufsteigt, auf denen unsere Herrschaft über die Natur beruht, und durch welche erst die heute so wichtige Technik möglich wird. Das physikalische Weltbild wird einen gewissen Reiz ausüben und zunächst wenigstens bei dem Schüler zuversichtliche Anerkennung finden, da es sich ihm gerade aus den Erfahrungstatsachen einer Schulwissenschaft ergibt, da er hier sich aus den Mitteln des Unterrichts eine widerspruchslose Weltanschauung glaubt aufbauen zu können und so einen Halt in manchen Zweifeln und Kämpfen der Entwicklungsjahre gefunden zu haben meint. Deshalb ist es von größter Wichtigkeit, die Grenzen dieses, von höherer Warte aus gesehen, doch unzulänglichen physikalischen Weltbildes aufzudecken, die Scheide zwischen Naturwissenschaft — ich denke dabei auch gleich an die *Biologie*, mit der sich der III. Teil beschäftigt — und Philosophie recht scharf zu betonen. Vor Übergriffen in das Gebiet der letzteren unter der Flagge der exakten Wissenschaften wird man die Jugend durch einige treffende Beispiele warnen müssen. Im übrigen ist die durchaus maßvolle und umsichtige Darstellung Goldbecks wie auch M. Gruners, der die Biologie behandelt hat, anzuerkennen. Dabei wird die durchschnittliche Fassungskraft der Schüler nur selten überschritten. Das nächste Kapitel ist der *Geschichte* gewidmet.

Probleme, wie sie aus der Geschichts*wissenschaft* erwachsen (z. B. Land und Volk, Die großen Persönlichkeiten in der Geschichte, Geschichtliche Werturteile, Der Zufall in der Geschichte, Geschichte und Naturwissenschaft, Der Fortschritt in der Geschichte, Der Prozeß der Vernunft wider die Geschichte) behandelt der kürzlich verstorbene Herausgeber. Vorteilhafter erschiene es uns, mehr die Probleme hervorzukehren, die sich aus dem Geschichts*unterricht* ergeben und deshalb dem Schüler verständlicher sein werden. Mit diesem Teil beginnt das nötige Gegengewicht der Geisteswissenschaften gegen die Naturwissenschaften. Die Natur schließt nur Möglichkeiten in sich; ob und wie diese verwirklicht werden, darüber bestimmt die geschichtliche Entwicklung. Der Mensch ist nicht ein Produkt der Natur, sondern vor allem ein geschichtliches Wesen. In der Geschichte sind andere Methoden maßgebend als in der Naturwissenschaft. Doch kann die geschichtliche Entwicklung nicht

in die Grundsätze der Vernunft gezwängt werden; drum haben auch die Ideen der „Aufklärung“ die harte Wirklichkeit nicht zu überwältigen vermocht. Über diese wichtige Epoche der Geistesgeschichte hätte an anderer Stelle des Buches mehr gesagt werden dürfen.

Ethische und ästhetische Werte und Lebens- und Weltanschauungen sind die großen Gesichtspunkte, unter denen P. Lorentz die *Deutsche Literatur* zur Einführung in philosophisches Denken heranzieht. Wie geistvoll der Verfasser diese Fragen zu behandeln weiß, das hat er schon in seinem Buche „Lessings Philosophie“ [1] bewiesen In dem Beitrag zu Lambecks Sammelwerk ist Lorentz besonders auf Kant und Schiller, auf den Kampf zwischen Pflicht und Neigung eingegangen. Doch durfte dabei der Hinweis auf die Antike und besonders auf das klassische Drama der Franzosen nicht fehlen. Auch Goethes philosophische Gedichte, sein Verhältnis zu Spinoza, ferner Kleist und schließlich der Naturalismus und ihre Beziehungen zur Philosophie hätten eingehender berücksichtigt werden können. Einzelne dieser etwas gar zu systematischen Darstellungen dürften doch zu hohe Anforderungen an die Jugend stellen, so anregend auch dieser Teil des Werkes ist. Zur Ergänzung dieses Abschnittes sei außer auf Paulsens treffliche *Einleitung in die Philosophie* [2] auf M. Heynacher *Goethes Philosophie aus seinen Werken* [3] und die vorzüglich orientierende Einleitung von R. Petsch zu seiner Ausgabe von „Lessings Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai über das Trauerspiel“ [4] verwiesen. Für eine philosophisch vertiefte Betrachtung der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts verdient ganz besondere Beachtung das neu erschienene Werk von O. Walzel *Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod* [5], das sich durch begriffliche Klarheit, durch logisch geordnete Gedankenfolge nicht minder empfiehlt als durch tief künstlerische Bezwingung eines z. T. noch völlig undurchforschten Stoffgebietes.

In die Gedankenwelt der *Antike* führt E. Hoffmann ein. Sehr feinsinnig behandelt er die Begründung des Weltproblems durch die Vorsokratiker und streift das Erkenntnisproblem in der griechischen Sophistik. Sokrates interpretiert er allzu sehr im Sinne der Kantischen Philosophie.

Einen *Überblick über die Philosophie* selbst und ihre verschiedenen Disziplinen mit Hinweisen auf die vorausgehenden Abschnitte gibt A. Messer. Gerade dieser Abschnitt hätte etwas mehr in die Tiefe gehen, hätte außer den wichtigsten Problemen auch die großen Persönlichkeiten der philosophischen Wissenschaft etwas mehr hervortreten lassen dürfen.

Bei all der Anerkennung, die man Lambecks Buch und der Art und Weise, wie in ihm die einzelnen Unterrichtsfächer verknüpft und

[1] Philosophische Bibliothek Band 119 (Leipzig 1909).
[2] Stuttgart und Berlin (Cotta), 29. und 30. Auflage 1919.
[3] Philosophische Bibliothek Band 109 (Leipzig 1905).
[4] Philosophische Bibliothek, Band 121 (Leipzig 1910).
[5] Berlin 1919, Askanischer Verlag. 348 S. M. 15.—.

der Einführung in philosophisches Denken nutzbar gemacht werden, zollen muß, vermissen wird man die *Religion*[1], die *Kunst*, vor allem aber die *neueren Fremdsprachen*. Dieser Mangel muß bei einer Neuauflage, die wir dem Buch recht bald wünschen, unbedingt behoben werden. Die Sprachen selbst, ihr Ursprung, ihre Entwicklung, ihre Wechselbeziehungen, ihre Ausdrucksmöglichkeiten, die Grammatik, vor allem aber die Literatur und Kultur der Engländer und Franzosen bieten Probleme genug, die sich zu philosophisch vertiefter Betrachtung eignen. Wir wiesen oben schon einmal auf die Aufklärung, auf Corneille und Racine hin. Wir brauchen nur Namen wie Descartes, Pascal, Voltaire, d'Alembert, Montesquieu, Diderot, Rousseau, Locke, Shaftesbury, A. Smith, Hume, John Stuart Mill, H. Spencer und Ruskin zu nennen, um zu zeigen, wie eng die neusprachliche Lektüre mit bedeutenden Epochen der Philosophie in Beziehung steht. Freilich ist der neusprachliche Unterricht nicht ganz unschuldig daran, wenn seine Bedeutung für die allgemeine Geistesbildung häufig unterschätzt wird, wenn gerade in jüngster Zeit Stimmen gegen seinen Umfang in unseren Schulen laut wurden. Eine psychologisch vertiefte Betrachtung der Grammatik, vor allem der Syntax, ein schärferes Herausarbeiten der Kulturwerte der Franzosen und Engländer, ein Beschränken auf nur hervorragend wertvolle dichterische, geschichtliche und philosophische Lesestoffe wird das Ansehen des neusprachlichen Unterrichts heben. Gerade der geistlose Grammatikdrill und die vielfach verbreiteten seichten Unterhaltungslesestoffe haben der Einschätzung des französischen und englischen Unterrichts geschadet. Die Philosophie vor allem hat noch viel zu wenig Berücksichtigung im neusprachlichen Unterricht gefunden. Und doch haben wir schon einige recht brauchbare philosophische Schultexte, so vor allem in der von J. Ruska herausgegebenen Sammlung des C. Winterschen Verlages zu Heidelberg, in der bekannten Sammlung von Velhagen und Klasing und den vorzüglich kommentierten Teubner's School Texts. Auch das gut ausgewählte *Philosophische Lesebuch*[2] von G. Budde kann empfohlen werden.

Bei jeder philosophischen Betrachtung, die sich an die Unterrichtsfächer anschließt, werden die neueren Fremdsprachen reiches Material liefern können. Sie müssen deshalb in einem Sammelwerk, wie dem von Lambeck künftig unbedingt vertreten sein. Wollte man in der philosophischen Propädeudik die modernen Sprachen übergehen, sie würden erheblich auch in der Achtung der Schüler, der kommenden Geschlechter sinken. Sähe es doch aus, als ob sie keine Bausteine zu dem Gebäude wertvoller philosophischer Gedanken zu liefern vermöchten.

Nur auf einiges sei einstweilen hingewiesen. Die Bedeutung der Sprache für das geistige Leben, Wesen und Bildung der Gemeinsprache, Grammatik und Psychologie sind drei Themen, die ich dem

---

[1] Vergl. die kurze, gut orientierende *Religionsphilosophie* von O. von der Pfordten (Sammlung Göschen) Berlin und Leipzig 1916.

[2] Gesondert erschien ein französischer und ein englischer Teil (Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung 1908).

Philosophischen Lesebuch von A. Gille[1] entnehme. Solche Probleme wie Sprache und Denken u. a. könnten auch mit besonderer Berück- der neueren Sprachen erörtert werden[2]. Bei Gille findet sich auch ein Abschnitt von J. St. Mill über den Bedeutungswandel der Wörter; mehrere andere Proben zeigen, wie klar gerade dieser Philosoph über die Logik zu schreiben wußte. Die Nationen und ihre Philosophie hat Wundt behandelt; auch seine *Elemente der Völkerpsychologie* liefern Stoff.

Wie sich die Grammatik philosophisch vertiefen läßt, haben in ihren den Lesern dieser Zeitschrift bekannten Büchern Wähmer, Haas, Deutschbein, Lerch, Vossler, Wust, u. a. gezeigt. Mehrfach neue Gesichtspunkte bringt E. Otto *Zur Grundlegung der Sprachwissenschaft* (Bielefeld und Leipzig 1919), dabei auch vielfach Beispiele aus dem Französischen und Englischen.

Vor allem aber kommt die Lektüre in Betracht. Über die Grundlagen der Philosophie ist im Anschluß an Descartes zu sprechen. Zu den angeborenen Ideen könnte weiter Locke das Wort erhalten. Empirie, Skeptizismus, Positivismus von Bacon bis Comte und Spencer sind nicht minder geeignete Objekte für philosophische Betrachtung als die englischen Deisten und Moralphilosophen oder die Aufklärungsphilosophie, die Enzyklopädisten und Materialisten der Franzosen. Der grundlegenden Ausführungen der Engländer und Franzosen über den Staat[3], die Gesetze und Zivilisation möge man sich bewußt werden durch die Erinnerung an Namen wie Hobbes, A. Smith, Buckle, Montesquieu, Rousseau oder Taine. Die französischen Denker vom Ende des 18. Jahrhunderts sind jetzt mit besonderer Sorgfalt in der Neuauflage des auch sonst sehr empfehlenswerten Werkes von R. Eucken *Die Lebensanschauungen der großen Denker*[4] behandelt. Die Eigenart deutschen Wesens[5] wird erst durch den Vergleich mit anderen bedeutenden Völkern der Gegenwart in das rechte Licht gesetzt werden können. Weiter nennen wir die *Querelle des Anciens et des Modernes* und ihre Beziehungen zur Philosophie. Ein anderes Thema wäre der Utilitarismus. Zu seiner Betrachtung, die natürlich ebenfalls kritisch zu gestalten wäre, wäre besonders auf Hobbes, J. Bentham und Mill einzugehen. H. Spencers Ethik, unter dem Gesichtspunkt des Evolutionismus betrachtet[6],

---

[1] Halle a. S. (Buchhandlung des Waisenhauses) 1904.

[2] Anregungen dazu bietet ein Kapitel aus Th. Erismanns *Angewandte Psychologie* (1916).

[3] Vergl. dazu Wundt in den ausgewählten Abschnitten *Zur Psychologie und Ethik* (Leipzig, Ph. Reclam).

[4] 13. und 14. Aufl. Berlin und Leipzig (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger) 1919.

[5] Vergl. die schöne Auswahl aus Euckens Schriften, die unter dem Titel *Geistesprobleme und Lebensfragen* neuerdings in Reclams Universal-Bibliothek erschienen ist.

[6] Vergl. Kirn, *Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart.* 3. Auflage, Leipzig 1917. (*Aus Natur und Geisteswelt Nr. 177*).

d'Alemberts grundlegende Bedeutung für die positivistische Philosophie wären weitere Aufgaben.

Die Sprache ist die Seele eines Volkes. Überraschende Aufschlüsse über den Volkscharakter vermag deshalb auch eine psychologische Betrachtung des Wortschatzes zu geben.

Doch genug der Einzelheiten. Wollte ich doch nur durch einige rasch zusammengeraffte Hinweise zeigen, daß auch das Gebiet der neueren Sprachen da, wo es sich um eine Einführung in philosophisches Denken, in die letzten und höchsten Probleme des menschlichen Geistes handelt, nicht übersehen werden darf.

Daß man von den Einzelwissenschaften aus, die das notwendige Rüstzeug, die vor allem auch die dem Schüler verständlichen Beispiele liefern müssen, zu einer immer mehr vertieften philosophischen Betrachtung vordringen müsse, darauf hat schon Leibniz in einem Brief an Gabriel Wagner (1696) hingewiesen: „Ich bin der Meinung, man täte wohl, daß man die Mathematik, Historie und anderes *vor* der ausführlichen Logik lernte; denn wie will der die Gedanken wohl ordnen, der noch wenig bedacht? Wenn man aber mit einem Vorrat guter Gedanken versehen, dann kann man sie mustern und abmessen, und mit Hilfe der darin sich zeigenden Ordnung desto besser auf etwas Neues kommen. Es ist hierin wie mit der Sprachkunst, da bin ich auch der Meinung, man solle sich bei Erlernung einer Sprache mehr an die Übung als Grammatik halten; wenn man aber schon ziemlich in der Sprache erfahren, dann dienet die Grammatik, darin höher zu steigen[1].“

Darmstadt. ALBERT STREUBER.

WILHELM MÜNCH, *Didaktik und Methodik des französischen Unterrichts.* Vierte Auflage nach des Verfassers Tode besorgt von Dr. Julius Ziehen, ord. Professor der Pädagogik an der Universität Frankfurt a. M. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1919. 200 S., 8°. Preis M. 8,—.

Wenige Bücher geben in ihren verschiedenen Auflagen ein so treues Bild von der Entwicklung des neusprachlichen Unterrichts in Deutschland in dem letzten Menschenalter wie diese auch von dem neuen Herausgeber klassisch genannte „Einführung in die Aufgaben und Probleme des französischen Unterrichts“. Daß Münch den Wandel der Anschauungen, wie ihn die Zeit mit sich brachte, und wie er auch den persönlich so zurückhaltend erscheinenden Gelehrten so tief beeinflußt hat, nicht verwischt, sondern durch die Art des Druckes gekennzeichnet hat, gab ja seinem Werk einen besonderen Reiz, und so hat Ziehen ganz im Sinne des Verfassers wie der zahlreichen Freunde des Buches gehandelt, wenn er darin keine Änderungen hat eintreten lassen und sich selber auf Zusätze beschränkt hat. Diese beziehen sich im wesentlichen auf Hinweise auf Neuerscheinungen, abgesehen von einem durch die neue Lage bedingten Schlußkapitel: Zur künftigen Entwicklung des französischen Unterrichts nach dem Weltkriege. Wir glauben annehmen zu dürfen,

[1] Zitiert von Grau, *Grundriß der Logik.* Leipzig und Berlin 1918.

daß die maßvolle Beurteilung eben dem entsprochen hätte, was Münch selber zu sagen gehabt hätte, und wir Vertreter des französischen Unterrichts an deutschen Schulen und Freunde einer neuzeitlichen Gestaltung dieses Unterrichts können ganz seinen Ausführungen zustimmen. So hat er, um nur eins hervorzuheben, bei der Beurteilung der Frage, ob die Übung im freien Gebrauch der Fremdsprache künftig eingeschränkt werden soll, mit vollem Recht darauf hingewiesen, daß nicht der Nützlichkeitsstandpunkt entscheidend ist, sondern daß „das Sprechenkönnen einen organischen Bestandteil der sprachlichen Bildung“ darstellt. So bleibt Münchs glänzend geschriebenes Werk wie früher die beste Einführung für alle, die, von der Universität kommend, sich den praktischen Aufgaben des Lehrerberufes widmen, und uns im Beruf stehenden Fachgenosen wird es durch die Art, wie es die Aufgaben als Probleme behandelt, nicht aufhören weitere Anregung zu geben.

FRIEDRICH GLAUNING, *Didaktik und Methodik des englischen Unterrichts.* Vierte durchgearbeitete und ergänzte Auflage bearbeitet von Prof. Dr. Martin Hartmann, Studienrat in Leipzig. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1919. IV und 144 S. Preis M. 7,50.

Es ist eine reizvolle Aufgabe, Glaunings Buch mit dem Münchs zu vergleichen. Spricht hier mehr der Pädagoge, so ist es dort der Schulmann, der uns zu fesseln versteht. Das Studium Glaunings neben Münch zeigt uns, wie verschieden man über Einzelheiten denken kann, obwohl beide Bücher in ihrem Grunde auf den Fortschritten aufgebaut sind, die der neusprachliche Unterricht in den letzten Jahrzehnten gemacht hat. Es ist beachtenswert, daß, trotzdem die Neubearbeitung einem der ältesten und tüchtigsten „Reformer“ anvertraut worden ist, nicht ein neues Buch entstanden ist, sondern das alte nur einige Zusätze erfahren hat, von denen mir die Frage nach der Aufnahme des amerikanischen Kulturkreises in den englischen Unterricht so bedeutend erscheint, daß jeder Neusprachler sie prüfen sollte. Will er sie bejahen, so fordert dies jedoch einen anderen Aufbau des englischen Unterrichts, als wir ihn bisher gehabt haben. Einem anderen Ziel muß dann auch ein anderer Weg entsprechen.

Hartmann glaubt noch einmal ausdrücklich feststellen zu sollen, daß auch der Gebrauch der Muttersprache an geeigneten Stellen des Unterrichts erlaubt und geboten sei. Hat es wirklich Lehrer gegeben, die nicht so verfahren wären? Ist nicht heute mit aller Entschiedenheit darauf hinzuweisen, daß die Muttersprache nicht alleinige Unterrichtssprache bei dem fremdsprachlichen Unterricht sein darf? Ist nicht Gefahr vorhanden, abgesehen von anderen Hindernissen, die die Zeitströmung mit sich gebracht hat, daß bei der Unterbindung des persönlichen Studiums des Auslandes und der fast erreichten Abschließung vom Büchermarkt des Auslandes (wenn nicht wenigstens für das Englische die Tauchnitzbände wieder einen kleinen Ersatz böten) wir uns vom lebendigen und auch der Gegenwart dienenden Unterricht immer weiter entfernen? Daß das aber nicht sein darf, zeigt eine kleine Schrift, die die Berliner

Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen soeben herausgegeben hat[1].

Die Gutachten, die nur von Nichtphilologen erbeten wurden, sind äußerst lehrreich. Allgemein wird die Beibehaltung, oft eine Verstärkung des neusprachlichen Unterrichts gewünscht, wenn auch, wie zu erwarten war, nicht von allen die gleichen Forderungen gestellt werden. In Bezug auf das Methodische wird im allgemeinen Zurückhaltung geübt. Einheitlich aber ist die Meinung vertreten, daß in unserem eigensten Interesse gerade jetzt das Studium der neueren Fremdsprachen getrieben werden müsse, daß dabei das Philologische zurückzutreten habe gegenüber dem Erfassen der Kultur. Sehr begrüßt habe ich, daß auch hier wieder betont wird, daß das Deutschtum unter dem recht betriebenen Studium der fremden Kultur nicht leidet. Besonders hingewiesen sei auf das, was E. Heilborn dazu zu sagen hat. An die Einzelgutachten schließt sich das der Berliner Philosophischen Fakultät. Es wendet sich gegen eine Verstärkung des Deutschen. Mit Unrecht, wie ich glaube. Der in seiner Muttersprache gut vor- und durchgebildete Schüler tritt sprachlichen Fragen mit hellerem Sinn entgegen, als wenn er erst in der fremden Form in sprachliches Denken eingeführt wird. Die Franzosen haben bei intensivster Pflege ihrer eigenen Sprache auf den höheren Schulen sehr Gutes auch in Fremdsprachen geleistet. Allerdings darf der fremdsprachliche Unterricht auch nicht zu spät einsetzen, da gewisse kindliche Kräfte ihm entgegenkommen und für ihn ausgenützt werden müssen.

Frankfurt a. M. THEODOR ZEIGER.

EDUARD ENGEL, *Frankreichs Geistesführer.* (Fünfte, neubearbeitete Auflage von des Verfassers *Psychologie der französischen Literatur*). Halle (Saale), Heinrich Dickmanns Verlagsbuchhandlung. 1920. 212 S. 8°. Preis gebunden 7,50 M.

Die Neubearbeitung scheint besonders in der Verdeutschung von Fremdwörtern zu bestehen. Inhaltlich scheint wenig geändert zu sein. So stehen in dieser „Naturgeschichte des französischen Literaturgeistes“ wie bisher Gutes und weniger Gutes, keck hingeworfene Behauptungen, wohlgetroffene Bemerkungen, Banalitäten, allzurasche Verallgemeinerungen, Flüchtigkeiten und beherzigenswerte Wahrheiten bunt durcheinander. Wir haben es mit keiner mühsam und peinlich zusammengetragenen, den Stoff erschöpfenden Literaturgeschichte zu tun, sondern, nach einigen einleitenden Kapiteln, mit achtzehn Schriftstellerbildnissen, mit flott und sicher gezeichneten Skizzen, die ähnlich sind, ohne daß des Zeichners Hand das letzte und verborgenste Seelische aus dem Antlitz seiner

[1] *Wozu Französisch und Englisch?* Gutachten hervorragender deutscher Männer und Frauen über die Erfordernisse des fremdsprachlichen Unterrichts. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1920. 63 S., Preis M. 3,—.



Modelle herausgeholt hätte. Doch sind in dem leichthingleitenden Verfahren des Verfassers deutlich die Spuren eines warm empfindenden, schnell auffassenden Geistes zu erkennen, dessen lebhaftes Temperament auf jeden Fall Anregung zu geben versteht und der durch die ganze Art seines Gebarens zeigt, daß es ihm um das Erlebnis der Dichtung und der schaffenden Persönlichkeiten als Menschen und Dichter und um das Hinführen des Lesers zum Erlebnis zu tun ist. Und eine Literaturgeschichte oder ein Skizzenbuch, die das fertig bringen, sind bei allen Mängeln und Schwächen, die ihnen anhaften mögen, doch nicht ohne wertvolle Vorzüge. Ich kann mir denken, daß eine *kritische* Lektüre des Werkes in Oberklassen der höheren Schulen oder bei akademischen Seminarübungen unter Leitung eines erfahrenen Lehrers dem Schüler oder Studenten nützlich sein könnte.

Viktor Klemperer, *Montesquieu* (Beiträge zur Neueren Literaturgeschichte, begründet von W. Wetz. Neue Folge herausgegeben von Dr. Max Freiherr von Waldberg. Bd. VI und VII). Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1914 und 1915. XIII und 213 S. und 293 S., 8°. Preis 1. Bd. 4,40 M; 2. Bd. 7,60 M dazu Teuerungszuschlag.

Man hat in Montesquieu eigentlich stets den Mann des kühlen Intellekts gesehen, ihn als Politiker, Juristen, Philosophen, Naturwissenschaftler, Nationalökonomen behandelt. Klemperer, eine gelegentliche Äußerung Vosslers im Kolleg aufgreifend, hat es unternommen, Montesquieu als Dichter und dementsprechend sein Werk als ein dichterisches Werk zu fassen. Und zwar versucht er das Dichterische in dem Manne auf einer großen Sehnsucht, die wiederum aus einem schweren, seelischen Zwiespalt entsprang, aufzubauen. Er sieht Montesquieu in einem beständigen Schwanken zwischen widerstrebenden Gefühlen, zwischen schwärmerischem Glauben und skeptischen Zweifeln, zwischen dem Drang nach Bessermachenwollen und Helfen und der Einsicht in das Walten von unabwendbaren Verhängnissen geteilt zwischen Optimismus und Pessimismus, und glaubt, daß sich gerade aus dem unversöhnlichen Konflikt die seinem Wesen und Schaffen zugrunde liegende Einheit ergebe; eben die große Sehnsucht aus allem Schwanken heraus zur Harmonie, zum künstlerischen Formen eines für ihn und für die Menschheit gültigen Weltbildes und einer Weltorganisation zu gelangen.

Aus Klemperers ausführlicher und sorgsamer Darstellung, die neben den Hauptschöpfungen Montesquieus auch die kleineren novellistischen dialogischen, wissenschaftlichen Arbeiten, die neuesten Veröffentlichungen aus dem Nachlaß, den Briefwechsel sowie die gesamte Literatur über Montesquieu berücksichtigt, geht zum mindesten *eine* Erkenntnis mit Sicherheit hervor: In dem als hart und kalt aufgefaßten Prinzipiensucher und Gesetzgeber, unter der strengen Form seiner Werke, steckte denn doch sehr viel mehr innere Glut und Erregung, als man bisher sehen wollte. Seine Werke sind nicht nur aus dem rein wissenschaftlichen Bedürfnis nach Erkenntnis und Wahrheit erwachsen, ihr Verfasser sucht nicht nur in a er-

müdlich gelehrter Arbeit aus der unendlichen Fülle der vor ihm sich ausbreitenden Tatsachen allgemeine Grundsätze, Prinzipien, Systeme herauszukristallisieren, froh in die äußere Verwirrung und Mannigfaltigkeit aus der eigenen kaltblütigen Ruhe heraus Ordnung und Einheit gebracht zu haben, sondern er beobachtet, sucht, forscht formt und gestaltet aus mächtig erregten Gefühlen heraus. Das Werk seines Lebens wird ihm in immer stärkerem und bewußterem Maße ein Erlebnis. Und sicher, wo wir es mit einem Menschen zu tun haben, der sich von den Dingen der Welt im Innersten erregen läßt, dem Welt und Menschen zum Erlebnis werden, das er dann in irgend eine Form, in ein Bild, in ein Werk prägen will oder muß, in diesem Menschen walten dichterische Kräfte. Ohne daß er deswegen ein Dichter zu sein braucht. Und so ist es wohl auch mit Montesquieu. Die Quellen und Kräfte des Dichterischen wurden ihm beständig verschüttet; die dichterischen Instinkte und Regungen in ihm wurden zersetzt vom scharfen Scheidewasser des Verstandes, der dann doch die Oberhand behielt. Ein echter Dichter wie Shakespeare, wie Goethe war denn Montesquieu doch nicht. Dazu war er nicht naiv genug, dazu mangelte ihm die geheimnisvolle Urkraft, die das gottgeborene Genie über alle Hemmungen triumphieren läßt.

War Montesquieu kein Dichter im letzten Sinne des Wortes, war er dann vielleicht wenigstens ein Künstler? Dieser Frage hätte Klemperer wohl etwas gründlicher nachgehen können. Sein Buch ist in der Hauptsache der Versuch, zu erweisen, daß Montesquieu das selbst erarbeitete oder von anderen übernommene stoffliche Material mit seinem Geiste erfüllt, wie es in höherem Sinne sein Eigentum wird, indem er es restlos durchdringt mit der seelischen Stimmung, von der er erfüllt ist. Ein Verfahren, das in seiner konsequenten, fein- und scharfsinnigen, wenn auch manchmal etwas weitschweifigen Durchführung durchaus zu billigen ist und sicherlich auch zu den wertvollsten Aufschlüssen hinleitet, aber eben doch die Diskussion der rein künstlerischen Werte von Montesquieus Werk einigermaßen zurücktreten läßt. Ja wenn er gelegentlich diese gewiß grundsätzliche Frage streift, ergeben sich sogar einzelne Widersprüche und Unsicherheiten. So kann er seinem Dichter auf der einen Seite (I, 23) jedes lebendige Kunstgefühl absprechen, um ein paar Seiten später doch die Originalität Montesquieus gerade in der Durchdringung der angeeigneten Stoffe, in ihrer Formung zu einem künstlerischen Weltbilde zu erblicken. Kunstgefühl ging Montesquieu sicher nicht ab. Er ist ein Künstler des Wortes, er vermag Sätze zu prägen, die wie dunkle Edelsteine seltsam funkeln, oder die Schwerstes und Traurigstes in paradoxaler Leichtigkeit und Heiterkeit verkleiden, aber soweit reicht sein Künstlertum nicht, um ein künstlerisches Weltbild zu formen. Seine Formkunst erschöpft sich in der glänzend stilisierten Einzelheit, im feingeschliffenen Aphorismus, in der wuchtigen Sentenz, in der pompösen Rhetorik an der rechten Stelle, im verblüffenden Paradox, im visionären Vergleich, der den Leser zum Nachsinnen und Träumen verleiten kann. Das Weltbild sieht und formt er nicht als Künstler, sondern als Psycholog,

Philosoph, als Politiker. Nicht aus künstlerischem Ordnungstrieb, sondern nach Gesichtspunkten, Tendenzen, Forderungen und Wünschen politischer Zweckmäßigkeit sucht er die Verhältnisse und Beziehungen der Menschen untereinander zu regeln. Sehr richtig bemerkt Klemperer gleich zu Anfang seines Buches, daß man die *Politik* das Lebensthema Montesquieus nennen könnte. Die politische Berechnung, d. h. das verstandesmäßige Abwägen der jeweiligen Bedingungen und Möglichkeiten, die eine möglichst vernünftige Organisation der menschlichen Gesellschaft gewährleisten könnten, sie überwiegt doch schließlich im Gesamtwerk Montesquieus. Sein mit dichterischen Imponderabilien schwangerer Pessimismus, den ich im Gegensatz zu Klemperer auch in den doch wohl nicht von mildem, sanften Humor und Frohsinn erfüllten «Lettres persanes» wiederfinde, der Pessimismus in seiner traurigen Wahrhaftigkeit wird doch zuletzt überwuchert von dem gänzlich undichterischen, trügerischen Optimismus, der da glaubt mit Hilfe der richtig herausgefundenen und wohlabgewogenen politischen Einrichtungen das Heil für den Menschen, die Gewähr für sein Glück gefunden zu haben.

So möchte ich zum Schluß sagen: Es ist nicht so sehr der beständige Kampf zwischen dem Dichter und dem Menschheitshelfer, von dem Montesquieus Lebenswerk erfüllt ist und dessen zwiespältige Konflikthaltigkeit sein Dichtertum bedingt (denn die Sehnsucht. den Menschen zu helfen kann sich sehr wohl auf rein dichterischen Träumen und Vorstellungen aufbauen), sondern das Sehnsuchtsverlangen, das im Grunde da ist, äußert sich in der Hauptsache doch in realpolitischen Erwägungen; der politische Baumeister versucht kein Märchenschloß, sondern ein nüchternes, praktisches Wohnhaus, in dem sich wohnlich leben läßt, zu konstruieren. Nicht dichterischer Schwung trägt Montesquieu in das Land künstlerischer Freiheit, sondern staatsmännische, allerdings mit ewigen menschlichen Bedürfnissen rechnende Klugheit sucht das Reich politischer Freiheit zu begründen.

Klemperers Buch bedeutet eine notwendige und sehr erfreuliche Ergänzung der bisherigen Montesquieu-Forschung. Es ist mit Liebe und tief eindringendem Verständnis geschrieben. Kl. stellt sich ein interessantes Problem und gelangt wegen der vorsichtigen Entschlossenheit, mit der von dem gewählten Standpunkt aus in die Falten und Abgründe einer bedeutenden, innerlich glühenden, nach außen sich kühl verschließenden Persönlichkeit eingedrungen wird, zu neuen und wertvollen Erkenntnissen. Es ist lehrreich und reizvoll, zu verfolgen, wie sich der Verfasser um die Lösung seiner Aufgabe bemüht. Der aufmerksame Leser erkennt mit Befriedigung, daß sich den alten, scheinbar längst erledigten Dingen immer noch neue Seiten abgewinnen lassen, wenn man nur mit einer bestimmten Fragestellung an sie herangeht.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.



ADOLF TOBLER, *Altfranzösisches Wörterbuch.* Mit Unterstützung der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Erhard Lommatzsch. 3. Lieferung. Sp. 241—432. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1917. M. 4.—

Bei Besprechung der 2. Lieferung im 25. Jahrgang, S. 570/1 dieser Zeitschrift habe ich einige grundsätzliche Bemerkungen zu der Riesenarbeit vorgebracht, die Lommatzsch mit der Herausgabe des Toblerschen Wörterbuchs übernommen hat. Die vorliegende 3. Lieferung, die den gleichen Grundsätzen wie die vorhergehenden folgt, führt den Buchstaben *a* weiter bis *apartenir.*

Urkunden könnten noch weit mehr herangezogen werden. Dankbar wäre man auch für ein noch gründlicheres Eingehen auf die Bedeutung und für kritische Gegenüberstellung aller etymologischen Erklärungsversuche. Von Wichtigkeit wären auch außer den literarischen Belegstellen, auf die Tobler den Nachdruck legte, Angaben über das erste Auftauchen und das Verschwinden eines Wortes sowie über seine räumliche Ausbreitung. Mehr System, weniger Willkür! das ist ein Wunsch, der sich manchem bei der Durchsicht dieser Blätter aufdrängen wird, so sehr die mühevolle und schier überwältigende Arbeit des Herausgebers anzuerkennen ist.

1. REINHOLD ANTON, *Nachhilfe im Französischen.* Leipzig, S. Schnurpfeil o. J. 74 S. M 0,60.
2. C. GLAUSER und F. KOHLHEPP, *Einführung in die französische Umgangssprache.* 2. und 3. Auflage, Lahr in Baden, Moritz Schauenburg, 1919. XII und 147 S.
3. MAX DEPTA, *Kurze französische Stilschule* für die Oberstufe höherer Lehranstalten und zum Privatgebrauch. Heidelberg, Julius Groos, 1915. VII und 91 S.
4. ADOLPHE ZÜND-BURGUET, *Exercices pratiques et méthodiques de Prononciation française* spécialement arrangés pour les études pratiques aux universités et les cours de vacances. Deuxième édition revue et corrigée par H. Wengler. Marburg (Hessen) N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1919. IV und 127 S.

1. Antons „Nachhilfe" ist vornehmlich für Schüler der Mittelklassen gedacht, aber, wie der Verfasser mit Recht hinzusetzt, nur für solche, „denen es ernstlich darum zu tun ist, ihre mangelhaften Kenntnisse . . . zu vervollständigen". Das Büchlein stellt also eine kleine Grammatik dar, deren Besonderheit darin beruht, daß *die* Spracherscheinungen ausgewählt sind, die den Schülern erfahrungsgemäß Schwierigkeiten bereiten, daß manche der Regeln einfacher gefaßt sind, auch rein äußerliche mnemotechnische Hilfsmittel, soweit sie von Vorteil sind, nicht ganz verschmäht und jedem Abschnitt möglichst einfache Beispiele und Aufgaben beigegeben werden, deren Lösungen ein Anhang enthält. Zum Nachhilfeunterricht für schwächer begabte, aber strebsame Schüler kann das Heftchen empfohlen werden. Die Anordnung und Darbietung des Stoffes, dessen Übersicht durch die Verschiedenheit des Druckes wesentlich unterstützt wird, verrät den sachkundigen und an praktischer Erfahrung reichen Bearbeiter.

In der Anmerkung zu S. 6 muß es *Laute* statt Buchstaben heißen. Sehr bedenklich ist es, S. 7 ff. dem Schüler — wenn auch in Klammer, aber selbst das geschieht nicht einmal immer — Schriftbilder vorzuführen, die es nicht gibt: z. B. *fin-iss-s*, *dorms*, *servt*, *devois* u. a. Hierin liegt ein großer Mangel des Büchleins, denn alles Falsche sollte der Unterricht vermeiden! — Die zulässigen Verbindungen der Dative und Akkusative des persönlichen Fürworts (S. 54) ließen sich viel einfacher durch folgendes von mir im Unterricht angewandtes Schema verdeutlichen:

Dativ	Akkusativ	Dativ
me		
te	*le*	
se	*la*	*lui*
nous	*les*	*leur*
vous		

2. Die früher nur für Handelsschulen bestimmte „Vorstufe" Glauser-Kohlhepps ist jetzt als ein Lehrbuch für die Unterstufe aller Schularten unter dem Titel *Einführung in die französische Umgangssprache* erschienen. Der Titel könnte vielleicht zunächst etwas anspruchsvoll erscheinen. In Wirklichkeit aber betont er nur das, was mir den besonderen Wert des Buches auszumachen scheint. Es führt tatsächlich, unter möglichst geringem Aufwand von Wörtern so schnell wie möglich in die Sprache des Umgangs ein, frei von dem verdorrten Schematismus des Lateins, der Jahrhunderte lang die Betrachtung der französischen Sprache irreleitete. Vielmehr gehen die Verfasser von dem richtigen methodischen Gesichtspunkt aus, daß Mutter- und Fremdsprache nach den gleichen Grundsätzen gelehrt werden müssen. Als Ziel haben sie sich gesetzt, den Lernenden so rasch wie möglich in Stand zu setzen, „einfache Begriffe und Vorstellungen, sei es mündlich oder schriftlich, in der Fremdsprache auszudrücken, leichtere fremdsprachliche Texte mit Verständnis zu lesen und einfache französische Briefe aus dem täglichen Leben abzufassen". Die Verfasser stellen eine besondere „Methodik des französischen Unterrichts" als praktische Anleitung zu ihren Lehrbüchern in Aussicht, der wir mit Interesse entgegensehen. Ein Eingehen auf die Methode, die gewisser Vorteile, aber auch gewisser Nachteile nicht entbehrt — so enthält m. E. jeder Paragraph zu Vielerlei, zu Verschiedenes —, ihrer Eigenart wegen jedoch sehr beachtenswert ist, sparen wir uns deshalb für später auf. Hier nur einige Bemerkungen über den Stoff.

Das Buch zerfällt in zwei Teile, von denen der I. Übungen, der II. die Grammatik enthält. In § 1 des I. Teils wird *fait* mit *é* wiedergegeben wie *et*, *parlez*, eine Aussprache, die doch auch in der modernen Sprache keineswegs als allgemeingültig gelten kann[1].

---

[1] Vergl. das unter Nr. 4 besprochene Buch von Zünd-Burguet, ferner Plattners *Wörterbuch der Schwierigkeiten der französischen Aussprache* [2] (1917) und *Dictionnaire phonétique* von Michaelis-Passy, auf das als einen zuverlässigen Ratgeber wieder einmal hingewiesen sei.

In der Übungsaufgabe des gleichen Paragraphen heißt es: „Schreibe besonders a) die veränderlichen Wörter, b) die Zeitwörter", was leicht mißverständlich wirkt, da es wie ein Gegensatz klingt, was natürlich falsch wäre. — Buchstaben können keinen Laut „bilden" (§ 2, Aufgabe), sondern nur darstellen. — Man kann nicht von einem „Laut *le*" sprechen (§ 2). Überhaupt werden von den Verfassern Laute und Lautgruppen nicht streng geschieden. So nennt § 3 neben *u*, *eu* auch einen Laut *eur*, worunter sogar Beispiele wie *neuf*, *boeuf* stehen. Die Transkriptionen entbehren z. T. jeder Wissenschaftlichkeit. Der Vokal von *feu* und *neuf* ist in der Umschrift überhaupt nicht unterschieden: ebenso ergeht es geschlossenem und offenen *o* u. a. — *L'agneau* (S. 13) ist falsch getrennt.

Der entsprechende Abschnitt des II. Teiles, der Grammatik, beschäftigt sich mit der Schrift und Aussprache. Die Hervorbringung der Laute, worauf besonderer Nachdruck gelegt ist, suchen die Verfasser dadurch verständlich zu machen, daß sie die Tätigkeit der Sprechwerkzeuge beschreiben, ein Verfahren, das schon seit Jahrhunderten, allerdings für Schüler mit recht zweifelhaftem Erfolg, angewendet wird. Auch in diesem Teil des Buches begegnet die oben gerügte Vermengung von Laut und Schriftzeichen. So heißt es § 1 (S. 74): „Wir unterscheiden zwischen *Zeichen* . . ., die allein *gesprochen* werden . . ." Und im gleichen Paragraphen: „*a e i o u* sind Selbstlaute, alle anderen *Buchstaben Mitlaute*" (!). — In § 2 heißt es, daß der Laut *é* — so ist hier das geschlossene *e* transkribiert — in der Rechtschreibung durch *é*, *ai*, *eai* wiedergegeben werde; vergessen ist dabei *er*, *ez*, von selteneren Fällen wie *et*, *pied*, *je sais* ganz abgesehen. Ebenso sind die Schreibungen für offenes *e* unvollständig angegeben. — Eine ganz rohe, äußerliche Betrachtung der Sprache, die die tatsächlichen Verhältnisse auf den Kopf stellt, verrät z. B. folgender Satz: „Das *e* am Schlusse des Wortes wird nicht gesprochen und *dient dazu, den vorangehenden Mitlaut hörbar zu machen*". — Seite 78 muß es im Anschluß an *ç* „vor *a*, *o*, *u*" heißen. — Bei Behandlung der Bindung (S. 83) hätte unterschieden werden müssen zwischen rein vokalischer Bindung und der Herüberziehung eines Konsonanten.

Bei den Übungen sind Wort- und Satzlehre vereint, in dem grammatischen Teil mußten sie natürlich getrennt behandelt werden. Sehr von Nutzen ist, daß im Wörterverzeichnis (S. 129 ff.) die neuen Wörter nach Wortarten geordnet aufgeführt werden. Überhaupt ist das Streben nach begrifflicher Klarheit anzuerkennen, soll doch — ganz wie bei der *Grammaire raisonnée* der Aufklärungszeit — diese Einführung gleichzeitig „als Grundlage für die Erlernung einer jeden Fremdsprache dienen" können. Es ist bedauerlich, daß das Buch, dessen grundsätzliche, vor allem methodische Bedeutung dadurch nicht in Frage gestellt werden soll unter solchen Flüchtigkeitsfehlern leidet, von denen wir einige verzeichneten.

3. Deptas kleine Stilschule ist für die Oberstufe aller Anstalten bestimmt, die den französischen Aufsatz pflegen. Auch ist sie als Abschluß jedes tiefer in die Sprache eindringenden Privatunterrichts gedacht. Die Anordnung ist derart, daß den knappen stilistischen

Anweisungen jedes Abschnittes eine größere Zahl von Beispielen — leider oft nur Bruchstücke von Sätzen, die im Unterricht schlecht zu brauchen sind — vorangeht. Dadurch daß bei jedem dieser Beispiele die deutsche und französische Fassung, oft in *sehr* freier Übersetzung, gegenübergestellt sind, gewinnt der Schüler eine auch für die Behandlung der Lektüre wichtige klare Erkenntnis der Verschiedenheit des deutschen und fremdsprachlichen Ausdrucks. Lehrreich sind in dieser Hinsicht besonders auch die zusammenfassenden Übungen (S. 47 ff.) im Anschluß an literarisch bedeutsame Texte, wie Proben aus der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges", aus „Dichtung und Wahrheit" u. a. Dem in Oberklassen unterrichtenden Lehrer vor allem sei das handliche Bändchen empfohlen. Durch einige ausgewählte Beispiele, die er leicht aus jeder gerade im Unterricht behandelten Lektüre ergänzen kann, wird er die Schüler in die wichtigsten Eigentümlichkeiten der französischen Ausdrucksweise einführen und darin üben können.

4. Der Vorzug dieser Neuausgabe der zuerst 1901 veröffentlichten *Praktischen Übungen zur Aussprache des Französischen* besteht einmal darin, daß sie die moderne Aussprache der gebildeten Pariser Kreise in der Umschrift der «Association Internationale de Phonétique» wiedergibt und in jedem Abschnitt nur ganz wenige, meist nur einen Laut durch die in der Transkription und gewöhnlichen Rechtschreibung gegenübergestellten Übungen verdeutlicht und übt. Dem Lehrer der neueren Sprachen kann das Lesen solcher phonetischen Texte nicht genug empfohlen werden. Am Schlusse finden sich auch einige Fabeln von La Fontaine und eine Probe aus Daudets *Lettres de mon moulin*. Die Umschriften sind durchaus zuverlässig. Nur S. 126 ist mir eine Inkonsequenz bei der Wiedergabe von *les étoiles* aufgefallen; einmal ist der Artikel mit *lɛz*, sonst immer mit geschlossenem *e* transkribiert. Den sehr instruktiven Wort- und Satzübungen, die sinnlosen Lautierübungen vorzuziehen sind, gehen einige kurze Bemerkungen über die Sprachorgane, die Einteilung, Dauer, Betonung und Bindung der Laute voran. Einige Hinweise auf die Eigenart der französischen Satzmelodie vermißt man nur ungern.

Darmstadt. ALBERT STREUBER.

Dr. KARL ULLRICH, *Lehrbuch der französischen Sprache für Realgymnasien und Gymnasien.* 4. Teil. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe und Sohn, 1918. Preis 5,60 Kr., 4,70 M.

Dieses Buch bildet den Abschluß des Lehrganges für Realgymnasien im Anschlusse an die von Regierungsrat Rudolf Alscher und Karl Ullrich umgearbeitete *Französische Schulgrammatik* von Fetter und Alscher und umfaßt den Lehrstoff für die 6.-8. Klasse [Untersekunda bis Unterprima] des Realgymnasiums. Die Stücke sind dem 4. und 5. Teil des Lehrbuches «*La France et les Français*» von Fetter und Ullrich entnommen.

Die vorliegende Bearbeitung für Realgymnasien unterscheidet sich von dem bereits bestehenden Lehrbuche vor allem durch die Beigabe von Realien [«Leçons de choses»] und die Aufnahme der Schullektüre für die 6. Klasse. Der leitende Gesichtspunkt des

Herausgebers war bei jedem Stücke Grammatik, Lesestoff, Realien, Übersetzungs- und Aufsatzübungen in möglichst enge organische Verbindung zu bringen.

Im allgemeinen ist die Durchführung dieses Planes gelungen; das Lehrbuch unterscheidet sich damit vorteilhaft von anderen Werken dieser Art. Besonders lobenswert erscheint auch die methodisch äußerst wertvolle Anleitung zu freien Arbeiten.

Die Durchführung dieses Lehrganges ist nur möglich bei reichlich zugemessener Stundenzahl, die hoffentlich den österreichischen Amtsgenossen zur Verfügung steht.

Die Stoffauswahl berücksichtigt zu sehr die Topographie von Paris (S. 55. 63, 66, 69, 74, 77, 97, 100), die Übersetzung der patriotischen Wünsche S. 84 ist für nicht französische Schüler unangebracht, unbegreiflich erscheint auch die Verstümmelung von Lafontaines Fabel »Les animaux malades de la peste» (S. 159).

Die Aussprachebezeichnung entspricht mit ihrer Verwendung von deutschen Buchstaben und Akzenten keineswegs den modernen Ergebnissen der Lautwissenschaft; sie wird auch zu spärlich angewendet, so fehlt eine Aussprachebezeichnung bei «Noël, flux, solennité, bon sens, Rome» usw.

Dem mit schönen Bildern ausgestatteten Buche wäre bei einer Neuauflage auch ein dauerhafter Einband zu wünschen.

Würzburg. RICHARD SCHIEDERMAIR.

J.-J. A. BERTRAND, *Tieck et le théâtre espagnol.* F. Rieder et Cie. Paris, 1914. 182 S. 8.

Für das 18. Jahrhundert in Deutschland waren Calderon und Lope leere Namen. Das spanische Drama galt zwar als unerschöpfliche Fundgrube für dramatische Motive und Stoffe, aber an einem tiefergehenden Verständnis fehlte es dem Zeitalter der Aufklärung vollständig. Daran vermag auch die Tatsache nichts zu ändern, daß einzelne Stimmen sich erhoben, die das spanische Theater in Deutschland heimischer machen wollten. Auch Diezes Übersetzung der spanischen Literaturgeschichte von Velazquez wie einige Übersetzungen und Ausgaben spanischer Dramen vermochten keinen nachhaltigen Eindruck auf das große Publikum zu machen.

Mit der Romantik kam die Reaktion und mit ihr Ludwig Tieck, der Calderon für die Romantik entdeckt hat. Und die Sturmwelle der großen Begeisterung der ersten Romantiker reicht noch bis in unsere Tage. Denn wenn auch einsichtigere Kreise bald gewahr wurden, wie sehr Calderon im Vergleich mit anderen spanischen Dramatikern überschätzt worden war, so kennt doch bei uns in Deutschland der Gebildete von der so reichen Geschichte des spanischen Dramas im allgemeinen nur die Namen Calderon und höchstens noch Lope, während Namen wie Tirso und Alarcon fast unbekannt sind. Viel zu wenig wird Calderon im Zusammenhang mit den anderen großen Dramatikern der Spanier gewürdigt.

Bertrand hat in seinem Buche die Wandlungen der Calderon-Verehrung L. Tiecks und dessen Beziehungen zu den anderen spanischen Dramatikern untersucht. Und seine Kenntnis des spani-

schen Dramas wie der Werke Tiecks ist so eindringend, daß man ihm gerne und mühelos durch die vielverschlungenen Pfade der älteren deutschen Romantik folgt. Sein Werk kann als eine willkommene Vorarbeit zu einer größeren Studie über Calderon und die deutsche Romantik betrachtet werden, führt es uns doch im Anschluß an Tieck auch die Calderonverehrung bei Tiecks Zeitgenossen vor.

In einem einleitenden Kapitel bespricht Bertrand die Aufnahme Calderons in Deutschland im 18. Jahrhundert. Die Übersicht ist für jeden von Wert, der eine Einführung in das Studium der spanisch-deutschen Beziehungen überhaupt sucht. Eine kleine Frage: Ist es nicht möglich, daß die schon 1770 deutsch erschienene Übersetzung spanischer Dramen von Linguet Bertuch und Calvi beeinflußt hat? Bertrand folgt hier nicht ganz der chronologischen Ordnung; der Grund hierfür ist mir nicht recht klar geworden.

Die folgenden Kapitel (II-VI) berichten nun in eingehender Weise von Tiecks Verhältnis zunächst zu Calderon. Schon 1799-1801 hatte Tieck den „Don Quijote" übersetzt, 1796 den „Sturm" von Shakespeare, aber erst in Calderon entdeckte er ein für ihn moderneres Genie; «le génie du romantisme». Dazu kam für ihn auch eine innere, religiöse Krisis, die ihn zu dem Mystiker Calderon hinzog. So wurde seine Begeisterung für Calderon immer größer, und Cervantes und Shakespeare mußten zurücktreten. Aber sonderbar! Was Tieck bei Calderon am meisten anzog, das war die äußere Form der Calderonschen Stücke, das war der Stil und das Versmaß. Wie Bertrand eingehend darlegt, versuchte Tieck nun selbst in der Art Calderons zu dichten. Der Erfolg war, daß die spanischen Versformen auf der deutschen Bühne Bürgerrecht erhielten. Während aber Tieck sich von 1804-1811 nicht mehr mit Calderon befaßte, trat die Calderonverehrung, besser die Schlegelsche Übersetzung Calderons, ihren Siegeszug in ganz Deutschland an. Als Tieck im Jahre 1811 wieder zu Calderon zurückkehrte, da hatten sich unterdessen seine Ansichten infolge der intensiven Beschäftigung mit dem Drama anderer Länder mehr geklärt. Das englische und das spanische Theater fordern ihn zum Vergleich heraus, und auch Lope de Vega tritt mehr und mehr in seinen Gesichtskreis. Hauptsächlich der seit 1811 immer reger werdende Verkehr mit Solger war es, der zu einer Klärung seiner Ansichten beitrug und zu einem gerechteren Urteil über Calderon Anlaß gab. Immer mehr tritt bei Tieck Calderon hinter Lope und Shakespeare zurück. Auch seine Novellen sind vielfach von Lope beeinflußt.

In einem eigenen Kapitel hat Bertrand geschickt aus gedruckten und ungedruckten Quellen die Ansichten Tiecks über das spanische Drama und die einzelnen Dramen vereinigt. Über Lope und Calderon ist jedoch Tiecks Kenntnis nicht viel hinausgedrungen.

An der Hand Bertrands können wir so recht klar den Aufstieg und den Niedergang der Calderonverehrung in Deutschland, die ja mit Tiecks Namen unzertrennlich verbunden ist, verfolgen. In Tieck selbst tobte der ewige Kampf zwischen Idealismus und Realismus, aber zu einer Entscheidung vermochte er sich nicht durchzuringen.

Würzburg. ADALBERT HÄMEL.

HEINRICH MUTSCHMANN, *Der andere Milton.* Bonn und Leipzig, Schroeder, 1920.

Der üblichen Auffassung des Dichters stellt der Verfasser eine neue gegenüber, dem bisherigen Milton einen „anderen“, und zwar einen skrupellosen Renaissancemenschen mit all den maßlosen Trieben eines solchen. Er wirft ihm Selbstüberhebung, grenzenlosen Stolz, Unaufrichtigkeit, Heuchelei, Doppelzüngigkeit, ja bewußte Lüge vor und bestreitet sogar die Ehrlichkeit seiner christlichen Überzeugung. Wenn der Literarhistoriker in dieser Weise zum öffentlichen Ankläger wird, so fällt dem Publikum die Rolle der Geschworenenbank, dem Kritiker die des Obmanns zu, der das Urteil abgeben soll, ob der Beweis der Anklage gelungen und ob das „Schuldig“ über den Dichter auszusprechen ist. Allerdings plädiert Mutschmann für mildernde Umstände, da Milton als schwerer Psychopath in seiner Urteilskraft getrübt war, sein Denken sich in krankhaften Formen bewegte, er selbst also nur eine geminderte Zurechnungsfähigkeit besaß.

Auf diesen Punkt möchte ich zunächst eingehen, da es zur Klärung meines abweichenden Standpunktes nötig ist. Ich kann die Behauptung, daß die „Zukunft der Literaturforschung auf dem Gebiet der Psychoanalyse liege“, nicht zugeben, ja ich bestreite, daß die Nervenheilkunde unserer Wissenschaft überhaupt irgendwelche Dienste leisten kann. Der Basler Psychiater Gustav Wolff hat, wie mir scheint, die Grenzen zwischen Dichtung und Nervenheilkunde in seinen Schriften klar abgesteckt. Beide haben nichts miteinander zu tun. Der Dichter vermag nicht zu schaffen, weil er krank ist, sondern wenn er es bedauerlicherweise sein sollte, obgleich er krank ist. Ehe die Neurologen Übergriffe in fremde Wissensgebiete wagen, müßten sie erst ihre eigene Wissenschaft auf einer festen Grundlage aufbauen. Sie müßten imstande sein, die physiologischen Ursachen der sog. funktionellen Nervenstörungen zu erkennen und nachzuweisen, daß das künstlerische Schaffen auf ähnlichen physiologischen oder pathologischen Erscheinungen beruht, daß also zwischen Dichten und Nervenerkrankung, wenn nicht immer, so doch in gewissen Fällen eine Gleichartigkeit oder Wesensverwandtschaft bestehen muß. Solange dieser Beweis nicht geführt ist, bleiben alle Theorien der Neurologen pseudowissenschaftliches Blendwerk, aber selbst wenn er geführt wäre, halte ich es für ausgeschlossen, diese Methode auf längst verstorbene Autoren anzuwenden. Wenn man glaubt, einen Dichter auf Grund seiner eigenen Schriften und mit Hilfe von Zeugnissen einiger meist unkritischer Zeitgenossen als pathologisch hinstellen zu können, so kann ich darin mit unserem Goethe nur einen Aberglauben erblicken. In seiner *Farbenlehre* heißt es: „Eine edle Tat wird dem Eigennutz, eine große Handlung der Eitelkeit, das unleugbare poetische Produkt einem fieberhaften Zustand zugeschrieben; ja was noch wunderlicher ist, das Allervorzüglichste wird so lange als nur möglich verneint. Dieser Wahnsinn unserer Zeit ist auf alle Fälle schlimmer, als wenn man das Außerordentliche, weil es nun einmal geschah, gezwungen zugab und es dem Teufel zuschrieb.“ Es ist begreiflich, daß der Arzt dazu neigt, alles für

krankhaft zu erklären, was von seinem normalen Weltbild in irgendeiner Richtung abweicht. Aber welchen Maßstab besitzt er? Seine Beobachtung, die in sich selbst das Maß aller Dinge findet. Und so kommen wir zu dem erfreulichen Zustand, daß sich die Neurologen einen unserer Großen nach dem anderen herausgreifen, um sie für homosexuell, pervers, psychopathisch oder sonstwie belastet auszugeben. Je schwächer dabei die eigene Phantasie und das eigene Verständnis für künstlerisches Schaffen entwickelt sind, um so schneller und mit um so stärkeren Gründen wird der Herr Doktor bereit sein, einen krankhaften Zustand zu erkennen und zu beweisen. Eine derartige Pseudowissenschaft soll sich der Literarhistoriker möglichst weit vom Leibe halten!

Mit diesem Teil der Arbeit kann ich mich nicht befreunden, er hat für mich, der ich auf einen grundsätzlich anderen Standpunkt stehe, nur ein negatives Interesse, insofern er mein Urteil oder Vorurteil über die Psychoanalyse bestätigt. Aber das Buch enthält erfreulicherweise noch mehr, in erster Linie den Nachweis, daß Milton seinem Wesen nach ein echter Sohn der Renaissance war. Und dieser Beweis scheint mir völlig geglückt. Mit dem bisherigen Bild des Dichters müssen wir aufräumen, er ist nicht der psalmodierende Puritaner, den man in England aus ihm macht, und nicht der Idealist, den sich Taine als Auszug von Christentum, guter Familie sowie von seelischer und körperlicher Reinheit konstruiert. Als Mensch mag Milton dabei verlieren, als Dichter gewinnt er sicher durch die neue Auffassung, und erst durch sie wird er zu der bedeutenden und überragenden Persönlichkeit, die Mutschmann in treffenden Worten, besonders in dem schwungvollen Schlußwort zu schildern weiß. Der Vergleich mit Marlowe ist gewiß berechtigt, beide sind echte Söhne der Renaissance, aber mit dem Unterschied, daß die Renaissance unterdessen selbst alt und pedantenhaft geworden war. Man übersieht gewöhnlich die Rolle, die der Pedant in jener großen Bewegung gespielt hat. Er hat dem *uomo universale* den Boden bereitet und ihm dann wieder das Grab geschaufelt. Schon um 1560 ruft der Dichter Grazzini aus: „die Welt gehört den Pedanten!“ Das Italien, das Milton besuchte, war nicht mehr das Land der Renaissance, sondern die Heimat der Pedanten und Akademien. Der schulmeisterliche Zug, der in seinem Wesen lag, wurde durch die Reise ungemein gefördert. Er glaubt einen Gegner zu vernichten, wenn er ihm einen grammatischen Fehler anstreicht. Zwei Seelen wohnen in seiner Brust, die des stürmischen Willensmenschen und die des Pedanten. Wenn der eine nichts gelten läßt außer dem eigenen Ich, so ist der andere autoritätengläubig, wenn dieser das Recht beansprucht, nur dem eigenen Trieb zu folgen, so moralisiert jener; der eine verachtet alle Überlieferung, der andere greift mit gieriger Hand nach allem Erlernbaren. Milton kennt alles, Christentum und Heidentum, Scholastik und Neuplatonismus, Petrarkismus und Stoizismus, Calvinismus und alle sonstigen religiösen und philosophischen Spielarten. Als Denker ist er nicht scharf genug, um in diesem Wirrsal seinen eigenen Weg zu finden, als Charakter nicht stark genug, um sich zu entscheiden,

als Politiker zu vorsichtig, um sich auf ein Bekenntnis festzulegen, als ehrgeiziger Streber möchte er alles zu seinem Vorteil ausnutzen, als Puritaner verbirgt er seine innerste Überzeugung absichtlich, als Pedant läßt er sich von aller Buchweisheit imponieren, als Dichter endlich von dem poetischen Gehalt, der in jedem dieser Systeme steckt, hinreißen. Ist es da ein Wunder, daß seine Werke voll von Widersprüchen sind? Mutschmann hat sie mit schneidender Schärfe bloßgelegt. Er schont Milton, den er auf der anderen Seite auf das höchste bewundert, gewiß nicht, und er zeigt, daß er nicht einmal in einer religiösen Überzeugung sich treu blieb, ja daß der Sänger des „Verlorenen Paradieses" überhaupt kein inneres Verhältnis zum Christentum besaß, für das er sich in rauschenden Versen begeistert.

Muß man, um dieses zwiespältige Wesen zu verstehen, zur Psychoanalyse greifen und annehmen, daß der Dichter krank oder schwer belastet war? Ich glaube es nicht. Mir scheint, daß diese Widersprüche sich ganz von selbst aus der Natur des Mannes erklären, in der sich die Stärke des Renaissancemenschen mit der Schwäche des Gelehrten verbinden, aus den Einflüssen, denen er unterworfen war, und vor allem aus dem englisch-christlich-puritanischem Milieu, das das freie Ausleben seiner Triebe teils stark gehemmt, teils in eine sehr einseitige Richtung gedrängt hat. In dieser Beziehung weiche ich von dem Verfasser ab, der das Wesen der Miltonschen Dichtung nur aus einer krankhaften Veranlagung erklären zu können vermeint.

Milton selbst hat, glaube ich, die Uneinheitlichkeit seiner Natur empfunden, vielleicht sogar bis zu einem gewissen Grad erkannt, daß er ein Willensmensch war ohne die sinnliche Stärke eines solchen, ein Puritaner, dem die innere Erleuchtung fehlte. Er hat darunter gelitten, und ähnlich wie Nietzsche, den Mutschmann verschiedentlich glücklich zur Erläuterung seines Charakters heranzieht, durch äußere Brutalität die innere Schwäche zu verdecken versucht. Um zu dichten, bedarf er der Exaltation und der Ekstase, die beide in der vorliegenden Arbeit vorzüglich geschildert sind; erst in diesen gesteigerten Erregungszuständen vermag er den Zwiespalt in der eigenen Brust zu überwinden und sich als das zu geben, was er wirklich ist, als den letzten großen Dichter der Renaissance.

Es ist ein Verdienst der Arbeit, daß sie uns das Verständnis für diesen „anderen" und zweifellos interessanteren Milton erschlossen hat. Darüber hinaus freilich kann ich dem Verfasser nicht unbedingt folgen, zumal gegen die ungünstige Schilderung von Miltons Charakter habe ich wesentliche Bedenken. Hier scheint mir Mutschmann die Widersprüche, die sich aus zeitlichen Einflüssen, der unglücklichen Veranlagung des Mannes und der Aufnahmefähigkeiten des Dichters ergeben, unter einem einseitigen moralischen Gesichtspunkt zu betrachten. In dieser Beziehung halte ich den Beweis für nicht oder wenigstens nicht für voll erbracht.

Berlin. Max J. Wolff.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT

FÜR DEN

NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXVIII. AUGUST-SEPTEMBER 1920. HEFT 5/6.

SHAKESPEARE UND DER PETRARKISMUS.

Im Jahrgang 1916 der *Englischen Studien* 161—189 habe ich gezeigt, daß Shakespeares Sonette im Zeichen des Petrarkismus stehen und zwar ist der Einfluß dieser Theorie so stark, daß die Gedichte kein Motiv enthalten, das sich nicht schon bei den italienischen Lyrikern des Cinquecento nachweisen ließe. Der Dichter schrieb ein *Canzoniere* wie unzählige Petrarkisten vor ihm. Der schöne Jüngling als Inbegriff aller Vollkommenheit, die schwarze Dame als Ausbund aller Niedertracht, der überlegne poetische Nebenbuhler, der Liebesverzicht und endlich die Rolle des verzweifelten und verachteten Liebhabers, die der Verfasser selber annimmt, das alles sind Erscheinungen, die mit Notwendigkeit aus der Theorie fließen und deshalb mit leichten Veränderungen bei allen Sonettisten in Italien, Frankreich und England wiederkehren.

Das Wesen des Petrarkismus ist in dem zitierten Aufsatz behandelt, ich kann mich also darauf beschränken, hier das Wichtigste kurz zusammenzufassen. Die Liebe ist Sehnsucht nach der Schönheit, aber diese Schönheit ist keine körperlich individuelle Eigenschaft, sondern eine abstrakte Idee, die von Gott ausgeht und zu Gott zurückführt. Ein Abglanz dieser Idee fällt auf die gesamte Schöpfung, und zwar stärker oder schwächer, je nachdem das Objekt Gott näher oder ferner steht. Dadurch hat der Mensch einen Vorrang vor allen andern Wesen. Die Schönheit beseelt die Schöpfung, sie ist rein geistig, ja durch die Verbindung mit den Körpern wird sie nur gemindert. Das Verlangen nach ihr kann durch den körperlichen Besitz niemals gestillt werden. Der *amor sensualis*, die niedrigste, eines vernunftbegabten Wesens unwürdige Art der Liebe, trachtet

nach einem Schein und statt der erhofften Befriedigung findet sie nur Unbehagen, Qualen und Eifersucht. Die Sinnenliebe ist als ein Übel verwerflich. Der denkende Mensch wendet sich von ihr ab zu dem *amor rationalis*, der wirklichen Liebe, die sich nicht auf das äußere Trugbild, sondern auf die wahre Schönheit der Seele richtet. Diese wird *contemplando* genossen, der amor rationalis ist geistiger Natur, und sein Ziel ist nicht die körperliche Zeugung, sondern die Fortpflanzung der Schönheit in der Schönheit. Diese Liebe ist gut und wohltätig sowie eines edeln Menschen würdig, aber sie ist noch nicht die letzte Form der Liebe. Sie sucht wohl die Idee der Schönheit, aber doch noch in der getrübten irdischen Erscheinungswelt. Die höchste Liebe, der *amor divinus*, sieht davon ganz ab, er ist die Versenkung in Gott, in die abstrakte Idee der Schönheit selber.

Die drei Stufen finden sich in Shakespeares Sonetten, der erhebende amor divinus in den meditativen Betrachtungen, die sich von dem irdischen Tand zu Gott kehren, der beglückende amor rationalis in den Liebesgedichten an den blonden Jüngling, der verwerfliche amor sensualis in den Schmähungen der schwarzen Dame. Die rein geistige, geschlechtlose Liebe des Petrarkisten war ihrer Natur nach nicht auf das Weib beschränkt. Das Ideal der Vollkommenheit konnte sich ebensogut in einen Mann wie einer Frau verkörpern, ja wenn man den Gedanken logisch bis zum Ende verfolgte, sogar besser. Ein gewisser geistiger Vorrang des Mannes wurde allgemein angenommen, vor allem wurde ihm die größere Fähigkeit, sich aus den Fesseln der Sinnlichkeit zu erheben, zugesprochen, und damit war der Boden für die Auffassung bereitet, daß nur im Mann Objekt und Subjekt der unkörperlichen Liebe sein könne, während man in der Frau mit Ausnahme der *virago*, dem dem Manne wesensgleichen Weibe, kurzweg die Trägerin der bösen Sinnenliebe sah. So ist bekanntlich die Rollenverteilung in den Sonetten. Der Petrarkismus schlug damit in sein Gegenteil um und vernichtete sich selber. Er war davon ausgegangen, die Liebe zum Weibe zu erhöhen und zu vergeistigen und er endete damit, sie zu verwerfen und verächtlich zu machen.

Man hat sich heute daran gewöhnt, den Petrarkismus als eine Modenarrheit zu betrachten und schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts verfiel er der Lächerlichkeit. Gewiß erzeugte er einen Typus des übersinnlichen, schmachtenden Liebhabers, eine lebenswidrige Freundschaftsschwärmerei zwischen Männern

und eine tolle Liebesphraseologie, die von jedermann gedankenlos und ohne Überzeugung nachgebetet werden konnte, aber welche Lehre oder geistige Bewegung wäre frei von solchen grotesken Auswüchsen? Nietzsches Übermenschentum und Schopenhauers Willensverneinung sind, um zwei moderne Beispiele zu geben, ebenso sinnlos nachgeplappert und nachgeahmt worden wie der Petrarkismus. Trotz einzelner Lächerlichkeiten war er eine sittliche Macht, eine hohe ideale Weltanschauung. Die Liebe, das Streben nach der Schönheit, als erhebende Kraft aus der Niedrigkeit der Sinne bis zu stufenweiser Vereinigung mit Gott ist sicher eine gewaltige Idee, die zumal für das schönheitstrunkene Geschlecht des 16. Jahrhunderts etwas Hinreißendes besaß. Gerade von den Besten wurde sie mit Begeisterung aufgenommen und Bembo, dem es als erstem gelungen war, den älteren Petrarkismus mit dem Platonismus Ficinos zu verbinden, wurde von seinen Anhängern wie ein Heiliger bewundert. Dazu kommt die unsagbare Rohheit, die in den Beziehungen der beiden Geschlechter herrschte. Die Novellenliteratur gibt davon nur ein schwaches Abbild; es ist begreiflich, daß alle reineren Herzen sich angeekelt von diesem Schmutz abwandten und das Bedürfnis nach einer vergeistigten Sinnlichkeit empfanden. Eine solche bot ihnen der Petrarkismus. Er war eine Erlösungslehre, die das damalige Geschlecht sich mit Inbrunst aneignete, weil sie auf der einen Seite seine künstlerischen Instinkte befriedigte, auf der andern ihm den Glauben an die Menschheit wiedergab und das Leben überhaupt möglich machte.

Es ist begreiflich, daß auch Shakespeare sich dem Petrarkismus anschloß, ja er wurde sogar einer seiner begeistertsten und konsequentesten Anhänger, der vor manchen Folgerungen nicht zurückschreckte, die kritischere und weniger phantasievolle Zeitgenossen ablehnten. Die neue Lehre war für ihn eine Offenbarung, der er völlig erlag. Ihr mystischer Schönheitskultus besaß gewiß vieles, was das jugendliche Herz eines Dichters entflammen konnte, aber ihre Verschwommenheit und lebensfremde Verschrobenheit wären ihm bei etwas größerer kritischer Schulung sicher nicht entgangen. Aber daran fehlte es ihm. Seine geringe Lebenserfahrung und die dürftigen Kenntnisse seiner Stratforder Lateinschule setzten ihn, als er nach London kam, wohl in den Stand, die Theorie zu erfassen, nicht aber sie zu verarbeiten. Goethe baute sich auf der

Philosophie Spinozas, Schiller auf der Kants eine eigene Weltanschauung auf; trotz der Verehrung, die sie ihren Meistern zollten, wahrten sie sich ihre Selbständigkeit, der eine wurde nicht Spinozist der andere nicht Kantianer, aber der junge Shakespeare wurde Petrarkist mit Haut und Haar. Er hatte der neuen Lehre keine inneren Widerstände entgegenzusetzen, sondern unterwarf sich ihr mit der ganzen Begeisterung und dem ganzen Ungestüm des unvoreingenommenen Neulings. Er meisterte nicht den Petrarkismus, sondern der Petrarkismus meisterte ihn. Was er jetzt sieht, was er lebt und was er dichtet steht unter dem Zwange dieser Weltanschauung, nicht nur die Sonette, sondern auch die beiden Epen *Venus und Adonis* und *Lucrezia* sowie mehr oder weniger alle Lustspiele, die dieser Periode angehören. Er wiederholt in den Sonetten nicht einzelne Motive und Wendungen älterer Lyriker, und stellt sie verstandesmäßig zu einer Musterkollektion zusammen, sondern er *muß* diese überlieferten Formen verwenden, weil in ihnen der in ihm wühlende Petrarkismus einen Ausweg sucht. Das ist für die Bewertung dieser Gedichte wichtig. Sie enthalten keine Wirklichkeit im landläufigen Sinne des Wortes, aber auch keine Fiktion, wenn man unter Fiktion ein willkürlich ersonnenes Erzeugnis der Phantasie versteht; sondern sie sind eine notwendige Lebensäußerung des Dichters, die gemäß seiner damaligen Verfassung so und nicht anders ausfallen mußte. Wie unter dem Meißel Michelangelos die letzten degenerierten Mediceer zu griechischen Idealfiguren wurden, so wird unter der Feder Shakespeares Southampton zum Inbegriff aller irdischen Vollkommenheit, die schwarze Dame zum Ausbund aller Niedertracht. Der Bildhauer wie der Dichter geben nicht das wieder, was vor ihrem körperlichen, sondern das, was vor ihrem geistigen Auge steht. Darin besteht ja das Wesen des künstlerischen Schaffens; Kunst ist nicht äußere Wirklichkeit, sondern innere Wahrheit. Der Petrarkismus war, um ein bezeichnendes Wort Gundolfs zu verwenden, das stärkste Bildungserlebnis in Shakespeares Jugend.

Er hat ihn offenbar bald nach seiner Ankunft in London kennen gelernt. Die *Komödie der Irrungen* ist noch frei davon, dagegen schwimmt das nächste Lustspiel *Verlorene Liebesmüh* schon völlig im petrarkistischen Fahrwasser[1]. Die navarresischen

---

[1] Auf die Chronologie gehe ich hier nicht ein. Von den in Betracht kommenden Werken steht das Datum der beiden Epen

Ritter unter Führung ihres Königs gründen eine Akademie, die ihnen unter anderem die Verpflichtung auferlegt, allen Umgang mit Frauen zu entsagen. Die Bestimmung paßt zwar kaum zu der Lebensfreude der Renaissance, und in Wirklichkeit dienten die Akademien nicht der Weltflucht sondern dem Lebensbehagen, aber die Petrarkisten des Stückes nehmen die Sache bitter ernst, sie schwören den amor sensualis ab und wollen sich mit einem Sprung zu dem amor divinus erheben. Da sie das Gelübte nicht halten können und sich in die französischen Damen verlieben, beweist ihnen Biron, daß sie diese garnicht mit der verwerflichen Sinnenlust begehren, sondern mit dem berechtigten und beglückenden amor rationalis, dessen sich kein edles Herz zu schämen braucht. Aber wenn das Stück in lustspielwidriger Weise nun doch nicht mit einer Heirat, sondern nur mit dem Ausblick auf die endgültige Vereinigung nach schwerer Probezeit schließt, so liegt es daran, daß der reine und edle Charakter der Neigung erst über allen Zweifel festgestellt werden muß, es soll durch die Wartezeit bewiesen werden, daß die Liebe der Ritter keine niedrige sinnliche Regung, sondern der schätzenswerte amor rationalis ist. Der Schluß der Komödie ist überhaupt nur aus ihrer petrarkistischen Tendenz zu erklären. Shakespeare hat selbstverständlich seinem Lustspiel keine derartige theoretische Konstruktion zugrunde gelegt; nichts lag ihm ferner, als ein Thesenstück zu schreiben, er hat gedichtet, aber die Dichtung erwuchs aus einer ihn beherrschenden Lebensanschauung.

In den *Veronesern* kommt vor allem der Liebesverzicht in Betracht, der hier wie in den Sonetten die Krönung des petrarkistischen Unterbaues bildet. Valentin hat sich zwischen der Geliebten und dem Freund zu entscheiden und selbstverständlich ist er bereit das Weib zugunsten des Mannes zu opfern, weil sich in diesem die höhere und reinere Art der Liebe verkörpert. Auch in seiner anfänglichen Liebesfeindschaft erweist sich Valentin als würdiger Petrarkist. In der Liebe zum Weibe

1593/94 fest. Es unterliegt keinem Zweifel, daß *Err* und *LLL* vorher, *Mids.* und *Merch* später verfaßt sind, während die Sonette etwa gleichzeitig sein dürften. Das genügt für die vorliegende Arbeit. Die Datierung des *Romeo* ist sehr unsicher, er schwankt zwischen 1591 und 1596. Es wird sich zeigen, daß das erste Jahr viel zu früh, das letzte nur wenig zu spät ist.



sieht er nichts als eine Niederlage des Geistes (I, 1, 35), einen glücklosen Gewinn und eine auf Verblendung beruhende Torheit, es ist die übliche Verurteilung des amor sensualis, aber diese Liebesfeindschaft schwindet, sobald er Silvia erblickt, die er mit der ganzen Phraseologie des Petrarkismus anbetet (II, 4, 128ff. und 168ff.), denn in ihr findet er das geeignete Objekt für den Amor rationalis. Shakespeare hat die Stoffe der beiden Jugendlustspiele offenbar ergriffen, weil sie sich seinen petrarkistischen Ideen anpaßten, und nur insoweit, als diese Ideen zum Ausdruck kommen, beruhen die Stücke auf eignem Erleben. Alles Übrige ist Zutat, um diese Ideen in dramatische Handlung umzusetzen. Die Schwierigkeiten waren nicht gering. Seine Vorgänger in Italien und England wie Sforza d'Oddi oder Lily, die etwas ähnliches versucht hatten, waren daran gescheitert; und man wird nicht behaupten können, daß es unserm Dichter in *Verlorener Liebesmüh* oder den *Veronesern* völlig gelungen sei. Wenn diese Stücke, namentlich in ihren Abschlüssen etwas Konstruiertes an sich tragen, so liegt es daran, daß Stoff und Idee nicht restlos ineinander aufgehen.

Dieser Mangel ist offenbar auch dem Verfasser nicht entgangen. Er mag eingesehen oder wenigstens gefühlt haben, daß das Drama nicht die geeignete Form zur Erfüllung des Petrarkismus war, oder doch in seiner realistischen Art weniger geeignet als Epos und Lyrik. Das mag, vermutlich ihm selbst kaum bewußt, der Antrieb gewesen sein, sich damals und sonst nie wieder in seinem Leben diesen beiden Gattungen zuzuwenden, wenn auch andere Ursachen bei diesen Entschluß mitgewirkt haben mögen. Der Ehrgeiz des Dichters, sich auf einem anerkannten poetischen Gebiet einen Namen zu machen, der Wunsch, den neuen Gönner Southampton zu verpflichten, endlich die unfreiwillige Muße infolge der Schließung der Theater haben dabei gewiß eine Rolle gespielt, in Shakespeares Bewußtsein vermutlich sogar die entscheidende. Aber wie dem auch sei, die Tatsache, daß ebenso wie die Sonette die beiden kleinen Epen ein Erzeugnis des Petrarkismus sind, läßt sich nicht bestreiten. Besonders stark macht sich diese Theorie in *Venus und Adonis* bemerkbar. Die Rollenverteilung ist die gleiche wie in den Sonetten. Der Jüngling verkörpert wieder das Gute und Schöne, er bekennt sich zu dem amor rationalis, und ihm steht die Göttin als Vertreterin des bösen und verderblichen amor sensualis gegenüber. Adonis ist kein Liebes-

feind, sondern er verwirft nur die Liebe der verführerischen Venus, die Sinnenliebe wie er 789 erklärt:

"I hate not love, but your device in love."

Und im Anschluß daran entwickelt er 793 ff. in beinahe aufdringlicher Weise das Programm des Petrarkismus mit seiner Unterscheidung von *love* und *lust*, die sich den Schein der Liebe anmaßt. Die eine beglückt, die andere zerstört, die eine ehrt die Schönheit, die andere befleckt, die eine ist ganz Wahrheit, die andere nur kunstvolle Lüge. Die Tendenz des Gedichtes gipfelt in dem Vers (1020):

"And beauty dead, black chaos comes again."

Die Schönheit ist ja nach dem Petrarkismus die Beseelung der Materie, nicht nur eine ästhetische, sondern auch eine ethische Potenz, die den Zusammenhang der Schöpfung mit Gott herstellt. Der Schönheitskultus ist die Sittlichkeit der Petrarkisten.

Der Gesichtspunkt, unter dem Shakespeare den Stoff der *Lucrezia* ergriff, geht am klarsten daraus hervor, daß er im Gegensatz zu seiner Quelle und im Gegensatz zu dem Argument, das er selber der Dichtung voranstellt, Tarquinius und Collatinus, den Gatten der Heldin, zu innigsten Freunden macht. So ergibt sich wieder die beliebte, aus den Sonetten bekannte Konstruktion: Der Seelenbund zweier Männer, der durch die Neigung zu derselben Frau gefährdet wird. In der Brust des Tarquinius ringen, ehe er das Verbrechen begeht, Liebe und Freundschaft miteinander. Mit dem einen Auge sieht er die Frau, mit dem andern den Freund und dieses, wie es 291 heißt, more divine

"Unto a view so false will not incline."

Aber die Begierde siegt und gibt dem Schein der Liebe vor ihrem wahren Wesen den Vorzug, dem amor sensualis vor dem rationalis. Der Freund Collatinus bleibt in dem Gedicht im Hintergrund, das petrarkistische Ideal wird durch Lucrezia verkörpert, die ebenso schön wie gut und treu ist. Das Geschlecht ist ja in der petrarkistischen Auffassung bedeutungslos, und so ist es an sich nicht erstaunlich, daß das gute Prinzip, das sonst bei Shakespeare zumeist von einem Mann vertreten wird, in diesem Fall auf eine Frau übertragen ist. Das war schon in den *Veronesern* der Fall, wo auch die von den beiden Freunden geliebte Silvia alle Fülle petrarkistischer Tugend aufweist.

Aber es läßt sich doch nicht verkennen, daß in *Lucrezia* der Petrarkismus nicht mehr in der gleichen Stärke auftritt.

Eine Abschwächung macht sich bemerkbar, die allerdings möglicher Weise zunächst durch den weniger geeigneten Stoff hervorgerufen ist. Der Petrarkismus, der den Dichter mehrere Jahre lang voll ausgefüllt hatte, verlor allmählich die Gewalt über ihn, und zwar ist diese Befreiung in ziemlich schroffer Weise erfolgt, denn schon im *Sommernachtstraum* finden sich nur noch schwache petrarkistische Spuren. Auch das mag zum Teil mit dem occasionellen Charakter des Lustspieles, das zuerst bei einer aristokratischen Vermählungsfeier gegeben wurde, zusammenhängen. Nur das führende Paar Theseus und Hippolyta, das wohl als Huldigung für die vielleicht schon in reiferen Jahren stehenden Neuvermählten gedacht war, ist von dem Petrarkismus beeinflußt. Die Amazonenkönigin ist die in der Renaissance beliebte virago, die dem Mann wesensgleiche Frau, die sich allein zu der Höhe des amor rationalis aufzuschwingen vermochte. Das Bild entspricht also der Theorie und ebenso die kühlen Beziehungen, die im Gegensatz zu den unmittelbaren Empfindungen der irrenden Paare zwischen ihr und Theseus herrschen. Sie sind beinahe wie Freundschaft zwischen zwei Männern, und darin liegt der höchste Triumph der Petrarkisten. Erhaben über jedes sinnliche Verlangen, hat sich das Brautpaar in dem reinen amor rationalis zusammengefunden, dem keine Tücke des Zufalls, keine Regung der Sinne beikommen kann. Einen interessanten Beleg für die Befreiung vom Petrarkismus bietet der *Kaufmann von Venedig*. Die Problemstellung ist noch ganz petrarkistisch. Zwei Freunde, Bassanio und Antonio sind in innigster Liebe verbunden, aber der Seelenbund wird durch die Neigung des einen zu einer Frau getrübt. Zwar ist Bassanio sofort bereit alles, selbst die kaum errungene Gattin für den gefährdeten Freund zu opfern, der höhere Wert der Freundschaft wird auch hier anerkannt, aber die Lösung ist nicht mehr petrarkistisch. Frauenliebe und Freundschaft werden nicht mehr als unversöhnliche Gegensätze behandelt, sie bekämpfen sich nicht mehr als amor sensualis und rationalis, sondern beide sind miteinander verträglich und vereinigen sich zu der edelsten Harmonie. Die Menschen, wie sie Shakespeare jetzt sieht, dürfen sich ihren natürlichen Trieben überlassen, denn sie tragen ihre Sittlichkeit in sich und bedürfen keiner schulmäßigen Lehre mehr, um das Niedrige, das dem sinnlichen Triebe anhaftet, zu überwinden. Dieser Fortschritt kommt in dem *Merchant* zum Ausdruck, der ein petrarkistisches Problem

in nicht petrarkistischer Weise beantwortet. Shakespeare hat mit der Übersinnlichkeit einer Anschauung gebrochen, der er mehrere Jahre gehuldigt hatte.

Die andern, hier noch nicht behandelten Jugendwerke des Dichters, besonders seine ernsten Dramen, enthalten wohl vielfach die stilistischen Eigentümlichkeiten des Petrarkismus, sind aber inhaltlich unbeeinflußt von dieser Lehre. Davon liegen allerdings *Titus Andronicus* und *Heinrich VI. A—C* zweifellos vor der Zeit, da Shakespeare sich dem Petrarkismus ergab, und selbst das beliebte dreieckige Verhältnis Heinrich-Clifford-Margarete wird in der Trilogie noch nicht unter einem petrarkistischen Gesichtspunkt betrachtet. *Richard II. und III.* fallen später, aber ersteres enthält überhaupt keine Liebesgeschichte, und in dem andern überwiegt der Ehrgeiz so stark, daß daneben alle andern Empfindungen verstummen und daß selbst die beiden Werbungen des Königs nur mit politischen Absichten, nicht mit irgend welchen Gefühlen motiviert sind. Wenn die *Widerspänstige* überhaupt hierher gehört, was bei ihrer höchst unsichern Datierung zweifelhaft bleibt, so war der Dichter durch die Abhängigkeit von dem noch erhaltenen älteren Stück viel zu unfrei, um sein persönliches Erlebnis hineinzuarbeiten. Daß diese Dramen ohne petrarkistische Tendenz sind, darf nicht Wunder nehmen. Anders steht es mit *Romeo.* Wenn überhaupt ein Stoff, so war die veroneser Liebesgeschichte für eine petrarkistische Darstellung geeignet. Der Anfang entspricht dieser Erwartung, der schmachtende verzweifelte Liebhaber Romeo, der sich in Klagen um eine unerreichbare Schönheit, Rosalinde, verzehrt. Sobald aber Julia auftritt, ist der Petrarkismus verschwunden. Die Sinnlichkeit erscheint nicht mehr als Gegensatz der Liebe, sondern als ihre notwendige Ergänzung. Als sicher kann gelten, daß ein Verfasser, der die Liebe in dieser natürlichen Weise zu schildern vermochte, innerlich nichts mehr mit Petrarka zu tun hatte, und daß der Spott über den Italiener und seine Dichtung (*Romeo* II, 4, 40 ff.) der damaligen Überzeugung Shakespeares voll entsprach. Der Stil dagegen ist noch durchaus petrarkistisch. Er verbindet das Drama mit den Sonetten und den beiden kleinen Epen, während es inhaltlich bereits einer späteren Epoche angehört. *Romeo* steht mit dem einen Fuß noch innerhalb, mit dem andern schon außerhalb des Petrarkismus und bietet uns ein Bild, wie sich Shakespeare von dieser Auffassung befreite, an der Hand seiner Julia, vielleicht

also auf Grund einer eignen großen Liebe. Vollendet wird diese Befreiung im *Kaufmann von Venedig*. Es ist gewiß kein Zufall, daß sich in diesem Stück neben den letzten Spuren des Petrarkismus die ersten vom Einfluß Montaignes zeigen. Die skeptische Weisheit des Franzosen war allerdings mit dem weltentrückten Idealismus der Italiener unvereinbar. Wer ihr lauschte, konnte für den Petrarkismus nur noch ein überlegenes, vielleicht auch wehmütiges Lächeln übrig haben wie ein reifer Mann für die beglückenden Irrungen seiner Jugend. Die Annahme liegt nahe, daß es Shakespeare an der Hand Montaignes gelang, den Petrarkismus, den er in *Romeo* mehr gefühlsmäßig durchbrochen hatte, auch verstandesmäßig zu überwinden. In diesem Drama und im *Kaufmann* hat sich der Dichter nach der schweren Krisis des Petrarkismus selber gefunden. In der Zwischenzeit war er zum Manne geworden. Hatte er sich einst dem Petrarkismus kritiklos mit der vollen Begeisterung und dem ganzen Ungestüm des Jünglings verschrieben, so ist er jetzt innerlich gereift und gefestigt. Wie der *Hamlet* zeigt, übte Montaigne einen sehr starken Einfluß auf ihn aus, aber er überließ sich der Philosophie des Franzosen nicht mehr rückhaltlos. Er wahrte sich ihm gegenüber seine Selbständigkeit und schuf sich auf Grund von dessen Lehre eine eigene Weltanschauung.

Auf die Dauer war der Petrarkismus mit Shakespeares innerster Natur und seiner Auffassung von Welt und Menschen unverträglich, aber nichts spricht wohl so deutlich für die Stärke dieser Lehre, als daß ihr ein Mann wie er trotz ihrer Wesensfremdheit zeitweilig völlig erliegen konnte. Sie hat ihn gefördert und ihm geschadet: geschadet, indem sie ihn zeitweilig seiner eigensten Schaffensart untreu machte; gefördert, indem sie ihm die Augen öffnete und ihn veranlaßte, mehr in dem Kunstwerk zu suchen als nur eine bühnenwirksame Handlung. Jeder Künstler muß sich, um sich zur vollen Freiheit seiner Person durchzuringen, mit dem Bildungsbestand seiner Zeit auseinandersetzen. Dessen höchste Blüte war in den Augen des jugendlichen Shakespeare der Petrarkismus. Es gab für ihn nur einen Weg, ihn zu überwinden, und der war, ihn sich selber anzueignen. Aber indem er ihm scheinbar erlag, überwand er ihn; indem er sich von der fremden Macht fortreißen ließ, fand er sich selber. Shakespeare konnte nicht dauernd Petrarkist bleiben wie unzählige kleine Geister. Der schwache Schwimmer wird von dem Strom

hinweggespült, der starke arbeitet sich durch. Die Auseinandersetzung mit dem Petrarkismus wurde für unsern Dichter zu einem Ringen um seine eigene Persönlichkeit, zu dem Kampf gegen seine Zeit, den jeder Schaffende in irgend einer Form auszukämpfen hat. Der Petrarkismus ist keine äußerliche Mode, die Shakespeare eine Zeitlang mitmachte und dann wieder aufgab, sondern er ist eine notwendige Durchgangsstufe, ohne die er eben niemals „Shakespeare“ geworden wäre.

Berlin. MAX J. WOLFF.

DAS PROBLEM VON SHAKESPEARES „JULIUS CÄSAR“.

Obwohl Shakespeares „Julius Cäsar“ die Kritik in besonders großem Umfange beschäftigt hat, sind doch einige zur Erklärung wesentliche Dinge noch nicht genannt worden. Wie wenig die bisherigen Versuche, eine Lösung des Julius-Cäsar-Problems zu finden, befriedigen, geht aus dem vor mehr als Jahresfrist erschienenen Buche von Schücking über *Die Charakterprobleme bei Shakespeare* hervor. Schücking befaßt sich auf vielen Seiten mit Fragen, die dieses Stück betreffen. Da tritt einem z. B. die Frage nach der Einheitlichkeit des Dramas entgegen; ob Brutus oder Cäsar der Held sei; wie der Charakter des Brutus, wie der Cäsars zu erklären sei. Nur eines führe ich an, was dort über Cäsar gesagt wird, um darzutun, daß diese Erklärungsmethode sich hier festgefahren hat: Cäsars Persönlichkeit, so heißt es, soll anders aufgefaßt werden, als sie erscheint — es sei eine andere Wirkung herausgekommen, als der Verfasser, Shakespeare, beabsichtigte. Dabei wird aber gerade der primitive Charakter der elisabethanischen Schauspielkunst und die Naivität des damaligen Publikums betont: wie kann es unter solchen Umständen zu einem derartig komplizierten Ergebnis kommen, falls nicht der Autor ein unfähiger Poetaster ist? Ein derartiges Ergebnis ist nur dadurch möglich geworden, daß der erstarrte Formalismus einer dramatischen Kritik, wie diese vielleicht bei so offenbar konstruierten Dramen wie denen Schillers einige Berechtigung haben mag, auf ein so freies, so unendlich lebendiges und nur allzu natürliches, dabei aber doch höchst kompliziertes Geistesprodukt, wie es ein Shakespearesches Theaterstück ist, ange-

wandt wurde. Man sollte sich nicht länger bei diesen Dingen aufhalten. Sondern, nachdem wir die alte Methode als nicht ausreichend erkannt haben, wollen wir von Grund auf neu bauen, und das Shakespearsche Drama in seiner Entstehung und Ausbildung verfolgen, wobei die einzelnen Probleme sich in ganz natürlicher Weise im Laufe der Besprechung zeigen werden, um dabei gleichzeitig auch eine Lösung zu finden.

Jedes Kunstwerk entsteht aus einem innern Impuls des Urhebers, was auch immer die äußeren Umstände sein mögen, welche die Wahl von Stoff und Form bestimmen. Der wahre Dichter, und von diesem allein ist die Rede, verspürt in seiner Seele einen unwiderstehlichen Drang, sich über gewisse Dinge, die ihn auf das allerpersönlichste berühren, zu äußern. Man würde vielleicht gut tun, sich bei jedem Stücke Shakespeares die Frage vorzulegen: Was ist es, das den Dichter hier von innen heraus antreibt? Was ist der Gedanke, was ist die Vorstellung, von der er sich hier zu befreien wünschte? Man komme nicht mit dem Einwande, Shakespeare schreibe, um Geld zu verdienen. Natürlich schreibt er, um Geld zu verdienen; d. h. aber, er schreibt in einer Weise, daß die Dramen dem Publikum genehm und für die Kasse einträglich seien Aber dieses hat nur Einfluß auf Äußerlichkeiten, hinter und unter denen sich des Dichters unbezweifelte geniale Persönlichkeit kundtut. Und wenn nun die Frage aufgeworfen wird, was ihn denn im „Julius Cäsar“ als grundlegender Gedanke so sehr beschäftigte, so kann nur eine Antwort erfolgen: Shakespeare will hier seiner politischen Überzeugung Ausdruck verleihen. Die Sorge um das Wohl des Staates, das ja letzten Endes sein eigenes Wohl ist, beschäftigt ihn in jener aufgeregten Zeit dauernd: und diese nagende Sorge ist es, die auch ständig nach Entladung drängt.

Man sollte eigentlich den „Julius Cäsar“ nicht in eine besondere Klasse der Römerdramen hineinzwängen, oder ihn zur Not den Tragödien zurechnen. Man sollte das Stück vielmehr als die natürliche Fortsetzung der “Histories”, der Historienspiele, betrachten. Im Jahre 1599 hatte Shakespeare mit Heinrich V., schon hinter die Reihenfolge behandelter Monarchen zurückgreifend, den Stoff der vaterländischen Geschichte erschöpft. Da kam ihm Norths Plutarchübersetzung sehr gelegen; fand er doch hier Biographien vor, die ein hochgebildeter Mann geschrieben hatte; Biographien, die er mit viel geringerer

Mühe in dramatische Form zu verarbeiten vermochte als die barbarische Geschichtsklitterung eines Holinshed. Und gerade der Cäsarstoff war das, was er brauchte! Ein überaus berühmter Name; ein Gegenstand, der es ihm in hervorragendem Maße erlaubte, die in der ganzen Reihe der Historien behandelte Idee in eindringlichster Weise auszuarbeiten. Diese Idee ist die Überzeugung von der ausschließlichen Vortrefflichkeit der monarchischen Staatsverfassung, sofern diese einen auf Erbfolge beruhenden, streng eingehaltenen Thronwechsel verbürgt. Die Furcht, es möchte infolge von Thronstreitigkeiten wiederum zu Bürgerkriegen kommen, läßt dem um das Wohl des Vaterlandes besorgten Dichter und Grundbesitzer Shakespeare keine Ruhe. Man rede dabei nicht von seiner Monarchentreue oder von seiner Loyalität. Wer den vollkommen macchiavellistischen, und deshalb so über die Maßen erfolgreichen Charakter der englischen Politik erkannt zu haben glaubt, der weiß, daß mit derartigen Idealen nur zum Zwecke der Täuschung operiert wird. Vom Standpunkte der Praxis aus muß die Sache angeschaut werden: Nicht Liebe des freien Mannes oder Reisigentreue, oder wie man sich ausdrücken mag, dürfen wir bei Shakespeare suchen — und auch nicht bei Hobbes, mit dem der Dichter in diesen wie in vielen andern Dingen eine große Ähnlichkeit hat — sondern es ist bei ihm der Wunsch, in Frieden zu leben, sein gewinnbringendes Geschäft weiter betreiben zu können, damit er schließlich die Früchte seiner Mühen ungestört genießen möge, der ihn zu einem überzeugten Monarchisten macht. Die Renaissance machte sich ihre eigenen Gedanken über diese Dinge. Oberste Notwendigkeit war ihr in Staatsdingen irgend ein permanentes Prinzip; etwas Bleibendes im Strome der Zeit, damit die Autorität der Gesetze ohne Unterbrechung aufrecht erhalten bleibe; so ungefähr drückt sich Macchiavelli aus. Und für Shakespeare war dieses Prinzip der Kontinuität die erbliche Monarchie. Er war durchaus Ordnungsmensch — alles andere als ein Anarchist wie Marlowe oder Milton — er machte vor einem der widerwärtigsten Scheusale, die je auf einem Königsthrone saßen, vor Jakob I., die devotesten Verbeugungen. Denn für ihn war, genau so wie für Hobbes und jenen Erzvater des englischen "Common-sense", Samuel Johnson, ein schlechter Monarch eine wünschenswertere Spitze des Staates, als irgend eine demokratische Körperschaft. In der Luft schwebten damals äußerst

beunruhigende Gedanken. Die individualistische Bewegung von Renaissance und Reformation hatte auch an die Fürstenthrone gerührt. Man theoretisierte stark über Gottesgnadentum; über das Recht des Widerstandes gegen die Staatsgewalt; und über die sogenannte Volkssouveränität. Freimütig wurde sicherlich in Shakespeares Umgebung das Problem des Tyrannenmordes erörtert; hatte doch Knox im benachbarten Schottland, von wo man den nächsten Herrscher erwartete, den aktiven Widerstand gepredigt. In London selbst sollte man bald den Essexaufstand erleben, mit dem Shakespeare sicherlich direkt nicht das Geringste zu tun hatte, wie einige Fantasten das behaupten. Zeigten sich denn nicht schon seit mehreren Jahren hier und dort im Lande die sogenannten Puritaner, die unter der Maske der Religion die Ziele des Umsturzes verfolgten? Shakespeares Cassius ist für mich deutlich das Abbild eines solchen Puritaners, ohne das eigentlich unwesentliche religiöse Element: Unfähig, sich irgend welcher Gewalt zu unterwerfen, wie Jakob I. von den Puritanern sagte, ist auch Cassius einzig und allein in verbissenem Neide anarchistisch auf Zerstörung der Gesetze bedacht, um, wenn möglich, sich schließlich selbst zum Herrn der Lage zu machen, wie dies denn auch später dem obersten der puritanisch verkleideten Gewaltmenschen, Cromwell, gelang. Ist es nicht, als habe Shakespeare prophetisch die Leute um Cromwell vor Augen, wenn er Cäsar von Cassius sagen läßt:

> Wär' er nur fetter! — Zwar ich fürcht' ihn nicht;
> Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd,
> Ich kenne niemand, den ich eher miede,
> Als diesen hagern Cassius. Er liest viel;
> Er ist ein großer Prüfer und durchschaut
> Das Tun der Menschen ganz! Er liebt kein Spiel,
> Wie du, Antonius; hört nicht Musik.
> Er lächelt selten; und auf solche Weise,
> Als spott' er sein, verachte seinen Geist,
> Den irgendwas zum Lächeln bringen konnte.
> Und solche Männer haben nimmer Ruh,
> Solang sie jemand größer sehn als sich.
> Das ist es, was sie so gefährlich macht.

Es ist doch wahrlich ein bedeutsames Zusammentreffen, daß Treumann in seiner Darstellung der revolutionären Staatslehren des 16. Jahrhunderts die Zeit der Monarchomachen von 1573—1599 rechnet: bis 1599, dem mutmaßlichen Ent-

stehungsjahr des „Julius Cäsar". Im Jahre 1579 hatte der Franzose Hubert Languet in Edinburgh unter dem gerade für uns bedeutungsvollen Pseudonym „Stephanus Junius Brutus" seine Schrift *Vindicia contra tyrannos* erscheinen lassen. Hier wird einem die Eigenschaft des Römers Brutus als Heros der Monarchomachen ganz besonders deutlich in Erinnerung gebracht.

Shakespeare hat natürlich diese Dinge weder wissenschaftlich noch systematisch studiert. Derartiges lag ihm fern. Er besaß aber jene wunderbare Auffassungsgabe, die ihn befähigte aus gehörten Fragmenten schnell ein naturgetreues Ganzes zu konstruieren: so reproduzierte er die Lokalfarbe fremder Länder nach Berichten von Reisenden, wie dies Raleigh so trefflich schildert, und Gedankensysteme aus dem, was ihm der tägliche Umgang mit wissenschaftlich gebildeten und interessierten Männern zutrug. Denn den Verkehr mit solchen muß Shakespeare ständig gepflegt haben. Ich denke dabei an jene zahlreichen Rechtsgelehrten jeglichen Alters, welche die intellektuelle Blüte des Landes darstellten und sich in den "Inns of Court" der Hauptstadt zu gesellschaftlichem Verkehr sammelten. Beweise für Shakespeares Intimität mit diesen Kreisen zu geben ist mir hier nicht vergönnt, es sei denn, daß ich kurz an die Tatsache erinnern darf, daß des Dichters Werke von den Juristen in ihren Versammlungshäusern aufgeführt zu werden pflegten; daß seine Werke Zeugnis für genauere Rechtskenntnis ablegen; daß unter den Sonetten zahlreiche sich befinden, in denen eine überreichliche juristische Terminologie mit großer Spitzfindigkeit gehandhabt wird. Aus diesem Umgang muß Shakespeare auch seine Kenntnis der damals modernen Staatslehren geschöpft haben; dort holte er sich seine weltmännische und wissenschaftliche Bildung.

Wenn man daran festhält, daß Shakespeare das monarchische Prinzip verherrlichen wollte, so ist zunächst klar, daß die im Grunde überflüssige Frage nach dem eigentlichen Helden des Dramas sich ohne weiteres löst: Der Held ist Cäsar! Daß dieser in der zweiten Hälfte nicht mehr auftritt, braucht uns nicht zu kümmern. Es ist überflüssig, zu solch mangelhaften Aushilfen zu greifen, als da sind: sein Geist vertrete ihn, oder Oktavian. Shakespeare schreibt keine regelmäßigen Dramen, die ja des Helden nicht entbehren können; er schreibt Historien, deren Charakter der junge Goethe am besten erkannte, als er sie nachahmte in seinem Werke, das er bedeutungsvoll betitelte:

Geschichte Gottfriedens von Berlichingen — *dramatisiert!* Shakespeare dramatisiert die Geschichte, und hier wollte er unbedingt zeigen, wie der Monarchenmord gerächt wird und Sühne finden muß; wie die Strafe nicht ausbleibt. Und darum das Hinausführen des Dramas über den Tod Cäsars hinaus. Das wirkungsvollste, wenn auch für uns Moderne etwas zu krasse Element, das die Dramen Senecas der elisabethanischen Bühne hauptsächlich durch Vermittlung Kyds vermachten, das Prinzip der methodischen Rache, ließ Shakespeare nicht nur einmal zur Verteidigung des monarchischen Gedankens spielen! Geister erscheinen bei ihm nur, um den Tod gemordeter Herrscher zu rächen. Solche Tat hat die furchtbarsten Folgen; in ganz ungewohnter Heftigkeit äußert sich der Dichter über die entsetzlichen Wirkungen einer gewaltsam gestörten Thronfolge. Über der Leiche Cäsars ruft Antonius aus:

> Weh! weh der Hand, die dieses Blut vergoß!
> Jetzt prophezei ich über deinen Wunden: . . .
> Ein Fluch wird fallen auf der Menschen Glieder,
> Und innre Wut und wilder Bürgerzwist
> Wird ängsten alle Teil' Italiens.
> Verheerung, Mord wird so zur Sitte werden,
> Und so gemein das Furchtbarste, daß Mütter
> Nur lächeln, wenn sie ihre zarten Kinder
> Gevierteilt von des Kriegers Händen sehn.
> Die Fertigkeit in Greueln würgt das Mitleid;
> Und Cäsars Geist, nach Rache jagend, wird,
> Zur Seit' ihm Ate, heiß der Höll' entstiegen,
> In diesen Grenzen mit des Herrschers Ton
> „Mord" rufen, und des Krieges Hund' entfesseln,
> Daß diese Schandtat auf der Erde stinke
> Von Menschenaas, das um Bestattung ächzt.

Hier hören wir, wenn irgendwo, Shakespeares eigene Stimme.

An einem Punkte allerdings geht der Dichter mit genialer Großzügigkeit vorüber. Nämlich an dem Umstande, daß Cäsar gar kein legitimer Herrscher war. Er ignoriert dieses vollkommen, obgleich ihm sicher nicht unbekannt war, daß selbst die heftigsten Gegner der Monarchomachen, die Verteidiger des Legitimitätsprinzips, die Ansicht hegten, daß der Usurpator getötet werden dürfe — was auch der systematisch vorgehende, eine Tragödie nach Senecas Muster schreibende Franzose Grévin anerkennt, der gelegentlich als mögliche Quelle Shakes-

peares genannt wird, und der sagt: «Cette mort est fatale aux nouveaux inventeurs de puissance royale».

Indem Shakespeare so in genialer Selbstherrlichkeit das fortließ, was seinem Zwecke nicht dienlich erschien, ging er mit umso größerem Eifer der Theorie der Monarchomachen von der Volkssouveränität zuleibe. Es ist, als wolle er sagen, die Theorie von der Souveränität des Volkes sei nichts anderes als der Versuch einzelner, nach der Macht strebender Unzufriedener, sich von der Woge des sogenannten Volkswillens emportragen zu lassen, um so die Gewalt an sich zu reißen. Dem "süßen Pöbel" gegenüber ist Shakespeare durchaus Renaissancemensch, der wohl den «uomo unico», den «uomo singulare» als die Krone der Schöpfung verehrt, für die Menge aber nur Verachtung, ja positive Abneigung hegt.

Das Volk ist für Shakespeare eine bloße Masse mit schlummernden Raubtierinstinkten; ein übelriechendes Gesindel, das unbedingt in strenger Zucht gehalten werden muß. Eine politische Meinung hat es nicht. Wird es nicht von Agitatoren aufgewiegelt, so ist es dem Herrscher treu ergeben, und dieser tut gut, es durch gelegentliche Geschenke und Darbietung von Schaugeprängen bei guter Laune zu erhalten. Die Verschwörer haben trotz all ihrer Freiheitsphrasen mit dem Volke nichts zu tun, da dieses von seiner sogenannten Souveränität keine Ahnung hat. Wie Hohn klingt deshalb der Ausruf des Cassius nach vollbrachter Bluttat: „Frieden, Freiheit, Unabhängigkeit!", mit dem er aus dem Senatsgebäude herausstürzt — während das Volk verstört vor den Mördern des Imperators zurückweicht.

So verhehlt uns denn Shakespeare auch nicht, daß Cassius aus rein egoistischen, verwerflichen Motiven heraus handelt; und daß Casca, sein Genosse, das Volk mit Verachtung betrachtet. Was eine aufgehetzte Volksmenge für Unheil anrichten kann, deutet Shakespeare nur entfernt, aber wirkungsvoll genug an, indem er den Pöbel zur Niederbrennung der Häuser der Verschwörer aufbrechen läßt, bei welcher Gelegenheit der unschuldige Dichter Cinna von dem mordgierigen Gesindel aus bloßer Lust am Bösen erschlagen wird: dem friedliebenden Bürger ein warnendes Beispiel, unter keinem Vorwande das Volk zu politischer Betätigung aufzurufen.

Hatte Shakespeare den Gedanken der Volkssouveränität mit Hohn zurückgewiesen, so hätte er folgerichtig auch den Monarchenmörder in das übelste Licht setzen sollen — wie etwa

Richard III., oder Macbeth, oder König Claudius im „Hamlet“. Einem solchen Plane hätten sich aber große Schwierigkeiten in den Weg gestellt. Brutus war eine Gestalt, die schon in der römischen Literatur verherrlicht worden war. Und die Renaissance hatte den Glanz, der auf ihr ruhte, nur noch vermehrt. Auch befanden sich sicher Anhänger monarchomachischer Lehren unter Shakespeares Zuschauern, die er nicht mit einem offenbaren Tendenzstück zu beleidigen wünschte. Hinzu kommt noch als wichtiges Moment, daß Shakespeare sich diesem zögernden, nachdenklichen Charakter hamletartig verwandt fühlte, und sicherlich gerade in dieser Gestalt vieles von seinem Allerpersönlichsten zu geben vermochte. Ja, es will einem scheinen, als habe sich Shakespeares Sympathie mit fortschreitender Arbeit an dem Drama immer mehr dieser Gestalt zugewandt. Brutus war bekannt als „der Römer“ schlechthin, in dem alle Tugenden seines weltbeherrschenden Volkes zum Ausdruck kamen. Und die Bezeichnung als „der Römer“ läßt erkennen, welchen Typus Brutus repräsentierte: den des Stoikers römischer Färbung. Der Einfluß der Stoa auf die abendländische Welt ist wohl noch nicht in seinem ganzen Umfange erkannt worden. Welche hervorragende Rolle stoische Lehren in der Renaissancezeit gespielt haben, hat Dilthey (im 2. Bande seiner *Schriften*) zu zeigen versucht. Auch Shakespeare kennt die stoischen Lehren, die ihm aus der Lektüre Montaignes und wahrscheinlich auch aus der geistigen Atmosphäre des höheren Lebens in London zuflossen; vielleicht hatte er auch Cicero und Seneca gelesen, soweit von diesen damals Übersetzungen vorlagen.

Im „Julius Cäsar“ hat er dann, wie mir scheinen will, anknüpfend an die Römergestalten, sich gleichsam auf seine Art mit der Stoa auseinandergesetzt, wie Milton dies in seinem „Wiedergewonnenen Paradiese“ tut. Mit dieser Erkenntnis wäre nun, neben der politischen Absicht, das zweite wesentliche Erklärungsprinzip gewonnen. Natürlich ist Shakespeares Vorgehen dabei alles andere als systematisch, aber die Absicht scheint unverkennbar. Zunächst breitet er über das ganze Stück eine Atmosphäre von stoischen Lehren, ohne hierzu im geringsten von seiner Quelle angeregt zu sein. Der Stoizismus, so möchte ich sagen, wird zum historischen Hintergrund des Dramas. Dafür einige Beispiele:

1. Die Idee des unabwendbaren Schicksals kehrt in den verschiedensten Formen immer wieder. „Wer kann seinem Tode

entgehen, wenn die hehren Götter ihn beschlossen haben!“ ruft Cäsar aus. — Die Warnung, die Artemidorus dem Cäsar zukommen läßt, muß diesen zur Umkehr zwingen, „wenn nicht“, so heißt es, „das Schicksal auf Seiten der Verschwörer ist“. — Cinna, der Dichter, den das Volk erschlägt, war durch einen Traum gewarnt worden; und doch fühlte er den unwiderstehlichen Drang, das Haus zu verlassen, was denn auch seinen Untergang herbeiführte. So muß denn ganz allgemein „die Natur der Notwendigkeit gehorchen!“ "Nature must obey Necessity" — wer dächte da nicht an "Senecas necessitas naturalis"? "Nature must obey Necessity"!

2. "Death, a necessary end, will come, when it will come!" ist ein Ausspruch Cäsars. — „Der Tod, ein notwendiges Ende, kommt, wann er kommt!“ ein Ausspruch, der die Ergebenheit des Stoikers in das Schicksal deutlich vorführt. Dieser Gedanke wiederholt sich immer wieder; so wenn Brutus ausruft: „Schicksal, wir werden deinen Willen früh genug erfahren! Daß wir sterben müssen, wissen wir; es handelt sich nur darum, wie lange wir noch die Zeit dahinschleppen müssen.“

3. So kann denn der Tod als etwas Wünschenswertes, als eine Wohltat bezeichnet werden; das Naturnotwendige ist ja an sich gut. Diese ständige Todesbereitschaft liefert dem Stoiker eine unfehlbare Waffe gegen äußere Übel, besonders gegen Übergriffe eines Tyrannen. „Mein Dolch“, sagt Cassius, „wird mich vom Tyrannen befreien, indem ich ihn nämlich gegen mich selber kehre. In diesem Punkte sind die Schwächsten die Stärksten! Auf diese Weise wird der mächtigste Tyrann besiegt. Nichts vermag mich zu bezwingen; weder Kerkermauern noch eiserne Ketten.“ „Verrate mich nur“, ruft er dem Brutus zu, „ich bin gewappnet, und Gefahren schrecken mich nicht!“

4. Eine große Rolle spielt naturgemäß die Vorstellung von der Tugend und vom Weisen. "Virtue and Worthiness" werden oft genannt, und sind gleich "virtus" und "honestas" zu setzen. Das Wort "honourable", das Antonius mit fast aufdringlicher Beständigkeit auf Brutus und die Verschworenen anwendet, bis es die beabsichtigte ironische Wirkung tut, entspricht dem lateinischen "honestus". "They are wise and honourable, and will no doubt with Reason answer you!" ruft er von ihnen ebenfalls mit Ironie aus: Sie sind weise ("sapientes") und gut ("honesti"), und werden euch mit der Vernunft ("ratio") antworten.

Der Begriff der "ratio" ("rationem" ergibt "reason") und der der "adfectio" = "affection" oder Leidenschaft, wird uns noch beschäftigen.

5. Es seien dann noch einige mehr äußerliche Dinge erwähnt, die Shakespeare dem stoischen Gedankenkreis entnimmt. Die vier Elemente spielen eine Rolle. Es wird außerdem berichtet, jeder Mensch habe seinen Genius. Durch das ganze Drama sind ferner Vorstellungen verbreitet, die dem Gebiete der Mantik angehören. Weissager treten auf; die Elemente geraten in Aufruhr und verkünden Unheil. Vogelflug und Opferschau werden erwähnt, und dienen ebenfalls dazu, die römische Lokalfärbung zu verstärken.

Von den Personen des Dramas war naturgemäß zunächst Brutus als Stoiker darzustellen. So verlangte es die Überlieferung. Brutus ist deshalb auch allen Zerstreuungen abhold und führt ein zurückgezogenes, philosophisches Leben. Antonius sagt von ihm: "Brutus is noble, wise, valiant, and honest" — und wer möchte hier nicht die vier Haupttugenden des Stoikers erkennen: die Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigung? Drohungen vermögen nicht, ihn zu schrecken; denn er ist so stark gewappnet mit Tugendhaftigkeit ("I am armed so strong in honesty"), daß die Drohungen wie Winde an ihm vorübergehen. Der deutsche Text gibt hier "honesty" mit Redlichkeit wieder, was an sich eine gute Übersetzung ist, aber hier doch nicht das eigentlich Richtige trifft. Schücking hat einen langen Absatz über diese Stelle, weil er diese Ansicht des Brutus ruhmredig nennt, wo es sich doch hier nur darum handelt, daß der Stoiker eine ganz selbstverständliche Feststellung, seine Tugendhaftigkeit betreffend, macht. Ebenso wie es dem Brutus durchaus ansteht zu sagen, was Schücking wiederum tadelt, von seiner Hand getötet zu werden, sei eine Ehre. Steht doch alles, was der Weise tut, mit der Gerechtigkeit im Einklang, und sich selbst darf der Weise rühmen, falls es sich um die "claritas", die Verherrlichung der Tugenden, und nicht um die eitle Ruhmsucht, die "gloria", handelt.

Von Brutus verlangt ferner seine Philosophie, daß er, unabhängig von sogenannten zufälligen Übeln, nur nach den großen Grundsätzen der Stoa handele. Er liebt die Ehre ("honour" = "honestas" = Tugendhaftigkeit) mehr als er den Tod fürchtet, und beweist dadurch Tugend (virtue = virtus). Wenn er den Mord Cäsars gutheißt, so wird diese Tat dadurch das Aussehen

von "Virtue" und "Worthiness", d. h. von "Virtus", Tugend, erhalten. Denn er kann nur recht handeln; vermag er doch selbst seinem Feinde kein Unrecht zu tun, und ist es nicht eine Forderung der Stoiker, alle Menschen, also auch die Feinde, zu lieben?

Antonius bezeichnet an einer Stelle die Verschwörer als die herrlichsten Geister ihrer Zeit. Das sagt er in deren Gegenwart und spricht damit aus, was diese selber von sich hielten. Als die Verschwörer sich entfernt haben, da nennt er sie Schlächter und Mörder. Cäsar aber ist der edelste Mensch, „der jemals lebt' im Wechsellauf der Zeit." Als solchen wollte ihn Shakespeare ebenfalls hinstellen. Aber hatte er nicht an Brutus schon die edelsten Eigenschaften ausgeteilt? Er mußte Cäsar noch eine Stufe höher zu stellen versuchen; er mußte aber auch Cäsar ebenfalls in die Farben des stoischen Weisen einkleiden, wie dies ja schon sein Charakter als großer Römer bedingte. Brutus sagt denn auch von Cäsar bedeutungsvoll aus, er habe niemals an ihm beobachtet, daß seine Leidenschaften ihn mehr beherrscht hätten, als die Vernunft: "And to speak truth of Caesar, I have not known, when his affections swayed more than his reason". Deutlicher kann tatsächlich von Shakespeare nicht ausgedrückt, werden, daß er hier die "adfectiones" — Furcht, Habsucht, Grausamkeit, Zorn usw. — der "ratio" gegenübergestellt, der "ratio vera", die dem Logos, dem Weltgeist gleich ist, der im Weisen sich offenbart. Aber der Dichter mußte bei Cäsar auch noch etwas hinzufügen, das ihn über seinen Nebenbuhler erhöht. Und dieses ist die Aktivität. Cäsar ist ein Mann der Tat, der wenigstens gehandelt hat, ja der noch handelt, wo Brutus mehr den Philosophen, den Theoretiker darstellt. „Brutus ist edel, tapfer, weise und redlich" — so läßt Antonius verkünden — „Cäsar aber war groß, kühn, königlich und gütig." In den Augen der Welt steht Cäsar ganz und gar da als heroische Gestalt; er ist von übermenschlicher Größe; wie ein Koloß schreitet er über die Erde dahin.

Unendlich viel ist über den Charakter von Shakespeares Cäsar geschrieben worden; immer wieder hat man sich daran gestoßen, daß Cäsar sich in so überschwenglicher Weise selbst lobt: Hazlitt sagt, Cäsar führe windige Reden und handle nicht; Brandes nennt ihn gar eine Karikatur — einen Inbegriff von wenig ansprechenden Eigenschaften — einen wahren Jammer-

lappen. Er freue sich der Schmeichelei, spreche pomphaft und hochmütig; prahle mit seiner Festigkeit und sei stets wankelmütig. Das ist ein Bild, so ganz anders wie man vermuten sollte, falls Shakespeare wirklich in Cäsar die Idee der Monarchie verherrlichen wollte. Brandes und die anderen mißverstehen Cäsar; sie mißverstehen Shakespeare. Ein Wort, nämlich das Wort „Stoa“ erklärt alles. Das angeblich großsprecherische Gebaren, das bisher niemand wegzuinterpretieren vermochte, und das die Veranlassung zu dem ganzen Mißverständnis ist, stellt sich als nichts anderes dar als das Selbstlob des Stoikers; es gehört zum Typus, und läßt auf den Charakter des Sprechers keine besonderen Schlüsse zu. „Der Hochmut des stoischen Tugendbegriffs“, von dem Dyroff spricht, brachte es mit sich, daß der Weise laut sein Lob verkünden darf, wobei denn allerdings für uns Fernerstehende der Eindruck von den „langweiligen römischen Pharisäern“ entstehen mag, von denen Mommsen in seiner *Geschichte* redet.

Cäsar kennt keine Furcht — Schmeichelei bewegt ihn nicht. Er tut nie ein Unrecht, denn er besitzt ja die unverlierbare Tugend, und kann gar nicht anders als gerecht handeln. Alles das lobt er an sich selber. Besonders aber hebt er seine Beständigkeit hervor. Als alle ihn anflehen, selbst Brutus, er möge doch die Verbannung des Publius Cimber rückgängig machen, da bricht er in die denkwürdigen Worte aus:

„Ich ließe wohl mich rühren, glich' ich euch:
Mich rührten Bitten, bät' ich, um zu rühren.
Doch ich bin standhaft wie des Nordens Stern,
Des unverrückte, ewig stete Art
Nicht ihresgleichen hat am Firmament.
Der Himmel prangt mit Funken ohne Zahl,
Und Feuer sind sie all', und jeder leuchtet,
Doch einer nur behauptet seinen Stand.
So in der Welt auch: sie ist voll von Menschen,
Und Menschen sind empfindlich, Fleisch und Blut.
Doch in der Menge weiß ich einen nur,
Der unbesiegbar seinen Platz bewahrt,
Vom Andrang unbewegt; daß ich der bin,
Auch hierin laßt es mich ein wenig zeigen,
Daß ich auf Cimbers Banne fest bestand,
Und drauf besteh', daß er im Banne bleibe.“

Und als die Flehenden nicht nachlassen, weist er den Cinna zurück mit dem Kraftwort: „Fort, sag' ich! Willst du den Olymp versetzen?!“

Gerade diese äußerste Konsequenz im Handeln war es aber, die in der römischen Stoa ein so hohes Ansehen genoß. „Schreite fort, und vor allem, sorge dafür, daß du dir selbst gleich bleibst!“ ruft Seneca dem nach der Tugend Strebenden zu. Nichts ist schimpflicher, als sich selbst ungleich zu sein. Man solle nur éine Charakterrolle spielen. Die Harmonie der Seele gilt als höchstes Gut; und deshalb ist alle Reue eines Weisen unwürdig und verwerflich. „Der Weise bereut nie sein Tun, er ändert nie, was er getan hat, er wechselt nie seinen Entschluß“, sagt wiederum Seneca.

So wäre uns also der angeblich prahlerische Cäsar kein Problem mehr. Und gerade für Shakespeare mußte es von besonderem Interesse sein, einen solchen entschlossenen Charakter zu zeichnen. War doch die Entschlossenheit, wenn man will, die Entschlossenheit zum Bösen, das Wesen der "Virtu" Macchiavellis, die dieser unmittelbar von den Römern herleitete, und als die Haupteigenschaft des erfolgreichen Herrschers bezeichnete. Unerschütterliche Beharrlichkeit ist für Macchiavelli die notwendige Voraussetzung des Erfolges; und gerade in der römischen Geschichte glaubte der an seinem Lande und seiner Zeit verzweifelnde große Mann Beweise dafür gefunden zu haben, daß gelegentlich Männer auftreten, die geneigt sind, in ihrer Entschlossenheit bis zum Äußersten zu gehen. Marlowe hatte diese Entschlossenheit, die sich in England als Renaissanceerscheinung zu entwickeln begann, und die später im Puritanertum auch praktisch in die Politik eingriff, in immer neuen Formen dargestellt. Auch mit diesem Begriff setzt sich Shakespeare auseinander — in der Person Richards III., in Macbeth, in Jago und andern. Hier war es Entschlossenheit zum Bösen, was bei Cäsar gut und lobenswert erschien, weil sie sich im legitimen Herrscher in legitimen Bahnen auswirkt. Ja, diese Entschlossenheit — Marlowes "Resolution", Macchiavellis "Virtu" — die umgestaltete "Virtus" der Römer — ist hier das, was Cäsar zu dem Vorbilde aller Herrscher macht.

So weit wäre also alles in schönster Ordnung; wenn nicht schon oben gesagt worden wäre, daß Shakespeare sich mit dem Stoizismus auseinandersetze, daß er nicht etwa seine Lehren unbesehen annehme. Er gehörte zum Lokalkolorit, und sich einzu-

fühlen in fremde Zustände und sich darüber zu verbreiten, war Shakespeare ein ständiges Bedürfnis; sein darstellerisches Talent verlangte dauernd heftig nach Betätigung. Als Renaissancemensch war er aber Individualist genug, um nicht alles Antike ohne weiteres anzunehmen. Er übte, wie schon angedeutet, eine Kritik aus, die das Ideal der Antike so gut wie vernichtet. So wendet er sich an einer Stelle mit ganz besonderer Heftigkeit gegen den Schicksalsbegriff. Das Problem der Willensfreiheit, von dessen Lösung, besser von dessen Beurteilung — denn eine Lösung scheint mir unmöglich — es abhängt, ob der Mensch handelnd oder nur leidend auftreten soll, wird von Shakespeare in einer Weise behandelt, die auffällig an Macchiavellis Ausweg aus diesem "impasse" erinnert. Der große Florentiner hatte sich für ein Kompromiß entschieden — und das Lächerliche der Lösung läßt einen Schluß auf die verzweifelte Hartnäckigkeit des Problems zu — daß die "Fortuna" die Hälfte aller Handlungen bestimme, wir selbst aber, d. h. unsere "Virtu", die andere Hälfte, oder etwas weniger. Shakespeare scheint einen ähnlichen Unterschied machen zu wollen. Für gewöhnlich mag ja, so sagt er gleichsam, das Schicksal unser Handeln bestimmen; zu gewissen Zeiten aber hat der Mensch es in der Gewalt, das Steuer seines Daseins selbst zu führen. Das sind Zeiten großer Krisen: "Men at some time are masters of their fates" — dann ist der Mensch der Herr seines Geschickes und kann sich für rechts oder links entscheiden; und beinahe klingt aus dem, was bei Shakespeare folgt, das bekannte Wort heraus: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.“

Aber auch der Typus des Weisen muß sich eine Kritik gefallen lassen; sowohl in der Person des Brutus wie in der des Cäsar. Brutus hat Schwächen, die das Ideal vollkommen zerstören. Er läßt sich von einmal gefaßten Beschlüssen abbringen, wenn an sein menschliches Gefühl appelliert wird. Theoretisch vermag er zwar den Mord an Cäsar zu rechtfertigen. Der Ehrgeiz wächst mit dem erreichten Ziele, so sagt er, ganz wie Macchiavelli auch hier dachte; oder wie Hobbes, der das Machtstreben des Menschen erst mit seinem Tode enden läßt. Die jetzt noch gemäßigte und segensreiche Tyrannis könnte sich in wirkliche Bedrückung des Volkes verwandeln. Indem Brutus aber so den großen, mächtigen und beliebten Herrscher tötete, weil er vielleicht Übergriffe sich würde zuschulden

kommen lassen, sah er nicht ein, welches Unrecht er tat, indem er den Verschwörern zur Erfüllung ihrer selbstsüchtigen Wünsche verhalf.

Einen derartigen Kardinalfehler konnte Shakespeare natürlich bei Cäsar, seinem Ideal eines entschlossenen und weisen Herrschers, nicht zulassen. Bei Cäsar geht er einen andern Weg. Er wendet sich gegen die Übertreibung des theoretischen Ideals der Stoiker, indem er die menschlichen Schwächen Cäsars stark betont, welche die Welt im allgemeinen zu übersehen geneigt ist, die aber der neidische und boshafte Cassius wohl bemerkt hat. Cäsar ist nun zum Gott erhöht, sagt Cassius in bitterer Ironie, wobei daran zu erinnern ist, daß der stoische Weise ja als dem Zeus selber nicht nachstehend galt; aber Cäsars Körper ist schwächlich; im Fieber bebt er wie jeder andere, und er jammert dann nach Wasser! Was steckt in diesem Cäsar mehr als in einem andern? Und nicht nur der gehässige Cassius redet so. Cäsar wird ganz objektiv mit der Fallsucht, mit Schwerhörigkeit belastet — auch er zeigte bleiche Furcht, als sein Leben bedroht war, wenn er auch sein Ende mit Fassung über sich hereinbrechen sah.

Es ist die tiefe Melancholie Shakespeares, die aus dieser Auffassung spricht — die da nur zu schmerzlich empfindet, daß auf der Welt nichts Vollkommenes ist, daß an der herrlichsten Rose schon der Wurm der Zerstörung nagt.

*

Auf diese Weise glaube ich für das Problematische im „Julius Cäsar" eine Erklärung gegeben zu haben. Ich nenne noch einmal die beiden Erklärungsprinzipien:

1. Der Dichter will sich befreien von den ihn dauernd beunruhigenden Gedanken, ein neuer Bürgerkrieg könnte das Staatsgebäude erschüttern und die Rechtsverhältnisse zerstören.

2. Shakespeare setzt sich hier mit gewissen Lehren der Stoa römischer Färbung auseinander.

Außerdem müssen noch herangezogen werden zur Erläuterung von Shakespeares Gedankengängen:

1. Die Lehren der sogenannten Monarchomachen und
2. Gewisse politische Ideen der Renaissancezeit, wie sie besonders bei Macchiavelli zu finden sind.

*

Es wurde versucht, die Struktur des intellektuellen Unterbaus des Dramas zu entwerfen — der *poetische* Gehalt dieses Meisterwerkes kann nur durch die Lektüre des Textes selber vermittelt werden.

*

Es sind u. a. folgende Bücher benutzt worden: Arnold, *Roman Stoicism.* — Barth, *Die Stoa.* — Dyroff, *Die Ethik der alten Stoa.* — Macchiavelli, *Buch vom Fürsten; Diskurse über den Livius.* — Treumann, *Die Monarchomachen.*

Marburg a. L. Heinrich Mutschmann.

BEITRÄGE ZUR FRANZÖSISCHEN SYNTAX[1].

Schulgrammatik und Sprachgebrauch.

XIV. Demonstrativpronomen.

1. Vor prädikativen Bestimmungen, denen ein Satz oder ein Infinitiv folgt, steht *il est* (*il est évident que . . ., il est d'usage de . . ., il est à craindre que . . .*); fehlt die syntaktische Verbindung, so steht *c'est (on vous a trompé, c'est évident; c'est évident, on vous a trompé).* Als Ausnahme von dieser Regel erwähnt jede Grammatik *c'est dommage que . . .*, und einige Lehrbücher fügen hinzu, daß *c'est* von der Volkssprache unterschiedslos gesetzt wird, in der Schriftsprache aber nur in der Verbindung *c'est vrai que . . .* und vor Adjektiven, die einen Affekt bezeichnen (*c'est heureux, malheureux, triste, effrayant, étonnant, ennuyeux, etc.*) neben *il est* zulässig ist. Einige Beispiele mögen zeigen, daß die moderne Sprache nicht nur in diesen Fällen, sondern auch sonst *ce* und außerdem *cela* (*ça*) und *ceci* statt *il* verwendet: «*C*'est bien vrai qu'il ne s'est pas vu mourir?» *R. d. d. M.*, 15. April 1907, S. 728. «Et *c*'était vrai qu'à cette minute une majesté émanait de lui.» Ebd. S. 766. «*C*'est malheureux qu'on n'ait pas noté les propos de Leconte de Lisle.» *Annales pol. et litt.*, 20. Januar 1907, S. 43 (Maurice Barrès in einer Rede in der Académie française). «Cela se peut, mais *c*'est bien ennuyeux de patauger dans la boue.» *Revue de Paris,*

[1] Vgl. die früheren Artikel I—XIII, *N. Spr.*, XXIII, 70 ff., 155 ff., 354 ff.; XXIV, 193 ff., 393 ff., 577 ff.; XXV, 80 ff., 410 ff.; XXVI, 32 ff., 221 ff.; XXVII, 128 ff., 331 ff.

XI 24, 718. «Oh! comme *c*'est dur de mentir!» Ebd. XI 21, 74. «Peut-être est-*ce* ridicule et vain de prier, mais je ne puis encore faire autrement.» Ebd. XI 10, 311. «*C*'est ridicule de ne m'avoir pas averti plus tôt.» Ebd. XI 11, 581. «*C*'est singulier que vous ne compreniez pas cela!» Marcel Gerbidon, *Une affaire d'or*, II 11. «*Cela* nous semble presqu' étrange, à nous Français, que tout un peuple se réjouisse . . .» *L'Illustration*, 8. Juni 1901, S. 366. «*C*'est possible, après tout, que, moi aussi, vous m'ayez aimé.» *Revue de Paris*, I 9, 123. «*C*'est certain qu'il y a des inconvénients.» Ebd. IV 15, 565. «*Ce* serait meilleur que je ne fusse pas née.» Ebd. I 9, 124. «Était-*ce* si difficile de sanctifier sa vie . . . ?» Ebd. I 10, 70. «Ça m'est égal que tu critiques.» Ebd. II 5, 17. «*Cela* est convenable qu'il soit né dans les bois de l'Argonne.» Ebd. IV 10, 266. «*Cela* est exact qu'il a tiré de leur léthargie les nationalités.» Ebd. IV 13, 46. «Était-*ce* sage de les [les relations] avoir renouées depuis?» Ebd. XI 8, 802. «. . . *cela* lui avait paru tout naturel, qu'elle eût tenu compte de ses avertissements.» Ebd. XI 7, 628. «Elle disait: Ça vaut mieux d'être renseignée. Au moins, on ne risque pas d'imaginer des choses et des choses.» Ebd. XI 16, 788. «Et *ceci* arriva qu'il lui parut à cette heure ne pas se reconnaître.» *R. d. d. M.*, 15. Juli 1906, S. 361.

2. Das unpersönliche *il* konnte sich früher auf *Vorstehendes* beziehen; *il est vrai* (allerdings, zwar) ist ein Rest dieses alten Sprachgebrauchs (*vous n'êtes pas grand, il est vrai, mais vous êtes robuste*). Neben *il est vrai* gebraucht die heutige Sprache *c'est vrai* in demselben Sinne: «Hibert n'est pas riche, *c'est vrai;* mais j'ai cependant réussi à sauver du naufrage paternel une centaine de mille francs, qui lui assurent la dignité de la vie.» *R. d. d. M.*, 15. Februar 1907, S. 770. — Umgekehrt findet sich statt des von der Grammatik gegebenen *ce me semble* (wie mir scheint) *il me semble*: «Vous en prenez également, *il me semble.*» *Annales pol. et litt.*, 5. Mai 1907, S. 277 (Alfred Capus). Rodhe will nur noch *c'est vrai* und *il me semble* für die gesprochene Sprache gelten lassen: «*Je suis jeune, il est vrai.* Ainsi s'exprimait en 1636 le jeune Rodrigue. Il pourrait le faire aujourd'hui encore en poésie. Mais dans la langue parlée, *il est vrai* a cédé la place à *c'est vrai*, surtout dans des cas de ce genre, où il termine une phrase.» (*Les grammairiens et le français parlé*, S. 21). «*Il faudrait, ce me semble, user d'indulgence.* Ici encore, le Dictionnaire de l'Académie, dont cet exemple est tiré, nous

paraît bien en retard, du moins pour la langue parlée, qui préfère depuis longtemps: *il me semble.*» (Ebd. S. 22).[1]

3. Das Demonstrativpronomen *cela* vor beiläufigen Relativsätzen wird von der Elementargrammatik nicht erwähnt. Plattner (I 372) gibt es nur in Verbindung mit *tout*: «*Tout cela*, qu' il constatait, sans indulgence pour lui, ni pour les autres, lui composait un réveil maussade et renfrogné.» *Revue de Paris,* XI 23, 452. Es steht aber ebenso wie *ceci* auch sonst: «Et *cela*, que vous ne pourrez effacer, me donne à jamais sur vous-même un pouvoir incontestable, un droit secret et souverain.» Ebd. XI 24, 795. «Bjœrnson écrivait *ceci*, qui devrait justifier suffisamment nos lignes aux yeux de ceux qui . . .» *Le Courrier européen*, 9. Dez. 1904.

4. Als Determinativ findet sich *cela* ebenfalls nicht in der Schulgrammatik. Plattner (III 2, 98) erklärt es für selten. Beispiele: «C'était son propre amour qui parlait par la bouche de cet homme désespéré, c'était *cela* qu'elle aurait voulu crier à Jean!» *Revue de Paris,* X 10, 379. «La gloire, oui! c'est *cela* qui mettra du beurre dans vos épinards!» Ebd. XI 6, 378. «Oui, c'est *cela* que notre démocratie contemporaine offre à ses rejetons!» Ebd. XI 14, 254. «Au fond, c'est bien *cela* que semble vouloir le gouvernement britannique . . .» Ebd. XI 20, 759. «Et c'est *cela* qui n'est pas humain!» Ebd. XI 24, 809. Das stärker hinweisende *cela* steht also statt *ce* nach *c'est* wie *celui-là* statt *celui* in demselben Falle (*c'est celui-là qui me l'a dit*). — In konjunktiven Verbindungen wie *de ce que, en ce que* findet sich öfter *ceci* statt *ce*: «Si monsieur de Besser n'était pas si susceptible, il pourrait largement se contenter de *ceci*: que j'aie renoncé spontanément à exiger un nouveau rapport.» *Revue de Paris,* XI 20, 694. «Ma force réside en *ceci* que je sais ne m'apercevoir nullement des reproches insinués par voie d'allusion.» Ebd. XI 19, 492. «Elle différait des autres habitants de la vallée en *ceci* que ses paupières fermées n'étaient ni creuses ni rouges.» Ebd. XII 2, 373. »Elle se souvint de sa figure et de *ceci* qu'il marchait encore allègrement . . .» *R. d. d. M.*, 15. Juni 1906, S. 803. Die Einschiebung eines Satzteils macht in beiden Fällen die schwache Form *ce* unmöglich: «Le mieux, *cela seul* qui était digne de lui et d'elle, c'était de recevoir Don

---

[1] Entgegen seiner hier vertretenen Ansicht gebraucht der Verfasser selbst *il est vrai* und *ce me semble* (a. a. O. S. 37 und 44).

Philippe en robe de ville.» *Revue de Paris,* IX 9, 113. «C'est *cela en somme* qu'il voulait.» Ebd. XII 2, 246 (statt: *c'est en somme ce qu'il voulait*). — «Les mères ne sont-elles pas en *cela toutes pareilles* qu'elles veulent le bien de leur enfant?» Ebd. XI 19, 626. — Umgangen wird das von der Grammatik verworfene Determinativ *cela* durch dessen Spaltung (*c'est là ce qui*...): «Ce n'est pas *là ce* qu'on peut appeler un fait nouveau.» *R. d. d. M.*, 1. Februar 1907, S. 65 (vgl. Plattner III 2, 98).

5. *Cela* kann auch für das schwächere neutrale *le* stehen: «Imaginez que vous donnez l'aumône à un pauvre homme, car je suis *cela.*» *Revue de Paris,* XI 17, 40 (statt: *car je le suis* oder: *car je suis un pauvre homme*).

6. Statt des Demonstrativs *cela,* sagt Plattner (I 368), kann das Ortsadverb *là* eintreten nach *de* und *par: De là vient qu'il n'a pas réussi. De là son inquiétude. Il faut commencer par là.* Und als Ergänzung hierzu bemerkt er (III 2, 97): Auch *contre* wird (in Art eines Adverbs nachgestellt) mit *là* verbunden in der Redensart *je ne vais pas là contre* (dem widerspreche ich nicht, das bestreite ich nicht). Dieses *là* fand ich außerdem nach *hors de* und vor einem Infinitiv mit *pour:* «*Hors de là,* on ne sait rien.» *R. d. d. M.*, 1. April 1906, S. 615 (statt *hors cela*). «Ce n'est point *là* pour l'arrêter ou changer ses opinions.» *Revue de Paris,* XI 17, 89.

7. Die Grammatik läßt *cela* vor *être* nur mit folgendem *Adjektiv* zu (*cela est beau*); folgt ein substantivisches Prädikat, so soll außer *ce* nur *ceci* erlaubt sein (*c'est une infamie, ceci est une infamie),* oder man soll sich folgendermaßen ausdrücken: *C'est là une infamie; cela, c'est une infamie; c'est une infamie, cela.* Beispiele, die dieser Regel widersprechen, finden sich öfter: «*Cela* est un signe de santé et de force, le plus doux certainement que la nature nous donne.» *Revue de Paris,* III 21, 17 (George Sand). «*Cela* fut un événement.» Ebd. XII 16, 820. «*Cela* n'était point un secret.» Ebd. IV 20, 854. «Cela n'est peut-être qu'une coïncidence.» Ebd. IV 11, 598. «Et *cela* est la définition même du roman historique.» *R. d. d. M.*, 1. März 1900, S. 143. «Priez sans trêve et enseignez à prier sans trêve. *Cela* est le premier fondement.» Ebd. 15. März 1906, S. 404. «*Cela* est une consolation.» Boissonnas, *Une famille pendant la guerre 1870—1871.*

8. Zu der kontrahierten Form *ça* ist zu bemerken, daß sie nicht blos statt *cela* in der Umgangssprache allgemein üblich

ist, sondern von Ungebildeten auch statt *ce* bei der Hervorhebung eines Satzteils und statt *il* in unpersönlichen Ausdrücken gebraucht wird: «Ah! dit-elle, *ça* n'est pas l'occasion qui m'a manqué, mais j'ai mauvaise tête.» *Revue de Paris,* XI 16, 756. «*Ça* n'est pas lui qui m'enlevait ma liberté.» Ebd. XI 16, 757. — «*Ça* vaut mieux d'être renseignée.» Ebd. XI 16, 788. — Statt *est-ce* verwendet die Volkssprache *c'est-il:* «Comment donc qu'elle est? *C'est-il* une belle fumelle, au moins?» Ebd. XI 21, 53. «*C'est-y* que tu vas éteindre le feu . . .?» Ebd. XI 21, 65. «*C'est-il* que je suis une curiosité?» Ebd. XI 14, 222. «A présent, ma chère dame, *ce serait-il* l'heure, dites-moi, où je pourrais avoir un moment d'entretien avec votre grande amie madame Chef-Boutonne?» Ebd. XII 15, 496. «Comment *c'est-il* arrivé?» Ebd. XI 20, 676. Näheres hierüber bei Haas, *Neufranzösische Syntax,* § 376.

9. Einige Schulgrammatiken verzeichnen *sur ce* im Sinne von *là-dessus,* wollen es aber nur in scherzhafter Rede gelten lassen (*sur ce, je m'endormis).* Es findet sich auch im ernsten Stil; außerdem kommen *et ce (= et cela), (en) ce faisant* und *pour ce faire* in der Schriftsprache häufiger vor: «. . . tandis que sa femme mettait ses laines en ordre, il couvrait le feu et vérifiait l'exactitude de la pendule . . . *Sur ce,* ils montaient tous deux dans leur chambre.» *Revue de Paris,* XII 10, 370. «Prisonnier du duc de Savoie, il refuse nettement d'être chirurgien aux gages de l'empereur Charles-Quint . . .; *et ce* quoiqu'on le menace de l'envoyer aux galères.» Ebd. VIII 17, 79. «. . . dans cette langue, l'orthographe est phonétique, c'est-à-dire que toutes les lettres inscrites se prononcent et que tous les sons s'inscrivent — *et ce,* d'une seule et unique manière.» Ebd. VIII 17, 220. «Il avait spéculé sur les fournitures de l'armée; *et ce,* faute de fortune personnelle . . .» Ebd. XII 19, 570. «L'Islande est possession danoise, *et ce,* depuis le quatorzième siècle.» *L'Illustration,* 14. September 1907, S. 177. — «. . . à défaut de Dieu, ils adorent leur fondateur et tous les saints de leur Église; mais, *ce faisant,* ils les auraient fort étonnés eux-mêmes . . .» *Revue de Paris,* XII 10, 592. «Nous avons été forcés d'agir et d'occuper la place. Et, *en ce faisant,* nous n'avons manqué à aucun engagement international.» Ebd. VIII 7, 505. — «M. Mahé, résident supérieur au Laos, couronnait solennellement le nouveau roi. Il était, *pour ce faire,* monté de Vientiane, sa résidence habituelle . . .» *L'Illustration,* 27. Mai 1905, 343. *Pour ce faire,* il eût

fallu qu'elle pût recevoir et utiliser cette richesse de mauvais riches.» *R. d. d. M.*, 1. Dezember 1906, S. 522 (Paul et Victor Margueritte). Plattner (III 2, 92 und 93) erwähnt noch *de ce non content, à ce destiné, à ce faire* und bemerkt: *Ce* kommt in der modernen Schriftsprache wieder mehr zur Geltung und steht z. B. vielfach für *cela* nach Präpositionen. Seine Beispiele enthalten *pendant ce, par ce, malgré ce* und *après ce.*

10. Jede Grammatik erwähnt *ce dernier* (der letztere). Das adjektivische Demonstrativ steht auch sonst in familiärer und in ernster Rede für unsern bestimmten Artikel. *Ces messieurs,* sagt Plattner (I 364), steht für unser *die Herren,* d. h. die, welche zugegen sind und zuhören: *Ces messieurs et ces dames sont servis.* Beispiele: Si *ces messieurs* veulent voir aussi le cloître?» *Revue de Paris*, XII 1, 67 (sagt der Führer in einer Kirche zu den beiden Herren, die er führt). «Le gai repas terminé, ces messieurs passèrent au fumoir.» Ebd. XII 14, 261. «Avec quelle impatience, le lendemain, Alex attendit l'heure où sortaient *ces demoiselles* du ministère des Postes et Télégraphes!» Ebd. XII 15, 483. «*Ces dames* souffriraient-elles que je les accompagne? Ebd. XI 18, 243. «Il proposa de visiter le chenil pendant que *ces dames* se diraient leurs petits secrets.» Ebd. XI 18, 323. «Eh bien! *ces dames* ont-elles fini d'échanger leurs secrets?» Ebd. XI 18, 350. «Je lui proclamai ma joie de le revoir... Je m'informai de *ces dames,* de leur santé, de leurs plaisirs...» Ebd. XI 19, 481. «Le docteur refusa les tartines grillées de sa femme. Elle en fut désolée. Il s'excusa sur l'urgence de son travail... *Ces dames* le plaignirent.» Ebd. XI 19, 511. «Lorsque vint l'heure du thé, mon impatience et ma fureur internes étaient au paroxysme. *Ces dames* rentrèrent, l'infante en avant...» Ebd. XI 20, 721. «Trois heures! *Ces dames* sont fort en retard. Si, en les attendant, vous me montriez votre esquisse?» Ebd. XI 6, 360. «Foncez un peu sur les manches du corsage... ah! non, pas si fort! vous allez tou. arracher. Dieu! que *ces hommes* sont brutaux!» Ebd. XI 5, 117t Es handelt sich also nicht immer um *anwesende* Personen, und wenn Plattner weiter bemerkt, daß der *Singular* nie so gebraucht werden darf, daß *ce monsieur* geringschätzend ist, so gilt diese Einschränkung nicht für das folgende Beispiel: «Jamais vos affaires n'ont eu aussi bonne tournure. Des commandes fastueuses... l'argent et la gloire... Et puis, toujours, une petite femme qui vous aime tout plein. Non, mais je me demande ce

qu'il lui faudrait de plus à *ce monsieur!*» Ebd. XI 5, 117 (familiär, scherzend). — Statt des Artikels steht *ce* ferner vor Substantiven, an die sich ein konjunktionaler *que*-Satz anschließt: «Aristote part de *ce* principe qu'une cité, comme toute chose, ne doit être ni trop petite ni trop grande.» *Revue de Paris*, XI 20, 780. «Une étude attentive des ménages athéniens conduit à *cette* conclusion que ceux de quatre enfants et au-dessus étaient assez nombreux au Vᵉ siècle . . .» Ebd. XI 20, 788. «J'émis *cette* idée que j'allais pouvoir écrire à un de mes oncles . . .» Ebd. XI 21, 65. «*Cette* idée me vint impérieusement à l'esprit que, s'il revoyait Marion, il ne se dénoncerait peut-être pas.» Ebd. XI 21, 67. «Déjà *cette* idée venait en moi que j'étais un peu responsable de son crime.» Ebd. XI 21, 70. «Le chef n'est plus talonné par *cette* idée qu'il lui faut coûte que coûte gagner la bataille avant déjeuner.» Ebd. XII 15, 726.

11. Man sagt immer *tout ce qui (que); tout qui* (ohne determinatives *ce*) ist also zweifellos ein Druckfehler: «Il est facile de voir, disait le ministre, que j'attachais la plus grande importance à *tout qui* pouvait développer dans l'enseignement supérieur le sentiment de la responsabilité . . .» *Revue de Paris*, IX 15, 536. Nur wenn *tout* von dem Relativ getrennt ist, fehlt *ce*: «*Tout* est orthodoxe *qui* est beau.» Ebd. XI 4, 823. «Il y eut alerte dans plusieurs groupes; chacun se recula d'un saut de puce, souriant d'ailleurs et bénévole, *tout* étant beau et bien *qui* vient d'un enfant.» Ebd. XII 16, 812. Die stehende Redensart *tout est bien qui finit bien* bildet also nicht die alleinige Ausnahme.

12. Nach einer grammatischen Regel können *celui-là* und *celui-ci* mit dem Relativ nur zusammentreffen nach *c'est, ce sont* usw. (*c'est celui-la qui me l'a dit*), und wenn sie vor *beiläufige* Relativsätze treten: «Celui-là, qui est d'Église, sera mieux renseigné que personne.» *Revue de Paris*, XII 16, 672. «Celui-ci, qui l'observait, la trouva sensiblement changée depuis la veille.» Ebd. X 6, 313. Einige Beispiele mögen zeigen, daß *celui-là* auch *nachdrucksvoll* unmittelbar vor dem Pronomen stehen kann, das *distinktive* Relativsätze einleitet: «Mais *celui-là qui* est maître de l' amour même, c'est le Maître.» Ebd. I 14, 676. «Il me reste à parler d'une des principales sources de richesses, à la portée des colons, de *celle-là qui*, si elle procure des déboires, enrichit souvent le plus vite, qui toujours séduit le plus: du sous-sol.» Ebd. I 17, 459. «Sans même

regarder la brute qui jurait devant lui, ni *ceux-là qui* étaient accourus, il bondit haut dans les airs ...» Ebd. III 11, 627. «Tu sais, il est tout comme toi Cicillo: un bon, un loyal ami; lui non plus n'est pas de *ceux-là qui* se mettent à courir après les actrices.» Ebd. IX 12, 863. «Yvonne lui a dit un jour que *celui-là dont* le regard a pu se fixer sur soi-même a vu la camarde.» Ebd. X 16, 841. «*Ceux-là qu'* une longue existence imprégnée de routines anciennes a laissés en recul sur le progrès prodigieux de nos vingt dernières années ... seuls peuvent ne pas apercevoir l'absurdité d'une telle orientation.» Ebd. X 6, 359. «... elle s'obstinait à n'en voir que la cause, une seule, toujours la même: la manie qu'ont les gens de s'allier à *ceux-là qui* ne sont pas de leur monde.» Ebd. XI 19, 660. Man vgl. zu Vorstehendem, was Clédat (*Grammaire raisonnée de la langue française*, § 269) über *celui-ci* (*celui-là*) bemerkt: «Pendant longtemps on a dit: je suis l'ami de *celui* (au sens de *celui-ci*), *celle* est venue, etc. Puis on a renforcé encore le pronom démonstratif par l'adjonction des adverbes démonstratifs *ci* et *là* ... On a conservé les vieilles formes *celui*, *celle*, *ceux*, quand elles se trouvaient protégées par le pronom relatif ou par un complément: celui *qui* vous parle, celle *de* votre père. Mais le peuple, logique, commence à dire: celui-ci qui vous parle, celle-ci de votre père.» — Nur vereinzelt dürfte der Fall eintreten, daß sich ein *prädikativer* Relativsatz an das substantivische Demonstrativpronomen anschließt: «Le commandant ... reposait la nuit dans la chambre des officiers, avec l'adjudant. Vers le matin, il vit *celui-ci qui* se levait à petit bruit et sortait à pas de loup.» *Revue de Paris*, XII 16, 748. In der Regel hat ein solcher bei den Verben der sinnlichen Wahrnehmung neben dem Infinitiv und dem Partizip vorkommender Relativsatz als Beziehungswort ein Substantiv, ein Personalpronomen oder (selten) ein Relativpronomen (*j'ai vu l'adjudant se lever ..., j'ai vu l'adjudant se levant ..., j'ai vu l'adjudant qui se levait ..., je l'ai vu qui se levait ..., l'adjudant que j'ai vu qui se levait ...*)[1].

13. Ist das Determinativum durch ein *Prädikat* vom Relativum getrennt, so treten *celui-là, celle-là, ceux-là, celles-là* für

[1] Vgl. Emil Polentz, *Französische Relativsätze als prädikative Bestimmungen und verwandte Konstruktionen* und *Die relative Satzverschmelzung im Französischen.* Wissenschaftliche Beilagen zu den Jahresberichten des Andreas-Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1903 und 1904.

celui, celle, ceux, celles ein: *Celui-là est riche qui est content de son sort.* Diese Regel der Schulgrammatik sollte durch die Bemerkung ergänzt werden, daß jene Formen auch bei kleineren Einschiebungen stehen: «... *ceux-là aussi, moins âgés,* qui ...» *Revue de Paris,* X 6, 359. «. . . *ceux-là enfin que* . . .» Ebd. «*Mais ceux-là mêmes* qui ...» Ebd. XI 19, 669.

14. *Celui-ci* (dieser, der letztere) bezieht sich auf das zunächst stehende Substantiv, *celui-là* (jener, der erstere) auf das entferntere. Verstöße gegen diese Regel verzeichnet Plattner (III 2, 90). Vgl. ferner: «Vraiment, elle n'avait que deux amis pour la consoler: Turc, le Saint-Bernard, auquel elle portait chaque jour sa pâtée et qui pleurait de joie en la voyant approcher, et le bon Gaspard, dont elle n'avait aucune méfiance. *Celui-là* ne cherchait querelle à personne . . .» *R. d. d. M.*, 15. Mai 1900, S. 304 (gemeint ist Gaspard, ihr Vetter, vom Hund ist nicht mehr die Rede; der Sinn schließt eine falsche Beziehung aus). — Beispiele dafür, daß *l'autre* und *ici* auf das Entferntere, *l'un* und *là* auf das Nähere hinweisen, habe ich *N. Spr.*, VII, 706 gegeben.

15. Der Gebrauch des substantivierten Partizips (*le passé, l'imprimé*) ist im Französischen beschränkt (vgl. Plattner III 1, 77). Deutsche Partizipien, nach denen ein vorhergehendes Substantiv zu ergänzen ist (die Schlachten dieses Krieges und die 1870 gelieferten . . .) müssen, wenn man nicht eine andere Konstruktion (Relativsatz) wählt, durch ein mit dem *Determinativ* verbundenes Partizip wiedergegeben werden (. . . *celles livrées en 1870).* Steht statt des Partizips ein Adjektiv, so kann es wie im Deutschen substantiviert werden *(distinguer les plantes utiles des nuisibles)*, oder man wiederholt das Substantiv *(distinguer les plantes utiles des plantes nuisibles)*, oder man gebraucht das *Determinativ*, an das sich das Adjektiv, wie vorher das Partizip, direkt anschließt *(distinguer les plantes utiles de celles nuisibles).* Von Grammatikern wird eine solche Verbindung des substantivischen Determinativs mit Partizipien und Adjektiven getadelt oder gar als fehlerhaft verworfen. So bemerkt Paul Stapfer *(Récréations grammaticales et littéraires,* S. 216) zu *celui observé:* «C'est une économie, comme toutes celles que permet l'emploi des pronoms. M. Brunot l'autorise. Il raille les puristes qui trouvent monstrueux: '*Celles connues* sous le nom.' — 'Choisir des deux sujets *celui relatif* à mes études.' Je veux bien accorder que ce n'est pas monstrueux, puisque ni la syntaxe

ni la logique ne sont blessées; mais je ne sais pourquoi cette ellipse, au lieu de donner un air serré au style, nous fait généralement l'effet d'une excessive négligence et, comme eût dit Montaigne, du relâchement le plus 'esfoiré'.» Jedoch läßt er Ausnahmen zu: «Il y a des exceptions. Voltaire écrit, dans ses commentaires sur Corneille, à propos du vers 1409 de *Nicomède*: 'Seigneur, l'occasion fait un cœur différent': *Faire*, au lieu de *rendre*, ne se dit plus ... Cette remarque, ainsi que toutes *celles purement grammaticales*, sont pour les étrangers principalement. Le pronom suivi de l'adjectif est visiblement meilleur ici que toutes les alonges qu'on emploierait pour l'éviter.» In Larive et Fleury (*La troisième année de grammaire*) liest man: «On doit éviter de placer un adjectif ou un participe immédiatement après les pronoms démonstratifs *celui*, *celle*, *ceux*, *celles*. Pour éviter ce rapprochement, on intercale le pronom relatif *qui* et le verbe *être* entre *celui*, *celle*, etc. et l'adjectif: De ces deux pendules j'achèterai celle *qui est évaluée* quatre cents francs. Ce serait une faute de dire: j'achèterai *celle évaluée* quatre cents francs.» Dazu die Anmerkung: «Cependant on rencontre assez souvent chez nos bons écrivains des phrases où ils ont enfreint la règle précédente. Par exemple, Montesquieu a dit: On confondait dans la loi ancienne la blessure faite à une bête et *celle faite* à un esclave.» Beispiele aus der heutigen Sprache: «Mille papillons palpitants voilaient d'un mouvant rideau les choses de son enfance. Et c'étaient *ceux admirés* dans la journée amoureuse dont Antoine avait parlé ce soir.» *Revue de Paris*, XII 1, 199. «Mettant ses mains blanches et fines, un peu féminines, dans *celles larges*, *carrées*, *hâlées* du colonel ...» Ebd. XI 7, 634. «Mais aucune autre combinaison n'assure aux partenaires des joies qui compensent l'ennui de mentir, de susciter le scandale, la honte de corrompre, par l'exemple, les vertus qui nous entourent, *celles précieuses* de nos enfants:» Ebd. XI 20, 724. «Parmi eux, une élégante chamelle dont la robe gris clair contraste avec *celles plus sombres* des autres, a un air Louis XV ... » Ebd. XI 21, 214. «Mais, à son contact, elle n'éprouva que le bonheur délicat des mères, lorsqu'elles posent leur joue contre *celle*, *fraîche et si lisse*, de leur enfant.» Ebd. XII 1, 190. « ... ils auraient pu trouver plus d'une fois l'occasion de la [la guerre] faire et même dans des conditions plus favorables pour eux que *celle actuelle*.» *L'Émancipation* (Nîmes), Oktober 1914, S. 138. «Voilà l'enseignement répandu dans maints

ouvrages, notamment dans *ceux si célèbres* de Nietsche.» Ebd. — Die Verbindung des Determinativs mit dem substantivischen Possessivpronomen dürfte sehr selten sein; jedenfalls fand ich sie in keiner Grammatik erwähnt: «... une table voisine de *celle mienne* ...» *Annales pol. et litt.*, 19. August 1906, S. 125.

16. Die Auslassung des substantivischen Determinativs ist häufig und keineswegs auf sprichwörtliche Redensarten (*qui s'excuse s'accuse*) beschränkt: «A qui m'accuserait aujourd'hui de trahir le secret convenu, je pourrais répondre que c'est Polichinelle qui a commencé.» *Revue de Paris*, I 4, 61. «Pour qui connaissait la méfiance ombrageuse que les Hovas n'ont cessé d'entretenir à l'égard des étrangers ..., il était évident que cette espérance était illusoire.» Ebd. I 16, 328. «Cet homme gèle qui le frôle, il séduit qui l'approche.» Ebd. II 7, 598. «Il n'y a de baisers vilains que donnés à qui l'on n'aime pas.» Ebd. XI 15, 505. «Les mœurs de tous les pays admettent le droit d'exterminer qui l'on aime.» Ebd. XI 23, 604. «... une femme telle que vous n'oublie plus qui elle a aimé.» Ebd. XI 24, 795. «Le marchand de vin a pour programme unique de soutenir qui le soutient, et de combattre qui le combat.» *R. d. d. M.*, 15. August 1898, S. 885. »N'est-ce pas un cas de légitime défense que de supprimer qui vous torture?» Ebd. 1. August 1908, S. 540. «Mais pour qui n'a fait plusieurs pèlerinages à l'atelier du maître, à Meudon-Val-Fleury, pour qui n'a visité les annexes de ce formidable atelier ..., la connaissance de l'œuvre de Rodin est très insuffisante.» *L'Illustration*, 7. März 1914, 174. — «Le premier mouvement fut de plaisr.» *Revue de Paris*, XI 19, 618. Auch in diesem Satze könnte man *celui* ergänzen (... *fut celui du plaisir*), aber es liegt hier eine attributive Ergänzung (*un mouvement de plaisir*) in prädikativer Verwendung vor nach Art des lateinischen Genitivs (*primus sensus laetitiae erat*).

17. Die Wiederholung des Demonstrativpronomens unterbleibt zuweilen: «Or, rien n'est plus funeste à ces vestiges et documents de l'antiquité que le premier contact de notre vie moderne.» *Revue de Paris*, XII 2, 447. «Au nord, dans la Finlande, des tribus finnoises ont adopté ... cette indépendance et dignité de vie individuelle, cette régularité et probité de vie publique ...» Ebd. XII 6, 437. «Pour ces guerriers et navigateurs du nord, le Dniéper a deux attirances.» Ebd. XII 9, 192. Ebenso: ces Baltes et Allemands; ces réunions et discours

(Ebd. XII 6, 440 u. XII 8, 875). Sämtliche Beispiele von Victor Bérard. Vgl. *N. Spr.* XXIII, 82—83 u. XXVII, 337. *Ce* in *ce qui (que)* braucht an zweiter Stelle nicht wiederholt zu werden: «Le point de départ de nos imaginations sur ce que l'on appelait autrefois Dieu et l'autre monde, et que l'on nomme aujourd'hui l'inconnaissable?» *Revue de Paris,* II 3, 456. «Ce qui ne m'intéresse pas, ou que je ne comprends pas, n'existe pas pour moi.» Ebd. II 2, 279. «Mouton a le vertige de ce qui se passe à côté de lui et qu'il ne veut pas voir, ou qu'il entrevoit seulement pour mieux en être effrayé.» Ebd. IX 18, 400.

18. Das alte *icelui (icelle, iceux, icelles)* findet sich noch gelegentlich im Reporterstil, auch in guten Zeitschriften: «Le baron de Gravald s'est embarqué avec son amie Merelli, la femme de chambre d'*icelle* et un médecin ...» *L'Illustration,* 26. August 1905, S. 148.

Altona. H. SCHMIDT.

PIO BAROJA.

Ein Kapitel aus der Geschichte des modernen spanischen Romans.

Im Auslande wenig bekannt, in Spanien viel angefeindet und viel gelesen, ist Pío Baroja ohne Zweifel einer der ersten spanischen Romanschriftsteller unserer Tage. Eigenartig wie es ist, läuft sein Lebenswerk, mehr wie das seiner Zeit- und Weggenossen, stets Gefahr, als etwas Zielloses und Verworrenes zu gelten, mißdeutet und falsch verstanden zu werden, sowie es aus dem historischen Zusammenhange gelöst und für sich betrachtet wird. Es mit ein paar Worten in den Gang der Entwicklung des neueren spanischen Romans einzugliedern, ist daher vor allem für sein Verständnis dringend nötig.

1.

Die moderne spanische Erzählungskunst beginnt mit Cecilia Boehl de Faber, der Tochter des zum Spanier gewordenen deutschen Kaufmannes, Gelehrten und Schwärmers. Sie hat von etwa 1850 ab unter dem Decknamen Fernan Caballero den spanischen Roman des 19. Jahrhunderts aus der barocken Fessel der Romantik erlöst, sie hat an Stelle der stilisierten Helden des Mittelalters zeitgenössische Sitten und Menschen gesetzt, den Vetter, den Nachbarn, den Bauern, Bürger und Pfarrer, in deren

Mitte sie lebte, in ihrem Alltag geschildert und so den modernen spanischen Sittenroman geschaffen, den sie freilich in echt weiblicher Sentimentalität nicht nur vor allzu großer Natürlichkeit ängstlich bewahrte, sondern in einer Weise idealisierte, daß ihn heute kein Mensch mehr mit wirklichem Genusse zu lesen vermag. Noch in die Blütezeit dieses *idealistischen Romans* fällt bereits der Anfang einer durch ihn angeregten neuen Entwicklungsphase, deren unbestrittene Meister, José María de Pereda, Juan Valera, Pedro Antonio de Alarcón, Benito Pérez Galdós und Armando Palacio Valdés, die uralte, edle Tradition eines Quevedo und Cervantes fortsetzten, indem sie feinsinnige Beobachtuug und natürliche, kraftvolle Wirklichkeitsschilderung mit einem alle Härten verklärenden Idealismus und echt menschlichem Gefühle verbanden und so die Schöpfer des modernen *realistischen Romans* in Spanien wurden. Daß die Geschmacksverirrung, die wir in Frankreich und anderwärts als *naturalistischen Roman* bezeichnen, in Spanien trotz alles redlichen Bemühens des für Zola schwärmenden Blaustrumpfs Emilia Pardo Bazán nie so recht Wurzel zu schlagen vermochte, ist nur ein beredtes Zeugnis für den gesunden Sinn des spanischen Volkes.

Rückkehr zum altspanischen Realismus auf dem Umwege über einen etwas sentimental-süßlichen Idealismus und ohne viel Schaden aus der Berührung mit dem französischen Naturalismus, das ist also der Entwicklungsgang des spanischen Romans in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er hätte sich auf diesem Wege vielleicht beschaulich weiter entwickelt, wäre nicht das denkwürdige Jahr 98 wie ein Donnerkeil in das stille Traumleben des spanischen Volkes hineingefahren. Man schreckte auf wie aus schwerem Schlafe. Der kurze Krieg mit Nordamerika war verloren, der letzte Rest des einst so glänzenden Kolonialbesitzes dahin, Finanz- und Volkswirtschaft drohten in sich zusammenzusinken, ein Zeitpunkt tiefster Erniedrigung war wieder einmal für ein Volk angebrochen. Man begann nach den Schuldigen zu suchen, nach dem Richter zu rufen, ganz wie bei uns; man begann nach Besserung, nach Hilfe zu streben, man disputierte mit Leidenschaft den Wiederaufbau, die Reform, den Aufstieg, ganz wie bei uns. Lyrik, Drama und Roman nahmen an dieser Bewegung teil, und aus ihr entspringt zum größten Teil das Lebenswerk der beiden bis heute berühmtesten spanischen Erzähler des 20. Jahrhunderts: Blasco Ibáñez und

Pío Baroja. Beide sind sie, wenn auch in innerlich gegensätzlicher Weise, die Hauptvertreter einer Art *sozialen Regenerationsromans*, der bis jetzt letzten Entwicklungsperiode spanischer Erzählungskunst.

2.

Geboren am 28. Dezember 1872 in San Sebastian als Sohn eines Bergwerksingenieurs, studierte Pío Baroja zunächst Medizin, übte dann ein paar Jahre Praxis in einem Landstädtchen aus, um sich schließlich endgültig in Madrid niederzulassen. Nach einem kaum beachteten Bändchen gesammelter Novellen (*Vidas sombrías*) begann er seine größeren Erzählungen mit einem Baskenroman: *La casa de Aizgorri* (1900). In ihm geht die kräftige und moralisch gesunde Bauernbevölkerung eines baskischen Dorfes langsam aber sicher am Alkohol zugrunde. Eine Schnapsfabrik, die der Schloßherr Aizgorri zu gründen die unselige Idee hatte, ist schuld daran. Seine eigene Familie degeneriert an dem Gifte, mit Ausnahme einer idealen Mädchenfigur, der an Geist und Körper gesund gebliebenen Agueda. Sie will nach dem Tode des Vaters die Fabrik in ein Spital umwandeln und so den verderblichen Fehlgriff sühnen. Mariano, ein Hochofenbesitzer der Nachbarschaft, der sie liebt, ist entschlossen, ihr dabei behilflich zu sein und mit seinem Gelde die verschuldete Schnapsfabrik den Händen habgieriger Gläubiger zu entreißen. Ein von den letzteren angestifteter Streik droht ihn im letzten Augenblick bankrott zu machen, doch die tapfere Heldenarbeit weniger Getreuer rettet die Lage. Das Edle triumphiert und Agueda wird die Braut des opfermutigen Mariano. Die brutale Wirksamkeit der Vorgänge wird verstärkt durch die dramatische Form: in acht als „Aufzüge“ überschriebenen Kapiteln rollt sich die an überraschenden, spannenden, tragischen Momenten reiche Handlung geräuschvoll ab.

Auch später, als er bereits durch Romane anderer Art und Richtung berühmt geworden war, kehrte Baroja immer wieder gern zu baskischer Landschaft und Sitte zurück. So einige Jahre nach der *Casa de Aizgorri* in der Geschichte von dem blinden *Majoratsherrn von Labraz*, der in einem abseits der großen Straße liegenden Landstädtchen in seinem baufälligen Palaste ein einsames, armseliges Leben führt und endlich nach herben Schicksalsschlägen ein spätes Glück findet. Erlesene Gefühlskunst weht durch diese Erzählung. Müdes, gebrochenes

Licht und melancholische Abendstimmung liegen schwer auf ihr. Dabei gibts wenig Worte, nirgends lange bilderreiche Beschreibungen. Wie im Halbdunkel schleicht die Handlung voran, und man vermeint den Dichter die Geschichte im Flüstertone erzählen zu hören.

Ungleich lebhafter geht es im nächsten Baskenroman zu, im *Zalacaín el aventurero* (1909). Der junge Martin Zalacaín, Sohn einer armen Witwe und gebürtig aus dem gipuzcoanischen Städtchen Urbia, ist ein Taugenichts. Carlos, der Sprößling der wohlhabenden Familie Ohando, etwa in gleichem Alter mit jenem, ist sein ausgesprochener Feind seit Jugendtagen. Die Feindschaft wird tödlich, als Zalacaín die Liebe von Carlos Schwester gewinnt, von diesem bei einem Stelldichein überrascht und durch einen Flintenschuß leicht verwundet wird. Im Kriege gegen Amadeus von Savoyen wird Zalacaín mit Gewalt in eine Karlistenbande eingereiht, flieht, besteht gefährliche Abenteuer, entführt die Geliebte aus dem Kloster und heiratet sie. Bei einer Begegnung mit Carlos, seinem unfreiwilligen Schwager, wird er von diesem schmählich beleidigt, stürzt sich auf ihn, um ihn zu züchtigen, fällt jedoch durch die meuchlerische Kugel eines Freundes von Carlos. Merkwürdig aber wird die Geschichte erst dadurch, daß schon einige vier Jahrhunderte früher (im Jahre 1401) ein Vorfahre des Zalacaín im Kampfe gegen einen Ohando auf ähnliche Weise durch die Mörderhand eines Dritten umgekommen war. Man hatte die dunkle Geschichte im Stadtarchiv von Urbia ausgegraben, und Martin Zalacaín hatte um sie gewußt, ihr jedoch nie eine besondere Beachtung geschenkt.

Zalacaín el aventurero stellt die Schwächen des Erzählers Baroja in erbarmungsloser Nacktheit bloß. Keine Spur von Charakterzeichnung, keine Steigerung, kein innerer Zusammenhang; an Stelle dessen nur nervöses Vorwärtshasten, Häufung von Überraschungen ohne innere Entwicklung, und als willkürlicher Schluß der billige Knalleffekt des mörderischen Schusses. Wie die *Casa de Aizgorri* und der *Mayorazgo de Labraz*, so spielt auch *Zalacaín* im baskischen Norden. Das brachte den Dichter hinterher auf den Einfall, die drei Erzählungen nach berühmten Mustern zu einer sogenannten Trilogie unter dem gemeinsamen Titel *Baskenland (Tierra vasca)* zusammenzufassen. Bis jetzt indes existiert diese Trilogie nur auf den Buchhändleranzeigen und in den labyrintischen Gehirngängen des Herrn Baroja; denn die drei Erzählungen entbehren allzu

offenkundig jeder Zusammengehörigkeit, jeder inneren Beziehung, als daß sie je den Anschein eines Ganzen zu erwecken vermöchten.

3.

Die Aufmerksamkeit weiterer Kreise fiel zum erstenmal auf Baroja, als er mit den seither viel gelesenen und viel umstrittenen *Aventuras, inventos y mixtificaciones de Silvestre Paradox* (1901) hervortrat, einem Abenteurer-Roman ganz eigentümlicher Prägung, der erst ein paar Jahre später in *Paradox rey* (1906) Fortsetzung und Abschluß fand. Paradox ist ein kleiner, dicker, rotbärtiger Sonderling, der außer einem unförmigen Regenschirm, einem ausgestopften langbeinigen Wasservogel und einer lebendigen Natter nicht viel mehr sein Eigen nennt. Er hat in seiner Jugend im Dienste eines hochstaplerischen Engländers, der als Heilkünstler, Zauberer, Hypnotiseur und sonstwie sein Brot verdiente, tausenderlei Kunststücke und Kunstgriffe gelernt. Er hat zahlreiche, Aufsehen erregende Erfindungen gemacht, von denen eine Heuschreckenfalle noch die harmloseste ist. Nach mancherlei Irrfahrten durch alle Hauptstädte Europas probiert er es mit der Seßhaftigkeit in Madrid und gründet ein Krippenpanorama. Die Sache floriert und er verkauft das Unternehmen mit Gewinn an einen Impresario, wird aber von guten Freunden schamlos bestohlen, so daß er unter Hinterlassung zahlreicher Gläubiger in die Gegend von Valencia zu verduften sich genötigt sieht. Dort finden wir ihn wieder am Beginn der Erzählung von *Paradox rey*. Er geht mit einer Expedition zur Gründung einer Kolonie für bedürftige Juden an die Goldküste, erleidet Schiffbruch, fällt in die Hände von Menschenfressern, wird schließlich von ihnen zum König gewählt und begründet ein Paradies auf Erden, ohne Gesetze, ohne Schulmeister, ohne soziale Unterschiede, ein Reich des glücklichen Naturzustandes. Eine französische Expeditionstruppe zerstört dieses Idyll, erobert die Hauptstadt und okkupiert das Land. Nach drei Jahren ist das glückliche Völkchen daran, an den Segnungen der von den Eroberern gebrachten Kultur auszusterben. Alkohol, Prostitution und Siphilis und mit ihnen alle übrigen Laster und Krankheiten der Zivilisation haben ihm das Mark aus den Knochen gesogen.

Die Kritik hat lange und gründlich an diesem Werke herumgetastet. Sie hat es bald eine moderne «novela picaresca» genannt, bald mit Henri Murgers *Vie de Bohême* auf eine Stufe

gestellt, bald eine über Zeit und Nation erhabene, rein menschliche Satire in der Art von Gullivers Reisen aus ihm herausgelesen, und hat gewiß allemal viel zu hoch gegriffen. Weil Pío Baroja einmal nach Herzenslust in der Ausmalung eines extravaganten, allem Brauch und Herkommen Hohn sprechenden Vagantenleben schwelgt, ist deswegen noch lange kein Gesellschafts- und Sittenroman, noch gar eine Satire entstanden. Evident ist nur die Absicht, zum Schlusse der modernen Zivilisation eins auszuwischen, ihre kranken Stellen rücksichtslos bloßzulegen, worin ja Baroja die vornehmste Aufgabe eines Schriftstellers erblickt.

Zeitlich zwischen den beiden Paradox-Romanen liegt die absonderliche Geschichte, die sich *Weg der Vollendung* nennt (*Camino de Perfección,* erschienen 1902). Sie ist gewiß am wenigsten von allen Werken des Dichters ein Roman, trotzdem man hin und wieder lesen kann, sie sei entschieden sein Hauptwerk und jenes, dem er in erster Linie seine Popularität verdanke. Mag sein, daß dieses Urteil darauf zurückzuführen ist, daß die Erzählung in der Tat die Schwächen und Vorzüge des Autors im höchsten Maße in sich vereint, daß sie also in gewissem Sinne konzentrierte Baroja-Kunst ist, auf jeden Fall bleibt sie weit hinter allen größeren und besseren seiner Erzählungen zurück. Geschwächt und angeekelt von den Ausschweifungen einer an das Tierische grenzenden Liebesraserei sucht Don Fernando Ossorio Heilung und neue Lebenskraft in unstetem Wandern, in der Bedürfnislosigkeit des freien Vagabundendaseins. Weder dieses indes, noch der Aufenthalt an großen und kleinen Orten wirken das erhoffte Wunder. Toledaner Frömmigkeit und Kunst ist ebensowenig dazu imstande wie die spießbürgerliche Einfachheit dörflicher Einöde. Zum Schlusse flüchtet er sich an die sonnigen Gestade des Mittelländischen Meeres und in die Arme seiner Base Dolores, die ihm so schnell wie möglich ein Knäblein beschert und damit die sanften Bande geordneten Familienlebens um ihn schlingt, so die baldige Heilung des unglücklichen Neurasthenikers in Aussicht stellend.

Welches nun eigentlich der Weg zur Vollendung war, darüber ist sich die Kritik noch nicht einig. Manche meinen, es sei das freie und bedürfnislose Leben des Wandervogels, durch das der kranke Körper und Geist gesundete; andere halten dafür, das Heil sei dem Helden daraus erwachsen, daß er die Liebe zur Scholle in sich entdeckt habe, denn stark sei

nur der, der in der Heimat wurzelt; ein dritter findet, die Vollendung d. h. Erlösung und Gesundung bestehe in dem glücklichen Familienleben, in dessen Hafen der Gehetzte schließlich landet. Ich glaube, Herr Pio Baroja wüßte, so man ihn darum fragte, selbst nicht genau, wie das Rätsel zu deuten sei. Ein ursprünglich vielleicht klar erdachter Plan ist verworren und ziellos durchgeführt, wie das nun einmal Baroja's Art und Gewohnheit ist. Daß der Unachtsamkeiten, Inkonsequenzen und Widersprüche mehr sind als anderwärts, macht gerade diesen „Weg zur Vollendung“ zu etwas beispiellos Unvollendetem. Andererseits zeigt die Schilderung der Landschaft, insonderheit der Stimmungsreize Kastiliens und der Mancha die erlesene Kunst Barojas, Farben zu sehen und in Farben zu malen in höchster Vollendung.

Die beiden Erzählungen *La Dama errante* (1908) und *La Ciudad de la niebla* (1909) führen den gemeinsamen Titel *La Raza*, und greifen in der Tat so enge in einander, daß die Teilung ganz willkürlich erscheint. Der Doktor Aracil spielt gerne den Freigeist und Revolutionär, weniger aus innerer Überzeugung als aus Freude an der äußeren Pose. Es kommt der 31. Mai 1906, und auf den königlichen Hochzeitszug in Madrid fällt die anarchistische Bombe. Der Urheber des Attentats flieht zu Aracil und verbirgt sich eine Zeitlang in seiner Wohnung. Die Sache wird ruchbar und Aracil hat eben noch Zeit, mit seiner Tochter über die portugiesische Grenze zu entwischen. Von hier aus gehen sie nach London und versuchen dort ein neues Leben zu beginnen. Aracils Mut und Ausdauer scheitern alsbald an den Schwierigkeiten, die sich ihm entgegentürmen. Er streckt die Waffen und läßt sich von einer reichen Argentinierin heiraten, die ihn mit nach Südamerika nimmt. Seine Tochter bleibt in London zurück und kämpft mutig mit dem harten Schicksal. Sie erringt sich eine bescheidene Stellung, gewinnt die Zuneigung eines jungen Polen, und ein neues glückliches Leben scheint ihr zu winken. Da verläßt sie der Schurke, um ein reiches Mädchen zu freien. Nun bricht ihr Mut und ihr Selbstvertrauen zusammen und sie kehrt wieder nach Spanien zurück, wo sie schließlich in der Ehe mit einem gutmütigen Vetter vor allen weiteren gefährlichen Lebensexperimenten bewahrt wird. Die Schuld an diesen Schicksalen (so philosophiert der Dichter durch den Mund eines alten Spaniers, der an den beiden Aracil lebhaften Anteil nimmt), liegt nicht

etwa im besonderen Charakter von Vater und Tochter, sondern *im Wesen der spanischen Rasse überhaupt*, die überlebt und bis in die Knochen mürbe ist, die den ererbten Schatz an Lebensfähigkeit bereits erschöpft hat, und die unter dem Druck ihrer Jahrhunderte alten Überlieferung nicht mehr Kraft noch Phantasie genug zu Emanzipation und Aufschwung irgend einer Art in sich aufzubringen vermag. Nebenher und zwischenhinein gibt der Dichter manch anschaulichen Ausschnitt aus der britischen Hauptstadt, so wie er sie kennen gelernt zu haben scheint: das nebelige, feuchte London, die Stadt der trüben Gasflammen und der rastlosen Arbeit, die Stadt voll Russ und Rauch, die zweite Heimat aller flüchtigen Anarchisten Europas.

Die Darstellung der Irrfahrten entwurzelter Elemente jeden Standes und Alters, das die Paradox-Romane und der „Vollendungsweg" des Fernando Ossorio begonnen, und die unter dem Titel *Rasse* zusammengefaßten Schicksale der Familie Aracil fortgeführt haben, endet vorläufig in einer ausgesprochenen Seeräubergeschichte, den *Inquietudes de Shanti Andia* (1911). „Ich bin ein Seemann mit nur geringer Bildung, ein rauher Seemann, wie es in den Feuilletons und den Melodramen heißt, und von mir darf man nicht die literarischen Großtaten eines Professors der Rhetorik erwarten." So führt sich Shanti Andia selbst ein und erzählt in anschaulicher Breite sein Leben. Seine Jugend in dem baskischen Städtchen Luzaro, seine Lehrzeit in Cádiz, seine bescheidenen Liebesabenteuer, seine Fahrten zur See, und schließlich seine Heirat mit einem braven Mädchen, die für ihn zum Hafen stillen Glücks und süßen Nichtstuns wird. Ohne recht eigentlich inneren Zusammenhang sind in dieses bürgerlich einfache Seemannsleben die im Gegensatz zu ihm um so wilderen Abenteuer des Juan de Aguirre, eines Onkels des Shanti Andia, hineinverwoben; Abenteuer, die zwar ebenfalls nur aus zweiter nnd dritter Hand berichtet werden, die jedoch an blutrünstiger Wildheit und phantastischer Spannung nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Die Greuel eines Sklavenschiffes, Haft auf englischen Pontons, waghalsige Flucht, Suche nach einem vergrabenen Schatz, Kämpfe mit Riffpiraten, nichts bleibt uns erspart. Wir finden bekannte Vorgänge, die wir schon bei E. A. Poe lasen, wir hören aber auch manches überraschend Neue. Keiner von den Spaniern hat uns beispielsweise bis jetzt das Meer in seiner Größe, bei Sturm und Unwetter, bei Nacht und Nebel, bei heißer Windstille, in schwüler

Gewitterluft so lebendig hingemalt, wie Pío Baroja in diesem Abenteuerroman, der ebensogut den Titel „Das Meer“ führen könnte.

Schließlich sei noch auf ein im Entstehen begriffenes (vielleicht auch schon inzwischen vollendetes) Werk des Dichters hingewiesen, das mit seinen zehn Bänden auf die es berechnet ist, zweifellos den Höhepunkt Barojascher Schaffensfreude darstellt. Es heißt „Denkwürdigkeiten eines Mannes der Tat“ und soll das Leben des Verschwörers Aviranete schildern, der zweifellos die Eigenschaften der Paradox, Zalacaín, Ossorio und Konsorten in verdichteter Form in sich vereinigen und ihrer aller Abenteuer und Erlösung mit gesteigerter Intensität und Vielfältigkeit erleben wird.

4.

Baroja ist, sofern man sein Wesen in wenig Worten zum Ausdruck bringen kann, ein unruhiger, zerfahrener Geist, Schriftsteller (wie er selbst gesteht) nicht aus innerem Drang, sondern aus Mangel an Fähigkeit, sich auf irgend etwas anderes ernsthaft zu konzentrieren. „Ich kann mich“, sagt er gelegentlich von sich selbst, „nicht *einem* Gegenstand ausschließlich widmen, denn das Interesse für *andere* lenkt mich beständig davon ab. Während ich zum Beispiel an einem Roman arbeite, der im Jahre 1833 spielt, habe ich gleichzeitig das Bedürfnis, über das zu schreiben, was gestern und heute vorgefallen ist“. Diesem eigenartigen Zug der Dezentration, wenn das Wort der Kürze wegen gestattet ist, verdanken wir auch einen Band Impressionen, den er unter dem Titel *Las Horas solitarias* (Madrid 1915) veröffentlicht hat, und der uns eine tiefere Einsicht in sein Wesen als Mensch und als Dichter gewährt, als die meisten seiner Romane.

Wenn sich beispielsweise seine Helden immer wieder vor der Mühsal und den Enttäuschungen des modernen Kampflebens in einen stillen Erdenwinkel flüchten, wenn diese Flucht und Abkehr seiner und ihrer Lebensweisheit letztes Ende ist, so wird der tiefere Grund hiefür ohne weiteres ersichtlich, wenn wir in den *Horas solitarias* lesen, daß für Baroja die moderne Gesellschaft die auf reinem Materialismus fundierte Plutokratie ist. Wer nicht, so heißt es da, durch Reichtum, gleichviel ob an Geld, Macht, Talent oder Schönheit, das Schicksal bezwingt, der bleibt erfolglos und unbeachtet. Die Komödie des Lebens kann ihn nicht einmal als Statisten brauchen. Was bleibt ihm also übrig? No tiene más remedio que retirarse. Dieses Bestreben, die Organisation der modernen Gesellschaft als verfehl

zu brandmarken, kehrt in irgend einer Form mit hartnäckiger Zähigkeit stets wieder. Ein einziges Beispiel mag in mehrfacher Hinsicht lehrreich sein:

Es gibt fast weder gute noch schlechte Menschen mehr, noch Verräter aus Beruf, noch Giftmischer aus Neigung. Wir haben den Menschen auseinander genommen, in ihm eine Mischung von Wahrheiten und Lügen erkannt, und können ihn nicht mehr zusammenkitten. Uns fehlt der Zement des Glaubens an Gott und Menschheit, um aus diesem Schutt ein Ding zu machen, das wie eine Statue aussieht. Wir haben die Illusion durch diesen Affen verloren, der sich selbst sapiens nennt und, anstatt daß wir seine Haltung bewundern, trotz seiner Wissenschaft, seines Genies, seiner Keckheiten bereitet er uns tiefen Schmerz, wenn er uns nicht zum Lachen reizt. Wir haben uns daran gewöhnt. die Götter, die Könige und die Helden zu duzen. Wir haben alles Wunderbare in den Ruhestand versetzt. O ihr herrlichen Marmorgötter, bedachtsam und ernst, ihr mürrischen steinernen Heiligen, ihr geschnitzten Bilder Seliger und Verehrungswürdiger auf goldenem Sockel und mit Augen von Kristall! Ihr seid nur noch dazu gut, in den Winkeln der Antiquitätenläden zu figurieren. Wir sind heute noch von demselben Fetischismus ergriffen wie gestern, aber halten es für eine Schande. Wir sind zu weise und zu alt, um unschuldig, stolz und hochmütig zu sein; also führen wir ein niedriges und lächerliches Leben. Wir sind kleine Witzbolde, vergiftet von der Gesellschaft. Heute gehört die Zukunft und selbst die Gegenwart den sozialistischen Professoren, denen die wissen, zählen, messen, Statistiken aufstellen und mit dem Kopfe leben.

Darum also, alter Vogel des anarchistischen und romantischen Individualismus, Raubvogel ohne Schnabel und Klauen, jedoch mit gestutzten Schwingen, gebrochenen Flügeln und geschwächtem Magen, der du weder fliegen kannst wie die Adler, noch wie die Geier zerreißen, du bist überflüssig. Zieh dich in dein Loch zurück oder stelle deine Mumie in den Schaukästen eines archäologischen Museums aus[1].

Empfänglich und leicht angeregt wie Geist und Phantasie bei Baroja sind, liegen sie jedem vom Wind verwehten Samenkorn offen wie ein braches Feld. Er besitzt eine Bibliothek von etwa zwei- bis dreitausend Bänden (die vage Schätzung stammt von ihm selbst und konnte auch aus seinem Munde kaum genauer lauten). Biblofile Regungen sind ihm zwar fremd; für ihn hat weder der Einband des Buches noch seine relative Seltenheit Reiz oder Wert. Dafür liest er aber um so eifriger, Bernhard Shaw und Friedrich Nietzsche, E. A. Poe und Stendhal, Ernst Haeckel und Ludwig Feuerbach, Henri Bergson und

---

[1] *La Ciudad de la niebla*, deutsch von Mario Spiro, München 1916.

Menéndez y Pelayo. Liest sie ebenso eifrig wie skrupellos und ungläubig. Die Berechtigung einer Kritik erkennt er nicht an. Warum? Weil jeder ästhetische Wert relativ, d. h. nur insoweit vorhanden ist, als ihn der einzelne für sich empfindet[1]. Von Poe schreibt er ohne Bedenken eines der spannendsten und darum bekanntesten Schatzgräber-Abenteuer ab[2] ohne im geringsten an ein Plagiat zu denken oder sich um den Vorwurf eines solchen zu kümmern.

So ist sein dichterisches Lebenswerk vor allem jeder inneren Geschlossenheit bar. Seine Romane sind wie Häuser, deren Quadersteine ohne Mörtel aufeinander getürmt stehen, sind wie Reihen lebender Bilder, deren Personen auf Anruf ihre Szenen durchagieren, zeitweilig unterbrochen durch den Autor, der das Wort nimmt, um den Schauplatz der Handlung, bald kurz und gleichgültig, bald freudig erregt und eindringlich, zu erklären. Das Überwiegen des Dialogs, und zwar eines kurzatmigen, wortkargen Dialogs, ist die Folge eben dieses ruhelosen Sinnes, der eines langsamen und stetig an beschaulicher Schilderung voranschreitenden Erzählens nicht fähig ist. Groß in seiner Art ist Baroja nur in der Stimmungsmalerei von Landschaft und Meer. Wo sie ihn gefangen nimmt, vergißt er alles um sich her, verliert den Faden der Erzählung und den Maßstab für alle Proportionen, wird laut, ekstatisch, keuchend im Ton, eigenartig gewiß, und doch nicht ohne künstlerischen Reiz. Seine Helden sind zumeist entwurzelte Elemente, innerlich haltlos wie er, mit Gott und der Welt zerfallen, Herumtreiber, Charlatane, Abenteurer, die mit viel Humor, doch ohne überzeugende Kraft im Auftrage des Herrn Baroja ihre, d. h. seine krausen Theorien über Staat, Gesellschaft und Familie, über Moral und Politik, über Rassentheorie im allgemeinen und spanische Degeneration im besonderen zum Vortrag bringen.

Gleichwohl ist die innerste Triebfeder dieses zerfahrenen Schaffens ein ehrlicher Wille zur Reform. Mangel an geistiger

---

[1] No creo en la exactitud de la critica ni en que haya un valor estético como un valor matemático. ¿Este paisaje es hermoso o es feo? ¿Es extraordinario o es vulgar? Yo no lo sé. A mí me gusta, al otro no le gusta, éste lo encuentra raro, el otro chabacano. (*Horas solitarias*, S. 20.)

[2] Es ist die Geschichte vom „Gold Bug", die er mit lächerlich geringen Änderungen und in gedrängter Form in die „Abenteuer des Shanti Andia" hineinstopft.



Selbstzucht mag es sein, der den ruhelosen Geist an gleichmäßiger Arbeit hindert, ihn zu einer tieferen, positiven Erfassung seiner geistigen Mission nicht kommen läßt. In seinen bisherigen Werken ist Baroja im verneinenden Sinne aufbauend. Er will das Beste seines Landes und Volkes, vermag aber immer nur dessen tausend Fehler und Gebrechen, wie *er* sie sieht, mit höhnischem Lächeln aufzudecken, ohne an einen Vorschlag oder Rat zur Besserung auch nur zu denken. Hierin steht er seinem Zeit- und Dichtergenossen Blasco Ibáñez erheblich nach. Wovon des genaueren ein andermal die Rede sein mag.

München. LUDWIG PFANDL.

VERMISCHTES.

ERNST v. SALLWÜRK.

(Zum 81. Geburtstag).

Am 7. Mai dieses Jahres feierte der bekannte pädagogische Schriftsteller, Ernst v. Sallwürk, welcher seit 1914 in Karlsruhe als Staatsrat im Ruhestand lebt, seinen 81. Geburtstag. Zu seinem 80. Geburtstag erschien vergangenes Jahr in Manns pädagogischem Magazin, Langensalza eine von Albert Daur verfaßte Würdigung[1] des Lebenswerkes des greisen Gelehrten, welche auf der von dem Gefeierten selbst einst gelieferten Lebensbeschreibung[2] fußend den Werdegang des verdienten Mannes schildert und in einer kritischen Betrachtung seiner hauptsächlichen schriftstellerischen Werke ausklingt. In seiner höchst lesenswerten, von eingehender Sachkenntnis und persönlichen Verehrung Ernst v. Sallwürks zeugenden Festschrift geht A. Daur von der bewegenden Idee im Leben des verehrten Mannes, der Erziehung zum Menschenberuf, aus. Nach A. Daur ist demnach, da das Ziel, wie man ohne weiteres zugeben wird, nur zu erreichen sei, wenn auch der Zögling willensfroh mitwirke, „die Schule des Willens als Grundlage der gesamten Erziehung“ Ernst v. Sallwürks Meisterwerk. Mit dieser Behauptung hat A. Daur entschieden Recht, wenn er v. Sallwürk als Psychologen betrachtet. Aber wir stehen nicht an, „die didaktischen Normalformen“, welche den Verfasser als scharfsichtigen Methodiker erkennen lassen, auf die gleiche Stufe zu stellen. Beide Schriften, obwohl zeitlich weit getrennt (1901 und 1914), zeigen den Pädagogen auf der Höhe seines Schaffens. Die „Normalformen“ enthalten sozusagen die Summe seines methodischen Denkens und in der „Schule des Willens“ zieht er das Ergebnis

---

[1] *Ernst v. Sallwürk zum 80. Geburtstag* von Dr. Albert Daur, Professor in Baden-Baden. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne, 1919.

[2] *Die Pädagogik der Gegenwart.* 1. Band: *Dr. Ernst v. Sallwürk, Haus, Welt und Schule.* Leipzig, Otto Nemnich, 1912.

seiner psychologischen Erkenntnis. Beide Schriften wirken wie zwei sich ergänzende selbständige Teile einer Abhandlung, als deren leitende Idee die gemeinsame Arbeit von Erzieher und Zögling nach der Erfassung des Willens des zu Erziehenden auf seinem eignen Grund und Boden anzusehen ist. Die „Normalformen" fußen auf der schulgemäßen Anwendung des in der „Schule des Willens" viele Jahre später für die Öffentlichkeit theoretisch Aufgestellten. Sie bezeichnen den Weg, den Lehrer und Schüler nach der Weckung des Interesses für den zu behandelnden Gegenstand gemeinsam wandeln, um nach der gefundenen Lösung der gestellten Aufgabe das Bezeichnende des Ergebnisses in Vergleichung mit anderen ähnlichen Erscheinungen festzustellen.

In enger Verbindung mit den zwei obigen wichtigsten Veröffentlichungen Ernst v. Sallwürks steht, wie dies A. Daur gleichfalls hervorhebt, „die Erziehung durch die Kunst" (1918). Sie zeugt für die hohe Idealität ihres Verfassers.

Wenn nach der „Schule des Willens" die Quelle des echten Willens im Gefühl zu suchen ist und demnach die Kunst als dem Reich der Gefühle angehörig von höchstem Einfluß auf die Bildung des Willens ist, so muß ihre Hilfe als unentbehrlich erscheinen, wenn des Zöglings Erziehung zum Menschen erreicht werden soll. Zur Weckung des künstlerischen Sinnes muß jedoch das „Werkzeug" im Gebiet der einzelnen Kunst, sei es Musik, Dichtung oder Zeichnen, möglichst vollkommen sein. Zurückschauend auf Ernst v. Sallwürks reiche literarische, bis auf die jüngsten Tage reichende Tätigkeit, vermissen wir unter den bei A. Daur angeführten Schriften die in Gaertners Verlag, Berlin 1898 erschienenen „Fünf Kapitel vom Erlernen fremder Sprachen". Da sie v. Sallwürks Standpunkt in den Tagen des Methodenstreits hell beleuchten, bliebe das Bild der Wirksamkeit ihres Verfassers unvollständig, wenn man sie nicht in den Kreis der Erörterungen hereinzöge. In ihnen finden sich schon die aus den „Normalformen" (1914) bekannten sechs Stufen der Hinleitung, der freien Äußerung der Schüler über die zu bewältigende Aufgabe, der Durchnahme der Aufgabe in ihrer einfachsten und in ihrer erweiterten Form, der Aufstellung des Ergebnisses und dessen Einreihung ins System. Was aber gerade dem von Ernst v. Sallwürk in seinen „Fünf Kapiteln" vorgeschlagenem Verfahren zur Spracherlernung das eigentümliche Gepräge verleiht, ist die auch auf die sogenannten toten Sprachen sich erstreckende Mündlichkeit. Auf dem Schlagwort „Die Sprache ist da, um gesprochen zu werden", baut sich die ganze v. Sallwürksche sprachliche Methode auf. Um die sprachliche Anschauung, welche mit der räumlichen in fortwährender Beziehung bleiben müsse, auszubilden, soll nach v. Sallwürk der Schüler tun, sehen, erleben, was wir mit ihm sprechen. Daß dieser für den Anfangsunterricht bei auserlesenem Lehrer- und Schülermaterial wohl geeignete, nach v. Sallwürk der Übung im Lesen des Besprochenen stets vorausgehende, mündliche, auf die Selbstbetätigung des Schülers gerichtete, in seiner Fortsetzung mit dem Vorhergehenden im Zusammenhang stehende Sachunterricht in der Folge ein interessanter Versuch bleiben mußte, liegt in der

Unzulänglichkeit alles Irdischen begründet. Was der im übrigen an treffenden Bemerkungen so reiche Aufsatz über die Stellung und den Wert der Grammatik, über die Pflege der Aussprache, über die schriftlichen Übungen und das Übersetzen sagt, bezeugt, daß sich damals der Verfasser von der sprachlichen Reform die weitgehendsten Erfolge versprach. Wenn auch nicht alle methodischen Blütenträume Ernst v. Sallwürks reiften, so bleibt das große Verdienst des Verfassers der „Fünf Kapitel" doch bestehen, zur Erneuerung des im öden grammatischen Betrieb erstarrten, dem wirklichen Leben der Sprache fremdgewordenen Verfahrens im neusprachlichen Unterricht das Seinige im vollsten Maße beigetragen zu haben. Wie anders aber können wir die Dankesschuld, welche dem um die deutsche, in Sonderheit die badische höhere Schule so hoch verdienten Manne gegenüber auf uns ruht, abtragen, als wenn wir in seinen Spuren wandelnd darnach streben, das Gute und Schöne in unserem Zögling zu wecken und ihn mit jener Willenskraft auszurüsten, welche ihn fähig macht, sich in der Schule des Lebens zu bewähren.

Gernsbach (Baden). PFEFFER.

HAMBURGER LEITSÄTZE ÜBER „DIE STELLUNG UND REFORM DES NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHTS IN DER SCHULE",

beschlossen von der Neuphilologenschaft von Groß-Hamburg am 5. Juni 1920.

1. Als neusprachliche Schulfächer sind außer dem Englischen, Französischen und Spanischen die Sprachen anzusehen, deren Pflege durch besondere örtliche Verhältnisse geboten ist, wie z. B. das Portugiesische, Italienische, Russische, Polnische, Niederländische, Dänisch-Norwegische und Schwedische.

Während das Portugiesische, das Italienische, das Russische und Polnische, das Niederländische, Dänische und Schwedische vorwiegend in einzelnen Teilen Deutschlands für die Schule in Frage kommen und dementsprechend auch eine wissenschaftliche Förderung auf den zuständigen Universitäten erheischen, hat in allen deutschen Ländern die Schule die Aufgabe, das Englische und Französische wie bisher, außerdem jedoch das Spanische als die Sprachen von drei wichtigen Kulturkreisen von europäischem Bildungswert zu pflegen.

2. Dem äußeren Aufbau der betreffenden Schulart entsprechend, ist das Englische, Französische, Spanische, Italienische und Russische sowohl als Pflichtfach als auch als wahlfreies Fach vorzusehen. Es ist zu erstreben, daß diese fünf Sprachen von solchen Lehrkräften unterrichtet werden, die eine entsprechende Lehrbefähigung im Hauptfach nachzuweisen vermögen.

Das Portugiesische, Polnische, Niederländische, Dänische und Schwedische sind in den Ländern Deutschlands, in denen diese Sprachen ein Schulfach bilden, nur als wahlfreies Schulfach einzuführen.

3. Für die Vorbildung des Neuphilologen auf der Universität wird insbesondere empfohlen:

a) daß er mit dem Studium einer Fremdsprache als Hauptfach nur dann das Studium einer zweiten Fremdsprache als Hauptfach verbindet, wenn die letztere dem gleichen Sprachkreise angehört (Französisch und Spanisch, Russisch und Polnisch, auch Englisch, Niederländisch, Dänisch und Schwedisch),
b) daß ihm durch eine zweckmäßigere Gestaltung der Universitätslehrpläne die Möglichkeit gegeben wird, das Studium der Fremdsprache mit dem nichtsprachlich-literarischer Fächer, wie Philosophie, Geschichte, Geographie, Wirtschaftswissenschaft, Rechtswissenschaft, Kunst usw. zum Zwecke der Erweiterung seines fremdsprachlichen Studiums nach der auslandskundlichen Seite erfolgreich zu verbinden.
c) Ein längerer, unter Umständen auf die Studienzeit anzurechnender Aufenthalt im Auslande ist grundsätzlich zu fordern. Solange er nicht allgemein möglich ist, aber auch späterhin, haben die Länder wie Gemeinden im Anschluß an die Universität für die Einrichtung von Ersatzkursen oder Vorlesungen zu sorgen, in denen akademisch gebildete Nationale die betreffende Sprache und Kultur vertreten.

4. Es wird eine weitere Entwicklung in dem inneren Aufbau des fremdsprachlichen Unterrichts in dem Sinne gefordert, daß als Hauptaufgabe des Unterrichts die Weckung des Verständnisses für die geistige und materielle Kultur des fremden Volkes, insbesondere in neuerer Zeit, auf fremdsprachlicher Grundlage anzusehen ist. Die grammatisch-logische Schulung tritt als Ziel des Unterrichts zurück. Diesen Forderungen ist bei der Gestaltung des den Neuphilologen vorbildenden Universitätsunterrichts, bei der Aufstellung und Durchführung der Lehrpläne und der Prüfungsordnungen auf der Schule, sowie bei der Herstellung und Einführung der Lehrmittel Rechnung zu tragen.

5. Für die einzelnen Schularten der Einheitsschule ist jeweils außer der modernen Fremdsprache, die als erste Pflichtsprache dargeboten und durchgeführt wird, eine der unter Ziffer 2, Absatz 1 genannten Fremdsprachen vorzusehen, die durch Wahl des Schülers für ihn zur Pflichtsprache wird. Grundsätzlich soll ein Schüler nicht mehr als zwei lebende Fremdsprachen als Pflichtfächer betreiben.

6. Für Hamburg werden nach Maßgabe der vorstehenden Richtlinien als Fremdsprachen gefordert:
a) Pflichtsprachen: Englisch, Französisch, Spanisch,
b) wahlfreie Sprachen: Englisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch, Russisch, Niederländisch, Dänisch und Schwedisch.

DER NEUSPRACHLICHE UNTERRICHT AN DEN DEUTSCHEN HOEHEREN SCHULEN.

In Bd. 27, S. 345 ff. dieser Zeitschr. hat Weidenmüller in seiner Arbeit „Deutsch und Fremdsprachen an der Oberrealschule“ eine Würdigung der Aufgaben und Methoden des fremdsprachlichen Unterrichts an

der Oberrealschule unternommen, die in der gegenwärtigen reformenschwangeren Zeit von besonderem Interesse ist. Ich möchte dazu einige Worte bemerken, die sich auf den neusprachlichen Unterricht an den deutschen höheren Schulen überhaupt — ohne Ansehen ihrer Sonderart — beziehen, indem ich davon ausgehe, daß es für die Fachwelt nicht ohne Interesse sein kann, die Meinung eines außerhalb des Schulhorizontes stehenden Gutachters zu hören, ähnlich wie ja auch der Richter gezwungen ist, zur Verbesserung seines fachmännischen, auf vielfältige Erfahrung gegründeten Urteils die Ansicht unerfahrener Nichtkundiger nicht nur anzuhören, sondern sogar als bindend hinzunehmen.

Es scheint mir unerläßlich, zu einem klaren Urteil über die *Grenzen* des neusprachlichen Unterrichts gelangt zu sein, bevor an die Frage seiner Ausgestaltung im einzelnen herangetreten wird. Wenn ich die gelehrte Arbeit Weidenmüllers recht verstehe, so stehen für ihren Verfasser die literarischen und kulturgeschichtlichen Nebenzwecke, die theoretisch mit diesem Unterricht erreicht werden könnten, derart im Vordergrund, daß sie für ihn offenbar den Hauptzweck des ganzen Sprachunterrichts bilden. Ich glaube nicht, daß er auch nur einen kleinen Teil der an diesem Unterricht Interessierten, nämlich der Eltern, die ihre Söhne in die höhere Schule schicken, damit sie die ihnen im großen und ganzen zusagende Bildung erwerben, hierin auf seiner Seite hat. Ich glaube vielmehr, daß die ganz überwiegende Mehrzahl dieser Personen, soweit ihnen überhaupt Urteilsfähigkeit vindiziert werden kann, mit mir der Meinung ist, daß eine Einführung in die Kulturgeschichte Englands und Frankreichs nicht mehr im Rahmen des Sprachunterrichts liegt, sondern als ein Lehrgegenstand zu gelten hat, für den, sofern er nicht im Geschichtsunterricht behandelt werden kann, ein besonderes Lehrfach abgetrennt werden muß, in welchem dann nicht nur in der bisherigen einseitigen und voreingenommenen Weise England und Frankreich, sondern auch die übrige Welt von annähernd gleicher Kulturhöhe zu berücksichtigen wäre. Das „tapfere, unerschütterliche Bekenntnis zur Kultureinheit des Westens" ist — mein alter Freund Weidenmüller verzeihe mir dieses ungeschminkte Urteil — eine Phrase, über deren Wert uns, wenn nicht schon der Krieg selbst, so doch die nach ihm und bis heute zu tage tretende Gesinnung unserer westlichen Kulturnachbarn endlich die Augen geöffnet haben sollte, mag auch die schwarz-rot-goldene Zipfelmütze so tief wie nur je über Augen und Ohren hinabgezogen sein! Was von jedem Sprachunterricht verlangt werken kann, ist neben der elementaren Forderung einer leidlichen Beherrschung der Schrift- und Umgangssprache höchstens noch die Erweckung eines gewissen Verständnisses für die Eigenheit der fremdländischen Denkungsart, für welche die Sprache das Ausdrucksmittel bildet. Dies Ziel wird vielen Philologen dürftig erscheinen, besonders denen, deren Ideen sich in so lichter Wolkenhöhe bewegen, daß man glauben möchte, sie seien nicht für die uns bekannte hoffnungsvolle Jugend bis zum zwanzigsten Lebensjahre bestimmt, sondern für herrliche Jünglinge von unbezähmbarem Bildungsdrang, die in Begeisterung für die

Schönheiten aller Kulturen der Welt erglühen und deren einziges Streben darauf gerichtet ist, an den Brüsten der Erkenntnis in vollen Zügen zu trinken. Leider deckt sich mit diesem schönen Bilde die nüchterne Wirklichkeit nur zu wenig. Wem das oben genannte bescheidene, aber erreichbare Ziel zu gering dünkt, der beobachte, wie es praktisch mit der Verwirklichung weiter gesteckter Pläne aussieht, wie sie z. B. Weidenmüller als Ziel des neusprachlichen Unterrichts anzusehen scheint. Die erdrückende Mehrzahl aller Schüler — und mit ihnen der Lehrer — ist herzlich froh, wenn es ihnen beim Abgang von der Schule ohne besondere Schwierigkeiten gelingt, einen einfachen deutschen Text leidlich fehlerfrei in die fremde Sprache und einen fremdsprachigen Text einigermaßen sinngemäß ins deutsche zu übersetzen. *Viele* bleiben hinter diesem — an meine oben aufgestellteForderung noch nicht heranreichenden — Ziel weit zurück, wie nicht nur jedermann weiß, der selbst die Schule durchgemacht hat, sondern auch jeder Sprachlehrer zugeben wird. Von einem Eindringen in den Geist der Sprache, geschweige denn von tieferem Verständnis für die sich in ihr offenbarende Kultur gar keine Rede! Den schönen Träumen gegenüber, die von so unwirklich rosigen Voraussetzungen ausgehen, ist es dringend nötig, darauf hinzuweisen, wie die Dinge im Lichte der Wirklichkeit aussehen. Einen himmelweiten Abstand von Theorie und Praxis geflissentlich ignorieren, wie es die besondere Art der deutschen Reformer auf allen Gebieten des kulturellen und sozialen Lebens ist, über Unzulänglichkeiten, die nicht zu beseitigen sind, auf den Schwingen einer durch keinerlei nüchterne Erwägungen beschwerten Phantasie hinwegzueilen ist das sicherste Mittel, um eine praktisch mögliche, fortschreitende Entwicklung im Keime zu ersticken.

Ich mußte dies zur Rechtfertigung des Zieles anführen, das ich oben als *erreichbar* bezeichnete. Ich will es noch etwas schärfer umschreiben als *unter den günstigsten Umständen erreichbar*, d. h. bei überdurchschnittlichem Lehrer- und Schülermaterial. Erst jetzt kann ich der Frage nähertreten, ob und inwieweit dieses Ziel des englischen und französischen Unterrichts *erstrebenswert* ist. Dies würde es sein, wenn die genannten Sprachen sowohl nach ihrem Wert für die Erfassung fremden Sprachgeistes überhaupt als auch in ihrer praktischen Nutzanwendung von so großer Bedeutung wären, daß sie hierin von keiner anderen Sprache übertroffen würden. Ich betone ausdrücklich den praktischen Wert, weil manche Schulmänner mit einem gewissen leidenschaftlichen Eifer bestrebt sind, es als selbstverständlichen Grundsatz hinzustellen, daß die Schule *keinerlei* unmittelbare praktische Aufgaben zu erfüllen hat, sondern daß sich ihre Bestimmung in der allgemeinen Bildung von Geist und Gemüt erschöpft. Diese Auffassung mutet alle diejenigen, die nicht auf dem Katheder, sondern im rauhen Weltgetriebe stehen, in der Zeit, in der wir leben, doch wirklich gar zu weltabgewandt und studierstubenhaft an. Schließlich ist ja die Schule doch für die Bedürfnisse des Volkes da und nicht zur Verwirklichung der wenn auch von noch so edler Gesinnung getragenen Ideen einer kleinen Philologengemeinde. Der oft gehörte billige Einwand, daß mit der Verfolgung

praktischer Ziele Materialismus und „Krämergeist" gezüchtet werde, gegen welche Übel die Schule doch gerade ein Gegengewicht bilden solle, ist so hinfällig, daß er kaum ernsthaft widerlegt zu werden braucht. Es handelt sich gar nicht um *ausschließliche* Betonung praktischer Aufgaben, sondern nur um eine sanfte Erinnerung, daß die Schule von der Gesamtheit des gebildeten Volkes nicht als eine Anstalt zur Heranbildung von Stubengelehrten gewünscht wird, sondern daß *neben* ihren Bildungsaufgaben *auch* praktische Ziele erreicht sein müssen, wenn Achtzehn- und Zwanzigjährige in das Leben hinausgelassen werden sollen, das heute weniger als je eine einseitig doktrinäre Ausbildung erlaubt, selbst wenn sie erwünscht wäre.

Wie steht es nun mit dem Wert der heutigen Zwangsfächer englisch und französisch in dem oben angedeuteten Sinn? Daß jede andere Sprache für die methodische Schulung des Geistes zur Aufnahme fremder Sprachen mehr oder weniger dasselbe leistet, liegt in der Natur der Sprache als einer *gesetzmäßigen* Konstruktion zur Vermittlung der das Menschengeschlecht bewegenden Vorstellungen. Es bleibt also die Frage zu prüfen, wie weit der praktische Wert dieser beiden Sprachen für die Söhne unseres Vaterlandes reicht. Daß eine genügende Kenntnis des Englischen als Welthandelssprache und als Verkehrssprache für den größeren Teil der Welt den Angehörigen einer Kulturnation, die auch fürderhin am Weltverkehr teilnehmen will, ganz unentbehrlich ist, bedarf keiner Begründung.

Anders verhält es sich mit dem Französischen. Aus seiner Stellung als Sprache der Gebildeten Europas ist es durch das Erwachen des nationalen Selbstbewußtseins in Mittel- und Osteuropa schon Jahrzehnte vor dem Krieg verdrängt worden und spielt heute nur noch als Diplomatensprache eine keineswegs unbestrittene Rolle. Als Verkehrssprache dient es nur in Frankreich und seinen Kolonien, also Gebieten, die Angehörigen unserer Nation sowohl für Warenaustausch als auch für Ansiedelung auf unabsehbare Zeit verschlossen sind. Wer trotzdem glaubt, ohne Französisch nicht durchzukommen oder wer die Kenntnis dieser Sprache zur Bereicherung unserer barbarischen Kultur für unumgänglich nötig hält, wie es Weidenmüller zu tun scheint, dem mag Gelegenheit geboten werden, ihr Studium als *Wahlfach* zu betreiben. Uns Deutschen ist die Kenntnis anderer Sprachen heute *nötiger*, als der Frankreichs. Unser durch den Krieg geschwächtes und aller Hilfsmittel beraubtes Vaterland *muß* tausende und abertausende seiner Söhne abstoßen, um dem Rest das nackte Leben zu ermöglichen. Die Blicke Aller, die das Los auf sich nehmen, sich von der Heimat zu trennen, sind nicht auf Frankreich und seine Kolonien gerichtet, sondern auf Südamerika. Dieser ganze Weltteil einschließlich Mittelamerikas und Mexikos mit alleiniger Ausnahme von Brasilien (wo übrigens auch Spanisch verstanden wird) ist *spanisches Sprachgebiet.* Da große Reiche wie Mexiko, Argentinien, Columbien und Venezuela trotz allen Druckes der Entente nicht in die Reihen unserer Feinde getreten sind, so kommt dieses ungeheure Gebiet mit rund 14 Millionen qkm und 80 Millionen spanisch sprechenden Menschen

in allererster Linie für Auswanderung und Güteraustausch in Betracht. Wer dort etwas erreichen will, dem *muß* die Landessprache geläufig sein. *Will da unsere Schule wirklich untätig zusehen?* Soll die deutsche Schule *nichts* dazu beitragen, daß die Volksgenossen, die dort als Pioniere des Deutschtums Aufgaben von unübersehbarer Tragweite zu bewältigen haben werden, die berufen sind, den deutschen Gedanken und das Ansehen des deutschen Namens unter jenen Völkern wieder neu aufzurichten — daß diese Vorposten des Deutschtums für diesen Kampf ausgerüstet sind? Will die Schule wirklich in weltfremder Verkennung ihres Daseinzweckes diese ungeheure Verantwortung von sich abwälzen und sich auf den „wissenschaftlich begründeten" Standpunkt zurückziehen, *daß sie das nichts angeht?* Ich überlasse es dem Leser, sich hierüber sein Urteil zu bilden, möchte aber noch auf den Einwand hinweisen, der mir schon widerholt gemacht wurde, daß es doch wohl gar nicht so leicht gelingen möchte, geeignete Lehrkräfte zu finden. Echt deutsch sind diese Bedenklichkeiten! Welches Armutszeugnis würde es für den neusprachlich geschulten Philologen sein, wenn er sich nicht in einem Jahre, nötigenfalls nach kurzem Besuch eines von Spaniern geleiteten praktischen Kursus, soviel Spanisch aneignen könnte, um die Schüler in diese Sprache einzuführen! Und mit der Zeit würden sich die Kenntnisse durch die Praxis selbst soweit vervollkommnen, daß sie auch für den Unterricht in den höheren Klassen hinreichen. Man denke daran, wie es noch vor 25 Jahren vielfach mit unseren Lehrkräften in dem für so unentbehrlich gehaltenen Fsanzösisch aussah!

Hinzu kommt, daß die Kenntnis des Spanischen eine Literatur erschließt, die keineswegs gering zu schätzen ist, wenn man nun einmal nicht von dem frommen Wahn lassen kann, als sei es etwas so ganz gewöhnliches bei uns, daß schulmäßig erworbene Sprachkenntnisse zur Aneignung fremdsprachiger Literatur verwertet werden. Und schließlich — sollte es dem modernen Philologen nicht möglich sein, aus dem spanischen Unterricht dasselbe herauszuholen was Weidenmüller als Ziel des neusprachlichen Unterrichts schlechthin bezeichnet, „die Jugend zur Erkenntnis ihrer selbst und der Kultur ihrer heimischen und fremden Umwelt zu bringen?" Auf Grund eines fast vierjährigen Aufenthalts in Spanien kann ich versichern, daß man das vorschnelle, durch keinerlei Sachkunde getrübte Urteil über spanische Kultur, das uns in Deutschland geläufig ist, ganz wesentlich revidiert, wenn man dieses gutartige und liebenswürdige, ethischen Einwirkungen so leicht zugängliche Volk mit seinem sicheren Gefühl für Gut und Böse lange genug sine ira et studio beobachtet hat; der Vergleich mit der sogenannten westlichen Kulturgemeinschaft, die die sittliche Weltordnung bekanntlich in Erbpacht hat und Spanien ihrerseits *ebensowenig dazu rechnet wie uns*, führt bei objektivem Urteil zu höchst unerwarteten Ergebnissen!

Nur nebenher will ich auf eine politische Folgeerscheinung hinweisen, die eine allgemeine Einführung des spanischen Unterrichts in unseren Schulen auslösen würde. Wie mir jeder Kenner des spanischen Charakters bestätigen wird, würde diese Maßregel in

Spanien eine Welle von Begeisteruug hervorrufen und uns den so bitter notwendigen Anschluß an eine fremde Macht nicht nur im spanischen Mutterland selbt erleichtern, sondern auch in den Ländern des spanischen Amerika, die sich, besonders kulturell, übrigens auch politisch, noch immer gern nach dem einstigen Stammland orientieren.

Wie ich schon eingangs hervorhob, lag mir daran, den Fachkreisen die begründete Meinung eines Nichtphilologen über diesen Gegenstand mitzuteilen. Ich weiß, daß in Philologenkreisen meine Ansicht auf lebhaften Widerspruch stoßen und daß mir als Nichtfachmann die Fähigkeit bestritten werden wird, über diese Fragen mitzureden. Wie ich hierüber denke, habe ich gleichfalls bereits ausgeführt. Ich möchte jedoch zum Schluß meiner Überzeugung — und wohl der ungezählter Männer meines Bildungskreises — im Gegensatz zu Weidenmüller, Wust und Herlet (Zitat S. 348) dahin Ausdruck geben, daß unsere höheren Schulen nicht mehr als zeitgemäße Bildungsanstalten für die Söhne unseres Volkes angesehen werden können, wenn sie es nicht verstehen, den durch die Zertrümmerung der alten Kulturwelt geschaffenen Verhältnissen in einer theoretische *und* praktische Bedürfnisse befriedigenden Form Rechnung zu tragen.

Berlin. LEO V. BOXBERGER

THE ECONOMIC CONSEQUENCES OF THE PEACE by JOHN MAYNARD KEYNES, London, Macmillan & Co., 1919; deutsch als „Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages," Duncker & Humblot, München, Mai 1920, bereits in 3. Auflage.

Aus der Flut der unzähligen Literatur über den Frieden von Versailles, die für den Augenblick geschrieben ist und mit ihm verrauscht, ragt wie eine Felseninsel, nach der der Schiffer seinen Kurs steuert, dies Buch hervor, unerschüttert durch die Wogen des Unmuts, die in den Ländern unserer früheren Feinde dagegen anbranden. Nach dem kürzlichen Zeugnis des bekannten Herausgebers der „Daily News", A. G. Gardiner, hat im Verlaufe eines Jahres niemand die Beweisgründe des Verfassers widerlegen können, weil sie unwiderleglich seien. Tief und fest müssen die Fundamente gegründet sein von einem Manne, der den Siegern gegenüber den Vertrag von Versailles so zu beurteilen wagt: „Ein Krieg, der angeblich zur Verteidigung der Heiligkeit internationaler Verträge geführt wurde, endete mit dem klaren Bruche eines der denkbar heiligsten solcher Verträge (des Waffenstillstandsabkommens) von seiten der siegreichen Vorkämpfer dieser Ideale (S. 133/34 der englischen Ausgabe), und die Friedensverhandlungen kennzeichnet als ein „betrügerisches, tückisches und ehrloses Verfahren" (Anm. zu S. 133).

Solche Urteile finden sich freilich verhältnismäßig selten; denn der Wert des Buches beruht darin, daß es mit Vernunftgründen und unwiderleglichen Tatsachen arbeitet, nicht mit wohlgemeinten Reden. Der Beruf des Verfassers zu sachlichem Urteil steht außer

Frage. Er ist Professor der Nationalökonomie in Cambridge, war während des Krieges im englischen Schatzamt tätig, bei den Verhandlungen der Pariser Konferenz Vertreter dieses Amtes und beim Obersten Wirtschaftsrat Stellvertreter des englischen Finanzministers. Am 7. Juni 1919 trat er zurück, da er die Friedensbedingungen nicht mit seinem Namen decken wollte. Er ist 1883 geboren.

Nicht aus Liebe zu Deutschland hat er sein Werk geschrieben, sondern weil er die für einen Engländer äußerst seltene Denkrichtung besitzt, Europa als einen einheitlichen lebendigen Körper zu betrachten, von dem kein Glied verstümmelt oder abgeschnürt werden darf, ohne daß der ganze Organismus leidet und abstirbt. Unter dem Alpdruck der Pariser Atmosphäre ist dies Buch eines freien Geistes entstanden, „der zwar Engländer ist, sich aber auch als Europäer fühlt“ (S. 6), und sieht, daß zum mindesten Frankreich und Italien, wenn sie „ihre gegenwärtige Siegermacht mißbrauchen . . auch ihren eigenen Untergang herbeirufen“ (S. 3). Deutschland, Österreich-Ungarn und das europäische Rußland mit ihrer Bevölkerung von fast 300 Millionen Menschen bildeten vor dem Kriege eine durch Grenzen und Zölle kaum getrennte wirtschaftliche Einheit. „Das Gedeihen des übrigen Kontinents hing vor allem von dem Gedeihen und dem Unternehmungsgeiste Deutschlands ab“ (S. 14). Deutschland war der beste Kunde Rußlands, Norwegens, Hollands, Belgiens, der Schweiz, Italiens und Österreich-Ungarns, der zweitbeste Großbritanniens, Schwedens und Dänemarks, der drittbeste Frankreichs. Es war der bedeutendste Lieferant Rußlands, Rumäniens, Bulgariens, der zweitgrößte Großbritanniens, Frankreichs und Belgiens. England führte nur nach Indien mehr aus und kaufte mehr von den Vereinigten Staaten. Ganz Europa östlich des Rheins wurde von Deutschland mit Kapital und Organisation versorgt. Dies dichtbevölkerte Gebiet konnte sich nur erhalten bei der Ungestörtheit seiner wirtschaftlichen Lage, ferner durch stets gesteigerte Kapitalsbildungen, die den wachsenden Massen neue Erwerbsmöglichkeiten boten, und durch ungehemmte Zufuhren von Lebensmitteln aus fremden Erdteilen kraft eines großartigen Verkehrsnetzes. Der Krieg schlug all dies in Scherben, und die Aufgabe der Friedenskonferenz wäre es gewesen, die Wunden zu heilen, eine Aufgabe, die „ebenso sehr durch Klugheit, wie durch die Großmut gestellt wurde, welche die Weisheit der Alten beim Sieger lobt“ (S. 23).

Mit welchem Aufwand an Weisheit und Folgerichtigkeit die Aufgabe gelöst wurde, legt das 4. Kapitel, „der Friedensvertrag“, in trefflicher Kürze dar. Der Verfasser zeigt, daß Deutschlands wirtschaftliche Kraft auf drei Grundpfeilern ruhte: 1) seinem überseeischen Handel, seinen Handelsschiffen, Kolonien, ausländischen Kapitalsanlagen, seiner Ausfuhr und den überseeischen Verbindungen seiner Kaufleute; 2) seinen Kohlen und seiner Industrie; 3) seinem Verkehrs- und Zollsystem. Es ist hier nicht möglich, die Gedankengänge des Buches in alle Einzelheiten zu verfolgen. Ich greife die Bestimmungen des Friedensvertrages über die Abtretung des ausländischen Besitzes und die deutsche Kohle heraus, um zu zeigen,

wie der Verfasser seine Folgen für die deutsche Wirtschaft beurteilt. Nach dem Vertrage muß Deutschland seine Kolonien mit allem Staatseigentum ohne Vergütung abtreten, es bleibt aber haftbar für alle Schulden. Es mußte ferner seine Unterschrift unter eine Klausel setzen, wonach die Verbündeten alles Privateigentum in ihnen, Rechtstitel wie Bergwerkslizenzen usw. einbehalten und daraus die Gläubiger deutscher Privatpersonen und ferner die Gläubiger österreichisch-ungarischer, bulgarischer und türkischer Staatsangehöriger befriedigen dürfen. Ein etwaiger Überschuß kann zurückgegeben oder auf den Ersatz der Kriegsschäden angerechnet werden (Artikel 297 h und § 4 der Anlage zu Teil X, Abt. 4). Dieselbe Bestimmung trifft das deutsche Privateigentum in Elsaß-Lothringen, ferner den Besitz deutscher Staatsangehöriger in allen Ländern und Besitzungen seiner früheren Feinde (Teil X, Abt. 3 u. 4, u. Artikel 243), auch den neu an sie abgetretenen mit unwesentlichen Erleichterungen. Ferner wird in Artikel 260 verlangt, daß Deutschland alle Rechte seiner Bürger an öffentlichen Unternehmen in Rußland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei, einschließlich der von ihnen abgetretenen Teile, an den Wiedergutmachungsausschuß abgibt. Schon 1919 weist der Verfasser auf die Einfalt hin, mit der trotz Bolschewismus und nationalen Erhebungen Deutschland solche papiernen Bestimmungen auferlegt werden. Wo sie durchführbar sind, bieten sie ein freies Feld für „gierige Abenteurer und eifersüchtige Konzessionsjäger" (S. 70). Aber Deutschland hatte ja noch Kapitalanlagen in neutralen Ländern. Auch sie weiß der Friedensvertrag zu erfassen. Der Wiedergutmachungsausschuß wird ermächtigt, bis zum 1. Mai 1921 die Zahlung von 1 Milliarde Pfund Sterling „in Gold, Waren, Schiffen, Wertpapieren oder anderswie" (Artikel 235), somit die Herausgabe irgendwelcher Werte, die bis zu diesem Tage, also auch nach Friedensschluß, geschaffen werden, zu verlangen. Der Verfasser weist z. B. auf das blühende Unternehmen der deutschen Überseeischen Elektrizitätsgesellschaft hin, dessen Zerstörung ihm auf Grund dieser Bestimmung wahrscheinlich dünkt. Das ist ein „neuer Grundsatz in der Einziehung von Kriegsentschädigungen" (S. 72), auch die Zahlungsweise zu bestimmen. Seine Anwendung kann jedes beliebige deutsche Unternehmen vernichten und die Ausrottung aller deutschen Handelsverbindungen im Ausland vollenden. Zum Schluß erzwingen Artikel 129—32, 135—41, 148 den Verzicht Deutschlands auf alle in China, Siam, Liberia, Marokko und Ägypten erworbenen Rechte und vervollständigen so „Deutschlands Ächtung und wirtschaftliche Unterwerfung unter die Interessen der Verbündeten" (S. 74). Ich kann mich nicht entsinnen, daß die deutsche Regierung so klar und und knapp die Öffentlichkeit auf die Folgerichtigkeit dieser Maßregeln zu unserem wirtschaftlichen Verfall aufmerksam gemacht hat wie dieser Engländer. Die Folgen des Friedensvertrages für die deutsche Kohlenindustrie beschreibt Keynes in Form einer Subtraktion. Vor dem Kriege erreichte die Kohlenförderung bei uns ihren höchsten Stand im Jahre 1913 mit $191^1/_2$ Millionen Tonnen. Davon verbrauchten die Gruben etwa 19 Millionen, $33^1/_2$ Millionen Tonnen wurden ausgeführt. Somit blieben für den heimischen Verbrauch 139 Millionen

Tonnen übrig. Durch den Verlust Elsaß-Lothringens, des Saargebietes mit seiner rein deutschen Bevölkerung und die mögliche Abtretung Oberschlesiens an Polen würden von der Förderung von 1913 nur 130700000 t, oder nach Abgang des Grubenverbrauches, vermindert um den in den abgetretenen Gebieten, etwa 118000000 t übrig bleiben. Die Abgabe von Kohlen an unsere früheren Feinde nach dem Friedensvertrage ist im Durchschnitt auf 40000000 t zu berechnen Somit blieben für den heimischen Verbrauch 78 statt 118 Millionen Tonnen, wenn man die höchste Förderziffer von 1913 ansetzt. Die Verkürzung der Arbeitszeit jedoch, der Mangel an Grubenmaterial, die herabgeminderte Leistungsfähigkeit der Bergarbeiter usw. sind nach deutschen Berechnungen als ein Verlust von 30% anzunehmen. Somit bleiben für den deutschen Inlandsbedarf nach vorsichtigster Berechnung unter Abzug der verminderten Nachfrage durch den Gebietsverlust etwa 60000000 t statt 118. Eine Lieferung von 40 Millionen Tonnen ist demnach „eine illusorische Bestimmung“ S. 85 (und kürzlich in Spaa auf 24 ermäßigt worden). Da die Kohlennot in Europa allgemein ist, müssen sich aus solchen unerfüllbaren Forderungen die schwersten Verwickelungen ergeben. Deutschland wird ferner nicht imstande sein, Nordeuropa, die Schweiz und Österreich wie vor dem Kriege zu beliefern, sodaß auch hier Störungen der Industrie unvermeidlich und die Aussichten für den Bolschewismus sehr gute sind. In ähnlicher klarer und ruhiger Weise werden die andern Friedensbedingungen erörtert. Der unbeugsame Haß und die greisenhafte Rachsucht Clemenceaus, der Deutschland zerstören wollte, spricht aus ihnen. Und doch hinterläßt die Lektüre des Buches keine hoffnungslose Stimmung. Denn es zeigt, wie neben dem Verlangen Clemenceaus nach einem karthagischen Frieden von Anfang an finanzielle Ansprüche an Deutschland stehen, deren geringster nicht von einem bankerotten, sondern vielmehr nur von einem sehr zahlungskräftigen Schuldner erfüllt werden kann. Der Verfasser weist im 5. Kapitel, „Wiedergutmachung“, sehr nachdrücklich auf diesen Widerspruch des Friedensvertrages hin. Frankreich und Italien stehen vor dem Staatsbankerott, ihre Lage war und ist fast hoffnungslos (S. 137), sie können den Schein eines Ausgleichs ihres Staatshaushaltes nur dadurch erwecken, daß sie phantastische Ansprüche an Deutschland als Aktiva in ihren Voranschlag einstellen. (Wie bekannt, gibt sich jetzt Italien keinen Illusionen mehr hin, bei Frankreich wird das Erwachen auch kommen). Die Schätzungen einer großen deutschen Kriegsentschädigung gehen davon aus, daß Deutschland in Zukunft einen viel größeren Handel treiben kann als früher. Nun ist vor dem Kriege seine Handelsbilanz wie die aller Großmächte passiv gewesen, die Einfuhr überstieg die Ausfuhr von 1909—13 im Durchschnitt jährlich um 1,48 Milliarden Mark. Der Ausgleich und die beträchtlichen Ersparnisse, die vor dem Kriege gemacht wurden, rührten von der Verzinsung ausländischer Kapitalsanlagen, Schiffahrtsgewinnen, ausländischen Bankgeschäften usw. her, die durch den Krieg und den Friedensvertrag größtenteils vernichtet sind. Es bleibt also nur eine Steigerung der Ausfuhr und eine Beschränkung

der Einfuhr übrig. An der Handelsbilanz von 1913 weist der Verfasser nach, daß die wichtigsten Ausfuhrartikel Eisenwaren, Maschinen, Kohlen, Woll- und Baumwollwaren sind, alles Güter, in denen vor dem Kriege der Wettbewerb zwischen England und Deutschland besonders stark war. Eine Steigerung der Ausfuhr würde daher den englischen Handel schwächen und bei Wolle und Baumwolle eine Erleichterung der Einfuhr über das Maß vor dem Kriege und auf Kosten der Verbündeten verlangen. Die Friedensbedingungen werden ferner die Ausfuhr von Kohle und Eisen stark beeinträchtigen. Von den eingeführten Waren bestanden 63,6% aus Rohstoffen und Lebensmitteln. Die ersten lassen sich nicht viel herabsetzen, ohne daß die Wiederausfuhr leidet, die zweiten bei der großen Unterernährung vorläufig auch kaum vermindern. Auf Grund sehr sorgfältiger Berechnungen kommt der Verfasser zu dem Schlusse, daß Deutschland unter Anrechnung aller beschlagnahmten Auslandswerte, Schiffe, der Kosten der Besatzungsheere, des auf Grund des Waffenstillstandes ausgelieferten, nicht militärischen Materials höchstens 40 Milliarden Mark bezahlen könne. Denen, die das deutsche Volk in vollständige Sklaverei bringen wollen, ruft er warnend zu: „Wir haben keine Erfahrung über die Gemütsverfassunng einer weißen Rasse unter Bedingungen, die sich von Knechtschaft kaum unterscheiden. Man glaubt jedoch allgemein, wenn einem Menschen der Gewinn aus seiner Arbeit ganz entzogen wird, daß seine Leistungsfähigkeit und sein Fleiß sich vermindern. Der Unternehmer und Erfinder wird nicht mehr Pläne machen, der Kaufmann und Ladner nicht sparen, der Arbeiter sich nicht mühen, wenn die Früchte ihrer Tätigkeit nicht bestimmt sind zum Besten ihrer Kinder, ihres Alters, ihres Stolzes, ihrer Stellung, sondern zum Genuß des fremden Eroberers“ (Anm. zu S. 193).

In diesen gehaltenen Worten klingt ein menschliches Mitgefühl, das in einem wissenschaftlichem Buche nur den überraschen kann, der den Zusammenhang von Wissenschaft und Sittlichkeit nicht mehr ahnt. Es ist der Unterton des ganzen Buches, daß Recht und Gerechtigkeit geschändet sind und der Glaube an die Heiligkeit der Verträge und der Menschenwürde dahin ist, wenn dieser Vertrag Wirklichkeit wird. Wenngleich die Formulierungen des Verfassers in nationaler Gebundenheit öfters die des englischen Utilitarismus sind und er die Störung des möglichst großen Glücks möglichst vieler tadelt, so richtet sich sein Blick doch auf die Grundlagen des Rechts und der menschlichen Gesittung. Er weist den schneidenden Gegensatz zwischen den 14 Punkten Wilsons und dem tatsächlichen Frieden auf. Es ist nicht zu verstehen, daß fast nirgends in Deutschland diese Gegenüberstellung in aller Schärfe vorgenommen zu sein scheint. Außer drei Aufsätzen des Kunstwarts (April und Mai 1920) ist mir eine ausführliche Darstellung dieses Verhältnisses nicht bekannt. Im 4. Kapitel „Der Friedensvertrag“ weist der Verfasser nach, daß nach der Note des Präsidenten Wilson vom 5. November 18 „die Verbündeten Regierungen . . ihre Bereitwilligkeit zum Friedensschluß mit der deutschen Regierung auf Grund der Friedensbedingungen erklären, die in der Ansprache des Präsidenten an den Kongreß

vom 8. Januar 1918 sowie der Grundsätze, die in seinen späteren Ansprachen niedergelegt sind," mit den beiden Einschränkungen, daß die Freiheit der Meere nicht verhandelt und Deutschland den der Zivilbevölkerung zugefügten Schaden bezahlen solle. Als Deutschland im Vertrauen darauf die Waffen niederlegte und wehrlos wurde, „war die Ehre der Verbündeten besonders daran gebunden, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, und wenn diese unklar waren, ihre Lage nicht dazu zu gebrauchen, daraus Vorteil zu ziehen" (S. 55). Es ist nur zu bekannt, wie jeder, aber auch jeder Punkt gröblichst verletzt worden ist. Eine Tatsache ist in der deutschen Öffentlichkeit jedoch wenig bekannt geworden: das ungeheuerliche Verlangen der Feinde nach Ersatz der gesamten Kriegskosten, und seine Begründung auf die Verpflichtung Deutschlands, die Zivilbevölkerung für die durch die Kriegsführung erlittenen Verluste zu entschädigen, ist die Wahlparole Lloyd Georges, der nur unter diesem Zeichen siegen konnte. Den würdigsten Ausdruck hat diesem Streitruf Sir Eric Geddes gegeben, der in der Cambridger Guildhall versprach, Deutschland wie eine Zitrone auszupressen, „bis man die Kerne quietschen hört". Die Forderung des Gerichtsverfahrens gegen den Kaiser und die Bestrafung der „Kriegsverbrecher" entstammt auch diesem Wahlkampfe, ebenso die rücksichtslose Ausweisung und Fernhaltung der Deutschen von England und den andern früher feindlichen Staaten nach dem Kriege. „Zu diesem Mischmasch von Habgier und Gefühlsduselei, von Vorurteil und Täuschung hatten sich in drei Wochen des Wahlkampfes die mächtigen Beherrscher Englands erniedrigt, die kurz zuvor nicht unedel von Abrüstung und Völkerbund und einem gerechten und dauernden Frieden gesprochen hatten, der den Grund eines neuen Europas legen sollte" (S. 131). Im letzten, 7. Kapitel, das der Verfasser „Heilmittel" nennt, fordert er die Revision des Friedensvertrages, den gegenseitigen Verzicht der Verbündeten auf die geleisteten Darlehen, eine internationale Anleihe für alle notleidenden Staaten und den Frieden mit Rußland. Sonst dünkt ihm eine allgemeine Revolution des Festlandes unvermeidlich. Denn auf dem Höhepunkt des Leidens zerreißt die lähmende Dumpfheit des Duldens. „Dann schüttelt sich der Mensch, und die Bande der Gewohnheit lösen sich. Die Macht der Ideen ist König, und der Mensch lauscht auf die Lehren der Hoffnung, des Träumens und der Rache, die ihm durch die Luft zugetragen werden" (S. 235), und die Erstarrung des Kontinents schmilzt in den Flammen des russischen Bolschewismus.

So steigert sich die logische Kraft und die sittliche Tiefe des Verfassers zu künstlerischem Ahnen. Er schaut die Seele der Menschheit und findet den Ausdruck für ihre Schmerzen. Der Ausgangspunkt des Buches war eine dichterische Vision, eine neue Bestätigung für alle, die den Grund menschlichen Schaffens nicht im Zusammentragen von Einzelheiten und Überlieferungen, noch in den Gefühlen der Masse, sondern in der Größe der Persönlicheit erkennen: „Paris war ein Alpdruck, und jederman dort war ein Kranker. Eine Ahnung von dem bevorstehenden Zusammenbruche hing über der leichten Bühne. Die Vergänglichkeit und Kleinheit

des Menschen vor den großen Ereignissen, die ihm entgegentraten, die Mischung von Bedeutsamkeit und Unwirklichkeit der Entscheidungen, Leichtsinn, Blindheit, Übermut, wirre Sehreie von draußen, alle Elemente der antiken Tragödie waren da“ (S. 4). Schon das äußere Schriftbild fällt durch den sparsamen Gebrauch der Anmerkungen auf, deren Fülle meist nur die mangelnde Gestaltungskraft eines Schriftstellers bezeugt, seinen Gedanken im Text eine unangreifbare Form zu geben und das Wesentliche aus der Fülle des Stoffes herauszuheben, ohne sich hinter einer Wolke von Gewährsmännern zu verstecken. Oft treten kräftige und klare Bilder und Wendungen hervor, wie z. B., wenn die Vollversammlung des Völkerbundes „ein schwerfälliger, vielsprachiger Debattierklub“ genannt wird (S. 243), oder: „Wenn nicht seine großen Nachbarn in Wohlstand und Ordnung leben, ist Polen eine wirtschaftliche Unmöglichkeit, mit keiner andern Industrie als Judenhetzen“ (273). Den Höhepunkt der schriftstellerischen Leistung bildet das 3. Kapitel, „Die Konferenz“, das unvergeßlich den Rat der Vier zeichnet. Der Bedeutendste war Clemenceau. Seine äußere Erscheinung war gut bürgerlich. Ein schwarzer Tuchrock von altmodischem Schnitt umhüllte ihn, seine Hände waren immer mit grauen Wildlederhandschuhen bedeckt, seine Stiefel von dickem schwarzen Leder, bäurischem Schnitt, „manchmal seltsamer Weise mit einer Schnalle statt mit einem Senkel geschlossen“. Er saß immer auf einem schweren Brokatsessel, hatte nie Akten bei sich und sprach selten. Mit geschlossenen Augen in einem regungslosen Pergamentgesicht, die Hände mit den grauen Handschuhen gefaltet, so saß er da. Plötzlich brach er los, oft von einem Hustenanfall gehemmt, und seine knappen und zynischen Worte wirkten durch Kraft und Überraschung mehr als durch Überredung. Bei den öfters sehr heftigen Debatten saß er schweigend und erhaben da, wenn es sich nicht um das Schicksal Frankreichs handelte, „die Seele trocken, die Hoffnung tot, sehr alt und müde, aber mit zynischer, fast koboldartiger Miene das Schauspiel betrachtend“, die verkörperte Rache und Vernichtung, ohne Glauben an Ideen und ohne Liebe. Mit nicht geringerer Kunst wird der bewegliche Kelte Lloyd George gekennzeichnet, ohne Grundsätze und ohne staatsmännische Weisheit, aber mit „unfehlbarer, fast mediumsartiger Einfühlung in jedermann seiner unmittelbaren Umgebung“, und Wilson, der wohl Aufrufe „vom Sinai oder Olymp“ erlassen konnte, aber auf dem Boden der Wirklichkeit mit seiner Schwerfälligkeit und Unwissenheit ohne „aufbauende Ideen“ dastand und sein theologisches Gewissen beruhigt fühlte, wenn ihm seine 14 Punkte glossiert und gedeutet wurden, wie seine puritanischen Ahnen sich schon durch ihre Auslegungskünste davon überzeugt hatten, daß „das von ihnen als notwendig erkannte Verfahren mit jeder Silbe des Pentateuchs übereinstimme“.

Mit berechtigtem Stolze weiht der Verfasser sein Werk dem neuen Geschlechte, dem das Bewußtsein der Einheit des Menschengeschlechtes heller in der Seele brennen wird als dem gegenwärtigen.

Die deutsche Übersetzung, die von Fachleuten besorgt ist, gibt den sachlichen Inhalt im ganzen richtig wieder, trifft jedoch öfters nicht genau die Schattierung der Worte und wird dem künstlerischen Schwung des Originals nicht gerecht.

Frankfurt a. M. FRANZ WEGNER.

NEUES VON BARBUSSE.

Kurz nacheinander sind von Henri Barbusse, dem Verfasser von *Le Feu* und *Clarté*[1]) zwei neue Werke erschienen. *Paroles d'un Combattant*[2]) und *La Lueur dans l'Abîme.*[3]) Das erste Buch setzt sich im wesentlichen zusammen aus Aufsätzen und Reden, die in den Jahren 1916—1920 entstanden sind oder gehalten wurden. *Worte eines Kämpfers*, nicht mehr des mit der Mordwaffe für die Zivilisation der Entente gegen den deutschen Militarismus kämpfenden Frontsoldaten, als der Barbusse freiwillig und gläubig in den Krieg gezogen war,[4]) sondern als der über seine Illusionen grausam enttäuschte, über die verlogenen Kriegsziele der Verbündeten aufgeklärte, nunmehr nur die Waffen des Geistes führende Arbeiter für die Sache der Menschheit, für die Befreiung aller Völker vom uralten, allen gemeinsamen Druck ihrer gemeinsamen Feinde. Worte eines Kämpfers und eines Lichtträgers. Das zweite Buch *La Lueur dans l'Abîme* beleuchtet mit der Fackel rücksichtsloser Offenheit die Verderbtheit des sozialen Zustandes, aus dem heraus mit Notwendigkeit der Krieg erwachsen ist und immer neu sich gebären wird, und weist den Weg in ein neues, besseres Land; es enthüllt die Stimmung der Empörung, aus der heraus die Gruppe *Clarté* gegründet wurde und verkündet das Programm, das Barbusse und seine Freunde, ein kleines Häuflein gegen eine Welt von mächtigen Gegnern, mit glühender Überzeugungskraft und mutiger Entschlossenheit verfechten.

Das Programmbuch der *Clarté*-Gruppe trägt fast den gleichen Titel wie das Drama Tolstois: *Das Licht in der Finsternis.* Wohl nicht ohne Zufall, vielleicht mit Absicht. Es ist ein gleicher greller Lichtstrahl, in eine dunkle Welt hinein geworfen. Ein verlorenes Licht, das von der unbarmherzigen Finsternis wieder aufgesogen wird, ein ersterbender Funke? Oder wird es die Nacht verscheuchen und zu siegreicher, heller, glücklicher Klarheit machen?

Was will Barbusse? Was will *Clarté?* Wie Tolstoi es wollte, wollen sie die träge Unselbständigkeit, die Gedankenlosigkeit der großen Masse der Menschen in selbständiges Denken verwandeln. Sie wollen dem Menschen den Blick schärfen für die Absurdität des herrschenden sozialen Zustandes. Mit einer fast monotonen, aber in ihrer Eintönigkeit umso stärker wirkenden Eindringlichkeit stellt

---

[1]) Über diese beiden Werke vgl. W. Küchler, *R. Rolland, H. Barbusse, Fr. v. Unruh*, 2. Aufl. Würzburg 1920. [2]) Paris, Ernest Flammarion, 1920. [3]) Paris, Edition Clarté, 1920. [4]) Vgl. Lettre au Directeur de l'Humanité (9 août 1914), in *Paroles d'un Combattant.*

Barbusse immer wieder in den beiden Büchern fest: Die heutige Gesellschaft, die Gesellschaft des Kapitalismus und Imperialismus beruht auf der Macht und den Vorrechten einiger Weniger, einer herrschenden Klasse, der Reichen, die es verstanden haben, die große Menge in Sklaverei zu erhalten, die ungeheuren Kräfte der unendlich Vielen in schmählicher Ausbeuterei für sich nutzbar zu machen. Diese Mächtigen, Reichen, Herrschenden reichen sich über alle nationalen Grenzen hinweg die Hände. Sie sind in Wahrheit Komplizen, mögen sie auch mit den Leibern der Masse gegeneinander Kriege führen. Um sich die Menschen in Botmäßigkeit zu erhalten, haben sie sie mit einem Netz von Lüge und Korruption umzogen, haben sie zweckdienliche politische Einrichtungen geschaffen und Meinungen verbreitet und gepflegt, welche die Vertrauensseligen in Unwissenheit und gegenseitiger Feindschaft erhalten.

In dieser Gesellschaft ist der Krieg der normale Zustand. So lange sie sich erhält, so lange wird es immer Kriege geben. Wer darum keine Kriege mehr will, der muß den Umsturz dieses Systems wollen, der darf sich nicht mit frommen Wünschen, halben Reformen, Kompromissen und Zugeständnissen begnügen, sondern muß die völlige Neuordnung von Grund aus verlangen und tätig an ihr mitarbeiten. Es muß das Reich der sozialen Gleichheit, aufgebaut auf dem Prinzip der Arbeit, errichtet werden. Es müssen alle Gegensätze, welche die Menschen in Arbeiter und Nichtarbeiter, Ausbeuter und Ausgebeutete, trennen, verschwinden. Dann, wenn alle Kastenunterschiede aufgehoben sind, wenn nur nach dem allgemeinen Gesetz der Arbeit die Produktion sich regelt, nicht mehr nach der Willkür der kapitalistischen, selbstsüchtigen Produzenten und Spekulanten, wenn die Produktionszentren nicht mehr einander bekämpfende Macht- und Interessenzentren sind, dann werden von selbst alle Konfliktstoffe aus der Welt geschafft werden, wird Friede und Harmonie herrschen. Dann mögen wohl nach Herkunft, Sitte und Eigenart verschiedene Völker die Erde bewohnen, aber sie werden keinen Grund mehr haben, einander zu befehden; alle Menschen werden Bürger eines großen Vaterlandes sein.

Es ist die Glaubenslehre des konsequenten internationalen Sozialismus, die Barbusse verkündet, nicht, wie bei Tolstoi, mit christlichem Mystizismus verquickt, sondern nur Ergebnis eines auf die einfachsten Grundformen zurückgeführten logischen Denkens.

Barbusse ist ängstlich darauf bedacht, sich die zwingende Logik seiner Gedanken nicht fälschen zu lassen durch das Gefühl. Gefühl bedeutet ihm soviel wie augenblickliche, individuelle Erregung, lyrische Verschwommenheit. Das Gefühl, so verlangt er zum mindesten, darf nicht der Nährboden der Idee sein, es soll nicht die Idee aus dem Gefühl, sondern das Gefühl soll aus der Idee herauswachsen. Vielleicht täuscht er sich über das Verhältnis von Gefühl und Idee bei sich selbst. Er wurzelt doch stärker im Gefühl, als er zugeben möchte. Was ihn im August 1914 in den Krieg gegen Deutschland trieb, war sein erregtes Gefühl, die Sehnsucht, nach siegreichem Kampf dem erträumten, sozialen Zustand näherzukommen. Was ihn zum Gegner des Krieges machte, war doch wohl zu allererst das

gefühlsmäßige Entsetzen über den Krieg. Allerdings — und das ist seine Stärke — den aus dem Gefühl heraus geborenen Gedanken nimmt er in die strengste Zucht des Denkens. Er äußert seine Empörung und seine Sehnsucht nicht in lyrischem Gestammel und nicht in aufgeregter Rhetorik, sondern in der schneidend scharfen Sprache des über seine Gedanken absolut klaren Willens. Sein Verfahren ist die Logik des Idealisten, des Visionärs, des Hellsehers, der sich, so hoch und kühn auch seine Träume schweifen, ganz klar ist über Ausgangspunkt und Ziel seines Gedankens. Seine Logik hat etwas Hinreißendes. „Feuer“ und „Klarheit“, diese Titel seiner bedeutendsten Werke künden symbolisch sein eignes Wesen. Ganz tief brennt das Feuer des Gefühls in ihm. So tief, daß es, wo sein Schein aufleuchtet, nicht als windbewegtes Flackern zuckt, als Mischung von Flamme und Rauch unruhig lodert, sondern wie aus der Ferne als Klarheit, als magisches Licht im Abgrund, ruhig glüht. Die stürmische Erregung des Inneren ist zugleich feste, unumstößliche Gewißheit.

Barbusse glaubt an die Folgerichtigkeit und an die Möglichkeit der Verwirklichung seines Systems wie an die Wahrheit selbst. Er ist als Schriftsteller nicht der Sucher und Darsteller der Schönheit, sondern der Wahrheit. Oder besser, Schönheit ist ihm gleichbedeutend mit Wahrheit. Im Chaos des Lebens die Spur der Wahrheit zu suchen ist sein Beruf. Mit einem an den Altmeister des französischen Denkens, an Descartes, gemahnenden Optimismus glaubte er, daß es jedem normalen Menschen möglich sei, zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen, wenn er sich nur mit Willen und Überlegung freimache von allen Hindernissen und Hemmungen, die ihm die Wahrheit verschleiern. Mit hartnäckiger Eindringlichkeit beschwört er seine Leser sich nicht länger von den Mächten der Autorität und Tradition, von dem verführerischen Klang der patriotischen oder religiösen Phrase, von der einschläfernden Gewalt der bequemen Halb- und Pseudowahrheiten täuschen zu lassen. Er fordert sie auf, ganz wie Tolstoi es tut, aus der Ehrlichkeit, Unbestechlichkeit und Folgerichtigkeit der eignen Denkkraft heraus die als Wahrheiten angepriesenen Meinungen und Vorurteile kritisch zu prüfen, aus der allgemeinen Verworrenheit und Unsicherheit zu den letzten, einfachsten Wahrheiten hindurchzudringen und verspricht ihnen, daß sie dann bestimmt lernen werden, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Gegenüber den Skeptikern, welche die ewigen Wahrheiten leugnen und ebensoviel Wahrheiten annehmen, als es denkende Köpfe gibt, versichert Barbusse, daß es nur eine, absolute, ewige, wenn auch vielfältige Wahrheit in bezug auf die Organisation der Menschheit gebe, eben den auf dem Prinzip der Gleichheit aufgebauten Sozialismus. Und sittliche Pflicht eines jeden Menschen — das ist der ethische Höhepunkt der Lehre von Barbusse — ist es, diese in strenger logischer Gedankenarbeit erworbene Wahrheit rückhaltlos zu bekennen und ihr gemäß zu handeln. Ohne Schwanken, ohne Paktieren mit den Halbwahrheiten. So trennt Barbusse, wie alle großen Moralisten es tun, den intellektuellen Menschen nicht von dem sittlichen, nicht Vernunft von Gewissen.

Logisch denken und gerecht handeln, das soll die Tätigkeit des wahrhaftigen Menschen sein, des *honnête homme*, wie ihn Barbusse in Auffrischung des alten klassischen Ausdrucks einmal nennt.

Man würde Barbusse Unrecht tun, wenn man in ihm nur den logisch denkenden Verstandesmenschen sehen wollte, der da glaubt mit ein paar einfach schlagenden Formeln die Welt neu machen zu können. Wohl spricht er es aus: Das Übel kommt nicht von den Menschen her, sondern von den Einrichtungen. Es gilt daher, die Einrichtungen vernunftgemäß zu gestalten, und alles wird gut werden. Gewiß erhofft er das Heil von der radikalen Neugestaltung der Organisation der menschlichen Gesellschaft. Aber seine persönliche Arbeit, die Arbeit der von ihm geleiteten *Clarté*-Gruppe, gilt doch in erster Linie der Erweckung des neuen Menschen, des neuen Geistes. *Nous voulons faire la Révolution dans les esprits* — in dieser Willensäußerung liegt der eigentliche Sinn seines Wirkens. Dieses Wort besagt nichts anderes, als daß er dazu beitragen will die Menschen fähig zu machen innerlich, geistig, moralisch bereit und reif zu sein, wenn die große, unvermeidliche Umwälzung kommt. Ob sie bald kommt? Ob blutige Gewalt sie herbeiführen wird? Jedenfalls, sie wird kommen. Das heutige System des Imperialismus und Kapitalismus wird zusammenbrechen. Aber aus der ungeheuren materiellen und seelischen Zerstörung kann nur ein lebensfähiges und lebenswertes Neues erstehen, wenn die Menschen gut und groß, wahrhaftig und frei genug sein werden, es zu schaffen. Barbusse sagt, hämmert auf jeder Seite seiner Bücher den Menschen aller Länder *die* Wahrheit ein: Das neue Reich kann nur begründet werden und bestehen, aus dem Chaos kann nur Ordnung werden, wenn ein jeder die einfache Wahrheit erkannt hat, daß sich niemand über einen andern setzen darf, um ihn zu bedrücken, daß niemand nur sein eigenes Interesse betreiben darf, daß alle gleich sind. Das moralische Gesetz ist das Gesetz der allgemeinen Interessen. Das klingt sehr aufklärerisch-rationalistisch, schließt aber die unumgängliche Forderung tiefster persönlichster Sittlichkeit in sich ein. Denn wenn dieses Gesetz tatsächlich verwirklicht werden soll, so verlangt es das Opfer jedes einzelnen an alle, die bewußte, aus immer erneutem Entschluß, aus Willen und Selbstzucht und Entsagung geübte Sittlichkeit des im höchsten Sinne freien Menschen. Es verlangt den Verzicht der Starken und geistig Begnadeten auf Privilegien aller Art, auf Macht, Genuß, Wohlsein, Bequemlichkeit; die Bereitwilligkeit der Schwächeren und Einfältigeren zur Unterordnung; die Zurückhaltung der Führer im Befehlen, die Freudigkeit der Geführten im Gehorchen. Es verlangt das Aufgehen jeder einzelnen Persönlichkeit im Allgemeinen, verlangt stete Opferbereitschaft, nicht im Überschwang erregter Gefühle, nicht im blinden Rausch verzückter Kriegsbegeisterung, sondern in der täglichen Pflichterfüllung währenden Friedens. Eine Utopie! Aber nur die Utopisten solchen Schlages, die an die Fähigkeit des Menschen zum Guten glauben, bringen die Menschen weiter, verhindern, daß die tierischen Instinkte in ihnen dauernd die Oberhand gewinnen und die Menschheit zurücksinkt in die Barbarei der primitiven Zeiten.

Barbusse ist ein Utopist. Barbusse, der Kämpfer, ist ein Träumer. Nicht mehr der Träumer, der mit 21 Jahren die elegischen Gedichte *Pleureuses* und etwas später den melancholischen Sehnsuchtsroman *Les Suppliants* dichtete, sondern der Träumer kristallklarer Träume. Barbusse ist ein Träumer; deswegen weil er sich kühn über die Wirklichkeit der Dinge hinwegsetzt und sich den Flug der Gedanken nicht hemmen läßt durch die Fesseln, die der Zwang der bestehenden Verhältnisse der Freiheit des Denkens wie eine schwere Last auferlegen möchte. Er ist nicht wirklichkeitsfremd, er durchschaut den Jammer der Weltgeschichte bis auf den heutigen Tag. Er läßt sich durch kein Blendwerk, keine Schönfärberei über die Wirklichkeit der Menschen und Dinge täuschen, er schaut hinter alle Masken, entlarvt jede Heuchelei hinter aufgeputzter Phrase — nur begnügt er sich nicht mit der Feststellung des Elends und der Brandmarkung des Verbrechens, sondern setzt der mit Schaudern erkannten Wirklichkeit das als heiße, glaubensstarke Überzeugung in ihm lebende Traumbild einer besseren Menschheit gegenüber. Ob dieses Traumbild jemals Gestalt gewinnen wird, ist nicht sicher. Daß das System, welches Barbusse bekämpft, aus sich heraus zu dem schmählichsten moralischen Bankerott und sich selbst ad absurdum geführt hat, das ist jedenfalls sicher. Und sicher ist auch, daß die Gesundung nur kommen kann, wenn Geist und Seele der Menschen sich mit jener Gesinnung der Wahrhaftigkeit, Freiheit und Selbstlosigkeit erfüllen, aus der heraus Barbusse den Mut schöpft, zu seinem Werke der Aufrüttelung des Weltgewissens. Wessen Bestreben darauf gerichtet ist, um jeden Preis die bestehende Ordnung aufrecht zu erhalten, sei es in hochmütiger Abweisung jeder Neuerung, sei es durch schlau berechnete, halbe Konzessionen an die nicht aufzuhaltende Entwicklung, der wird die klare, eindeutige Sprache dieses Mannes verwerfen und befehden, wem es aber ehrlich zu tun ist um den Ausgang aus dem verächtlichen Wirrwarr des Hexenkessels der Selbstsucht, in dem wir umhergeschleudert werden, der wird die Grundwahrheiten, die er in Übereinstimmung mit den tiefsten Geistern der Vergangenheit und Gegenwart verkündet, nachdenklich erwägen und versuchen von ihnen zu verwirklichen, was überhaupt in dieser Welt des Unzulänglichen nur verwirklicht werden kann.

Würzburg. Walther Küchler.

REVUE GERMANIQUE

11. Jahrgang, 1. Heft, Januar-März 1920.

Lebhaft begrüßen wir es, daß die Schriftleitungen der *Revue Germanique* und der *N. Spr.* in einen Austausch ihrer Hefte getreten sind. Wir sehen darin einen erfreulichen Beweis, daß man hüben wie drüben bestrebt ist, allmählich wieder in die Bahnen des internationalen geistigen Verkehrs einzulenken. Vorliegendes erstes Heft des 11. Jahrganges des rühmlichst bekannten französischen Germanisten- und Anglistenblattes enthält viel des Anregenden und Interessanten. Den gewichtigsten Beitrag *Shakespeare ou Derby?* liefert der bekannte Ben Jonson-Forscher Maurice Castelain. In höflicher aber unwiderleglicher Art wendet er sich gegen Abel

Lefrancs jüngste Veröffentlichung *Sous le Masque de William Shakespeare* (2 Bde., Paris, Payot, 1919) und weist nach, daß dessen neueste Hypothese, die in Frankreich viel Aufsehen erregt hat[1]), ebenso in der Luft hängt wie die früheren Bacon- oder Rutland-Theorien. Nach dieser letzten „Entdeckung" soll der Verfasser der Shakespeareschen Stücke William Stanley, 6. Graf von Derby (1561 bis 1642), gewesen sein, der jüngere Bruder des bekannten Ferdinando Stanley (1559—1594), der als Lord Strange eine Zeitlang die Schauspielertruppe protegierte, der Shakespeare angehörte. Ein einziger Satz in einem zeitgenössischen Briefe vom 30. Juni 1599: „Der Graf von Derby ist jetzt bloß damit beschäftigt, Stücke für die gewöhnlichen Schauspieler zu schreiben" genügt Lefranc um darauf seine kühne Theorie zu erbauen. Er macht es wahrscheinlich, daß die früher auf Shakespeare gedeutete Stelle in Spensers poetischer Aufzählung zeitgenössischer aristokratischer Dichter (in *Colin Clout*) auf William und Ferdinando Stanley gehen, die unter den Schäfernamen Aetion und Amyntas erscheinen. In Derbys sonstigen Lebensumständen und Charakter gibt es im übrigen nichts, das irgendwie eine bedeutende Persönlichkeit könnte ahnen lassen, außer nach graphologischem Urteil — seine Handschrift! Es müssen also Indizienbeweise schwächster Art zur Stützung der Hypothese herhalten: Stanleys Liebe für die Musik, sein Interesse für die weiße Magie, auffällige Anspielungen in den verschiedensten Shakespearestücken. Eine tatsächliche Erweiterung unserer Quellenkenntnis scheint Lefranc in seinem Kapitel über die „Verlorene Liebesmüh" gegeben zu haben, indem er eine Reihe von Übereinstimmungen zwischen dem navarresischen Hofleben unter dem späteren Heinrich IV. von Frankreich und dem Shakespearschen Stück feststellt. Daraus folgt allerdings noch lange nicht, daß Stanley, der zu Ende des 16. Jht. in Südfrankreich reiste, das Stück verfaßt habe. Castelains kluge Einwände zeigen vor allem die Unwahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen die Unsinnigkeit der Annahme, daß gerade Stanley im Verborgenen blühen wollte. Er weist darauf hin, wie wenig der bewundernde, ehrfürchtige Ton der Sonette (von denen übrigens Lefranc fast nicht zu sprechen scheint) zu der Hypothese stimmt, und legt schließlich allen Nachdruck auf die beiden Zeugnisse Ben Jonsons, dem Lobgedicht in der ersten Folio und der bekannten Stelle in den *Discoveries.*

In einem kurzen Beitrag versucht CAZAMIAN, der bekannte Verfasser der besten französischen Carlyle-Monographie, nochmals seinen Standpunkt über den englischen Moralisten festzulegen, in Hinblick auf die unmäßigen Angriffe, die dieser große Deutschenfreund während des Krieges von alliierter Seite zu bestehen hatte. Er zeigt, daß die Carlylesche Formel „Macht ist Recht" so zu verstehen sei, daß das Recht die Macht mache. Dabei war für Carlyles blinden Optimismus das Recht die Wirklichkeit gewordene, siegreiche Tatsache, nicht aber die reine, abstrakte Tugend der Gerechtigkeit. Andrerseits ist Carlyles Machtbegriff die große Verwirklichung des

[1]) Vgl. etwa J. Boulanger «L'Affaire Shakespeare», Paris, Champion 1919 oder André Fontainas in *Mercure de France* vom 16. März 1919.

menschlichen Willens in der Geschichte; hierbei aber wird (besonders beim älteren Carlyle) die unerbittliche Wucht, mit der die Materie den Geist bedrückt, fast völlig außer acht gelassen. Die beiden Begriffe gehen also tatsächlich in einander über, und Carlyle hätte somit seine Formel geradesogut umdrehen können. Das neue, gegenwärtige Zeitalter, meint Cazamian, hat die Schwäche des moralischen Stolzes der Viktorianer erkannt; gleichwohl aber ziemt es uns nicht jetzt selber zu dogmatisieren. Carlyle, der mutig und gesund gedacht hat, kann uns heute nicht mehr Prophet sein, sondern wir müssen mit Bangen die Zukunft in unserem eigenen Herzen erforschen.

C. PITOLLET, Verfasser einer Kinkel-Biographie, bespricht in einem schon 1914 abgeschlossenen Beitrag einige Neuerscheinungen über den deutschen Revolutionär und gibt selbst neues, ungedrucktes Material nach mehreren von ihm aufgefundenen Briefen und Urkunden.

Die Anthologie von H. J. Massingham *17th Century English Verse (1616—1660)* (Golden Treasury Series; MacMillan & Co., London 1919) gibt Floris DELATTRE Gelegenheit, sich zusammenfassend über die Entwicklung der lyrischen Dichtung im England des 17. Jahrhunderts zu verbreiten. Er wollte den Gegenstand in vier schon weit gediehenen Bänden behandeln, da wurde der groß angelegte Plan durch den Krieg, die Besetzung von Lille und den damit verbundenen Verlust all seiner wertvollen Aufzeichnungen zu nichte gemacht. Es würde zu weit führen hier die große Linie auch nur anzudeuten, die Verf. von John Donne zu den anglikanischen dann zu den katholischen und endlich zu den puritanischen Dichtern ziehen wollte; jedenfalls läßt uns die gedrängte Charakteristik, die er von jeder einzelnen dieser Dichtergruppen entwirft, lebhaft bedauern, daß der schöne Entwurf von ihm nicht mehr ausgeführt werden soll.

A. DEBAILLEUL gibt eine etwas zufällig zusammengestellte Übersicht von Neuerscheinungen auf dem Gebiete des modernen englischen Romans. Nach ausführlicher Besprechung des erfolgreichen Kriegsromans von Jan Hay *The First Hundred Thousand* würdigt er einige der neueren Humoristen wie H. B. Creswell, Pett Ridge, L. Merrick; dann folgen Abenteurer- und Gesellschaftsromane von Jack London (†), Stewart E. White, Hewlett, Conrad; realistischen Sittengemälde von H. de Selincourt, Mrs. H. Ward (†), A. Bennett und Galsworthy; endlich die letzten Werke von H. G. Wells und R. Kipling. In einem kurzen Schlußwort weißt der Referent auf das bewundernde Interesse hin, das viele der genannten Autoren Frankreich und der französischen Literatur entgegenbringen, wo sie ihr intellektuelles Gleichgewicht zu finden hoffen. — Den Schluß des inhaltsreichen Heftes bilden Bücherbesprechungen und bibliographische Nachrichten.

Würzburg. WALTHER FISCHER.

NEUPHILOLOGISCHES AUS DEUTSCHÖSTERREICH.

Für die Schulmethodik des neusprachlichen Unterrichts galt während des Krieges so ziemlich dasselbe Bild, wie es Theodor Schöningh fürs deutsche Reich kürzlich hier gezeichnet hat. Von den Verhältnissen im Reiche abweichend, zu allerdings naheliegenden positiven Ergebnissen, schlug man vor, die „feindlichen" Sprachen

durch die Landessprachen zu ersetzen (Johann Huemer, Wendelin Toischer u. a. m.). Im alten Staat hoffnungslos von dem Augenblicke an, als man (Frühjahr 1918) meinte, einen „deutschen Kurs" steuern zu können, ist dieser Gedanke nach dem Zusammenbruche etwas zurückgetreten, jetzt ja auch auf ganz andere Voraussetzungen gegründet; aber in dem Wunsche der Schulgemeinden wie der Öffentlichkeit nach Einführung einer slawischen Sprache in den Lehrplan der Mittelschulen lebt er fort. Die modernen Sprachen haben nun zunächst eine kleine Stärkung erfahren, indem man besonders in kleineren Städten das Gymnasium durch das Realgymnasium ersetzt oder ihm realgymnasiale Parallelklassen angliedert. (Ähnlich sind in der Tschechoslowakei einzelne Gymnasien, z. B. Asch, Mährisch-Schönau, in Realgymnasien umgewandelt worden). Ein zweiter Gedanke aber, der in der Kriegszeit stärker hervortrat, den Anteil des fremden an der Bildung möglichst zurückzudrängen und den Unterricht auf Deutsch, Erdkunde und Geschichte als den Kern einer deutschhumanistischen Bildung zu stellen, ist weniger während des Krieges als nach ihm ziemlich kritiklos aus dem Reiche zu uns übernommen worden: denn so im argen wie im Reich (vgl. die Übersicht Nspr. XXV, 549) liegt bei uns das Verhältnis zwischen heimischen und fremden Bildungsstoffen doch nicht; es ist an Gymnasien 56 : 77 Wochenstunden, an Realschulen 52 : 37, so daß besonders an den letzteren von undeutschen Einflüssen keine Rede sein kann.

Nun hat sich aber dieser Gedanke bei der kommenden Neugestaltung unseres Schulwesens nicht nur in einer Deutschen Mittelschule durchgesetzt, sondern darüber hinaus noch durchgegriffen; die Einheitsschule soll bei uns, unter starker Zurückdrängung des fremdsprachlichen Unterrichts, in Gestalt der *deutschen Mittelschule allgemein* folgend eingeführt werden:

			Deutsch	Geschichte	Erdkunde	Französisch	(oder Latein)
I.	Klasse	(9./10. Jahr)	6	2	2	—	(—)
II.	„	(10./11. Jahr)	6	2	2	—	(—)
III.	„	(11./12. Jahr)	4 (7)*	2	2	5	(6)
IV.	„	(12./13. Jahr)	4 (7)	2	2	5	(6)

* Wenn die Fremdsprache wegfällt.

Dabei kann hier außer Betracht bleiben, daß diesem breiten deutschkundlichen Unterbau keine rechte Fortsetzung außer in der deutschen Oberschule folgt, da in den übrigen drei Oberschulen die realistischen Fächer, die klassischen und modernen Sprachen den Löwenanteil des Unterrichts beanspruchen müssen, so daß der deutschkundliche Unterricht nicht als stark hervortretendes Prinzip im *Gesamtschulwesen* erscheint. Auch bezüglich der sozialen Wirkungen dieser Einheitsschule braucht hier nicht viel gesagt werden; sie werden weit geringer sein, als jene glauben, welche den heutigen Schulen das grundverlogene Hetzschlagwort von der „Klassenschule" angehängt haben. Was aber insbesondere die Stellung des fremdsprachlichen Unterrichts in diesem neuen Aufbau unseres Schulwesens betrifft, so darf man nicht nur bedauern, daß man sich für eine so radikale Lösung des Einheitsschulgedankens entschied, während Kerschensteiner und andere für eine weit maßvollere Lösung

eintraten, sondern muß es auch als höchst auffällig bezeichnen, daß der Versuchsschulgedanke hier recht unvollkommenen durchgeführt wird. Die neuen Lehrpläne dieser deutschen Mittelschule, in denen die Lehrpläne für Deutsch und Naturgeschichte als ganz hervorragende Leistungen einen großen Fortschritt bedeuten, sollen nämlich *nur* an den Staatserziehungsanstalten erprobt werden. Das sind Internate zur Förderung höher Begabter, die durch strengere Prüfungen als an den übrigen Mittelschulen hierfür ausgelesen werden, mit allen Einrichtungen an Lehrmitteln und Lehrwerkstätten, die anderen Anstalten vielfach fehlen und mit Präfekten, welche „den schwachen Schülern im Rahmen des gewöhnlichen Anstaltsbetriebes die notwendige Nachhilfe" zu leisten haben. Es ist eine völlige Verkennung des Versuchsgedankens in der Erziehungswissenschaft, wenn man behauptet, daß die dort zu erzielenden Ergebnisse mit der bei allgemeiner Einführung der Einheitsschule zu gewärtigenden Durchschnittsleistungsfähigkeit auch nur *mathematische Ähnlichkeit* aufweisen würden. Und gar naiv ist es, wenn Viktor Fadrus (*Volkserziehung*, pädagogischer Teil, 1920, S. 184) von der Erprobung der Lehrpläne an den Staatserziehungsanstalten meint: „Gelingt dieser Versuch, so wird *selbstredend* dieser Lehrplan allgemeine Einführung finden müssen". Denn es ist nach den Verhältnissen der Staatserziehungsanstalten recht wahrscheinlich, daß der Versuch dort tatsächlich gelingt. Will dann Fadrus den Versuch unter den völlig anders gearteten Bedingungen der öffentlichen Mittelschulen *allgemein* wiederholen? Dann hätte er, wenn er die logischen Grundbedingungen der angewandten Pädagogik nicht nur, sondern jeder Erfahrungswissenschaft so ganz übersieht, in seinem oben erwähnten Aufsatze von diesem neuen Gebiete der Pädagogik nicht so viel reden sollen. Aber noch in anderer Weise zeigt es sich, daß man den Versuchscharakter der neu einzuführenden Schule nicht im Auge behält. Es hätte niemand vom schulorganisatorischen Standpunkte etwas dagegen eingewendet, wenn es zu dem gekommen wäre, was Leopold Lang, einer der radikalsten Verfechter der Einheitsschule, vorschlägt. Von Sachkenntnis unbeschwert und in glücklicher Ahnungslosigkeit, wie die moderne Sprachpädagogik über das Anfangsalter der Spracherlernung denkt (vgl. z. B. Abschnitt 126 in Münchs *Didaktik*), spricht er von „richtigem Beginn (im 13. Lebensjahre!) und rechtem Ausmaß der Beschäftigung mit einer fremden Sprache", letzteres beurteilt offenbar im Hinblick auf unsere glänzende politische und wirtschaftliche Lage. Denn es wäre noch erträglich, wenn man den modernen Sprachen gleich von Anfang eine starke Kürzung zugemutet hätte. Aber auch Dr. Belohoubek, der in einem fachmännischen, wohl überlegten und vorsichtig erwägenden Aufsatze die Stellung der modernen Sprachen in der Einheitsschule behandelt, geht wohl viel zu weit in seinen Behauptungen. An sich freilich sind die modernen Sprachen nicht ungünstig gestellt (sie erhalten 26 und 12 Stunden gegen 28 Stunden Französisch und 9 Stunden Englisch an der jetzigen Realschule); und überhaupt ist die um ein achtes Jahr zu erweiternde Realschule durch diese besonnene Art des Planes, zu dem noch

Dr. Böhms schöne Behandlung der realistischen Fächer in der Einheitsschule die harmonische Ergänzung liefert (*Volkserziehung*, pädagogischer Teil, 1919, S. 170), weit besser dran als das Gymnasium, das in Fischls Entwurf umso mehr zur lächerlichen Karrikatur wird (*Volkserziehung*, pädagogischer Teil, 1919, S. 96 ff.) als er es sich nicht versagen kann, in geblähtem Humanistendünkel gegen die modernen Sprachen mit dem vorsintflutlichen Schlager zu arbeiten, daß sie „nicht soviel Zeit und Kraft erfordern, wie die antiken". Der Grundfehler an Belohoubeks Aufstellungen ist der, daß er die Behauptung, es werde „das Ergebnis [der Einheitsschule] nicht ganz dasselbe sein können, wie auf der heutigen Unterrealschule, aber auch nicht viel geringer" (a. a. O. 1919, S. 107), mit zahlreichen Voraussetzungen stützt, von denen sich bei genauerer Betrachtung zeigen läßt, daß sie durchaus nicht zuzutreffen brauchen, während er eine Reihe von Umständen übersieht, welche diesem Unterrichte gewaltige Hemmungen auferlegen müssen. Als Beispiel für dieses sei nur erwähnt, daß der muttersprachliche Grammatikunterricht nach den neuen Lehrplänen keine Rücksicht auf den fremdsprachlichen wie bisher nehmen muß, man also z. B. nicht mehr dem fremden «bon-bien» zuliebe den im Deutschen ganz künstlichen Unterschied von Adjektiv und Adverb drillen, sondern eher bei Bildungen wie fruh, spat, fast auf «bonus-bene» usw. hinweisen wird. Wenn er andrerseits der Schulgemeinde die Aufgabe zuweist, den praktischen Gebrauch der Sprache durch Sprechabende zu unterstützen, so ist das einmal bei zerstreuter wohnenden Schülern nicht gut möglich. Und leider ist man bei Festsetzung des Lehrplans und Lehrziels für den französischen Unterricht an der deutschen Mittelschule von diesen vorsichtigen Erwägungen Belohoubeks weit abgeirrt und hat für diesen Unterricht mit *zehn* Wochenstunden in *zwei* Jahren mehr Leistungen gefordert, als bisher dem *neunzehn*stündigen Unterrichte während des *vier*jährigen Lehrganges der Unterrealschule angemessen erachtet wurden. Besonders kraß zeigt sich der Unterschied, wenn man die Lehrpläne der deutschen Mittelschule mit denen des Realgymnasiums vergleicht, in welchem die Schüler, durch *zweijährigen Lateinunterricht mit zwölf Wochenstunden* denn doch ganz anders vorbereitet, ans Französische herantreten:

Realgymnasium:	Deutsche Mittelschule:
III. Klasse (5 Stunden):	III. Klasse (5 Stunden):
Elemente der Formenlehre und Syntax, soweit sie zum Verständnis der Übungsstücke unbedingt notwendig sind, vom Zeitworte insbesondere «être» und «avoir» *sowie die vollständige regelmäßige Abwandlung der Zeitwörter auf «—er»*.	Die Grundtatsachen der Formenlehre und Syntax, soweit sie zum Verständnis der Übungsstücke unerläßlich sind. Vom Zeitwort «être, avoir» *und die regelmäßigen Zeitwörter aller Konjugationen mit Ausschluß des Subjonctivs.*

So ist Theorie und Praxis bedauerlich weit auseinandergefallen, und es ist kein Wunder, daß sich gegen diese Lehrpläne im allgemeinen, nicht bloß für die sprachlichen Fächer, lebhafter Widerspruch der Fachleute erhob, die betonten, daß diese Forderungen der an sich nicht recht durchgearbeiteten Lehrpläne an den öffentlichen Schulen

nicht zu erfüllen seien und der Versuch, ihnen zu genügen, nur eine ganz ungebührliche Belastung der durch den Krieg so furchtbar geschädigten Jugend ergeben würde. Dabei übersah die Kritik noch eines: gerade die *armen* Begabten, denen man in der kritischen Zeit der Pubertätsentwicklung eine solche Hochspannung ihrer Kräfte zumutet, werden leichter versagen — ein merkwürdiges Streiflicht auf die gepriesenen sozialen Vorzüge der neuen Schule. Trotz dieser ernsten Einsprache (vgl. den *Mittelschullehrer* 1920, Stück 3 mit der Kritik der Wiener Pläne durch die Grazer Mittelschullehrerschaft) scheint man weiterhin entschlossen, statt die neue Schultype in großzügigen Versuchen unter möglichst verschiedenenen Bedingungen auf ihre Leistungsfähigkeit zu prüfen, die Vorzüge der neuen Schule mit sophistischen Argumenten als bestehend hinzustellen. Als Beispiel einer solchen bedenklichen Art, die Tatsachen, wie sie gerade zu passen scheinen, ohne viel Überlegung zur Rechtfertigung der Einheitsschule zu pressen, ist Viktor Fadrus' Erörterung dieser Fragen (*Volkserziehung*, pädagogischer Teil, 1920, S. 174 ff.) zu betrachten. Er sieht nämlich den trennenden Grund zwischen den Vertretern der Einheitsschule und der heutigen Schulen *einzig und allein* im Fremdsprachenproblem (a. a. O. S. 184). Da auch Mathematiker und Physiker (darunter ein Mann von der Bedeutung Alois Höflers, vgl. auch die Grazer Kritik, welche feststellt, daß der Lehrplan aus Mathematik *keine* Grundlage für die Oberstufe gibt) gegen *diese* Einheitsschule lebhaften Widerspruch erhoben, muß denn hier doch mehr als ein bloßes Fremdsprachenproblem vorliegen. Die groteske Verkennung des Wertes der Versuche an den Staatserziehungsanstalten ist schon erwähnt worden. Wenn Fadrus sich gegenüber dem richtigen Satze des Grazer Gutachtens „Sprachenlernen ist zum großen Teil Übung und wieder Übung, und je früher diese einsetzt, umso besser“ auf Meumanns Abriß (!) der experimentellen Pädagogik und die Ergebnisse der Gedächtnisforschung beruft, vergißt er, daß er gerade mit der „nach dem 14. Lebensjahre allmählich abnehmenden Reproduktionsfähigkeit“ einen Hauptfaktor der Spracherlernung beiseite läßt. Besonders köstlich sind die Sätze, in denen er behauptet, daß der Gymnasiast mit 13 Jahren leichter Griechisch, der Realschüler mit 15 Jahren leichter Englisch lerne als mit 10 Jahren Latein oder Französisch. Gewiß richtig oder für die meisten Fälle zutreffend, aber den *Grund*, den er leider nicht anführt, kann er in den Instruktionen für die Gymnasien finden: es ist die bereits vorhandene Kenntnis des Formenbaues *einer* Fremdsprache und die von den Instruktionen ausdrücklich vorgeschriebene stete Anknüpfung an diese Kentnisse. Auch der Hinweis auf die günstigen Erfolge des Lateinunterrichts nach dem Frankfurter Reformlehrplan, der den Lateinunterricht nach dreijähriger Erlernung des so nahe verwandten Französischen einsetzen läßt, sollte nach der Schrift von G. Michaelis *Welche Förderung kann der lateinische Unterricht an Reformschulen durch das Französische erfahren* (Marburg 1902) endlich aus der Debatte über diese Frage in Österreich verschwinden; die Alternative zwischen krasser Unwissenheit in sprachpädagogischer oder schulorganisatorischer Hinsicht wird sonst zwingend gegenüber

jenen, welche diese Stütze ihrer schwachen Theorien noch immer festhalten. Jedenfalls zeigen solche ganz schiefe Behauptungen, die mit so rechthaberischer Bestimmtheit vorgetragen werden, daß man bei uns von jener gesunden Erfassung des *Versuchsschulgedankens* noch himmelweit entfernt ist, der sich im Reiche immer mehr Bahn zu brechen scheint. Nichts, aber rein gar nichts, keine theoretische Erörterung und keine Deduktion aus den Gesetzen der Pädagogik, kann darüber Auskunft geben, was die Einheitsschule leisten wird, sei es für die sozialen und pädagogischen großen Gedanken der Begabtenförderung und Berufsberatung, sei es für die Leistungen und Fähigkeiten der Schüler im einzelnen, als der Versuch mit ihr unter *wissenschaftlichen Versuchsbedingungen*. Eine solche Werbung für das Neue würde andere Begeisterung hervorrufen als die kümmerlichen Versuche, mit Argumenten, welche dem Fachmanne ein Lächeln ablocken, päpstlicher als der Papst, dem neu zu Schaffenden pädagogische uud soziale Unfehlbarkeit im vornherein zuzusprechen. Gerade für den Sprachunterricht darf man übrigens jenen gegenüber, welche einfach dekretieren, daß eine Verbesserung der Methodik die Leistungen flugs ganz großartig heben könne, einen bescheidenen Einwand erheben: Der neue Weg, die experimentelle Pädagogik und Psychologie zur Entscheidung schwieriger Fragen der Methodik zu nützen, ist noch nicht lange betreten (vgl. Thumb in der Germ.-rom. Mon. und Flagstads Psychologie der Sprachpädagogik) und wir Lehrer halten uns da gerne den herben Satz Spencer's vor Augen: '*Knowing so little as we yet do of psychology*, and ignorant as our teachers are of that little, what chance has a system which requires psychology for its basis?' Und auf unsere Schüler, die wir heute unter unsäglich jammervollen Bedingungen zu einem hundertfach verschärften Existenzkampfe erziehen sollen, wendet die Öffentlichkeit (vgl. die wuchtige Abwehr der Wiener Hochschulrektoren gegen diese geplante Einheitsschule, Wien 1920, Carl Gerolds Sohn) instinktiv den Satz eines feinen Pädagogen an: „Die wissenschaftliche Pädagogik hat denn auch so viel Arbeit der Frage von der sittlichen Zielsetzung und dem Problem der methodischen Durcharbeitung und Darbietung des Wissensstoffes gewidmet. Die Psyche des Schülers als gleichwichtigen und daher *gleichberechtigten* Faktor mit in Rechnung zu ziehen, hat man dabei vielfach übersehen und so über die Köpfe und über die Seelen der Kinder hinweg pädagogische und didaktische Systeme und Lehrgebäude errichtet“ (Martinak, Wesen und Aufgabe einer Schülerkunde, Langensalza, 1907).Was Eduard Burger in seiner glänzenden Darstellung des Arbeitsschulgedankens (Volkserziehung, päd. T. 1919, S. 245) so richtig verlangt, *Beschränkung des Lehrstoffes*, haben wir an dem ideellen Werte der Schule und an ihrer Bedeutung für das Leben des Gesamtvolkes abzumessen; mich dünkt, beide werden allzugroße Abstriche nicht zulassen und so scheint mir, trotz des vielen Hin und Her der Erörterung die Schulreform in diesem Punkte noch zu stehen, wo sie vor einem Jahr stand: vor der Notwendigkeit neuerlicher reiflicher Erwägung bei sorgfältiger Vermeidung voreiliger Trugschlüsse.

Bruck a. Mur. FRITZ KARPF.

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXVIII. AUGUST-SEPTEMBER 1920. HEFT 5/6

COLOMB, Mme., *Deux Mères.* Für den Schulgebrauch bearbeitet von Prof. Dr. MÜRKENS. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1919. Band 46 Reihe C der französischen und englischen Schulbibliothek, herausgegeben von E. Pariselle und H. Gade. IV und 152 S. Kartoniert 1,40 M. — Wörterbuch dazu (56 S.): geheftet 0,50 M.

Eine spannende Erzählung, die trotz ihrer Unwahrscheinlichkeiten und durchsichtigen Moral eine geeignete Anfangslektüre für Knaben- und Mädchenschulen darstellt. Die Anmerkungen und das Wörterverzeichnis sind mit großer Umsicht und Sorgfalt angefertigt. Die Angabe S. 142, daß Cicero ein berühmter römischer und Demosthenes ein berühmter griechischer Redner war, erscheinen überflüssig, im Wörterverzeichnis fehlt das Wort «abasourdir», auch wäre die Angabe der Aussprache wünschenswert bei Wörtern wie «index, jockey, poney, sens, bon sens».

Besonders lobenswert ist der deutliche große Druck dieser Ausgabe.

LÉON BARRACAND, «*L'Invasion 4 août 1870 — 16 septembre 1873*». Mit Anmerkungen für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. OTTO DIEHN. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1919. Band 201 Reihe A der französischen und englischen Schulbibliothek, herausgegeben von E. Pariselle und H. Gade. V und 126 S. Kartoniert 1,60 M. — Wörterbuch dazu (68 S.); geheftet 0,60 M.

Die Zeitverhältnisse sind für die Lektüre von Kriegsgeschichten an deutschen Schulen nicht günstig. Die vorliegende Schulausgabe behandelt in zusammenhängender Erzählung den ganzen Krieg 1870/71. Die Darstellung ist fesselnd und zuverlässig; besonders wohltuend wirkt die Sachlichkeit womit der Verfasser auch dem Standpunkt des Gegners gerecht wird. Der Herausgeber hat große Sorgfalt auf die Anmerkungen und das eingehende Wörterbuch verwandt. Sehr wünschenswert wäre für das bessere Verständnis der geschilderten Ereignisse die Beigabe von Karten und Schlachtenplänen gewesen.

Würzburg. RICHARD SCHIEDERMAIR.

Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache von Prof. Dr. OTTO BOERNER und GEORG WERR. Insbesondere für bayerische Realschulen und Handelsschulen. III. Abteilung (4., 5. und 6. Klasse). Mit einem Hölzelschen Vollbild «La ville» und acht Ansichten von Paris sowie ein Beibuch: Hauptregeln der Syntax. Zweite Doppelauflage. Aufgenommen in das Verzeichnis der ministeriell genehmigten

Lehrmittel. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1914. VIII und 260 S. Beibuch 93 S. Geb. M. 3,40.

Dasselbe. IV. Abteilung. Oberstufe. Für die Oberklassen höherer Lehranstalten und höherer Handelsschulen, insbesondere für die VII. Klassen der bayrischen Oberrealschulen und Realgymnasien. Mit einer Karte von Frankreich, dem Pharusplan von Paris und einer graphischen Handelsdarstellung. 1913. VI und 85 S. Geb. M. 1,50.

Oberstufe zum Lehrbuch der französischen Sprache. V. Abteilung. Oberstufe. Für die Oberklassen neunjähriger Vollanstalten sowie zum Selbststudium, insbesondere für die VIII. Klassen bayerischer Oberrealschulen und Realgymnasien. Mit einer Karte von Frankreich und dem Pharusplan von Paris. 1913. VI und 101 S. Geb. M. 1,80.

Dasselbe. VI. Abteilung. Oberstufe. Für die Oberklassen neunjähriger Vollanstalten sowie zum Selbststudium, insbesondere für die IX. Klassen bayerischer Oberrealschulen und Realgymnasien. 1914. IV und 107 S. Geb. M. 1,80.

Es handelt sich hier um einen speziell auf bayerische Verhältnisse und Lehrpläne zugeschnittenen, dabei mäßig modernisierten Ableger des bekannten Boernerschen Unterrichtswerkes, der als solcher einer besonderen Besprechung kaum bedarf. Bei den bayerischen Schülern wird in Teil III der Abschnitt, der eine Reihe von Aufgaben aus der Reifeprüfung enthält, auf besonderes Interesse stoßen. Die Teile IV—VI behandeln als grammatisches Thema vorzugsweise Wortbildungslehre und Synonymik, während die Lesestücke auf Geschichte und Geographie sowie die sozialen und staatsbürgerlichen Verhältnisse Frankreichs Bezug nehmen. In Teil V und VI kommt noch literarischer und — mit geringer Ausdehnung — auch philosophischer Stoff dazu. Die methodische Anordnung sämtlicher Kapitel in diesen Bänden vollzieht sich nach den Gesichtspunkten ausgesprochenster „vermittelnder" Richtung: Lesestück, Übersetzungsaufgabe, Thema für die Konversation sowie zu einer freieren Arbeit.

Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen, Realgymnasien und verwandte höhere Lehranstalten von Adolf Mager und M. Grataoap. Oberstufe. Mit einer Karte von Frankreich und einem Plan von Paris. Wien, Verlag von F. Tempsky. 1913. 149 S. Geb.K. 2,20 = M. 1,90.

Dieses Buch stimmt mit der hier früher[1] besprochenen „Oberstufe des Lehrbuches für Mädchenlyzeen" derselben Verfasser dermaßen überein, daß ich mich mit einem Verweis auf jene Besprechung begnügen kann.

Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen und verwandte Lehranstalten von Eduard Sokoll und Ludwig Wyplel. Dritter Teil. (Viertes Schuljahr.) Zweite Auflage. Wien, Franz Deutike, 1915, VIII und 230 S. Geb. K. 3,50.

[1] Zunächst als MS. eingereicht.

Auch bei diesem Buch wird der Hinweis auf die eingehende Besprechung, die ich seinerzeit (Bd. XXIII, Heft 6, S. 379) dem gesamten Unterrichtswerk von Sokoll und Wyplel widmete, im allgemeinen genügen, da es sich hier nur um eine Neuauflage des auch damals (S. 379) besonders erwähnten III. Teiles handelt. Abweichend ist hier nur hin und wieder die Verteilung des grammatischen Pensums auf die einzelnen Lektionen; außerdem hat die Übersicht über die Hauptdaten der französischen Geschichte eine Ergänzung bis auf die jüngste Zeit herunter erfahren. In der äußeren Anordnung erscheinen nunmehr die Übersetzungsstücke aus den einzelnen Kapiteln losgelöst und in einem besonderen Anhang vereinigt; schließlich ist die systematische Grammatik diesmal dem Band gleich beigegeben.

Lehrbuch der französischen Sprache für Bürgerschulen (Knaben- und Mädchenklassen von H. Enkel, Dr. Th. Klähr und H. Steinert. II. Teil. 11. Auflage von Friedrich Hoffmann und Arthur Müller. Mit 33 Zeichnungen nach französischen Vorlagen. Dresden, Alwin Huhle. 1916. VIII und 247 S. M. 2,50.

Die Besprechung dieses Buches liegt eigentlich außerhalb des Planes unserer Zeitschrift, die sich sonst gewöhnlich nur mit Unterrichtswerken für höhere Schulen befaßt. Doch kann hier ganz gut auch einmal ein Lehrbuch für Volksschulen Erwähnung finden, wenn es mit soviel methodischem Geschick aufgebaut ist wie das vorliegende. Die systematische Darstellung des Sprachbestandes (vulgo Grammatik) läßt ja allerdings manchmal zu wünschen übrig; sie ist im allgemeinen unfertig, zu mechanisch, zu wenig frei und selbständig. Ansätze zu biogenetischer Auffassungsweise finden sich jetzt wohl vereinzelt in dieser neuen Auflage, aber es fehlt eben an einem einheitlich durchgreifenden Plan. Immerhin haben die Verfasser für ihren Zweck etwas durchaus verdienstvolles geschaffen. Jedenfalls kenne ich Unterrichtsbücher für höhere Schulen, die — methodisch — nicht an diese Höhe heranreichen.

Dresden. L. Geyer.

Schulausgaben.

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben 54.

1. *Grimm's Fairy Tales* selected, and edited with Notes and Glossary by Peter Kempf. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1919. 63 u. 32 S. Preis M. 2,— und 0,60.

Dyks Neusprachliche Schulausgaben 23 und 3.

2. *D. Defoe's Robinson Crusoe.* Gekürzte Nacherzählung *in heutigem Englisch.* Bearbeitet von R. Kron. Leipzig, Dyk, 1916. VIII u. 103 u. 57 S. Preis (früher!) M. 1,40.
3. *David Copperfield's Early Boyhood.* Bearbeitet und mit ausführlichem Kommentar versehen von Emil Feiler. Leipzig, Dyk, 1914. VII u. 94 u. 78 S. Preis (früher!) M. 1,40.

Buchners Neusprachliche Klassiker 23 u. 28.
(Die Anmerkungen sind von Engländern nachgeprüft.)

4. *A. Christmas Carol* in Prose. Edited by Ernst Dannheisser. Bamberg, C. C. Buchners Verlag, 1914. IX u. 96 u. 24 S. Preis M. 1,40.
5. *Lord Clive* by Th. B. Macaulay. Edited by Anton Lorz. Bamberg, C. C. Buchners Verlag, 1914. 95 u. 41 S. Preis M. 1,40.

Rengers französische und englische Schulbibliothek.
D 8 mit fortlaufender Präposition,
A 204, 205, 202 mit angebundenem Kommentar.

6. *Lord Clive.* Erklärt von Ad. Kressner. In 6. Auflage neubearbeitet von Aug. Geisser. Leipzig, Renger, 1914. VI u. 76 u. 54 S.
7. *Henty.* By Conduct and Courage. A Story of the Days of Nelson. Erklärt von Rob. Huppertz. Leipzig, Renger, 1920. VI u. 127 S. Preis M. 1,50.
8. *R. W. Emerson*, Representative Men. In Auswahl mit Anmerkungen herausgegeben von Rud. Günther. Leipzig, Renger, 1920. VII u. 88 S. Preis M. 1,20
9. *Thomas Carlyle*, A faithful Friend of Germany. In Auswahl mit Anmerkungen herausgegeben von Johanna Bube. Leipzig, Renger. 1919. X u. 79 S. Preis M. 1,30.

Schöninghs französische und englische Schulbibliothek II, 16.

10. *The English Novel* of the 19th century I: Specimens of the Social Novel. Erklärt von Hedwig Brüning. Paderborn, Schöningh, o. J. 108 u. (Anm.) 18 u. (Wörterb.) 59 S. Preis M. 1,80 u. 0,75.

Velhagen & Klasings Schulausgaben.
161, 158, 154, 157 : B-Ausgaben mit Anmerkungen in besonderem Anhang.

11. *Shakespeare, Hamlet* herausgegeben von Richard Ackermann. Mit zwei Abbildungen. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1919. XIX u. 145 u. 32 S. Preis M. 1,60.
12. *J. St. Mill, On Liberty.* Herausgegeben von Wieckert. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1918. XXIX u. 119 u. 35 S. Preis M. 1,30.
13. *S. R. Gardiner, The Victorian Era.* Herausgegeben von Aug. Graf von Pestalozza. Mit vier Abbildungen. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1917. VI u. 84 u. 28 S. Preis M. 1,—,
14. *Chambers*, Two Centuries of English History. Bearbeitet von Arnold Schiller. Mit fünf Abbildungen und drei Karten. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1918. 119 Seiten. (Anhang liegt nicht vor.) Preis M. 1,30.

1. Die 'Notes' zu sieben der bekanntesten Grimmschen Märchen bieten englische Worterklärungen und — für Sprechübungen —

viel Synonymisches, gelegentlich auch den deutschen Ausdruck. Ein sorgfältig gearbeitetes Sonderwörterbuch bringt bei jedem Wort genaue Aussprachebezeichnung. — Nebenbei: war 'cook' schon zu Dornröschens Zeit ein Femininum (36, 13: *she* was boxing the kitchen boy's ears).

2. Es war ein guter Gedanke, den alten Robinson frei nach Defoes Text von kundiger englischer Hand in reines, lebendes Englisch zu übertragen. Der Reiz mancher Ausführlichkeiten (Töpferei, Brotbacken) und Zufälligkeiten der Entwicklungsstufen ist freilich hier und da geschwunden und durch Planmäßigkeit oder (besonders gegen Ende) zu summarischer Zusammenfassung ersetzt; doch ist ein recht brauchbares Lesebuch übriggeblieben. Das mustergültig gearbeitete Beiheft, das Wörterbuch und Anmerkungen vereinigt, begnügt sich nicht nur mit der deutschen Bedeutung, sondern arbeitet durch Hinweise auf Herkunft, sowie sinn- und stammverwandte Ausdrücke tieferem Sprachverständnis vor. Wort- wie Sacherklärung enthalten nichts Überflüssiges für die Mittelstufe von Realanstalten.

3. Die ersten neun Kapitel von David Copperfield sind hier in elf zerlegt. Die für Schulzwecke nötige Kürzung ist bis auf eine Stelle glücklich: 7, 24 kann 'buttonless' vom Schüler nicht verstanden werden, da die Erklärung dieser Eigentümlichkeit Peggottys vorher ausgelassen ist. Die S. 47, 16 gestrichene köstliche Szene mit dem Kellner in Yarmouth miß ich ungern; dafür könnte die Omer-Episode am Schluß fehlen. — Da Feiler diese Ausgabe 'auch als Anfangslektüre am Gymnasium' benutzt sehen möchte (wofür sie m. M. n. zu schwer ist), ist das Beiheft unmäßig angeschwollen (78 S. bei 94 S. Text!): es bringt zu viel Übersetzungshilfen und viel zu viel Worterklärung; auf S. 1—10 werden Wörter wie die folgenden verdeutscht: object, distinct, menace, quiet, soul, glove, motionless, injustice, gradually, agreeable, nephew, expectation u. v. a. — Etymologische und synonymische Zusätze münzen den Wortschatz aus. — Der unnötige Anwurf gegen Goldsmith (35, 27 Anm.) ist zu streichen; die Aussprache von Southwark (60, 33 Anm.) muß in Umschrift gegeben werden. Druckfehler: Text 79, 15 to statt too; 80, 30 were statt was.

4. Dieser Abdruck von Dickens' kleinem Meisterwerk gibt im Beiheft fortlaufende deutsche Wort-, englische Sacherklärung des Notwendigen; wo es angeht, wird das englische Synonymon statt der Verdeutschung geboten; veraltete Wörter sind durch * gekennzeichnet. Druckfehler: S. 81, 13 recoilid.

5. Macaulays Text ist in brauchbarer Kürzung dargeboten; gute fortlaufende Erklärung im Beiheft wie 4, dazu eine bescheidene Karte.

6. Kressners geschätzte Clive-Ausgabe ist auf Grund der bairischen Neuphilologenforderungen in 6. Auflage mit fortlaufender Präparation neubearbeitet herausgekommen. Die Erklärungen sind durchweg deutsch gegeben, im Sachlichen etwas ausführlicher als 5, im Sprachlichen zu reich an Übersetzungshilfen (z. B. sogar event subdue, eager; auch die nicht selten gegebenen engl. Synonyme

werden oft noch übersetzt). Gute Karte. — In den Ausspracheangaben ist richtiger zu schreiben: 3, 4: Bengo:l; 8, 24: Ka:nætik; 35, 7: 'ɔmitšand; 36, 26: džaget; 50, 39: wilks.

7. Die ziemlich farblose und nach Hentyschem Schema verfaßte letzte Erzählung des fruchtbaren Jugendschriftstellers († 1902) ist sprachlich und stofflich für Mittelklassen nicht zu schwer. Man könnte sie wohl noch stärker kürzen (z. B. 10, 18—40 kann fehlen). Die fast ausschließlich sachlichen deutschen Anmerkungen sollten zur Vertiefung mehr Zusammenfassungen bieten wie die zu 16, 32 (Seeoffiziere); Schiffsarten, Schiffsteile. Wind und Wetter u. ä. Die Erklärungen, die viele gleichgiltige historisch-geographische Tatsachen bringen, lassen anderes Wichtigere vermissen; 7, 9 luggen, 8, 19 petty officer; 11, 20 depot; 12, 24 bows; 16, 6 topgallant; 21, 34 poop; 29, 15 in commission (gefechtsbereit); 31, 33 lugsail; 41, 33 master's mate; 82, 1 und 18 swab und luff; Leichter (tender, 11, 15) hat mit „erleichtern" nichts zu tun, sondern ist sprachverwandt mit lichten, to lift; 61, 19 'I will take your word for it' heißt nicht: ich nehme Sie beim Wort, sondern: Ich will Ihren Worten glauben.

8. Auch für Oberprimaner keine leichte Lektüre, da Emerson viel voraussetzt und stets sich zwischen Betrachter und Gegenstand schiebt; das fällt besonders bei dem (gekürzten) Essay über Plato auf; auch der 1. Aufsatz (Uses of great men) ist zwar höchst anregend, aber ziemlich geladen. Die übrigen (Shakespeare und Napoleon) sind schöne und nicht zu schwer verständliche Muster von Emersons Kunst. — Die deutsche Sacherklärung ist mit Recht ausführlich gehalten; 41, 15 wäre über Euphues einiges zuzufügen. Druckfehlerberichtigung: 23, 12 he; 30, 31 Ben: 79, 15: 1631; 85, 1 Arcole.

9. Carlyle und seine Verehrung für das Deutschtum, d. h. Goethe, Schiller, Friedrich den Großen, 1870 und Bismarck: das erweist diese geschickte Zusammenstellung von Briefen und gut gewählten Ausschnitten aus Carlyles Schriften. Ein Abschnitt aus dem 'Luther' der 'Heroes' hätte noch zugefügt werden können; und der Einfluß Jean Pauls durfte mehr als in einer kurzen Anmerkung (14, 38) hervorgehoben werden. — Die deutschen Sacherklärungen bringen alles Nötige; mit Verdeutschungen hält sich die Herausgeberin berechtigter Weise nicht auf. Besserungsvorschläge: Text 25, 40 die Tätigen lohnen: Anm. 12, 17: Faust wurde nicht erst 1775 begonnen, sondern reicht in die Straßburg-Frankfurter Zeit zurück; 14,24: „Lessing, einer der sechsHeroen der zweiten großen Blütezeit der deutschen Literatur": überflüssig; 44, 5: caput mortuum bei den Alchemisten: Rückstand bei der Destillation; hier also = Überrest; 48, 15: Ignis fatuus muß erklärt worden (Irrlicht).

10. Der Versuch, den englischen sozialen Roman der Schule zugänglich zu machen, ist ohne Zweifel dankenswert uud zeitgemäß; über die Auswahl der Werke läßt sich indes streiten. Als Einführung in die soziale Frage ist der Abschnitt aus Kingsleys 'Yeast' (Chartistenzeit) wohl geeignet, da er den — jetzt noch schärfer zugespitzten — Gegensatz zwischen Großgrundbesitz und ausgekauftem Dorfelend grell beleuchtet; vortrefflich und abgerundet ist dann besonders der Auszug aus Sheehans Tagebuch 'My new

Curate' (1899), der die mißglückte Erziehung irischer Fischer zu geordneter Arbeit behandelt. Dagegen ist Marie Corellis 'Hired Baby' ein sentimentaler Schmarren, und der Abschnitt aus Besants 'All sorts and conditions of men', ist, wenn er auch die Idee zum People's Palace vorführt, nicht gerade geschickt; für Jungen sind diese beiden letzten überhaupt nicht geeignet. Etwas aus Dickens 'Hard Times' und George Eliot 'Silas Marner' hätt ich lieber gesehen; und unter den Neuern wäre wohl bei Wells, Gißing (Demos) und George Moore Passenderes zu finden gewesen. Aber immerhin, es ist wenigstens ein Anfang gemacht. — Die sachlich brauchbare Einleitung über die englische Volkswirtschaft im viktorianischen Zeitalter ist reich an unenglischen Wendungen; das Sonderwörterbuch ist viel zu umfänglich (für diese Stufe überhaupt ungehörig!); die deutschen Anmerkungen enthalten einiges Überflüssige (Vorgeschichte des Parlaments, Englands Entwicklung unter Viktoria) und lassen anderes vermissen, so den Nachweis der Bibelstellen auf S. 46, 59, 85 und die Carlyle-Zitate 41, 7 (Past and Present I, 5) and 28, 1 (A man's eyes can only see what they've learnt to see). Wo steht das? Vielleicht hilft ein Leser.

11. Text der Globe-Edition mit Ausmerzung bedenklicher Stellen. Knappe Wort- und Sacherklärung auf deutsch, oft in Anlehnung an Conrad, der auch für die mäßige Einleitung (Leben; Werk; Hamlet; Vers u. a.) benutzt ist. Warum ist Gundolfs Shakespeare und besonders seine Übersetzung nicht erwähnt?

12. Die „farblose, aber durchsichtige, in ihrer Art vollendete Sprache Mills" (Hillebrand, Aus und über England 87) ist für Primaner nicht schwer zu verstehen. Seine Syllogismen sind eine gute Übung für sie. Aber der Herausgeber fürchtet selbst, daß „die mehr lehrhaften Erörterungen der beiden ersten Kapitel" dem Schüler „weniger zusagen werden als die Anwendungen auf das Leben in den drei übrigen". Dann hätte er in den Anfangskapiteln ruhig streichen sollen; seine Bedenken dagegen kann ich nicht teilen: sie werden vollauf durch die Ermattung aufgewogen, die diese zähen Erörterungen über Notwendigkeit und Gefahren der Gedankenfreiheit zweifellos bei jugendlichen Lesern hervorrufen. Die recht gute Einleitung bietet eine deutsche Übersicht über den Inhalt und kritische Bemerkungen zu den Theorien des großen Staatshassers, der auf W. v. Humboldt fußt. Die Anmerkungen bringen viel überflüssige Übersetzungshilfen; die Sacherklärungen sind mit Recht ziemlich ausführlich und wohl brauchbar. Zu S. 5 wäre ein Zusatz über die Staatsauffassung des 17. Jh.; zu S. 60 einer über den Calvinismus erwünscht; S. 15, 14: Koalitionsfreiheit wurde nicht nur in Preußen, sondern auch in England erst zu Anfang des 19. Jh. gewährt; S. 61, 9: „Sterling's Essays" kennt der Schüler (und der Lehrer?) nicht.

13. Als Anfängerlektüre gut verwendbar, doch ständig vom Lehrer mit Kritik zu begleiten. Listen wichtiger Ereignisse, Erfindungen, berühmter Männer sind angefügt. Die sachlichen Anmerkungen (sprachliche fehlen) sind viel zu ausführlich; kein Tertianer wird sie lesen. 80, 30 ist ζῶον statt ξῶον zu lesen.

14. OIII-lektüre (Schiller schlägt UII vor). Gute Karte der Britischen Besitzungen. Anmerkungsheft liegt nicht vor.

C. N. und A. M. WILLIAMSON, *The Wedding Day* und H. B. MARRIOTT WATSON, *The Excelsior* (= Tauchnitz Edition 4527 und 4530) Leizig, 1919. Preis je M. 4,—; bz. 6.50.

Trambahnlektüre! An Spannung und Unerwartetem, besonders zu den Kapitelschlüssen, leisten beide Kriminalromane das Menschenmögliche. Während der erste aus romantischen Requisiten (schottisches Schloß, Schwertertanz, Spukzimmer, unterirdische Gänge) bewährten Mittelchen (täuschend ähnliche Zwillingsbrüder, geheimnisvolle Briefe, rothaarige Schwestern) und Kinoplumpheiten (rotes Auto, Dieb als Detektiv, amerikanische Geldjägerei) eine psychologisch unwahrscheinliche, schlecht erzählte Liebesgeschichte heraus kristallisiert, berichtet der andere, der an wahrer Menschenkunde gleich wenig bietet, mit ähnlich faulen Mitteln (Doppelgänger, mysteriöse Morde, höllenschwarze Charaktere) von den Machenschaften der Direktoren einer Versicherungsgesellschaft „Excelsior“ gegen ihre Kunden und gegeneinander, um sich in den Besitz des Gesellschaftsvermögens zu setzen . . .

Nachdem der Verlag zuletzt Emerson, Carlyle, Poe, St. Mill, Marlowe, Bacon und sogar (aus Verlegenheit?) Cooper vorgelegt hatte, kündigt er mit einem gewissen Stolz diese „fesselnden, nach langer Pause wieder zugänglichen modernen Romane“ an, denen andere Werke „berühmter zeitgenössischer Schriftsteller“ folgen sollen . . . Man staunt wirklich immer von neuem über die Geduld des Papiers.

W. LANGENBECK, *Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage.* 3. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1919. (= ANuG. 174) 116 S.

Langenbeck verfolgt in sorgfältiger und klarer Darstellung die geschichtliche, geographische und wirtschaftliche Entwicklung des englichen Weltreiches und verarbeitet geschickt und sachlich die reiche Literatur; (den Angaben am Schluss müßten die neueren Arbeiten von Deckert, Hettner, Salomon und Brie zugefügt werden). Druckfehlerverbesserungen: 56 workshop, 60 Bowles und Anspruch, 71 Anm. Doerkes; was heißt 104 Anm. getan? — Ein empfehlenswertes Lese- und Nachschlagebuch.

KARL ARNS, *Der religiöse britische Imperialismus.* Bochum, Oschmann & Lau, 1919. 80 S.

„Die englische Auffassung des Krieges als des Kampfes zwischen Gut und Böse, als Folge daraus die Beurteilung des Gegners, der Glaube an die eigene gerechte Sache und an das Rächeramt des auserwählten Volkes, das Recht der Zuhilfenahme all der Hilfsvölker bei dieser Mission, die Deutung der langen Kriegsdauer als göttliches Läuterungswerk, nicht zuletzt die Siegeszuversicht können als die Folgen der alten religiösen, imperialistischen Traditionen erklärt werden.“ Wie sich diese von den Normannenzeiten an aus-

gebildet haben und in neuesten Äußerungen sich immer wieder auswirken, zeigt Arns in vortrefflicher, erschöpfender Behandlung im Anschluß an Salomon (Der britische Imperialismus), Brie (dasselbe, Meereskunde XI und Anglia XL) und Stutzer (Die englische Hochkirche), doch auch mit vielen geschickt zusammengebrachten Lesefrüchten auch aus entlegeneren Veröffentlichungen (Zeitungen, Aufrufe und dgl.). Der Werbearbeit durch Dichtung und Predigt ist der Verfasser mit besonderem Fleiß nachgegangen.

KARL KRAUSE, *Deutsche Grammatik für Ausländer.* Auszug für Schüler neu bearbeitet von Dr. KARL NERGER. 5. Auflage. Breslau, Kern 1919. VIII u. 208 S. Preis 2,50 M.

Tüchtig und gründlich, aber trocken und von neueren Anforderungen an grammatische Darstellung unberührt. (Der 1. Abschnitt der Lautlehre handelt „von den Buchstaben"! Die Regel geht dem Beispiel voran). Ausführlichkeit, Vollständigkeit und eine gewisse Langatmigkeit erklären sich aus dem besonderen Leserkreis, den diese Grammatik befriedigen will. — Besserungsvorschläge:

§ 7, 3 : ch ist nicht Hauch-, sondern Reibelaut
§ 78 : abtrünnig und schimpflich regieren nicht den Dativ, sondern von und für
§ 208, 2, 2 : herdurch gibts nicht, ebensowenig wie das gelegentlich spaßhaft gebrauchte hinum und hinbei
§ 260/261 : die Einreihung der Final- und Konditionalsätze unter die Adverbialsätze des Grundes ist gezwungen.

MARTIN HAVENSTEIN, *Die alten Sprachen und die deutsche Bildung.* Berlin, Mittler & Sohn, 1919. 92 S.

In ruhiger, maßvoller Sprache setzt Havenstein, der Verfasser von 'Vornehmheit und Tüchtigkeit' (gleicher Verlag 1918) sich mit der Frage der Notwendigkeit des altsprachlichen Unterrichts für das praktische Leben, für das lebendige Verständnis des Altertums und für die Schulung der geistigen Kräfte auseinander. In allen drei Punkten kommt er zu einer Ablehnung dieser Notwendigkeit, wobei er eine ganze Reihe landläufiger Irrtümer und Vorurteile zugunsten des klassischen Unterrichts an Einzelfällen richtig stellt. Z. B. weißt er mit Recht darauf hin, daß wir beim Lesen griechischer Verse ganz von unserm deutschen Schönheitsideal ausgehen und der antiken Rhythmik (von der Aussprache ganz abgesehen!) unsere Gesetze unterschieben. Auch gegen das so viel gerühmte Übersetzen ins Lateinische als hohe Schule der Logik bringt er wohlbegründete Gegenbeweise vor und läßt ihm höchstens den Wert einer guten Vorübung zum Denken. Daß er, selbst Altsprachler und von dem Bildungswert des klassischen Altertums überzeugt, im *Sprach*unterricht die neuen Fremdsprachen als fast in jeder Hinsicht den alten überlegen bezeichnet (S. 77f.), heben wir hier als besonders beachtenswert hervor.

Frankfurt a. M. OTTO WEIDENMÜLLER.

Carl Dernehl, *Spanisch für Schule, Beruf und Reise.* (Teubners kleine Sprachbücher: VI. Spanisch) Leipzig und Berlin, 1918.

S. Gräfenberg, *Praktisches Lehrbuch der Spanischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht.* VI. verbesserte Auflage. Leipzig, Otto Holkes Nachf., 1919.

E. L. Llorens y Clariana, *Lehrbuch der Spanischen Sprache.* Hamburg, Otto Meißners Verlag, 1915.

E. L. Llorens, *Spanisches Übungsbuch.* Hamburg, Otto Meißners Verlag, 1916.

Bei einer Stellungnahme zu der heute brennenden Frage der Einführung des Spanischen als Lehrfach in unsern höheren Schulen ist es von größter Bedeutung, daß wir uns Rechenschaft geben, was für Lehrbücher denn in Deutschland vorhanden sind, die einem solchen Unterricht zugrunde gelegt werden könnten. Es darf da an dieser Stelle schon aufmerksam gemacht werden auf den Mangel an geeignetem Lektürestoff. Es ist vor Jahren der Versuch gemacht worden, eine „Bibliothek spanischer Schriftsteller“, d. h. eine Sammlung kommentierter Schulausgaben herauszugeben (Verlag von Renger, Leipzig). Abgesehen davon, daß die Texte nach literargeschichtlichen Gesichtspunkten ausgewählt und meist für Schullektüre reichlich schwierig sind, (es sind Texte von Cervantes, Calderon, Lope, Gutierrez, Hartzenbusch, F. Caballero u. a.), ist die Auflage zum großen Teil vergriffen und dürfte in ihrem veralteten Gewande wohl kaum einen Neudruck lohnen. Besser ist es mit Büchern zur Grundlage des Sprechunterrichts bestellt. Besonders geeignet scheint mir das kleine Buch von Roman y Salamero: *El Castellano actual*, das, in der Art von Kron's "Little Londoner" aufgebaut, in das tägliche Leben von Spanien einführt und in recht geschickter Weise die erste Bekanntschaft mit Land und Leuten von Spanien vermittelt.

Von größerer Bedeutung ist jedoch zunächst die Frage, ob wir geeignete grammatische Lehrbücher besitzen, die einem Schulunterricht als Grundlage dienen könnten. Es gibt in Deutschland eine ganze Anzahl von spanischen Grammatiken, die zumeist deutlich verraten, daß sie den praktischen Zwecken junger Kaufleute dienen sollen, die möglichst schnell einen Geschäftsbrief schreiben, eine geschäftliche Unterhaltung führen lernen wollen. Den Forderungen modernen Sprachunterrichts tragen sie meist keine Rechnung. Die bekanntesten dieser sogenannten „Konversationsgrammatiken“, die meist von den in Deutschland ansässigen Spaniern in ihrem Privatunterricht benutzt werden, sind die von Schilling und Sauer. Beide verfolgen die längst verurteilte Methode, die Grammatik und die zusammenhangslos gelernte Vokabelliste zum Ausgangspunkt der Lektion zu machen. Zur Befestigung des gelernten Grammatikpensums dient fremdsprachliches und muttersprachliches Übersetzungsmaterial, daß sich aus den bekannten törichten Einzelsätzen zusammensetzt. Diese Bücher dürften für unsern Schulunterricht nicht in Betracht kommen.

Die drei Grammatiken, die ich in den Mittelpunkt meiner Besprechung stellen möchte, sind ebenfalls aus dem Ideenkreis der Handelsschule hervorgegangen. Frankfurt a. M. und Hamburg sind die Stätten ihrer Entstehung. Das braucht an sich ihrer Verwendung im Schulunterricht nicht entgegenzustehen, wenigstens solange auch die höheren Schulen mit dem spanischen Unterricht in erster Linie praktische Ziele verfolgen.

Am wenigsten umfangreich ist das kleine Lehrbuch von E. Dernehl. Die Vorrede belehrt uns, daß es die Erweiterung eines spanischen Lehrbuchs desselben Verfassers ist, das sich nur an Kaufleute wendet (*El Comerciante)*, während das vorliegende Buch „auch Reisenden, Technikern und gereifteren Schülern höherer Lehranstalten und Handelsschulen geeignete Stoffe bieten“ soll. Die Mitarbeit zweier Spanier (Ezequiel Solana in Madrid und Eduardo Saenz in Hamburg) verbürgt die Richtigkeit des gegebenen Sprachstoffes. Im Vordergrunde der Absichten des Verfassers scheint die Vermittlung eines möglichst praktischen und reichlichen Wortmaterials zu stehn. Diesem Gesichtspunkt ordnet sich der grammatische von vornherein unter. Recht originell ist die Einkleidung des ganzen Buches. Der Lesestoff schließt sich durchweg an die Persönlichkeit eines jungen Deutschen an, der dem Leser vorgestellt wird als Walter Leite,[1] der Sohn eines Fabrikbesitzers, der, nachdem er die Schule verlassen hat, in ein Hamburger Handelshaus eintritt und sich hier mit einem jungen Spanier befreundet, dem er die Sehenswürdigkeiten Deutschlands zeigt. Die Freunde machen einen Ausflug nach Cuxhafen, besichtigen den Hamburger Hafen, besuchen die preußische Hauptstadt und fahren im Automobil nach Kiel. Später zeigt der Spanier seinem deutschen Freunde die südliche Heimat, es geht nach Madrid, Barcelona, Granada, Sevilla und Córdoba. Leite wird dann, wegen seiner vorzüglichen Kenntnis des Spanischen, trotz seiner großen Jugend nach Südamerika geschickt, um dort seine Firma zu vertreten. Er fährt nach Buenos Aires, von da über die Anden nach Chile, sieht La Paz und Bolivia und nimmt endlich von seinen Lesern Abschied mit der Beschreibung eines Ausflugs an den Titicacasee. Dieser Rahmen ist recht geschickt benutzt, um in ganz einfacher Form Sätzchen aneinander zu reihen, die häufig vorkommende Wörter enthalten. Frage und Antwort stehen im Vordergrund L. I. *¿Qué es esto?* L. II. *¿Qué tengo yo?* L. IV. *¿De qué colores...?* *¿Dónde está ...?* Einige Lektionen sind wie Gouinsche Reihen aufgebaut: L. VI. *Llevar una carta al correo.* L. VII. *En el tranvía.* L. VIII. *Escribir una carta.* Auf die einfacheren Abschnitte über Haus, Familie, Beruf folgen andre, die den Kreis der Höflichkeits- und Briefformeln enthalten, es folgen Gespräche in Läden, dann Ausflugs- und Reisebeschreibungen. Etwas verspätet bringt L. XXI die Ausdrücke der täglichen Abend- und Morgentoilette. Es läßt sich nicht leugnen, daß die wichtigsten Vokabeln auf diese

[1] Warum dieser in Deutschland ungebräuchliche Name, der im spanischen Text sehr stören muß, wenn er auf deutsche Weise ausgesprochen wird. Oder sollen wir ihn portugiesisch sprechen: lɛite.

Weise in inneren Zusammenhang gebracht sind. Doch ist das Ganze recht eintönig und trocken. Außerdem scheint es fraglich, ob sich unsere Schüler so mit Walter Leite befreunden, daß sie nicht dabei ermüden, ihre spanischen Studien mit ihm zu beginnen und zu beschließen.

Die grammatische Unterweisung muß in einem in dieser Art angelegten Buch im Hindergrund stehen. Jedes Kapitel enthält allerdings grammatische Belehrung, und zwar neben der Formenlehre auch Syntaktisches, Wortbildungslehre und sogar Etymologisches. Wo nicht gleich näher auf die grammatische Erscheinung eingegangen wird, erfolgt ein Hinweis auf die kurze zusammenfassende Darstellung der Grammatik (54 S.). Die Formenlehre ist geschickt und übersichtlich dargestellt. Dagegen steckt die Darstellung der Syntax noch ganz in den überwundenen Tradionen der französischen im Sinne von Plötz.

Unwissenschaftlich ist auch die phonetische Einleitung. Statt phonetischer Beschreibung tritt der oft unzutreffende Hinweis auf ähnliche Laute in andern Sprachen ein, man vergleiche etwa die Beschreibung des mouillierten ł: *ll* wie das französische *ll (bataillon)*, aber das *l* deutlich hörbar (Kanaille). Wo ein solcher Hinweis nicht gerade bei der Hand war, wie beim ƀ[1], versagt die Beschreibung völlig. Es mag noch hinzugefügt werden, daß sich der Verfasser die Übungen im Unterricht wohl in erster Linie einsprachig denkt, daß er aber doch jeder Lektion Übersetzungsmaterial beigibt, das nach dem Geschmack des Lehrers im Unterricht Verwendung finden kann.

S. Gräfenberg nennt seine Grammatik ein „praktisches" Lehrbuch. Auch er verfolgt zunächst das rein praktische Ziel jungen Kaufleuten schnell einige Kenntnis des Spanischen zu vermitteln, doch findet er in den verschiedenen Auflagen seines Buches Gelegenheit, allerlei Nebenforderungen gerecht zu werden. So hat die jüngste Auflage eine phonetische Einführung bekommen, die wesentlich über der oben besprochenen von Dernehl steht. Es hat allerdings etwas Befremdliches zu sehen, wie die Durchnahme der Laute von Schriftzeichen ausgeht, ja nach dem Alphabet von einem Buchstaben zum andern fortschreitet. Nur die Vokale und Konsonanten sind getrennt behandelt.

Der Lesestoff des Buches ist praktisch und methodischen Forderungen durchaus entsprechend gewählt. Einen Teil der Lektürestoffe gibt das erwähnte Buch von Roman y Salamero: *El Castellano actual.* Abschnitte aus Torrents y Monner: *Geografía y Estadística* treten ergänzend dazu und geben dem Schüler gute Kenntnis der spanischen Kultur und Wirtschaftsverhältnisse. Doch gibt der Verfasser noch weiteren Lesestoff. Zahlreiche Anekdoten und vor allem viele Gespräche über Dinge des täglichen Lebens, daneben Briefe und Zeitungsannoncen, vervollständigen das wirklich reiche Lese- und Sprechmaterial. Der Verfasser vermeidet die Einförmigkeit

[1] Der Verfasser hätte allerdings auch da im thüringischen bilabialen *w* ein Vergleichsobjekt gehabt.



des Dernehlschen Buches, und wird den Ansprüchen an ein gutes Lehrbuch in dieser Beziehung völlig gerecht, wenn der Philologe auch vielleicht wünschen wird, daß das künstlerische und literarische Moment mehr berücksichtigt wäre. Der Verfasser legt methodisch besonders großen Wert auf die Gespräche und empfiehlt sie zu recht gründlicher Durchnahme und zum Auswendiglernen durch die Schüler. Jede Lektion hat ihr reichliches Grammatikpensum bei sich. Hier zeigt es sich nun freilich, wie sehr das Buch in alten Traditionen wurzelt, wenn auch gelegentlich neue Wege eingeschlagen zu sein scheinen. Der grammatische Stoff zerfällt rein äußerlich in zwei Teile von sehr ungleichen Dimensionen. Die Formenlehre umfaßt die Abschnitte II—XXX (S. 13—174), dann folgen fünf Abschnitte Syntax (S. 175—195). Die Grammatik ist also wesentlich im Sinne der alten Konversationsgrammatiken als Formenlehre aufgefaßt. Der Verfasser gibt zu jeder Lektion Übersetzungsmaterial, das auf seinen ausdrücklichen Wunsch erst nach den einsprachigen Übungen verwendet werden soll.

Wesentlich anderes Gepräge als die beiden bisher besprochenen Bücher trägt das Lehrbuch des Spaniers Llorens. Es erscheint in zwei Bänden, von denen der zweite nur deutsches und spanisches Übersetzungsmaterial enthält. Der erste Band bringt die Sprachtexte, die als Grundlage des gesamten Unterrichts gedacht sind, sowie die sich ihnen anschließenden, numerierten grammatischen „Bemerkungen". Eine systematische zusammenhängende Darstellung der Grammatik hat der Verfasser nicht gegeben. Die „Bemerkungen" stehen unter sich in keinem Zusammenhang. Es ist bedauerlich, daß der spanische Verfasser sich hier nicht die Erfahrungen aus dem Unterricht des Französischen zunutze gemacht hat. Eines gewissen Plans ermangelt das Lehrbuch im übrigen nicht. Der Verfasser hat durch seine Nationalität den Vorzug, sich seine Sprachtexte selbst schreiben zu können. Da kann er hineinbringen, was er gern grammatisch besprochen haben möchte. Aber neben diesen Hauptartikeln enhalten die Lektionen soviel anderes, daß der Eindruck des Geordneten, Planmäßigen nicht recht aufkommt.

Dem Ganzen vorausgeschickt ist eine ausführliche, sehr gute phonetische Einführung, die zum großen Teil die Ergebnisse eigener Beobachtung des Verfassers gibt. Ist auch heute nach dem Erscheinen der Phonetik von Navarro Tomás, das naturgemäß auf breiterer Basis aufgebaut ist, der Lehrer der spanischen Sprache in der Lage, sich über die spanische Aussprache noch genauer zu orientieren, so ist es doch auch heute noch empfehlenswert, durch die Ausführungen des Lehrbuchs jeden Lehrer, der es im Unterricht benutzen will, zu veranlassen, seine phonetischen Kenntnisse zu prüfen und vielleicht aufzufrischen.

Die Sprachtexte des ersten Bandes sind durchweg in Gesprächsform gehalten und bis zur letzten Lektion von einer möglichst wörtlichen deutschen Übersetzung begleitet. Die ersten drei Gespräche sind außerdem noch einmal in phonetischer Transskription abgedruckt. Der Inhalt der Gespräche knüpft an Vorkommnisse des täglichen Lebens und des geschäftlichen Lebens abwechselnd an.

Doch tritt der geschäftliche Gedankenkreis nicht so einseitig in den Vordergrund wie bei den vorher besprochenen Büchern. Da der Verfasser aus dem vollen Schatz seiner Muttersprache schöpfen kann, sind die Gespräche formell sehr befriedigend, während sie inhaltlich vielleicht etwas eintönig sind.

Die „Bemerkungen“ sind der wesentliche Teil des Lehrbuches. Reiche Fülle wird über den Leser ausgeschüttett, die den Anfänger, der etwa ohne Lehrer an das Buch heranginge, leicht verwirren könnte. Der Verfasser steht seinem Stoff ganz anders gegenüber als die anderen Verfasser spanischer Lehrbücher. Er steht in persönlicher Beziehung zu dem Sprachstoff und sieht in ihm mehr das Objekt des Forschens als des Lehrens. So tritt bei ihm die Formenlehre als eine fast selbstverständliche Nebensache zurück hinter der Syntax, der sein Hauptinteresse gilt. In ihrer Darstellung sieht er seine Aufgabe, an die er herangeht mit allem Rüstzeug wissenschaftlicher Forschung. So kann er uns denn auch in der Vorrede mitteilen, daß er in manchen Kapiteln das Ergebnis eigener wissenschaftlicher Arbeit bringt. Wissenschaftlich ist auch die Art, wie er den grammatischen Stoff an den Leser heranbringt. Die kleinen Sprachtexte dienen nur als Ausgangspunkt. Die eigentlichen Stützen seiner Darlegungen sucht er, sobald es sich um schwierigere syntaktische Erscheinungen handelt, in den besten spanischen Schriftstellern seines und des XVII. Jahrhunderts. Daß er auch diese Sätze sämtlich übersetzt, allerdings ganz frei, ist ein Übermaß des Entgegenkommens, das ihm der Schüler sicher danken wird. Daß neben den literarischen Beispielsätzen auch selbstgebildete stehen dürfen, verdankt der Verfasser seiner Nationalität. Das Resultat seiner Forschung ist nun allerdings nicht in allen Teilen gleich befriedigend. Die geringen Vorarbeiten, die auf dem Gebiet der spanischen Syntax gemacht sind, mögen den Verfasser entschuldigen, die Aufgabe ist ihm zu groß gewesen, sodaß er nicht auf allen Gebieten gleich durchgreifende Arbeit hat leisten können. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, auf alle die Punkte einzugehen, an denen der Verfasser hinter den Zielen, die er sich steckt, zurückbleibt. Jeder Lehrer, der das Buch im Unterricht verwenden will, muß wissen, daß ihm der Verfasser nicht in allen Punkten die Arbeit abgenommen hat. Doch erleichtern die zahlreichen Beispiele, die der Verfasser beibringt, es dem Lehrer, die Richtlinien für die Beurteilung einer grammatischen Erscheinung zu finden, auch wenn er zwar in romanischer Syntax bewandert ist, aber speziell in spanischer Syntax noch nicht viel hat arbeiten können. Es bleibt dem Verfasser das Verdienst, als erster den Versuch einer wissenschaftlichen Grammatik des Spanischen gemacht zu haben; und dieses Verdienst ist umso größer als die Vorarbeiten dazu weit hinter dem zurückbleiben, was etwa für die französische Schulliteratur geleistet ist. Daß der Verfasser bei der Darstellung der Formenlehre, und wo sich sonst die Gelegenheit dazu bietet, vulgärlateinische Grundformen anführt, wird für den Unterricht zunächst wohl wenig Nutzen haben, solange der spanische Unterricht für Lateinschulen nicht in betracht kommt.

Das Übungsbuch ist nicht ganz so neuen Geistes wie die Grammatik. Es enthält zusammenhangslos aneinandergereihte Sätze, die viele grammatische Schwierigkeiten und recht viel neue Vokabeln enthalten, und erinnert so an die Bücher von Sauer und Schilling. Einsprachige Übungen scheinen nicht vorgesehen. Doch könnte der Lehrer sie selbst aus den Gesprächen des Lehrbuches ableiten. Es würde sich wohl überhaupt empfehlen, frühzeitig neben dem Grammatik- und Sprechunterricht, wie ihn das Lehrbuch vermittelt, mit Lektüre einzusetzen. Dem Lehrer mag dann überlassen bleiben, an welcher Stelle des Unterrichts und in welchem Umfang er die Übersetzungsübungen heranziehen will.

Åke W. son Munthe, *Korfattad Spansk Språklära.* I. Upsala-Stockholm 1919.

Das nur 74 Seiten umfassende Heft stellt den ersten Teil eines kleinen spanischen Unterrichtswerks für schwedische Schüler dar. Es lehnt sich an Nyrops dänisch geschriebene spanische Grammatik an. Es enthält in gedrängter Kürze das Wichtigste aus Laut- und Formenlehre und einige recht willkürlich gewählte Kapitel aus der Syntax (Satzteile, Wortstellung, Satzverkürzungen), die dem Anfänger die ersten Grundlagen geben sollen. Der Verfasser verspricht ein kleines spanisches Lesebuch und eine Syntax der Wortklassen und -formen. Die zahlreichen spanischen Beispielsätze sind, wie die Vorrede sagt, spanischen Schriftstellern der Gegenwart, sowie z. T. andern spanischen Grammatiken entnommen. Nachprüfen läßt sich das nicht, da die Quellenangabe bei den einzelnen Zitaten fehlt. Der Verfasser will keine wissenschaftliche, sondern eine rein praktische Grammatik schreiben und begnügt sich mit der Zusammenstellung der Tatsachen. Nur die syntaktischen Kapitel verraten selbständigeres Vorgehen des Verfassers. Der Verzicht auf wissenschaftliche Erklärung bringt es mit sich, daß historisch Unzusammengehöriges sich in einem Kapitel vereinigt findet. (cf. S. 60: Genitiv, die folgende Beispiele enthält: *Los hijos de Adan; El lago es de el y de los otros pecadores*; *Una docena de naranjas*; *La Ciudad de Toledo; Son indignos del nombre de Españoles*; *El bueno del sacristán; ¡Ay de mi!*; *El primero de enero de 1920.*) Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser in seiner versprochenen Syntax die wissenschaftliche Erklärung zum Ausgangspunkt seiner Darstellung machte, und daß er die Zitate mit Angabe ihrer Herkunft versähe.

Charlottenburg. Gertrud Wacker.

Dr. Karl Krause: *Deutsche Grammatik für Ausländer.* Auszug für Schüler, neu bearbeitet von Dr. Karl Nerger. Vierte verbesserte Auflage. Breslau, J. U. Kerns Verlag, 1919. 208 S. Preis geb. M. 2,50.

Hierzu Max Rose: *Übungsbuch zur Deutschen Grammatik für Ausländer.* Ebenda 1912. 130 S. Preis geb. M. 2.

Dieses Lehrbuch wäre recht gut und brauchbar, wenn nicht die Lautlehre von Unrichtigkeiten wimmelte, die Grammatik selbst viel-

fach ein verwirrendes Regellabyrinth darstellte. Daß die Umlaute 'aus a, o, u durch Beimischung eines e (ursprünglich i) abgeleitet sind (S. 4), das h 'schwächer zwischen Vokalen im Inneren der Wörter vernommen wird (es gibt also ein gechen nicht bloß in steirischen Volksschulen!), das ch ein 'eigentümlicher, nicht zischender Hauchlaut' ist, den die Slawen ebenfalls mit ch bezeichnen (Bulgaren und Russen schreiben doch x, Serbokroaten und Slovenen h), das russische šč und š verwechselt (S. 8), von einem 'sehr milden w' in der Verbindung qu gesprochen wird (S. 9), das alles sollte in einer solchen Grammatik heute nicht mehr vorkommen. Jedenfalls wird dem Buche eine *gründliche* Modernisierung der Lautlehre und in der Grammatik eine viel stärkere *Scheidung von wichtigem und nebensächlichem* nicht schaden. Das Übungsbuch ist recht gut ausgearbeitet.

Engelske Forfattere for Gymnasiet. Kjöbenhaven og Kristiania, Gyldendalske Boghandel, Nordisk Forlag, 1915-1919.

1. *Modern Englisch Plays and Dialogues* by Georg Bruun, 1915, 146 S.
2. *Englisch Essays.* Vol. 1. by Georg Bruun, E. Rathsach, and V. Osterberg, 1915, 124 und 64 S. Notes.
3. Vol. II. by V. Osterberg, 1915, 121 und 103 S. Notes.
4. *The Dickens Reader.* Second Edition, Edited by V. Stigaard, 1919, 134 und 90 S. Notes.
5. *The Merchant of Venice.* J. Alsted and V. Osterberg, 1915, 100 und 77 S. Notes.

6a. Georg Eliot, *Selections from Amos Barton.* Compiled by H. Helweg-Møller and K. Thaning, 1915, 93 S.

6b. *From Thackeray's Vanity Fair: Rebecca Sharp and the Crawleys.* By V. E. J. Andersen, 1915, 88 S.

7. *Englisch Poems.* Selected by V. Osterberg, 1915, 240 S.
8. *A. Readers' Companion to George Eliot's „Silas Marner".* By J. Alsted, 1915, 71 S.
9. *Modern Prose* selected by H. Helweg-Møller, 1916, 192 S.

Die recht gelungene Auswahl der als Ganzes zu lesenden Werke, die sehr wohlüberlegte und sorgfältige Auslese der Einzelstücke (im 1. Band *Anthony Hope, The Dolly Dialogues; Alfred Sutro, The Man on the Kerb; Galsworthy, Strife und Shaw, Widowers' Houses;* in den Essays Macanlay, Darwin, Huxley, Mill, Spencer, Lubbock und eine feinsinnige literarische Auswahl mit Bacon, Addison, Goldsmith, Lamb, Carlyle, Arnold, Ruskin, Stevenson und Birrell), endlich der glückliche Gedanke eines *Reader's Companion to Silas Marner* zeigen, daß diese neue Sammlung den hochgesteckten Zielen des neusprachlichen Unterrichtes in Dänemark bestens dienen wird; mit der Heranziehung des modernen sozialen Dramas ist jedenfalls ein auch in Deutschland nachahmenswerter Schritt getan.

Ungewöhnlich glücklich ist das 8. Bändchen zusammengestellt und bearbeitet. Zwar fehlt D. G. Rossetti, hoffentlich nicht als Nachwirkung von Buchanan's 'The Fleshly School of Poetry'; hin-

gegen sind Matthew Arnold und Thomas Moore sehr stark vertreten; hiervon aber und von noch zu besprechenden Kleinigkeiten abgesehen möchte ich diese Auswahl mit ihren Anmerkungen als mustergültig bezeichnen; sie steht ebenbürtig z. B. neben Gropp-Hausknecht oder Ackermanns vorzüglicher Tennysonauswahl. Die Lebensbeschreibungen sind zuverlässig; Francis Doyle (1810—1888, 1867 zum Professor of Poetry in Oxford gewählt) hätte auch kurz erwähnt werden können. Tennysons erste Gedichte (228) erschienen 1830 Idyllen wie *Dora* nennt er selbst "Idylls of the Hearth" (*Life and Letters*, Tauchnitz II 274), oder "Englisch Idylls" (in den Gedichten: so waren sie auch in den Korrekturbogen der Enoch-Arden-Ausgabe von 1864 als "Idylls of the Hearth" bezeichnet, was im letzten Augenblicke gestrichen wurde); woher stammt die Bezeichnung "Idylls of the People" (229)? Die Erklärung des Titels "Sonnets from the Portuguese" (232) ["Browning had called her the 'Portuguese' because of her dark complexion"] finde ich nirgends (Köppel, Kellner usw.) gerechtfertigt. Zum "Lowland Scotch" Burns' könnte erwähnt sein "an *artificial* dialect of the Englisch language". Von After Blenheim (55) ist der Verfasser nicht angegeben, in "Auld Lang Syne" (76) gehört die 2. Strophe ("And surely ye'll be your pint-stowp") als letzte an den Schluß; erwähnt könnte sein, daß es von Ramsay den Titel und die 1. Zeile hat und daß bei "Tam o' Shanter" die Einleitung fehlt. Überhaupt sind die Gedichte von Burns textlich nicht sorgfältig genug abgedruckt, mir scheinen die Abweichungen von der Fassung z. B. bei Herrig-Förster, *Britisch Classical Authors* und in Logie Robertsons Ausgabe auch durch keinen pädagogischen Grund gerechtfertigt. Die Worterklärung ist sehr gut, doch ist "warp (167) - to change the water to ice". — Auch dem deutschen Lehrer wird diese schöne Sammlung von trefflichen Schulausgaben nützlich und lehrreich sein.

Stories of the Great War by Various Authors. H. GADE (französische und englische Schulbibliothek, Reihe A, Band 200). Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1919, 94 S. Preis M. 1,40.

Aus den Werken von vier Verfassern (Wilson Mc Nair, Walter Wood, John Buchan und Philip Gibbs, vgl. zu diesem N. Spr. XXIV, S. 63/4) sind geschlossene Abschnitte recht geschickt zusammengestellt, die, freilich oft in Einzelheiten sich verzettelnd, die Ereignisse an der Westfront bis "The Second Battle of Ypres" schildern. Ich fürchte allerdings, daß die an die Auswahl und die sehr guten Anmerkungen gewandte Mühe ziemlich vergeblich bleiben dürfte; denn wo der englische Unterricht heute auf den Weltkrieg kommt, wird er es jedenfalls in anderer Form und nach anderen Quellen tun müssen. Daß sich die "Labour Party" „bisher eng an die Liberalen anlehnte“ (Anmerkungen S. 74), ist nicht ganz richtig, vgl. W. Sombart, „Sozialismus und soziale Bewegung“[8], S. 219; auch hat sie eine eigene, nach deutschen Begriffen allerdings recht bescheidene Presse. Sehr naiv ist S. 77 der Ausdruck: „Ebensowenig wie in den napoleonischen Kriegen (!) kämpft England

auch jetzt um sein Leben, sondern lediglich um die Aussicht, leicht und sicher reich und mächtig zu werden". Es ist eben reich und mächtig und daher geht es ihm, wie Price Collier richtig hervorhebt, um „Herrschaft oder Nichts", das ist *sein* Leben und als Deutschland diese Fundamentaltatsache verkannte und meinte, England sei einer Verständigung geneigt, war es verloren. Solche Sätze zeigen, wieviel auch der Neuphilologe noch zu lernen hat; ein Engländer findet in diesem Satz ebenso die Rechtfertigung für den Ausschluß der Deutschen aus der Weltpolitik und ihre Etikettierung als verträumtes Volk der „Dichter und Denker" wie in dem ähnlich für deutsches Wesen bezeichnenden, der mir in A. Messers Ethik auffällt: „Die Liebe zu Gott, *zum Vaterland,* zum Freunde, zur Gattin kann man nicht durch Gesetz oder *Sitte* erzwingen". Die Erklärung zu 7/9 "a letter to the Times" ist zu absprechend; es wäre nützlich gewesen, an "Carlyles Letter to the Times", 18. November 1870 und ähnliches zu erinnern. Ob S. 30 der Erzähler falsch berichtet, wenn er die Deutschen in "close formation" vorgehen läßt, möchte ich bezweifeln, das hat weniger mit Massengliederung zu tun als mit dem Bilde, das auch bei Schwarmlinienangriff dem Angegriffenen immer dichte Massen zeigt.

Bruck a/Mur. FRITZ KARPF.

REICHEL und BLÜMEL, *Lehrgang der englischen Sprache*, 2. umgearbeitete Auflage. Teil I: Elementarbuch, VII u. 173 S., M. 3,50. Teil II: Lese- und Übungsbuch, X u. 203 S., M. 4,—. Teil III: Grammatik, 154 S., M. 4,—. Breslau, Verlag von Trewendt und Garner, 1919.

„Der Hauptunterschied der zweiten Auflage gegenüber der ersten ist der, daß das Elementarbuch für UIII als gesonderter Teil bearbeitet worden ist." Die Verfasser hoffen, daß das Elementarbuch ohne besondere Anstrengung in einem Jahre durchgenommen werden kann. Nach meinen Erfahrungen, wenn auch nicht mit diesem Buche, ist es ausgeschlossen, einen so großen Stoff, wie er hier in jeder Beziehung geboten wird, wirklich zu verarbeiten.

Bei dem Lese- und Übungsbuch wird ausdrücklich betont, daß viele Übungen den Wiederholungen in den Oberklassen zu Grunde gelegt werden können.

Die Grammatik enthält nach der Neubearbeitung nur noch die Satzlehre; Laut- und Formenlehre sind in das Elementarbuch verlegt. Von der Grammatik, die sich durch Anführung einer Fülle von Einzelheiten im Sprachgebrauch auszeichnet, ließe sich viel Gutes sagen. Doch denke ich der Sache des Unterrichts mehr zu nützen, wenn ich einiges Kritische — auch bei anderer Gelegenheit schon Angeführte — hier vorbringe. Ich will garnicht aufzählen, was ich persönlich vermisse, sondern nur das hier besprechen, was die Verfasser geboten haben.

Vor allem vermisse ich den klaren Standpunkt. Die Grammatik soll in der Hand des Schülers nicht nur ein Nachschlagebuch sein, ein grammatisches Wörterbuch, sie soll ihm den Aufbau der *fremden*

Sprache zeigen. Sie muß also von der fremden Sprache ausgehen. Praktisch tun das die Verfasser, das zeigt der Aufbau ihrer Übungen, sie bekennen sich auch als Anhänger der induktiven Lehrweise (vgl. Vorwort der Grammatik). Damit ist aber unvereinbar, wenn immer wieder vom *Übersetzen* gesprochen wird. Um den Boden für die Erklärung einer sprachlichen Erscheinung zu bereiten, kann natürlich sehr wohl vom Deutschen ausgegangen werden als der Sprache, in der wir zu denken gewohnt sind, wie neuerdings wieder Deutschbein (auf der Tagung der Gesellschaft für deutsche Bildung in Frankfurt a. M.) und Kirsten (in dieser Zeitschrift) gefordert haben. Wird also immer wieder vom Deutschen in der englischen Grammatik gesprochen, so kommt es einem vor, als sei auch das Übersetzen oberstes Ziel.

§ 10 heißt es: Ohne Artikel stehen die Superlativadverbien. Die Regel läßt sich nur verstehen, wenn man vom deutschen „*am* besten" ausgeht. Warum sollte ein Adverb den Artikel haben?

Bei der Behandlung der Fälle werden die Umschreibungen mit "of" und "to" stets als Genitiv und Dativ bezeichnet. Also ist das deutsche „das Buch *von Karl*" und das mundartliche „*dem Karl sein* Buch" auch Genitiv?

Das Kapitel vom persönlichen Fürwort (§ 45) beginnt mit dem Satz: „Das persönliche Fürwort wird nicht übersetzt." § 46 zählt die Fälle auf, wo „es" übersetzt wird, § 47, wo „es" nicht übersetzt wird. Eine Unterabteilung dieses Paragraphen, also „es" wird nicht *übersetzt*, lautet: „*meistens in Übereinstimmung mit dem Deutschen* . . .". Das sollte man Schülern nicht bieten. —

§ 89 d lautet: „Ein doppelter Akkusativ . . . steht bei den Verben, welche bedeuten *für etwas halten, zu etwas machen* usw. Bedurfte es also noch des Zusatzes: „Das deutsche *für, zu, als* wird nicht übersetzt"?

§ 95,4 hat als Überschrift: „Bemerkungen zum Akkusativ mit dem Infinitiv". Unter a) heißt es zu dem Beispiel "She felt herself to be near her end": „Wenn Haupt- und Nebensatz dasselbe Subjekt haben . . .". Wo ist der Nebensatz? Allerdings hatten die Verfasser zwei Seiten vorher gesagt, daß der Akkusativ mit dem Infinitiv statt eines Satzes mit „*daß*" (!!) stehe. Es wird also als ganz selbstverständlich angesehen, daß man immer ans Übersetzen aus dem Deutschen denkt. Im gleichen Paragraphen heißt es dann unter b): „Schwierig zu übersetzen ist der Akkusativ mit dem Infinitiv in Relativsätzen." Diesmal handelt es sich, was man so leicht nicht erwartet hätte, einmal um die Übersetzung aus dem Englischen ins Deutsche.

Ähnliche Verstöße gegen die unbedingt zu fordernde Klarheit finden sich noch öfters, ich möchte nur noch einiges zu dem leidigen Kapitel der Bezeichnung der sprachlichen Fachausdrücke sagen. § 47 wird von einem *Infinitivsatze* gesprochen. Bin ich im Irrtum, wenn ich meinen Schülern sage, das sei ein Widerspruch in sich selbst? Ist nicht das Kennzeichen des Satzes das *finite* Verb?

Auch in diesem Schulbuch wird wieder von dem *Imperfektum* gesprochen, das gebraucht werde, wenn eine Handlung in der Vergangenheit *völlig abgeschlossen* ist. Steht keiner von den Schülern

auf, der fragt, ob hier die Bezeichnung nicht irreführend sei? Sogar bei der Erklärung der *Präterito*präsentia (§ 68) wird gesagt, es seien *Imperfekta*, die Präsensbedeutung haben, obwohl hier das richtige Wort schon ausgesprochen ist.

L. Geyer sagt N. Sps. XXVIII, 88: „Das erste Erfordernis eines guten Schulbuches ist methodische Klarheit". Ich stimme ihm bei, sind wir doch in allem Unterricht nicht so sehr dazu da, in einem bestimmten Tag bestimmte Kenntnisse zu vermitteln als vielmehr dazu anzuhalten selbständig nachzudenken und die Gedanken in der nötigen Klarheit wiederzugeben. Dazu sollte auch das Schulbuch nicht Gegenbeispiele liefern dürfen.

Frankfurt a. M. TH. ZEIGER.

Chrestomathie de l'ancien français par KARL BARTSCH. Douzième édition entièrerent revue et corrigée par LEO WIESE. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel 1920. Preis M. 24,—. Geb. M. 28,—.

Die bekannte Chrestomathie erscheint in dieser 12., durch den Krieg in der Herausgabe etwas verzögerten Auflage, wesentlich in der gleichen Gestalt, wie die vorhergehenden letzten Ausgaben sie boten. Die Texte, der kurze Abriß der Formenlehre, das Glossar in der bewährten Zuverlässigkeit. Die alte philologische Gewissenhaftigkeit, unbeirrt durch die Verheerungen und Umwälzungen der letzten Jahre. Die Gewissenhaftigkeit und der rührende Optimismus, der, wie ich fürchte, bei deutschen und französischen Romanisten nicht allzu häufig anzutreffen ist: «Puisse ce livre auquel, depuis plus de cinquante ans, tant de savants français ont prêté leur concours, contribuer, dans son domaine, à la réconciliation des deux peuples,» lautet der letzte Satz des Vorworts.

BRUNO BUSSE, *Das Drama*. I. Von der Antike zum französischen Klassizismus, 2. Auflage; II. Von Voltaire zu Lessing, 2. Auflage Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1918 und 1919 (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 287 u. 288).

Dieses ursprünglich in zwei Bändchen erschienene Werk ist für die zweite Auflage in drei Bändchen geteilt worden, von denen die beiden ersten bisher herausgekommen sind. Die Neubearbeitung, die sich nur auf wenige Einzelheiten zu erstrecken brauchte, haben nach des Verfassers Tode die Herren Dr. Niedlich, Prof. Dr. Imelmann und Prof. Dr. Glaser für das erste Bändchen, Dr. Ludwig und Prof. Dr. Glaser für das zweite Bändchen übernommen. Bruno Busse, der der Wissenschaft und dem Unterricht leider allzufrüh durch den Krieg entrissen wurde, hat sich mit dieser Geschichte des Dramas von den Anfängen bis zur Gegenwart ein bleibendes Denkmal gesetzt. Mit hervorragender Sachkenntnis, bewundernswürdigem Fleiß und ungewöhnlicher formaler Gestaltungskraft hat er den ungeheuern Stoff zu meistern verstanden und auf beschränktem Raum eine Darstellung gegeben, die uneingeschränktes Lob verdient. Auf jeder Seite, bei jedem Autor, bei jedem Werke, in der Zeichnung der

großen Entwicklungslinien und in der Analyse der einzelnen Schöpfungen spürt man, daß alles, was Busse sagt, in selbständiger Betrachtung erarbeitet und innerlich erlebt ist, daß ein umfassender Geist frei über seinem Stoffe schwebt und mit sicherer Kraft, in freudiger Würdigung und verständnisvoller Kritik die Leistungen so vieler Dichter abzuwägen und in den Gang der Entwicklung einzureihen versteht. Mit dem Erfolge, daß dem Leser nicht nur Kenntnisse vermittelt werden, sondern ihm auch die Gelegenheit gegeben wird, sich immer von neuem an der Art und Weise der Darstellung zu erfreuen.

Racine, *Britannicus*. Für die deutsche Bühne bearbeitet von August Bertuch. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1920.

Der durch seine treffliche Übersetzung von Mistrals Mirèio und andere Übersetzungen vorteilhaft bekannte Verfasser hat den nicht leichten Versuch unternommen Racines Trauerspiel *Britannicus* in gereimte deutsche Alexandriner und fünffüßige Jamben zu übertragen. Ein Vergleich zwischen dem Original und der Übersetzung zeigt, daß der Übersetzer es mit großem Geschick verstanden hat, sich möglichst eng an den Wortlaut anzuschließen und doch das Wichtigste, die poetische Treue, nicht zu verletzen. Ich möchte die Übersetzung fast als ein wohlgelungenes Virtuosenkunststück bezeichnen, so glatt und glänzend ist es gelungen, alle Schwierigkeiten, die eine gereimte deutsche Übertragung in sich barg, zu überwinden und eine Wiedergabe zu bieten, die Ton und Stimmung der klassischen Kunst Racines in hohem Grade bewahrt hat. Ob freilich die deutsche Bühne von dieser Bearbeitung Nutzen ziehen könnte, erscheint mir doch sehr fraglich.

Spanische Bücherei, herausgegeben von Albert Haas und Enrique Dominguez Rodiño. Erster Band: Pio Baroja, *Der Majoratsherr von Labraz*. Zweiter Band: Jacinto Benavente, *Der tugendhafte Glücksritter*. *Die frohe Stadt des Leichtsinns*, *Das letzte Menuett*. München, Georg Müller Verlag, 1918 und 1919. Preis geh. je M. 10,80.

Der Verlag hat sich mit der Einrichtung der *Spanischen Bücherei* nicht nur das Ziel gesteckt, dem deutschen Leser einen Überblick über die anerkannten Schöpfungen der spanischen Dichter in Vergangenheit und Gegenwart zu geben, sondern er will auch geschichtliche Werke, Reisebeschreibungen, Chroniken des alten Spanien in die Sammlung aufnehmen, um die geistige Bedeutung dieses Landes hervortreten zu lassen. Vielleicht wird die Unsicherheit der Zeit die hohen Pläne nicht alle oder nur langsam reifen lassen. Der Anfang ist jedenfalls gemacht. Die getroffene Auswahl ist als sehr glücklich zu bezeichnen. Pio Barojas Roman *Der Majoratsherr von Labraz* ist eines der besten Werke der modernen spanischen Erzählungsliteratur: Spanisches Provinzleben in einer mit kräftigen und satten Farben gemalten poetischen Beleuchtung, sichere Gestaltungskraft in der Zeichnung eigenartiger Persönlichkeiten, auf seelenvolle

Beobachtung gegründete Darstellung der Natur, ein beachtenswertes und bodenständiges Kunstwerk in seiner Mischung von festen und weichen Linien, von Gedrungenheit und zerfließenden Formen, von wilder Sinnlichkeit und tiefer, scheuer, seelischer Innerlichkeit. Die im zweiten Band vereinten Komödien des Benavente zeigen den Dichter von seiner besten Seite. Philosophische Dramen könnte man sie, besonders die beiden ersten, nennen. In dem ersten, dem Maskenspiel mit den Typen der alten italienischen Stegreifkomödie herrscht die komödienhafte Intrigue und nur zum Schluß bricht in sarkastischer Ironie das gedankliche Element hervor. In der zweiten Komödie verblaßt und verflüchtigt sich das Geschehen, von Handlung ist kaum mehr die Rede, die Personen sind nur Marionetten in der Hand des Dichters, der sie handeln und reden läßt, um seiner Meinung vom Leben Ausdruck zu geben. Ein von einem Neutralen mit etwas spielerischen, leichthinhuschenden Strichen gezeichnetes Bild einer verdorbenen Gesellschaft unmittelbar vor und während dem Kriege. Reich an feinen Bemerkungen eines resignierten, weltmännisch-klugen Pessimisten. Der Titel des Maskenspiels *Los intereses creados* ist in der Übersetzung leider nicht wiedergegeben worden. Da er den Sinn der Komödie sehr gut ausdrückt, so hätte er unbedingt bewahrt werden sollen. Die Übersetzung selbt, so weit ich nachprüfte, ist gut gelungen.

SHAKESPEARES *Werke in Einzelausgaben.* Leipzig, Inselverlag, 1920. Preis in Pappband je M. 12,—.

Von dieser neuen Sammlung sind bisher drei Bändchen in ganz besonders schönem Druck und vornehmer Ausstattung erschienen: *Hamlet*, nach der Übersetzung A. W. Schlegels bearbeitet von Max Wolff; *Othello*, auf Grund der Übertragung Ludwig Tiecks übersetzt von Max J. Wolff; *Macbeth*, nach der Übersetzung Dorothea Tiecks bearbeitet von Hermann Conrad. Die Namen der beiden rühmlichst bekannten Shakespeare-Forscher bürgen dafür, daß die alten, mehr oder minder unzureichenden und verbesserungsbedürftigen Texte einer durchgreifenden, sachverständigen Revision unterzogen worden sind, die neuen Fassungen sich treuer an das Original halten und sich glatter, schmiegsamer und poetischer geben, wo die älteren Versuche etwas unbeholfen und prosaisch-nüchtern geblieben waren. Einer jeden Tragödie sind erläuternde Anmerkungen und ein kurzgefaßtes Nachwort, das über Abfassungszeit, Herkunft des Stoffes und die wichtigsten einschlägigen Arbeiten unterrichtet, beigegeben.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT

FÜR DEN

NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXVIII. OKTOBER-NOVEMBER 1920. HEFT 7/8.

NEUSPRACHLICER UNTERRICHT UND NATIONALE ERZIEHUNG[1]).

Nötigt die Rücksicht auf die nationale Erziehung der deutschen Jugend zu einer Einschränkung des neusprachlichen Unterrichts? In der pädagogischen Literatur der Gegenwart mehren sich die Stimmen, die für eine Einschränkung des fremdsprachlichen Unterrichts, ja sogar für seine Ausschaltung aus der Reihe der Pflichtfächer der höheren Schule eintreten. Unter Berufung auf den verlorenen Krieg und seine Folgeerscheinungen werden gegen den neusprachlichen Unterricht mannigfache Einwände erhoben.

Es heißt, der dem Unterricht in den neueren Fremdsprachen im Lehrplan der höheren Schule zugewiesene Umfang sei zu groß, der neusprachliche Unterricht begünstige die Fremdländerei und hindere die Bildung eines ausgeprägten Nationalbewußtseins, er schaffe eine Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten, wodurch die den Deutschen so nötige Einheit der Volksbildung verhindert werde.

Was zunächst den Vorwurf betrifft, die höhere Schule befasse sich im Übermaße mit fremden Sprachen und Kulturen, so verweise ich auf die von der philosophischen Fakultät der Universität Berlin im Oktober 1917 an das preußische Kultusministerium gerichtete Eingabe, worin die Einführung eines obligatorischen englischen Unterrichts an den humanistischen Gymnasien gefordert wird. Hier heißt es: „Im übrigen weisen wir darauf hin, daß bei unseren Nachbarvölkern, in den skandinavischen Ländern, in Holland, neuestens auch in Österreich weit mehr fremde Sprachen auf den Schulen gelehrt und gut

[1]) Vortrag, gehalten am 6. Okt. 1920 auf dem 17. Allg. Neuphilologentag zu Halle.



gelernt werden als bei uns, wir stehen auf diesem Gebiete zweifellos hinter ihnen zurück". Ferner erinnere ich an die amtliche Feststellung des Reichskanzlers in der Denkschrift vom 13. März 1917 über die Förderung der Auslandsstudien: „Der Krieg hat uns darüber aufgeklärt, wie erschreckend die Unkenntnis des ausländischen Denkens bei uns ist." Die Folgerungen, die sich aus diesen Feststellungen maßgebender Kreise für das deutsche Bildungswesen ergeben, sind durch den *Ausgang* des Krieges nur noch dringlicher geworden.

Was den Hang der Deutschen zur Fremdländerei und ihren Mangel an Nationalbewußtsein betrifft, so ist diese Charaktereigenschaft in der geographischen Lage und Gestaltung Deutschlands, in seiner religiösen und völkischen Zerrissenheit, in seiner nationalen Leidensgeschichte begründet. Es erscheint lächerlich, für den Mangel an Nationalbewußtsein der Deutschen den Unterricht in den neueren Sprachen verantwortlich zu machen, da sie an diesem Fehler schon litten, als der neusprachliche Unterricht in den Lehrplan der höheren Schulen noch nicht aufgenommen war. Zur Ausländerei neigen nicht diejenigen, die das Ausland kennen und seine Kultur zu würdigen wissen, sondern die, welche nur eine oberflächliche Kenntnis des fremden Volkstums besitzen. Wenn wir versuchen, die Schüler in die Sprache und Kultur der Franzosen und Engländer einzuführen, so geschieht es nicht, um zu kritikloser Bewunderung des Auslandes zu erziehen, sondern um die einstigen Führer der Nation mit den Hilfsmitteln der nationalen Selbstbehauptung auszustatten. In Frankreich hatte vor dem Weltkriege der Unterricht in den neueren Fremdsprachen aus nationalpolitischen Gründen einen weit größeren Umfang angenommen als bei uns, sich sogar auf die Volksschule ausgedehnt, und doch wird niemand behaupten können, daß darunter das Nationalbewußtsein der Franzosen gelitten habe. Nationalpolitische Gründe veranlassen auch heute noch maßgebende Franzosen, wie den früheren Präsidenten Poincaré, ihren Landsleuten das Studium des Deutschen auch in Zukunft zu empfehlen.

Wer behauptet, daß der neusprachliche Unterricht der Bildung einer nationalen Denkungsart hinderlich sei, sollte zuerst den Nachweis bringen, daß es den auf der bisherigen höheren Schule herangebildeten jungen Leuten an Nationalgefühl gefehlt habe. Es haben doch gerade die Schüler der höheren Lehranstalten und die aus letzteren hervorgegangenen

jungen Akademiker während des Weltkrieges und in den Umsturzkämpfen in hervorragendem Maße Nationalbewußtsein durch die Tat bewiesen.

Unserer Jugend an den höheren Schulen fehlt es nicht an Nationalbewußtsein, eher an sozialem Empfinden. Dieses kann aber nicht durch Änderung im Lehrstoff der höheren Schule erworben werden, sondern durch Änderung der Organisation des gesamten Schullebens, durch Einrichtungen wie Selbstverwaltung der Schüler, Durchführung der Grundsätze der Arbeitsschule usw.

Ebenso unbegründet erscheint der Vorwurf, der neusprachliche Unterricht hindere die Entstehung einer einheitlichen Volksbildung. Wer eine einheitliche Volksbildung für notwendig hält, muß die höhere Schule überhaupt aus dem nationalen Bildungswesen streichen. Die höhere Bildung wird sich notwendiger Weise immer auf einen engeren Kreis beschränken und nur dem für geistige Arbeit Geeigneten zugänglich sein können. Auch das Wissensgut einer nur auf Deutschkunde begründeten höheren Schule kann nicht dem gesamten Volke zugeführt werden; denn das Studium des deutschen Mittelalters z. B, erfordert wegen der notwendigen Erfassung lateinischer, altfranzösischer und altprovenzalischer Quellen so viel Zeit und ausdauernde Arbeit, daß die erhoffte Einheit der Volksbildung doch nicht eintreten würde.

Die behandelten Vorwürfe sind sachlich nicht begründet; mit dem Schlagworte „nationale Erziehung“ ist der neusprachliche Unterricht nicht zu bekämpfen. Auch *er* steht im Dienste nationaler Erziehung. Der Unterricht in den neueren Fremdsprachen war sich selbst in den schwersten Methodenkämpfen stets bewußt, daß nicht die Aneignung einer mechanischen Fertigkeit, sondern die Weckung geistiger Kräfte, die Förderung der allgemeinsprachlichen Bildung sein Hauptziel sein muß. Ein großer Teil der Fremdsprachstunden, so die dem Vergleich der Mutter- und Fremdsprache dienenden Grammatik- und Übersetzungsübungen sind nichts anderes als deutsche Unterrichtsstunden Bezweckt der eigentliche Sprachunterricht namentlich an den lateinlosen Schulen die Förderung der sprachlichen Bildung überhaupt, kommt er vor allem auch der Ausbildung in der Muttersprache zu gute, — so führt die auf umfassende Lektüre gegründete Einführung in das fremde Schrifttum zu einer bewußten und vertieften Erfassung der *deutschen* Kultur.

Im Unterricht des Neuphilologen wird den Schülern klar, inwiefern die deutsche weltliche Bildung des 12. Jahrhunderts französischen Charakter trägt und die mittelhochdeutsche höfische Epik, der Minnegesang Nachbildungen provenzalischer und französischer Muster sind; hier wird gezeigt, wie die Mystik des 14. und 15. Jahrhunderts aus dem Orient über Frankreich nach Deutschland kam, wie im 17. Jahrhundert abermals französischer Einfluß vorherrschte, was Friedrich der Große und Goethe Frankreich verdanken, wie ein junges starkes Dichtergeschlecht sich an Shakespeare nachbildend auferbaut, wie entscheidend die englische Literatur auf Philosophen wie Hamann, Jacobi, Wolff, Kant, auf Dichter wie Wieland, Lessing, Herder oder, um einen neueren zu nennen, auf Fontane wirkt. Mit anderen Worten: Der neuphilologische Unterricht erzieht national, indem er zu den Quellen der deutschen Kultur führt. Nur dadurch, daß gezeigt wird, wie die geistigen Strömungen der Völker sich gegenseitig befruchtet haben, ist es möglich unserer Jugend klar zu machen, was an unserer Kultur ursprünglich ist und wie auch die deutsche Literatur auf andere Völker gewirkt hat. Es ist ja andererseits bei den fremden Nationen das Gleiche der Fall. Man lese nur, wie der französische Historiker Alexis de Tocqueville darlegt, daß für Franzosen ein Verständnis der Revolution von 1789 nur möglich ist, wenn sie die deutsche und englische Kulturentwicklung studieren. Die neusprachliche Lektüre kann, im richtigen Geiste ausgewählt und betrieben, staatsbürgerliches Wissen vermitteln; sie kann zeigen, daß wir Italien den politischen Gedanken der nationalen Volkseinheit verdanken, daß die Idee des modernen Staates den Deutschen in Frankreich aufgegangen ist. Es gibt kein lehrreicheres Quellenstudium zum Verständnis unserer nationalen Verfassungs- und Einheitskämpfe als die Lektüre der Geschichte der französischen Revolution oder englischer Parlamentsreden. Die Behandlung englischer und französischer Geschichtsquellen im Unterricht führt der deutschen Jugend vor Augen, wie unsere großen Nachbarvölker in den Zeiten höchster Not, in drohender Gefahr inneren Zerfalls wie äußerer Bedrängnis immer den nationalen Gedanken über alles gestellt haben. Der Vergleich mit dem Fremden bewahrt die Jugend einerseits vor nationalistischem Größenwahn und chauvinistischer Beschränktheit, führt sie andererseits zu nationaler Selbstbescheidung und damit zu wahrer Vaterlandsliebe.

Ich höre nun den Einwand, hierzu sei auch die Lektüre von Übersetzungen hinreichend. Wer dieser Anschauung ist, vergißt völlig, worin die Aufgabe der höheren Schule besteht. Sie ist und bleibt doch in erster Linie Vorbereitungsanstalt für die Hochschule. Wie notwendig nun in der Gegenwart gerade die Kenntnis der englischen Sprache für die Hochschulstudenten ist, mag aus der bereits erwähnten Eingabe der Universität Berlin ersichtlich sein. Es heißt hier, „daß die Möglichkeit die englische und amerikanische Literatur zu benutzen für *sämtliche* in der Fakultät vertretene Fächer ganz unentbehrlich ist". „Wer dazu nicht imstande ist, fährt die Eingabe fort, kann die wissenschaftliche Arbeit auf keinem der Spezialgebiete ausreichend betreiben, und oft genug sind Dozenten aller Fächer gezwungen, einem Schüler von der Bearbeitung eines Themas abzuraten oder eine darüber verfaßte Arbeit als wissenschaftlich unzulänglich abzulehnen, weil er nicht imstande ist, die darüber vorliegende Literatur in englischer Sprache zu benutzen. Das gilt von allen Naturwissenschaften in genau demselben Umfange wie von allen Zweigen der Geisteswissenschaften und von der Nationalökonomie und gilt ebenso für die anderen Fakultäten, besonders die theologische und die medizinische, aber auch für die Jurisprudenz, namentlich in Bezug auf internationale Rechtsbildungen, Handel und Seerecht und Völkerrecht."

Wenn also die Kenntnis dieser neueren Sprache nach maßgebendem Urteil unentbehrlich ist für das Hochschulstudium, so muß die höhere Schule diese Kenntnis vermitteln, und zwar umsomehr, als das Erlernen fremder Sprachen eine Tätigkeit darstellt, die dem jugendlichen Geiste besonders gut angepaßt und förderlich ist. „Jede elementarisch erlernte alte oder neue Sprache", so heißt es in Pestalozzis Schwanengesang § 105, „ist als eine naturgemäße, und wenn der Gesichtspunkt fest ins Auge gefaßt und wohl benutzt wird, in seinen Folgen äußerst weitführende Rekapitulation des Bewußtseins aller Gegenstände, zu deren Erkenntnis der Mensch bei Erlernung seiner Muttersprache durch seine Anschauungserfahrungen gelangt ist, anzusehn. Aber der Mensch weiß unendlich viel, dessen er sich durchaus nicht klar bewußt ist, und eine durch die Erlernung einer neuen Sprache psychologisch wohl eingelenkte und durchgeführte Rekapitulation unserer Kenntnisse belebt, erneuert und bestimmt in uns tausend und tausend Erkenntnisse, deren wir

uns in unserer Muttersprache sehr dunkel bewußt sind und an die wir erinnert und rücksichtlich von denen wir belebt zu werden im gewohnten Gebrauch derselben nur selten Gelegenheit haben. Darum ist auch die Rekapitulation unserer Erkenntnisse, die durch eine psychologisch und mnemonisch wohl eingelenkte und durchgeführte *Erlernung einer neuen Sprache* erzielt werden kann, auf die Erweiterung und solide Begründung *der Erkenntnisse der Zöglinge* von *äußerster Wichtigkeit*".

Wir müssen weiterhin bedenken, daß die höhere Schule nicht nur ein Wissensgut zu vermitteln hat, sondern auch ein *Bildungsgut*. Durch Streichung des fremdsprachlichen Unterrichts aus der Liste der Pflichtfächer — wie z. B. Martin Havenstein in der Zeitschrift für Deutschkunde sie verlangt — wird die höhere Schule eine *leichte* Schule; sie soll doch Auslese-, geistige Ringschule sein. Gerade am Fremdsprachunterricht scheiden sich die jugendlichen Geister. Die Mathematik kann als Auslesefach nicht genügen, da sie ein einseitiges Begabungskriterium darstellt bei der tatsächlichen Verschiedenheit der Begabungstypen. Und der naturwissenschaftliche Unterricht bedarf nach den überzeugenden Ausführungen Kerschensteiners einer weitgehenden Umwandlung, um die gleiche und unendliche Fülle der Übungsaufgaben für logische Schulung zu liefern, wie sie sich spielend beim Übersetzen in und aus einer fremden Sprache einstellen (Säemann 1914, Heft 1, S. 3—6). Die höhere Schule kann auf die Gymnastik der Geisteskräfte, die der neusprachliche Unterricht bei seinen Anforderungen an geistige Sammlung, Disziplin des Ohres und der Zunge, Übung des Gedächtnisses, häuslichen Fleiß und Selbsttätigkeit darstellt, um so weniger verzichten, als die Erziehung zu ernster geistiger Arbeit und gewissenhafter Pflichterfüllung unserer Jugend so bitter not tut. Wir reden und schreiben soviel vom Aufstieg der Begabten. Ja, wie wollen wir denn die Begabten erkennen, wenn wir der Jugend keine Gelegenheit mehr geben, ihre Geisteskräfte an schwierigen Aufgaben zu messen? Soll denn der deutschen Jugend in Zukunft auch der Segen der *geistigen* Wehrpflicht vorenthalten werden?

Die Ausschaltung der fremden Sprachen aus der Reihe der Pflichtfächer verstößt somit gegen den gesamten Aufbau unseres nationalen Bildungswesens.

Noch auf einen letzten Punkt möchte ich hinweisen: Jede Nation hat nicht nur Vorzüge sondern auch fehlerhafte Charakter-

eigenschaften aufzuweisen. Zu den nationalen Schwächen der Deutschen gehört z. B. die Vernachlässigung der mündlichen Sprachpflege. Kein Volk legt so geringes Gewicht auf die lautliche Darstellung seiner Muttersprache. Hier ist es die dankenswerte Aufgabe des Neuphilologen, durch seine auf phonetischer Grundlage ruhende Lautschulung die Jugend zu einer deutlichen, sorgfältigen und ästhetisch befriedigenden Aussprache des Deutschen zu erziehen. Zu den Nationalfehlern des Deutschen gehört ferner der Hang zum Grübeln, zur Vereinsamung, zur Versenkung in die Eigenart der Individualität; es fehlt an klarem Blick für die Erfassung der Außenwelt; ferner leiden wir an einer gewissen Schwerfälligkeit, an einem Mangel an Klarheit und Schönheit des Denkens. Der Neuphilologe, der durch das Studium der englischen und französischen Kultur die Vorzüge kennen gelernt hat, die der englische Volkscharakter in seiner Beherrschung der Außenwelt, der französische in seinem Sinn für formschöne Logik besitzt, ist besonders geeignet als Jugenderzieher die Charakterbildung der deutschen Jugend in günstiger Weise nach diesen beiden Richtungen zu beeinflussen und damit dem deutschen Volke einen wertvollen Dienst zu erweisen. Der neuphilologische Lehrer, der durch anstrengendes Studium und durch Reisen in fremde Länder seine eigene Lebenskultur vertieft und erweitert hat, gehört zu den wertvollsten Lehrerpersönlichkeiten. Seinen Einfluß durch Ausschaltung seines Unterrichts aus der Reihe der Pflichtfächer zu beeinträchtigen, hieße den Wert der höheren Schule herabsetzen, ihren Lehrerkollegien Lehrpersonen entziehen, die durch die mit ihrem Studium gegebene Arbeit an sich selbst, durch die in ihrem Bildungsgang gewonnene Weite des Gesichtskreises besonders geeignet sind zur Heranbildung von Persönlichkeiten, wie sie unser Volk gerade in Zukunft so dringend benötigt. Nicht nur Beharren in der nationalen Eigenart, sondern *Emporbildung des Volkscharakters* muß das höchste Ziel des Volkserziehers sein.

Im übrigen ist zu bedenken, daß es überhaupt verfehlt erscheint, unter Berufung auf die Erfordernisse nationaler Erziehung die Notwendigkeit von Änderungen im Lehrstoff der höheren Schule zu verlangen. Nicht was der Lehrer lehrt, ist hier die Hauptsache, sondern welches sein Einfluß auf die Gestaltung des jugendlichen Charakters ist. Wer das Hauptgewicht auf nationale Erziehung legt, darf sich nicht allzuviel von Lehrplanänderungen erwarten, sondern muß an die Umgestaltung der

Organisation unseres gesamten Bildungswesens, an den Ausbau unserer Wissens- und Lernschule zur Erziehungsanstalt herangehen. Vaterlandsliebe und Staatsgesinnung lassen sich nicht anlernen, sie müssen aus dem Gemeinschaftsleben organisch herauswachsen.

Abkehr von der Kultur der großen Nachbarvölker und Aufstellung eines nationalistischen Bildungsideals, wie sie die Einschränkung des Fremdsprachunterrichts mit sich brächte, würde die nationale Erziehung erschweren, sie würde aber auch im *Gegensatze stehen zu unserer besten deutschen Ueberlieferung* und unserer *nationalen Eigenart widersprechen*. Den Deutschen gebührt der Ruhm fremde Meisterwerke am unbefangensten zu würdigen. ja anderen Nationen deren Schätze erschlossen zu haben, die Idee einer Weltliteratur ist deutschen Ursprungs. Das deutsche Geistesleben ist deshalb so tief und umfassend geworden, weil die Deutschen für das geistige Leben fremder Völker tieferes Verständnis gehabt haben als andere. Urdeutsch ist die Sehnsucht nach der Ferne und Fremde, man denke nur an die Sachsenkaiser, an Hölderlin. Die Aufnahme romanischer Kunst- und Lebensform in deutsches Wesen erscheint eben so naturnotwendig wie im Altertum die Verbindung der griechischen Seelenkultur mit der Formenstrenge der römischen Eigenart. Im letzten Band des Johann Christoph sagt Romain Rolland mit Bezug auf Frankreich und Deutschland: „Trotz der Lügen und der Mächte des Hasses wird man uns nicht trennen. Wir haben euch nötig, ihr habt uns nötig, für die Größe unserer Geister und unserer Rassen. Wir sind die beiden Flügel des Abendlandes. Wer den einen zerbricht, lähmt den Flug des andern."

Eine Umwertung unseres Bildungsbegriffs im Sinne einer Beschränkung auf das nationale Bildungsgut wäre auch *nicht im Geiste unserer größten Dichter und Denker;* sie blickten immer zu den Höhen der Menschheit auf. Leibniz hat universellen internationalen Charakter, doch fehlte es ihm nicht an Patriotismus. Im Anschauen des französischen Volkstums ward W. von Humboldt inne, daß er ein Deutscher war. Goethe sagt: „Das Abweichende und Fremde hassen und verachten ist Natur; es verstehen und achten ist Bildung". In dem Entwurfe zu einer nicht ausgeführten Dichtung, der zur Zeit des Lüneviller Friedens niedergeschrieben ist, als das alte deutsche Reich seiner Auflösung sich näherte, hat Friedrich Schiller vom Deutschen geschrieben: „Ihm ist das Höchste bestimmt. Und so wie er in

der Mitte von Europas Völkern sich befindet, so ist er Kern der Menschheit. Er ist erwählt von dem Zeitgeist, während des Zeitkampfs, an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten. Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt. Alles was Schätzbares bei anderen Zeiten und Völkern aufkam, hat er aufbewahrt, es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahrhunderten. Jedes Volk hat seinen Tag der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“ Für Germanisten mag von Interesse sein zu erfahren, daß nach ihrem Altmeister Rudolf Hildebrand dieses Programm, das Schiller als höchstes für sich selbst in Vereinigung mit Goethe für ihr gemeinsames Streben im Sinne trug, auch das Ziel des höheren Unterrichts sein sollte. Ein anderer großer Deutscher, Schleiermacher, hat das stolze Wort gesprochen: „Wir haben deswegen den meisten Sinn für das Fremde, weil wir die bewußteste Nation sind“. Ein großer deutscher Denker der neueren Zeit, A. Schopenhauer, sagt (im 25. Kap. von Parerga & Paralipomena): „Mehrere neuere Sprachen wirklich inne haben und in ihnen mit Leichtigkeit lesen, ist ein Mittel, sich von der Nationalbeschränktheit zu befreien, die sonst jedem anhaftet“.

Der Orientalist Paul de Lagarde wurde gerade durch sein umfassendes Studium fremder Kulturen befähigt die tiefsten Gedanken über deutsche Politik und deutsche Erziehung in seinen „Deutschen Schriften“ zu äußern. Ein führender deutscher Pädagoge unserer Zeit, Wilhelm Förster, erklärt in seiner politischen Ethik und politischen Pädagogik 1918: „Die wahren Erzieher eines Volkes sind nicht diejenigen, die seiner völkischen Eigenart Ausdruck verleihen, sondern diejenigen, die ihr Volk mit Hilfe eines entgegengesetzten Kulturelements gegen sich selbst schützen und ihm über sich selbst hinaushelfen“ und „Man lernt sein Deutschland lieben dadurch, daß man ganz schlicht angeleitet wird, im ältesten, besten Sinne deutsch zu sein. — Dazu gehört vor allem eine Einführung in den tiefbegründeten internationalen Beruf des deutschen Volkes, der doch das unzweideutigste Vermächtnis seiner ganzen Kulturgeschichte ist.“ Und der größte deutsche Philosoph der Gegenwart, Rudolf Eucken, belehrt uns in folgender beachtenswerter Weise: „Wer Nation in höherem Sinne versteht, dem kann sie keinen Gegensatz zum Leben und Streben der Menschheit bedeuten; wird er sie doch vornehmlich als eine Individualisierung, eine unvergleichliche Verkörperung des gesamtmenschlichen

Wesens achten und ehren. *So wird er, was immer Großes und Gutes im gemeinsamen Leben der Menschheit entstand, seinem Volke zuzuführen und es ihm zur Förderung zu wenden bemüht sein. Das bloße Reden vom Deutschtum führt uns recht wenig weiter, es hat sich im großen und ganzen als wenig fruchtbar erwiesen; sehen wir demnach vor allem dem deutschen Wesen rechten Gehalt zu geben, es bei sich selbst zu erhöhen* (Geistesprobleme und Lebensfragen, Reclam S. 117)."

In diesem Sinne werden die Lehrer der neueren Sprachen auch in Zukunft die Jugend in fremder Völker Sprache und Kultur einführen. Sie folgen dabei guter deutscher Überlieferung und handeln im Sinne der besten deutschen Geister. Die Herabsetzung des neusprachlichen Unterrichts zum Wahlfach würde es der höheren Schule unmöglich machen, ihre auch in Zukunft notwendige Doppelaufgabe zu erfüllen, die ihr im Jahre 1816 in der von Fr. A. Wolf und W. v. Humboldt ausgearbeiteten Unterrichtsverfassung gestellt wurde, nämlich „ihren Zöglingen nicht nur zu dem Maße klassischer und wissenschaftlicher Bildung zu verhelfen, welches zum Verstehen und Benutzen des systematischen Vortrags der Wissenschaften auf Universitäten erforderlich ist, sondern sie auch mit der Sinnes- und Empfindungsweise *einer veredelten Menschheit* auszurüsten".

In einem beklagenswerten Irrtum sind jene befangen, die glauben, „es sei heute neben das alte humanistische Bildungsideal ein staatsbürgerliches getreten", wie es in den Göttinger Leitsätzen des deutschen Vereins zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts vom Jahre 1919 heißt. Das Bildungsziel der höheren Schule ist das gleiche geblieben, nur die Mittel, es zu erreichen, haben sich erweitert. Glaubte man noch vor 100 Jahren, daß es nur durch Einführung in die antike Kultur erreicht werde, so wissen wir heute, daß auch die Einführung in die europäische Kultur der neueren Zeit hierzu geeignet ist. Wird mir entgegengehalten, wir lebten nun in einer Zeit erhöhten Nationalbewußtseins, so erwidere ich mit Schleiermacher: „Steigerung des Nationalbewußtseins muß stets mit Stärkung des Humanitätsideals Hand in Hand gehen, weil die organisch geschlossene und höchst entwickelte Persönlichkeit gleichmäßig als Volksglied wie als Menschheitsglied seiner selbst bewußt sein muß." Und selbst wenn es wahr wäre, daß die Erziehung zum Staatsbürger das neue Bildungsideal ist, könnte damit nicht die Einschränkung des neusprachlichen Unterrichts

begründet werden. Es wird wieder eine Zeit kommen, in der die Völker sich geistig wieder näher treten. Dem Lehrer der neueren Sprachen fällt dann jene vornehme Aufgabe zu, die kein Geringerer als Paulsen ihm gestellt hat, nämlich der Jugend die Zusammengehörigkeit der europäischen Völker zum Bewußtsein zu bringen oder, wie auf dem 5. Allg. Deutschen Neuphilologentage in unvergeßlicher Weise Direktor Wätzoldt dargelegt hat, die nationale Kultur zur menschlichen zu ergänzen.

Der neuphilologische Unterricht arbeitet dabei keineswegs einer nationalen Erziehung entgegen. Er weckt den Sinn für mündliche Sprachpflege, führt zu bewußtem Verständnis der Muttersprache, durch Einführung in die fremden Kulturen vertieft er die Erkenntnis unserer nationalen Eigenart, der Vorzüge und Schwächen unseres Volkstums, er fördert staatsbürgerliches Wissen und ist besonders geeignet zur Aufwärtsentwicklung des deutschen Volkscharakters beizutragen. „Nicht um meine Sprache zu verlernen“, sagt Johann Gottfried Herder, unser erster Würdiger echten Volkstums, „lerne ich andere Sprachen; nicht um die Sitten meiner Erziehung umzutauschen, reise ich unter fremde Völker, nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich ein naturalisierter Fremder; denn sonst verliere ich mehr, als ich gewinne. Sondern ich gehe bloß durch fremde Gärten, um für meine Sprache, als eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen; ich sehe fremde Sitten, um die meinigen wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern. Wenn ich mich meiner Heimat entziehe und mich in fremden Sprachen weide, ahme ich Kleists Bienen nach,

„. . . . die in zerstreueten Heeren
Die Luft durchsäuseln, und fallen auf Klee und blühende Stauden,
Und dann heimkehren zur Zelle, mit süßer Beute beladen,
Und liefern uns Honig der Weisheit.“ (Über die neuere deutsche Literatur; Ausg. des Bibl. Instituts I. Bd. S. 173.)

Der neusprachliche Unterricht hat im Laufe des 19. Jahrhunderts Aufnahme in den Lehrplan sämtlicher Arten von höheren Schulen gefunden, in schweren Kämpfen vor 40 Jahren seine Ebenbürtigkeit mit dem altsprachlichen Unterricht durchgesetzt, er wurde durch die an unseren Universitäten blühende neuere Philologie wissenschaftlich begründet und in jahrzehntelanger aufreibender Arbeit begeisterter Schulmänner methodisch

gefestigt. Er hat mit dazu beigetragen unserer höheren Schule eine eigenartige Stellung unter den Schulsystemen der modernen Kulturvölker zu erringen, die von manchen nachgeahmt, von keinem erreicht, geschweige denn übertroffen wurde.

Er soll nun aus dem Lehrplan der höheren Schule als Pflichtfach verschwinden?

Nein, die Neuphilologen, die gewohnt sind Schwierigkeiten zu überwinden und sich einen gesunden Sinn für die Wirklichkeiten des Lebens gewahrt haben, hegen die bestimmte Erwartung, daß er diesen Ansturm siegreich überwinden wird. Sie haben nichts dagegen, wenn der Unterricht im Deutschen vertieft und auf Deutschkunde ausgedehnt wird, wenn die Lehrpläne den neuzeitlichen Forderungen der Jugendlehre angepaßt werden, aber sie erheben entschieden Einspruch gegen Bestrebungen, die einer Ausschaltung ihres Unterrichts aus dem höheren Schulwesen gleichkommen.

Denn diese Bestrebungen entbehren sachlicher Begründung, sie gehen von Interessentenkreisen aus, die im Wahne politischer Irrlehren befangen sind und in völliger Verkennung der Zwecke des höheren Schulwesens die Sorge um ihr Fach über die gebotene Förderung der Kulturaufgaben des deutschen Volkes stellen.

Ich habe eingangs gefragt: „Nötigt die Rücksicht auf die nationale Erziehung unserer Jugend zur Einschränkung des neusprachlichen Unterrichts?“ Ich beantworte diese Frage mit einem entschiedenen Nein.

Die Einführung in Sprache und Schrifttum unserer großen Nachbarvölker ist vielmehr in besonderem Maße geeignet die künftigen Führer unseres Volkes zu *echten Deutschen* zu erziehen die, frei von nationalistischer Einseitigkeit, gerade durch *die Erkenntnis des Fremden* befähigt sein werden zum äußeren und inneren *Wiederaufbau unseres Vaterlandes.*

Würzburg. Richard Schiedermair.

SPRACHGEIST UND VOLKSGEIST.

Wenn die Sprachwissenschaft in immer intensiverer und extensiverer Arbeit die verschiedenartigsten Erscheinungen sprachlichen Lebens zum Gegenstand ihrer Forschung gemacht hat, so ist ein Gebiet des weiten Arbeitsfeldes bisher nur sehr

spärlich in Angriff genommen worden, die Charakteristik einzelner Sprachen oder ganzer Sprachgruppen. Um so mehr Beachtung erfordert daher jeder einzelne Ansatz hierzu. Dazu gehört auch eine kleine Studie über den „Geist der japanischen Sprache als Spiegel der europäischen Sprachen“, die *Joh. Meyer* im 25. Bande dieser Zeitschrift veröffentlicht hat und die den Gedanken verfolgt: Der Grundzug des japanischen Volkscharakters, die aus einer starken Geringschätzung der Persönlichkeit erwachsende Höflichkeit, spiegele sich deutlich in der japanischen Sprache wider. Ein solcher Versuch, Sprachen zu charakterisieren, und zwar im Hinblick auf den Volkscharakter, gehört nicht nur zu den lohnendsten Aufgaben, die dem Sprachforscher überhaupt gestellt werden können, er ist zugleich ein vorzügliches Mittel, eine Sprache wirklich verstehen zu lernen, indem man die Fülle der sprachlichen Erscheinungen, wie sie die deskriptive und die historische Grammatik darbietet, unter einem höheren Gesichtspunkt erschaut und dadurch die Einzelglieder zum Organismus wieder zusammenfaßt, diesem Organismus aber zugleich eine Seele verleiht, d. h. ihn zu einem Wesen mit lebendiger Individualität erhöht.

Aber auch nur dadurch ist die schwierige Aufgabe zu lösen, daß man dieses Hin und Zurück nicht scheut, daß man aus der Fülle der Einzelerscheinungen den zentralen Punkt zu finden versteht, gleichsam das Nervenzentrum, das den ganzen Organismus bestimmt, und von ihm aus wieder die Einzelerscheinungen als im letzten Grunde von einem einzigen Willen und Wesen beherrscht erkennt.

Leider ist davon bei Meyer so gut wie gar nichts zu spüren. Feuilletonistische Oberflächlichkeit und Voreiligkeit der Schlüsse sind die beherrschenden Merkmale seiner Studie. Er ist sich der Schwere und des Umfangs der Aufgabe offenbar überhaupt nicht bewußt geworden, nicht einmal dessen, daß sie gewisse Prinzipien der Betrachtung voraussetzt, die man nicht ungeschadet übersehen kann.

Ich muß es mir des knappen Raumes wegen versagen, eine ausführliche Kritik zu üben; nur ein paar Punkte möchte ich in aller Kürze berühren, um nicht ein so abfälliges Urteil ohne jede Begründung auszusprechen.

Eine arge Übertreibung ist es von vornherein, wenn Meyer behauptet, daß wir mit der Kenntnis der japanischen Sprache einen Standpunkt gewinnen, von dem aus wir unsere eigene

Sprache beleuchten sowie die „völkerpsychologische Entwicklung“ (!) und den Geist der Sprachen überhaupt verstehen können. Wie sollte das letztere von einer einzelnen Sprache aus möglich sein?

Die Zuverlässigkeit Meyers bei der Angabe von Tatsachen der japanischen Sprache kann ich nicht nachprüfen, da ich des Japanischen unkundig bin. Aber gerade deshalb fällt mir ein anderer Mangel der Arbeit auf: man erfährt über Eigentümlichkeiten dieser Sprache vielfach gar nichts, wo eine genaue Orientierung nötig wäre, um Meyers Schlüsse aus diesen Eigentümlichkeiten beurteilen oder auch nur richtig würdigen zu können. Meyer zieht z. B. einen bedeutsamen Schluß aus dem Fehlen des Subjekts in japanischen Sätzen, versäumt es aber, uns über den japanischen Satzbau auch nur eine Andeutung zu machen; wie soll man da seine Behauptung überhaupt verstehen? Irgendwie muß doch das Wesen oder Ding, von dem etwas ausgesagt wird, ausgedrückt sein; ob als grammatisches Subjekt, ist ja etwas anderes. Aber auf das „Wie“ kommt es in erster Reihe an, wenn man daraus auf die japanische Mißachtung der Persönlichkeit Schlüsse ziehen will.

An anderer Stelle verkündet Meyer die erschütternde Tatsache, daß im Japanischen das Prädikat fehlen kann. Es würde also etwa heißen: *Der Fremde heute früh mit dem 9-Uhr-Zuge aus Berlin.* Wie kann man darin einen Ausfluß spezifisch japanischen Geistes sehen? In allen europäischen, überhaupt in allen indogermanischen Sprachen begegnet dieselbe Erscheinung, zumal wie hier bei Verben der Bewegung. Ich brauche nur auf deutsche Wendungen hinzuweisen wie *Er die Treppe hinunter, ich ihm nach* oder (Goethe) *Der Graf nun so eilig zum Tore hinaus.* Von der häufigen, im Russischen sogar obligatorischen Auslassung des Verbums substantivum sehe ich dabei ganz ab.

Geradezu naiv klingt folgende Behauptung Meyers: „Auch die Anordnung im Satze, die Wortstellung zeugt von der großen Unpersönlichkeit des Japaners. Die Hauptwörter drücken Tatsachen, d. h. etwas Unpersönliches (sic!) aus, die Tätigkeitswörter dagegen meistens Handlungen. Diese sind aber meistens menschlichen, d. h. individuellen Ursprungs, folglich stehen sie an letzter Stelle im Satze.“ Es hat keinen Zweck, diesen schönen Blütenstrauß zu zerpflücken. Nur zwei Bemerkungen dazu. Einmal steht bekanntlich auch z. B. im Lateinischen, der Sprache der eigentlich gar nicht so höflichen und unpersönlichen Römer das

Prädikat in der Regel am Satzschluß. Wichtiger ist folgende grundsätzliche Frage. Es gibt Sprachen, die eine persönliche, und andere, die eine unpersönliche Ausdrucksweise zum Prinzip erheben. Jene sagen *Ich höre das Lied*, diese würden sich etwa ausdrücken, wie z. B. das Grönländische, das für *ich höre* sagt: *Ertönen — desselben — mein*. Eine derartige Tendenz ist natürlich bei Rückschlüssen auf den Sprach- und Volksgeist besonders zu bewerten. Deshalb mußte Meyer erst dem Leser Klarheit darüber verschaffen, welches Prinzip das Japanische durchführt und in welchem Umfang.

Um Meyers These von der japanischen Unpersönlichkeit zu stützen, muß auch die Tatsache herhalten, daß im Japanischen *Mensch* und *eins* gleichbedeutend sind. „Der Japaner empfindet sich also zunächst gar nicht als menschliches Wesen, sondern nur als Zahl." Dabei weist Meyer selbst darauf hin, daß auch im Englischen *one* „einer" für „man" gesagt wird. Wäre eine derartige Ausdrucksweise wirklich, wie Meyer will, Ausfluß des Volksgeistes, dann hätte sie ein so egoistisches, selbstherrliches Volk wie die Engländer sicher schon längst abgestreift.

Bei diesem selben Volk begegnen wir einer weiteren Erscheinung, die im Japanischen Meyer seiner Hypothese dienstbar zu machen sucht: „Die Unpersönlichkeit des Japaners zeigt sich auch darin, daß bei ihm die Geschlechtsbezeichnungen fast völlig fehlen." Man sehe sich aber die sprachlichen Tatsachen einmal etwas näher an. Es handelt sich zunächst um Tiernamen, wobei das Geschlecht auch durch *Er-Geflügel, Sie-Geflügel* ausgedrückt werden kann. Meyer weist selbst auf die englische Parallele *he-wolf, she-wolf* hin; auch das Lateinische mit *canis mas, canis femina* u. ä. schließt sich an. Die Römer sind aber wie die Engländer wirklich weit von der Charaktereigenschaft entfernt, die Meyer aus dieser Erscheinung für die Japaner folgert. Der Grund liegt wahrscheinlich hier wie dort in der einfachen sprachlichen Tatsache, daß Tierbezeichnungen größtenteils Kollektiva sind, die die Geschlechter nicht unterscheiden, weil es im allgemeinen dem Menschen sehr gleichgültig ist, zumal bei Nichthaustieren, ob das Tier männlich oder weiblich ist. Bei Menschen aber, und das ist doch für die Entscheidung über die Meyersche These das Ausschlaggebende, kann auch das Japanische nicht umhin, den Geschlechtsunterschied zu bezeichnen, und zwar durch Vorsetzung von *o* „Mann" und *me* „Frau" entsprechend wiederum dem englischen *a male friend*,

a female friend. Schon damit dürfte die schöne Hypothese erledigt sein. Es ließe sich allerdings gerade über diesen Punkt noch allerlei sagen, um schließlich zu dem Ergebnis zu kommen: alles was Meyer hieran anknüpft, sind durchaus sprachliche Angelegenheiten, aus denen man keine Rückschlüsse auf den Volksgeist ziehen darf.

Damit ist aber über die Polemik gegen die einzelnen Punkte hinaus schon einer der schweren prinzipiellen Mängel der Meyerschen Arbeit gestreift, die ihr zu Fehlerquellen werden mußten: Meyer ist viel zu voreilig in seinen Schlußfolgerungen von der Sprache auf das sprechende Volk. Und dieser Mangel ist seinerseits wieder bedingt von einem anderen ebenso schwerwiegenden: Meyer mußte zu Trugschlüssen kommen, weil er seinen Blick nur auf die eine Sprache gerichtet hält, anstatt ihn über verschiedene Sprachen umherschweifen zu lassen, um Prüfsteine für seine Vermutungen und Schlüsse zu suchen. Es ist eben der Grundzug seiner Studie der Mangel an Erkenntnis von den Prinzipien der Forschung, die aus dem Forschungsobjekt mit Notwendigkeit erwachsen.

Ich will versuchen, an Stelle der kritischen Zerpflückung von Einzelfällen eine kurze Skizze der Gesichtspunkte zu entwerfen, von denen sich eine Charakteristik des Sprachgeistes in seinen Beziehungen zum Volksgeist, wie ich sie mir als schönstes und höchstes Ziel der Sprachwissenschaft denke, leiten lassen muß[1]).

Allem voran stelle ich den Grundsatz, daß jeder Versuch dieser Art zunächst in der Sphäre des rein Sprachlichen bleiben muß, ohne an den Volkscharakter zu denken, daß er die Sprache als solche, ihren Bau, ihre Charakteristika, all das herausstellen muß, was die einzelne Sprache von anderen wesentlich unterscheidet. Es gilt vor allem, die Sprache nur und ausschließlich als Funktion zu verstehen, ihren Bau, die Art ihrer Wortbildung, das Vorhandensein und die Form ihrer Flexion, die Weise des Satzbaus u. dergl.; freilich werden dabei auch psychologische Momente zu erörtern sein, aber es wird sich dabei um eine Psychologie der Form, nicht des Inhalts handeln, die Er-

[1]) Als ein beachtenswerter Versuch, der sich in vieler Hinsicht mit dem im Folgenden Entwickelten deckt, sei genannt: F. N. Finck, *Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung.* Doch ist die Arbeit als Ganzes wie in zahlreichen Einzelheiten verfehlt.



scheinungen, die unter diesem Gesichtspunkt zur Erklärung stehen, werden sprachpsychologisch zu betrachten sein, auch völkerpsychologisch, aber nicht volkspsychologisch. Eine solche Sprachcharakteristik gibt N. Finck in seinem kleinen Büchlein *Die Haupttypen des Sprachbaus* (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 268). Hier bekommt man wirklich ein Bild von dem Wesen einer Sprache, man erkennt ihre — rein sprachlichen — Merkmale.

Wesentlich ist hierbei das Vergleichen mit anderen Sprachen; denn es gilt, sich bei jeder Einzelerscheinung einer Sprache zu vergewissern, ob sich in anderen Sprachen Parallelen finden. Allein diese Vorsichtsmaßregel kann davor bewahren, Erscheinungen als nur einzelnen Sprachen eigentümlich anzusehen, die es gar nicht sind. Solche Erscheinungen wie die von Meyer herangezogene Ellipse des Verbs — und es gibt eine ganze Reihe gleicher Fälle — sind Allgemeingut des menschlichen Sprechens, sie sind in der Sprache das, was man auf kulturgeschichtlichem oder religionsgeschichtlichem Gebiete mit einem von der Ethnographie geprägten Schlagwort als Völker- oder Elementargedanken bezeichnet. Wenn die Menschen aller Zeiten und Gegenden infolge einer gleichartigen geistigen und seelischen Grundveranlagung in den elementaren Formen ihrer Gebrauchsgegenstände und in den Grundformen ihrer Ideen übereinstimmen, so ist es ganz erklärlich, daß auch gewisse Erscheinungen des sprachlichen Ausdrucks durch die ganze Menschheit hindurchgehen werden, daß es auch sprachliche Elementargedanken geben muß. Durch sorgfältige Umschau unter den verschiedensten Sprachen ist daher für jeden einzelnen Fall festzustellen, ob es sich um einen solchen sprachlichen Elementargedanken, also um eine generelle Erscheinung handelt oder um einen individuellen, nur der einzelnen Sprache eigentümlichen Zug, ob es sich um eine Angelegenheit der Sprach- und Völkerpsychologie oder der völkischen „Individual"-Psychologie handelt.

Es gibt allerdings noch eine dritte Möglichkeit. Es können sprachliche Erscheinungen einer Sprache nur mit einer kleineren oder größeren Gruppe von Sprachen gemeinsam sein. Dieses Gruppengemeinsame aber kann unter Umständen ebenfalls bedeutsam werden, z. B. wo es sich um die Einordnung einer Einzelsprache unter einen bestimmten Sprachtypus handelt.

Überhaupt wird es eine der ersten Aufgaben sein, den Typus des Sprachbaus zu erörtern. Dabei ist der Kreis der zum Ver-

gleich benutzten Sprachen immer enger zu ziehen von den wesensfremden bis zu den wesensverwandtesten. Wenn es sich also z. B. um eine Charakteristik der deutschen Sprache handelte, so wäre sie zunächst als flektierender Typ den isolierenden und agglutinierenden gegenüberzustellen; dabei werden sich sofort charakteristische Unterschiede ergeben. Der zweite Schritt wäre, sie innerhalb der flektierenden Sprachen mit den im Typus nächstverwandten stammflektierenden den wurzel- und gruppenflektierenden gegenüberzustellen. Dabei werden sich weitere, feinere Merkmale ergeben. Und endlich wäre sie innerhalb der stammflektierenden Sprachen wieder anderen gegenüberzustellen, bis sie allein dasteht, isoliert, aus jeder Gruppe herausgelöst. Dann erst werden die feinsten und letzten Merkmale ihrer Wesenheit gefunden sein; dann ist sie vom Typus zum Individuum geworden, und dann erst ist es möglich, den Geist, die Seele dieses Individuums zu erfassen.

Aber könnten nicht auch einer Sprache zwei Seelen innewohnen? Zwei Seelen, die vielleicht mehr oder minder verschieden sind oder gar einander widerstreiten?

In der Tat sind hier zwei Gesichtspunkte ins Auge zu fassen. Einmal ist bei allen Sprachen der Unterschied zwischen Umgangs- und Schriftsprache zu beachten, der unter Umständen sehr erheblich sein kann. Gerade das Japanische scheint ein gutes Beispiel hierfür abzugeben. Meyer erwähnt allerdings nichts davon. Aber eine mir gerade zugängliche japanische Sprachlehre von J. J. Hoffmann (Leiden 1877) weist auf diesen weitgehenden Unterschied zwischen Umgangs- und Büchersprache hin: jene sei umständlich und weitschweifig, diese halte sich kurz und gut an die Sache. Wenn man nun natürlich auch prinzipiell annehmen wird, daß die Umgangssprache den Geist einer Sprache am klarsten zum Ausdruck bringt, so ist doch bei einem so tiefgreifenden Unterschied zur Büchersprache, wie er hier zu bestehen scheint, auch diese mit in Anschlag zu bringen, ja man muß — besonders wenn man aus der Sprache Rückschlüsse auf den Volksgeist ziehen will — das Bestehen eines solchen Unterschiedes an sich mit in Rechnung stellen.

Die Verschiedenheit kann ihren Grund in gewissen historischen Vorgängen haben. Das ist der zweite Gesichtspunkt, der bei der Frage nach der Einheit oder Zwiespältigkeit in der Individualität einer Sprache in Betracht zu ziehen ist. Man muß sich von vornherein die wichtige Frage vorlegen, ob

und wie weit eine Sprache von anderen beeinflußt ist, ob ihr ganzer Bau oder einzelne Erscheinungen in der Form, wie sie geworden dastehen, bodenständig oder von auswärts aufgepfropft sind. Wieder bildet das Japanische ein ausgezeichnetes Beispiel. Es ist nämlich so stark vom Chinesischen beeinflußt, daß man es geradezu eine japanisch-chinesische Mischsprache genannt hat. Auch an den Einfluß des Griechischen auf das Lateinische oder des Französischen auf das Englische ist zu denken. Überhaupt wird ja, wenn auch in schwächerem Grade, jede Sprache eines Kulturvolkes irgendwie fremdsprachlichen Einflüssen unterliegen. Ich brauche nur an die Beeinflussung des Deutschen durch das Französische zu erinnern. Diese historischen Bedingungen sind unter verschiedenen Gesichtspunkten zu berücksichtigen.

Einmal mahnen sie zur Vorsicht, einzelne grammatische Erscheinungen ohne weiteres für die Charakteristik der Sprache zu verwerten. Es ist immer erst zu entscheiden, ob sie bodenständig oder Lehngut sind. Denn natürlich können die durch Beeinflussung zu erklärenden Erscheinungen, die der Sprache von Haus aus wesensfremd sind, zunächst und an sich bei der Beurteilung des Wesens einer Sprache nicht verwandt werden. Besonders auf syntaktischem Gebiet wird hier die größte Vorsicht nötig sein; denn gerade hier kann bei genügender Dauer und Stärke des Einflusses eine so starke Einbürgerung des Fremden stattfinden, daß es den ganzen Charakter der Ausdrucksweise umgestaltet und daß oft genug der Sprechende oder auch der außenstehende Beurteiler sich gar nicht des Fremdgutes bewußt wird, wenn er nicht über die nötige sprachgeschichtliche Kenntnis verfügt. So ist bekanntlich das Lateinische syntaktisch stark vom Griechischen beeinflußt, wie es andererseits unsere Muttersprache beeinflußt hat. Auch das Französische hätte unsere Syntax nicht unberührt gelassen, wenn es richtig ist, daß Wendungen wie *Es war der Freund, der mir das Buch gab* Gallizismen sind, entsprechend frz. *c'était l'ami qui.* Auch das vielgeschmähte *Es hat Bier* ist zweifellos — wenn man auch wohl im einzelnen noch nicht ganz klar sieht — durch frz. *il y a* bedingt. Aber nur wenigen wird das bewußt werden.

Allerdings handelt es sich hier — und so wird es wohl in der Mehrzahl der Fälle sein — um vereinzelte Erscheinungen. Daß die Beeinflussung aber auch die Syntax als Ganzes treffen kann, beweist wiederum das Japanische, wenn die Behauptung bei v. d. Gabelentz (*Die Sprachwissenschaft*, 2. Aufl. 1901, S. 246)

richtig ist, die Japaner hätten unter dem Einfluß des Chinesischen dem seltsam eintönigen kettenförmigen Periodenbau, der ihre alte Sprache auszeichnete, mehr und mehr entsagt.

So zeigt gerade dieses letzte Beispiel, wie wichtig die Feststellung etwaiger Sprachbeeinflussungen für die Sprachcharakteristik ist. Es lehrt aber noch etwas anderes. Das Vorhandensein einer so durchdringenden Beeinflussung macht es nötig, für die Ermittelung des urwüchsigen Charakters aus der langen Spanne des Lebens einer Sprache zunächst einmal die Epoche herauszugreifen, die vor der Beeinflussung liegt und die natürlich das Wesen der Sprache am reinsten widerspiegelt.

Schließlich ist auch die Stärke der Beeinflussung in Anschlag zu bringen; die Unterschiede im Grade der Beeinflussung können sehr charakteristisch sein. Es ist darauf zu achten, wie weit eine Sprache fremden Einflüssen gegenüber weich und nachgiebig oder starr und ablehnend ist, wie weit sie diesen Einflüssen die Oberhand läßt oder wie weit sie sie verarbeitet und bewältigt, ob und wie lange das fremde Sprachgut als deutlich fühlbarer Fremdkörper im Sprachorganismus fortlebt oder mit ihm organisch verbunden und verschmolzen wird.

Kommt schon durch diese Frage nach den Entlehnungen in die Charakteristik der Sprachen ein historischer Zug hinein, so ist die historische Betrachtungsweise überhaupt als ein wesentlicher Teil der Methode zu betrachten. Es gilt zum Verständnis des Wesens einer Sprache, ihre Gesamtentwicklung zu überschauen. Jede Sprache entwickelt sich bekanntlich, oder richtiger: sie kann sich entwickeln. Ob, wie weit und in welcher Richtung sie es getan hat, also die Fähigkeit zur Entwicklung und die Tendenz der Entwicklung festzustellen, ist von höchster Bedeutung für die Beurteilung des ihr innewohnenden Geistes.

Und zwar kann diese Entwicklung eine doppelte sein. Einmal kann die Sprache sich rein physisch, rein äußerlich wandeln. Sie könnte sich z. B. als Typ verändern. So stellen die indogermanischen Sprachen zwar eine reine Form des flektierenden Typus dar, aber aus gewissen Erscheinungen hat man doch schließen wollen, daß dieser flektierende Typ sich erst aus einem agglutinierenden herausgebildet habe, wie man ja überhaupt die Flexionsendungen aus der Agglutination erklären wollte. Man braucht aber nicht gleich an diese grundlegenden Erscheinungen des Sprachbaus denken. Auch ohne dies kann sich der ganze Sprachbau, die Flexion, die Syntax erheblich verändern. Man

braucht nur an die Entwicklung des Englischen zu denken oder an das analytische Flexionsprinzip des Französischen im Vergleich zu der synthetischen lateinischen Flexion.

Ein solcher Wechsel verändert aber nur das Äußere, das Aussehen der Sprache, genau wie der Lauf der Zeit das Antlitz des Menschen verändert. Der Mensch wandelt sich aber auch innerlich, er wird reifer, vielseitiger oder auch einseitiger. Genau so die Sprache, und genau wie bei den Menschen ist bei den Sprachen der innere Wandel nicht überall gleich. Hier geht er weiter als da, hier in einer anderen Richtung als dort. Und darum ist gerade hier der Geist der Sprache am schönsten zu begreifen. Es handelt sich hier um die Feststellung, in welchem Grade die Sprache zum Mittel wird, um alle höchsten Gefühle und alle tiefsten Gedanken auszudrücken, wieweit sie als Instrument der Dichter und Denker sich vervollkommnet, um alle feinsten Nuancen zum Tönen zu bringen, wie weit sie elastisch im Ausdruck dem nach Ausdruck Suchenden entgegenkommt, wie weit sie dabei einfach und schlicht bleibt oder gekünstelt und manieriert wird. Es wird das freilich eine der schwierigsten Aufgaben des Sprachkritikers bleiben, die er nicht ohne eine Summe von Vorarbeiten und Einzeluntersuchungen wird bewältigen können. Vor allem wird er hierbei der Hilfe der Philologen nicht entraten können. Sie müssen ihm die Bausteine liefern, durch oft genug sehr minutiöse Untersuchungen über die Sprache einzelner Epochen, einzelner Stilgattungen und einzelner Autoren. Aber diese Steine und Steinchen zum kunstvollen Bau zusammenzufügen, das kann nur die unendlich reizvolle Aufgabe des Sprachforschers sein, der die Entwicklung der einzelnen Sprache als Ganzes übersieht, der ihre Gesetze kennt, der mit dem Pulsschlag sprachlichen Lebens überhaupt vertraut ist und der darum beurteilen kann, wie weit das natürliche Werden der Sprache den einzelnen Autor bedingt und wie weit umgekehrt der subjektive Wille des Autors den Gang der Sprachentwicklung beeinflußt hat. Wem es aber gelingt, dieses Gefüge von Bedingendem und Bedingtem, dieses Widerspiel von Natur und Kunst zu erkennen, der hat den Einblick in das Wesen einer Sprache bekommen, der hat den Geist dieser Sprache begriffen.

Aber immer hält sich diese Betrachtungsweise noch in der Sphäre des rein Sprachlichen, hat es immer noch ausschließlich mit dem S p r a c h geist zu tun. Ist aber die Charakteristik der

Sprache erst einmal so weit fortgeschritten, daß sie auch den Einfluß des Autors mit in Erwägung zieht, so ist hiermit schon der Punkt gegeben, von dem aus man — mit aller Vorsicht — versuchen kann, dem inneren Zusammenhang dieses Sprachgeistes mit dem Volksgeist nachzuspüren. Die Berechtigung, einen solchen Zusammenhang vorauszusetzen, liegt auf der Hand. Die Sprache ist ja nichts Absolutes, sondern nur eine Funktion des menschlichen Geistes. Sie lebt und wandelt sich nur in der Handhabung durch das Volk, das sie spricht. Jeder Fortschritt der Sprache ist also notwendigerweise zugleich ein Fortschritt des Volkes. Es wäre freilich auch hier, um ganz genau zu sein, erst die Frage zu erörtern, wie weit der einzelne, die überragende literarische Persönlichkeit, das eigentlich fördernde Moment sprachlicher Entwicklung ist. Aber dieses für den ganzen Fortschritt der Menschheit so bedeutsame Verhältnis von Persönlichkeit und Masse kann hier zurücktreten, so wesentlich es an sich auch für die Entwicklung einer Sprache ist; hier handelt es sich ja nur darum, die Sprache zu dem Geist einer Gesamtheit, zu dem Geist des Volkes in Beziehung zu setzen. Die einzelne Persönlichkeit kommt also hier nur in Betracht, soweit sie selbst in ihrem Wesen, ihrem Denken und Trachten den Geist ihres Volkes widerspiegelt, oder insoweit ihre Arbeit an der Sprache das ganze Volk beeinflußt, so daß das Persönliche wiederum zum Volkstümlichen wird.

Genau so bei der Sprache. Aus ihrer Eigenart, ihrer Entwicklung und der Richtung, in der sie sich entwickelt, kann man Rückschlüsse auf den Geist des Volkes ziehen, in dessen Munde sie lebt. Freilich wird man bei solchen Rückschlüssen noch weit größere Vorsicht üben müssen, als bei Betrachtungen die sich auf rein sprachlichem Boden halten. Deswegen wird man sich auch von vornherein prinzipiell über die Richtung der Schlüsse klar werden müssen. Es wäre meines Erachtens verfehlt, aus der Sprache den Volksgeist erschließen zu wollen; man könnte hierbei sehr leicht zu Trug- und Fehlschlüssen kommen, schon weil auf diesem Gebiet mehr oder minder das subjektive Gefühl eine zwingende Beweisführung ersetzen wird. Es kann sich meines Erachtens nur darum handeln, umgekehrt aus dem Volksgeist heraus den Sprachgeist zu verstehen; d. h. nicht der Sprachgeist ist als das Gegebene vorauszusetzen, sondern der Volksgeist. Freilich liegt darin eine weitere Erschwerung der an sich schon genügend Schwierigkeiten bieten-

den Aufgabe. Denn auch der Volksgeist ist in der Regel nicht so leicht in seiner Vielseitigkeit zu erfassen. Es wird hierzu eingehender Studien bedürfen, die auch der Sprachforscher kaum von sich aus befriedigend lösen kann, teils weil sie zu viel Zeit beanspruchen, teils weil ihm das nötige wissenschaftliche Rüstzeug dazu fehlen wird. Er muß sich also auch hier nach Vorarbeiten umsehen, und mit den ist es heute noch sehr schlecht bestellt. Es ist daher sehr fraglich, ob — wenigstens für die Mehrheit der Sprachen — heute schon eine allen berechtigten Forderungen an wissenschaftliche Zuverlässigkeit genügende Sprachcharakteristik im Hinblick auf den Volksgeist möglich ist. Aber darauf kommt es ja nicht an, daß sie heute und morgen geliefert wird; die Hauptsache ist, sie darf kein Schwindelbau werden, sondern muß auf sicheren und tragfähigen Fundamenten ruhen.

Ein Mittel, sich vor Trugschlüssen zu bewahren, wird auch hier das Vergleichen sein. Erscheint eine sprachliche Erscheinung als Ausfluß eines bestimmten Zuges des Volksgeistes, so wird sofort die Probe aufs Exempel zu machen sein: Findet sie sich noch in anderen Sprachen und zeigen die Völker, die diese Sprachen sprechen, eine entsprechende Wesenheit wie das zur Betrachtung stehende Volk? Nur wenn diese Frage mit „ja“ zu beantworten ist, wird man einigermaßen sicher vor einem voreiligen oder trügerischen Schluß sein können.

Was für sprachliche Erscheinungen können aber nun überhaupt als Spiegel des Volksgeistes in Betracht kommen?

Zunächst einmal könnte man an das Phonetische denken. So hat man gesagt, in dem Wohllaut des Französischen präge sich der Sinn des Franzosen für das Artistische, für die Formenschönheit aus. Ähnlich hat man eine Verwandtschaft zwischen dem Reichtum an Zischlauten in der polnischen Sprache und einer gewissen Neigung zur Eitelkeit im polnischen Charakter erkennen wollen. Allerdings ist gerade bei solchen Schlüssen größte Vorsicht am Platz.

Ein festerer Boden ist der Wortschatz. Hier bilden eine besondere Gruppe die Personennamen, und zwar die Namen der älteren und ältesten Zeit. Weil sie noch sinnvoll sind, so kann man die Sphären des Lebens, denen sie entnommen sind, mit den Anschauungen des Volkes in Verbindung bringen. So hat man bekanntlich in dem Vorherrschen kriegerischer Begriffe in den altgermanischen Personennamen eine

Abspiegelung des kriegerischen Geistes der alten Germanen sehen wollen. Ich will die Berechtigung dieses Schlusses hier gar nicht nachprüfen, ich will nur an einem Beispiel zeigen, in welcher Richtung die Untersuchung sich bewegen könnte. Im übrigen verkenne ich nicht, daß gerade bei Personennamen vielerlei zu berücksichtigen ist.

Aber auch die Appellativa bieten einen Angriffspunkt. Schon der Umfang des Wortschatzes kann im inneren Zusammenhang mit dem Geiste des Volkes stehen, ferner die Zahl und Verwendung von Synonymen. Ein Beispiel dafür gibt Meyer mit seinem Hinweis auf die sieben verschiedenen Worte für „geben" im Japanischen, die je nach der sozialen Stellung des Gebenden zum Empfangenden gebraucht werden und die somit ein Zeichen der Höflichkeit, genauer wohl der Unterwerfung des Japaners unter ständische Gebundenheit bedeuten. Wenn es im Hebräischen 25 Wörter für Beobachtung des Gesetzes und 14 für Gottvertrauen gibt, so wird man auch das für eine bezeichnende Spiegelung des jüdischen Volkscharakters halten müssen. Etwas von allerdings entfernter Ähnlichkeit haben wir im Avestischen, das in der mythologischen Terminologie streng die Bezeichnungen für ahurische und daevische Wesen scheidet, also z. B. für den Kopf eines ahurischen Wesens einen anderen Ausdruck gebraucht als bei einem daevischen.

Aber auch die Bedeutungsentwicklung ist heranzuziehen. So hat man beobachtet, daß im attischen Griechisch die Adjektiva, die mit Arbeit zusammenhängen, die Bedeutung „schlecht" annehmen. Man hat das mit einer Abneigung der Athener gegen körperliche Arbeit in Zusammenhang gebracht — bei dem nicht nur für den Athener, sondern überhaupt für den Südländer bezeichnenden Charakterzug ein ganz einleuchtender Schluß. An diesem Beispiel ist zugleich ein Prinzip der Betrachtung festzustellen: Es gilt, mit großem Material zu arbeiten. Nicht, daß ein oder das andere Wort eine bestimmte Bedeutungsentwicklung durchgemacht hat, kann beweisend sein, sondern daß die Sprache, die in Frage steht, überhaupt die Tendenz zu der oder jener Bedeutungsentwicklung hat. Je größer das zum Beleg angeführte Material, desto sicherer ist auch hier der Schluß.

Von der Bedeutung und der Bedeutungsentwicklung der Worte kann man weiter vordringen zur Wortzusammensetzung. Die Möglichkeit der Komposition ist bekanntlich in

den verschiedenen Sprachen bald größer bald geringer. Dem Lateinischen fehlt sie vollkommen, ganz wenige Beispiele ausgenommen. Das Griechische, das Indische, das Deutsche dagegen besitzt sie in ganz hervorragendem Maße. Wenn man nun diese Verschiedenheit mit einer Verschiedenheit in der Phantasiebegabung der Völker zusammengebracht hat, so dürfte das wohl richtig sein; denn tatsächlich ist die Phantasie, die dichterische Erfindungs- und Gestaltungskraft der Griechen, Inder, Germanen ebenso groß, wie sie bei den Römern gering ist. Ein Blick auf die reiche Mythologie jener Völker im Vergleich mit den kümmerlichen Ansätzen original-römischer Mythologie bestätigt diese Behauptung.

Die Frage der Wortkomposition im Zusammenhange mit dem hier angeführten Beispiel ist aber noch nach anderen Richtungen wegweisend.

Es kann kein Zweifel sein, daß die Möglichkeit, Worte beliebig zusammenzusetzen, dem Redenden eine große Bewegungsfreiheit bietet. Es liegt nahe, diese Spur weiterzuverfolgen und nachzusehen, wie weit eine Sprache überhaupt in ihrem ganzen Bau, in der Gesamtheit der Ausdrucksmittel eine solche mehr oder minder große Bewegungsfreiheit bietet, oder wie weit sie starr und ungeschmeidig ist und darum dem Redenden Fesseln anlegt. Ist diese Frage entschieden, so erhebt sich die weitere Frage, ob und wie weit das Vorhandensein und der Grad der Geschmeidigkeit und Freiheit der Sprache mit der Geschmeidigkeit und Gelenkigkeit, der Freiheit und Großzügigkeit des Volksgeistes zusammenhängen, ob umgekehrt die Starrheit und der Mangel an Entwicklungsfähigkeit mit entsprechenden Eigenschaften des Volksgeistes übereinstimmen.

Damit ist aber der letzte und höchste Gesichtspunkt für die Untersuchung gewonnen. Betrachtet man nämlich die Sprache unter diesem Gesichtspunkt, so wird sie zum Objekt kulturgeschichtlicher Forschung, weil sie nunmehr ein Glied in der Kette der Erscheinungen ist, die in ihrer Gesamtheit die Kulturhöhe eines Volkes darstellen, ebenbürtig also etwa mit der Kunst oder der Religion. Wenn sich bei dem Beispiel der Wortzusammensetzungen gezeigt hatte, daß sich das verschiedene Verhalten der genannten Völker auf einen verschiedenen Grad der Phantasiebegabung zurückführen läßt, der seinerseits wieder genau in derselben Verteilung in ihrer Mythologie in die Erscheinung tritt, so ist das ein typisches Beispiel, das die Rich-

tung angibt. Denn ganz allgemein läßt sich die Frage erörtern, ob der Geist, der in einer Sprache lebt, auch in allen übrigen Erscheinungsformen des Volksgeistes zu spüren ist, ob etwa die Freiheit und Geschmeidigkeit, der innere Rhythmus und die Entwicklungsfähigkeit der Sprache auch in dem künstlerischen Schaffen, dem wissenschaftlichen Denken, dem religiösen und politischen Fühlen des Volkes erkennbar sind, ob z. B. die Phantasie, die Fähigkeit und Neigung zum bildhaften Empfinden und Gestalten in der Sprache wie auch hier zutage treten, ob überhaupt gewisse Tendenzen der Sprache hier ihre Analoga haben. Mit einem Wort: Die Sprache ist unter dem Gesichtspunkt der „psychologischen Struktureinheit im Leben eines Volkes" (Elias Hurbioz, *Die Seelen der Völker*. Gotha 1920. S. 87 ff.) zu betrachten.

Damit sollen natürlich die Ansatzpunkte für eine Charakteristik der Sprache im Hinblick auf den Volksgeist keineswegs erschöpft sein. Ich wollte nur einige Möglichkeiten erörtern, und je mehr diese Möglichkeiten in das innerste Wesen des Sprach- wie des Volksgeistes hineinleuchteten, desto mehr habe ich mich auf allgemeine Andeutungen beschränkt, und zwar mit voller Absicht. Hier kann nur das intuitive Erfassen, der geniale Blick die Erscheinungen finden, bei denen der innere Zusammenhang des Sprach- und Volksgeistes zutage tritt. Für das Genie lassen sich aber keine Regeln geben. Hier liegt auch der Grund, warum es bisher noch keine Charakteristik dieser Art zu geben scheint, und warum wir wohl auch noch lange darauf werden warten müssen. Wohl werden hier und da Ansätze gemacht, wohl wird der eine oder andere Versuch einzelne Züge zutage fördern, wie auch der Versuch Meyers bei allen Mängeln als Versuch freudig zu begrüßen ist, aber eine Charakteristik, die die Gesamtheit der Erscheinungen einer Sprache nach den gekennzeichneten Gesichtspunkten betrachtet, ist deshalb so unendlich schwierig, weil sie einerseits eine gründliche Kenntnis der Einzelsprache bis in die letzten und feinsten Nerven ihres Lebens voraussetzt, weil dazu die Vertrautheit mit dem Wesen und Werden der Sprache überhaupt nötig ist, weil ferner der Betrachtende die Kunst, die Wissenschaft und alle übrigen Zweige des völkischen Lebens in ihrer Wesenheit erkannt haben muß, weil aber andererseits alle Gelehrsamkeit und aller wissenschaftliche Geist ohnmächtig bleiben, wenn nicht ein unendlich feines Gefühl für das innerste Wesen der

Sprache, ein intuitives Erfassen der Zusammenhänge, mit einem Worte ein stark ausgeprägtes künstlerisches Empfinden hinzutritt. Denn der Versuch, die Geburt und die ewige Erneuerung der Sprache aus dem Geiste des Volkes darzustellen, ist einer jener bedeutungsvollen Punkte, wo die Wissenschaft zur Kunst wird.

Breslau. ALFONS NEHRING.

FRANÇOIS VILLONS FORTLEBEN IN WISSENSCHAFT UND DICHTUNG[1].

Mit Villon sprengt — zweiundeinhalb Jahrhunderte nach dem Deutschen Walter von der Vogelweide — die französische Lyrik die engen Schranken mittelalterlicher Poesie. Villon ist der erste Dichter französischer Zunge, dem Worte tiefsten, persönlichsten Erlebens, von Reue und von christlicher Gläubigkeit, von Tod und Vergänglichkeit über die Lippen gekommen sind — daneben stehen in grellem Kontrast kecke und zynische Äußerungen, die ihresgleichen suchen. Noch hängt dieser Mann mit mancher Faser am Mittelalter. Die Idee des Totentanzes ist der *cauchemar*, der Albdruck seiner ganzen Zeit, und auch die Geschmacklosigkeit, mit der er erotische und obszöne Dinge breit, so stilistisch gewandt es immer sei, behandelt, gehört seinem Jahrhundert an. Der Allegorie steht er, der noch durch die Schule des Rosenromans gegangen ist, schon fern, aber die Formen, die er für seine Dichtung bevorzugt, haben noch durchaus das Gepräge alten Herkommens. Die verschiedensten Dinge, die tollsten und ausgelassensten Späße und Kalauer ebenso wie die zartesten Verse über die Hinfälligkeit der Schönheit und alles Irdischen oder das innige Gebet an die Jungfrau Maria, das er seiner Mutter in den Mund legt, sie alle sind — in mittelalterlicher Mischung — gemeinsam in seine

[1] Als öffentliche Antrittsrede an der Universität Halle am 7. Januar 1920 gehalten. — Von der großen Villon-Fachliteratur seien folgende Werke genannt, deren Resultate und bibliographische Zusammenstellungen den obigen Darlegungen vielfach zu statten gekommen sind: *Gaston Paris*, Fr. Villon (Grands écrivains français) Paris 1901, *Pierre Champions* zweibändiges Villon-Werk Paris 1913 und *W. v. Wurzbachs* Ausgabe des Dichters, Erlangen 1903. — Einige Hinweise sind Herrn Geheimrat Voretzsch-Halle und Herrn Professor Heiß-Freiburg zu danken.



beiden Hauptwerke, die beiden *Testamente*, hineingestopft. Der Umstand, daß Villon die künstlerische Form des Testamentes zweimal gewählt hat, zeigt gleichfalls noch ein gewisses Ringen zwischen Tradition und Selbständigkeit. Mögliche literarische Urbilder für diese eigentümliche Form liegen bereits verhältnismäßig weit ab, am nächsten steht, wie es den Anschein hat, das Testament *Eustache Deschamps*[1] († vor 1. Sept. 1415), und die poetische Anlehnung an juristische Vermächtnisse mit ihrem feststehenden Sprachgebrauch ist von Villon in einzigartiger Weise durchgeführt worden. Und wenn er die Ballade in ihrer französischen Gestalt mit Vorliebe zur Ausdrucksform für seine dichterischen Konzeptionen wählt, so hat er offenbar Freude daran empfunden, seine glänzende Begabung ihr unterzuordnen und seinem Genius die harten, von ihm mühelos bewältigten Schwierigkeiten ihrer strengen Gesetze aufzuerlegen.

An den Werken Villons sind diese beiden so seltsam vereinigten Seiten für die Nachwelt immer fesselnd gewesen: die tiefsten Töne einer gequälten menschlichen Seele, die er als erster großer Lyriker in französischer Sprache angeschlagen hat und daneben die abenteuerliche Bohémien- und Diebesnatur des Künstlers, die in den Jargonballaden literarisch ihren deutlichsten Niederschlag gefunden hat. In den Augen der Betrachter hat bald der eine, bald der andere Anblick, meist aber beides das Interesse an der seltsamen Dichtergestalt geweckt. Man trifft auf eine lange Reihe bunter Bilder, wenn man durch die Jahrhunderte wandert und betrachtet, wie mannigfaltig sich Frankreichs seltsamer erster Lyriker in den Augen bedeutender Männer der Nachwelt bis in unsere Tage gespiegelt hat, wenn man beobachtet, welche wissenschaftlich denkenden Menschen und welche Künstlernaturen sich mit dem Pariser Poeten des 15. Jahrhunderts beschäftigt und ihm nachge*dichtet*, ja nach*gelebt* haben.

Bereits im Ausgange des 15. Jahrhunderts wird Villon zum Gegenstand der Legende. In ihr herrscht anfangs durchaus das Interesse an dem *escroc*, bestenfalls an dem *follastre* — an dem Schurken oder an dem Narren Villon vor. In den *Repues franches*, den „Zechprellereien", wie man den Titel dieser ums Jahr 1500 zirkulierenden Geschichtensammlung übersetzen muß, spielt Villon, mit Namen genannt, eine Rolle, wenigstens in

[1] Vgl. P. Champion, Fr. Villon II 178ff.

dem ersten darin erzählten Streiche. Die «Repues franches» berichten von allerlei Gaunerstückchen, durch die sich eine Gesellschaft lockrer Vögel beim Fischhändler einen Korb Fische, beim Metzger eine Portion Gekröse, beim Koch einen Braten ohne Bezahlung zu verschaffen weiß. Die Geschichtensammlung wird kaum über 1495 hinaufgerückt werden können, immerhin ergibt sich aus ihr das Einsetzen einer Tradition bald nach Villons Lebenszeit. Der Dichter scheint im übrigen nur auf Grund seiner eignen Verse, die zitiert werden, als ein *bon follastre*, wie er sich selbst nannte, geschildert zu sein, als ein Bruder Liederlich mit den Zügen einer komischen Person.

Wenig anders ist Villons Bild bei einem Moralisten der Zeit, bei Eloi d'Amerval in der «Grant Diablerie». 1503 vergleicht Philippe von Vigneulles aus Metz in seinen Erinnerungen ein leichtsinniges Bürschchen dieser Stadt, das gut zu dichten verstand, aber durch tolle Streiche seiner Familie viel Kummer bereitete, mit dem Pariser Poeten.

Villon, als volkstümlicher Schurkentypus betrachtet, hat sich sehr früh mit dem ähnlichen Pathelins verbunden. In einer Neubearbeitung der berühmten Farce aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts macht vor seinem Tode Pathelin — eine Prellerfigur, jener nachgebildet, die schon im Mittelpunkt des meisterlichen älteren Schwanks stand — ein Testament nach Villons Muster und verwendet sogar Verse aus dessen Dichtungen dabei. Auch sonst bleibt in der Folgezeit der Schurkentyp Villon beliebt, er wird 1514 in „Leben und Tod Caillettes" und 1532 in dem Schelmenroman «Maistre Pierre Faifeu» von Bourdigné verwendet. Aus der Literatur dringt der Name Villon damals in die Sprache ein und wird Gemeingut des Volkes ebenso wie der Name Pathelin. Beide Namen werden als Synonyme von „Schurke" verwendet. Wir verdanken aus dem 16. Jahrhundert Étienne Pasquier darüber ausführliche Nachricht. Man bildete auch Ableitungen: ein «patheliner», ein «villoner», „sich wie Pathelin, wie Villon, d. h. als Schurke benehmen", «villonerie» usw.

Trüb und dunkel, sehen wir, brennt das Lämpchen seines Nachruhms in der ersten Zeit. Aber schon mit *Clément Marot* setzt die liebevolle Beschäftigung mit dem *Künstler* Villon ein. Zwar gegen die Jargonballaden, jene Gedichte, die der unter die Einbrecher gegangene Student in einer unverständlichen Geheimsprache verfaßt hat, besitzt Clément Marot die gleiche

Abneigung wie der tatkräftige Drucker Geoffroy Tory, der in der Vorrede zu seinem Prachtwerke «Champfleury» (Paradiesesgarten), das über Größen- und Formenverhältnisse der Buchstaben handelt, sagt: Villon habe fürwahr etwas Besseres tun können, so erfindungsreich er auch im Jargon gewesen sein möge. Und Marot sagte: «Touchant le jargon, je laisse à corriger et à exposer aux successeurs de Villon en l'art de la pince et du croq.» Im übrigen aber hat sich Marot, der liebenswürdige Dichter, der einer von denen ist, die für Frankreich die Morgenröte der Renaissance heraufführen, mit der Wärme des Künstlers für den alten Pariser Dichter eingesetzt, er hat in Verbindung mit Galiot du Pré seine «œuvres revues et remises en leur entier» herausgegeben und jungen Dichtern den dringenden Rat erteilt, von der großen, lebendigen Kunst dieses Mannes, den schon sein Vater Jean Marot nachgeahmt hatte, zu lernen. Nur die Bildung des Geistes und den Schliff der Sprache, die allein der Königshof gewähre, vermißt Marot an Villon — „Marot ist Villon courtois", sagt Morf, „wobei dieses Attribut zugleich eine Einbuße tieferer Innerlichkeit bedeutet".

Maître François Villon hat die verdiente Ehre gehabt, diesen auserlesenen ersten kritischen Herausgeber zu finden, der ihm von 1533—1542 zehn Auflagen verschafft hat. Aber auch die andere Auszeichnung hat er genossen, daß literaturgeschichtlich *Rabelais* der erste ist, der sich bemüht hat, über die Angaben in den Dichtungen selbst hinaus Beiträge zur Kenntnis seines Lebens zu geben. Mehrmals kommt Frankreichs größter Renaissancedichter auf Villon zu sprechen, der Vergänglichkeitsrefrain «Mais où sont les neiges d'antan» (wo sind die Schneemassen hin aus dem vergangenen Jahre?) wird von ihm zitiert, im 2. Buche des Pantagruel wird aus der Hölle eine grobschlächtige Mostrich-Anekdote, die sich zwischen Villon und Xerxes abgespielt habe, erzählt und vor allem verdanken wir ihm mehrere Angaben über das Exil Villons aus Paris, das er aller Wahrscheinlichkeit nach am 8. Januar 1463 — auf 10 Jahre — antreten mußte, seit dem er dann völlig im Dunkel der Geschichte verschwunden ist. Die eine Geschichte — im 4. Buche des Pantagruel Kap. 67 kann man sie nachlesen — ist eine saftige «historiette de pot de chambre», die deutlich den Stempel der Unwahrscheinlichkeit trägt, an der von Interesse nur die Behauptung ist, daß sie zwischen Villon und dem König Eduard I. am englischen Hofe

gespielt haben soll. Besonders wichtig aber erscheint die weitere Nachricht, die Rabelais einer Lokaltradition entnommen hat, wonach Villon Theateraufführungen in Saint-Maxence geleitet und dort eine Zufluchtsstätte gefunden hätte. Die *Inszenierung*, nicht die *Dichtung* einer Passion in poitevinischer Mundart, wie man gemeint hatte, wird ihm von Rabalais zugeschrieben. Natürlich geht es bei dieser Erzählung ohne schwankhafte Zutaten nicht ab, Villon und seine als Teufel verkleideten Bauern lauern mit Stöcken bewaffnet, in Tierpelze gehüllt, mit Hörnern versehen, qualmende Feuerbrände tragend, auf der Landstraße einem Franziskaner auf, und tobend, johlend bringen sie ihn zum Sturze von seiner Stute, auf der er heimreiten wollte. Das alles, weil er sich geweigert hatte, für das Mysterium, das unter Maître François' Leitung aufgeführt werden sollte, den Mantel und die Stola zur Verfügung zu stellen, in welchen der Herrgott selber auftreten sollte.

Die tatsächlichen Ereignisse, die Rabelais' Bericht zu Grunde zu liegen scheinen, hat die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahre als nicht recht annehmbar bezeichnen müssen. Zu diesem Urteil trägt Verschiedenes bei, besonders schwer wiegt die Tatsache, daß der Scherz der Teufelsverkleidung schon in der siebenten von den «Repues franches» erzählt wird. Rabelais schöpft zwischen 1545 und 1552 auch nur noch aus der literarischen Legende, es hat sich offenbar keine sonstige, unbeeinflußte Lokaltradition über Villon erhalten können. Der *bon follastre* der literarischen Legende wird bald denn auch vom Abbé de Brantôme in die Zahl der berühmten Narren versetzt.

In der lebhaften literarischen Bewegung des 16. Jahrhunderts hat sich dann die Villontradition bei der Konkurrenz des vielen Neuen, das, sei es aus Italien hereinströmte, sei es aus dem neubefruchteten geistigen Ackerland Frankreichs selbständig erwuchs, im Sande verlaufen.

Gleichwohl klafft zwischen dieser ältesten rein stofflich interessierten Legende und zwischen der literarischen Villon-Renaissance, wie sie gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts in Frankreich einsetzt, keine völlige Lücke. Auch in den beiden von Klassizismus mehr oder weniger beherrschten Jahrhunderten, in denen nur ein sehr schwaches lyrisches Interesse vorhanden ist und nur wenige echte lyrische Begabungen, etwa Racine, auftreten, reißt die Kette der Villonbewunderung nicht ab.

Lafontaine, kein geringerer als er, hat Villons Dichtungen auswendig gewußt. *Olivier Patru*, den Victor Hugo gleich im Eingang von «Notre-Dame de Paris» geringschätzig beurteilt, der in der älteren und in der jüngeren Generation des französischen Klassizismus im 17. Jahrhundert aber eine anerkannte Kritikerpersönlichkeit war, er sagte von Villon: «Il avait le goût aussi fin qu'on pouvait l'avoir pour son siècle». Der Dichter und Literarhistoriker *Guillaume Colletet*, Patrus Zeitgenosse und wie er Mitglied der französischen Akademie, hat in der Mitte des Jahrhunderts unter den «Vies des poètes français» auch eine «Vie de François Villon» verfaßt, die 1854 der Bibliophile Jacob in seiner Ausgabe des Dichters abgedruckt hat, während das wertvolle, nicht völlig gedruckte Gesamtmanuskript 1871 beim Brande der Louvrebibliothek zerstört worden ist. Ziemlich bekannt ist die merkwürdige Art, in der *Boileaus* «Art poétique» auf unseren Dichter zu sprechen kommt. Zwei Verse sind ihm da gewidmet, und sie lauten:

«Villon sut le premier, dans ces siècles grossiers,
Débrouiller l'art confus de nos vieux romanciers.»

Was er damit hat sagen wollen? *Romancier* ist Villon nicht gewesen. Campaux hat in seiner Pariser These von 1859 u. a. darüber gehandelt. Ich glaube, Gaston Paris hat Recht darin, daß er an eine unkorrekte Herübernahme der Meinung Patrus denkt, auf dessen Urteil sich Boileau hinsichtlich Villons Verhältnis zu den Anfängen der französischen Dichtung blindlings verlassen haben mag.

Klein ist auch im 18. Jahrhundert die Zahl der Feinschmecker, die des armen Poeten Werke zu würdigen wissen. Da ist ein Jesuitenpater Du Cerceau, welcher der ersten Ausgabe, die seit 1542 wieder erscheint, im Jahre 1723 eine „Lettre" beifügt und welcher «le tour badin et le caractère enjoué» in Villons Poesie freundlich gewürdigt hat. Eine zweite Ausgabe erscheint 1742. Der Abbé Massieu findet feine, richtig charakterisierende Worte und stellt fest, daß man, «obwohl les sujets qu'il traite roulent presque toujours sur des choses basses et sur des bagatelles, on ne laisse pas d'y trouver beaucoup de réflexions sérieuses et solides . . .» Es sind noch klangvolle Namen zu nennen: der junge Voltaire, La Monnaye, Lenglet-Dufresnoy, Daunou, die aus dem Jahrhundert der Aufklärung Villons Gefolgschaft bilden.

Dann aber naht das 19. Jahrhundert und bringt dem ältesten der modernen französischen Lyriker einen ungeheuren Aufschwung. Haben sich bisher Künstler und Gelehrte mit ihm nur vereinzelt beschäftigt, so gewinnt die Villonverehrung jetzt viel größere Ausdehnung. Mit dem Erwachen der Romantik tritt das Mittelalter ins Interesse der Künstler, aber auch die wissenschaftlich gerichteten Köpfe wenden den Blick auf die Erzeugnisse jener ihnen zaubervoll erscheinenden alten Zeit: und mit dem Erstehen der verschiedenen Philologien beginnt auch die philologische Beschäftigung mit dem Maître François Villon.

Das Jahr 1832 bringt Prompsaults Ausgabe, an die sich ein Aufsatz Daunous knüpft, an die sich auch Théophile Gautiers Würdigung und die heftige Schmähschrift gegen Prompsault von einem persönlichen Feinde, namens Crapelet, anschließt. Auf der Grundlage der Prompsaultschen Ausgabe schreibt Albert Stimming noch 1869 seine Doktordissertation. Es folgen eine Reihe anderer Ausgaben. Die großen Erfolge der Villonphilologie aber setzen erst am Ende der siebziger Jahre ein, seit Longnon und Gaston Paris ihre Studien veröffentlichen, die aus handschriftlichem Material Licht über die Biographie des Dichters verbreiten. Vereinzelt gelingt es noch, einige Stücke als echt in das Werk Villons einzugliedern, und einen besonderen Brennpunkt in der wissenschaftlichen Erörterung bilden jene Balladen, die im Jargon, in der Gaunersprache gehalten sind. Es glückt lange trotz gemachter Anstrengungen nicht, sie zu deuten, da gestattet die Heranziehung einer Gerichtsakte des Jahres 1455 aus Dijon wenigstens eine geringe Aufhellung dieser unverständlichen Stücke. Die Gaunerbanden im Frankreich des 15. Jahrhunderts, die (wie einzelne Komödiantenvereinigungen des Mittelalters) den Namen der als Abzeichen die Muschel tragenden St. Jakobspilger mißbrauchten und sich *coquillards* oder *frères de la coquille* nannten, haben eine Geheimsprache ausgebildet, mit der sie sich untereinander verständigten. Als die Justiz ihrem gemeingefährlichen Treiben endlich energisch entgegentreten wollte, hat man einen Angehörigen der berüchtigten Gesellschaft unter Zusage von Straffreiheit dazu vermocht, Aussagen über die Gewohnheiten und die Sprache der *coquillards* zu machen, und diese Angaben, die ein Barbier vervollständigte, sind in Dijon zu Protokoll genommen worden. Es war Marcel Schwob, der dieses Protokoll ausnützte

und das kleine *coquillards*-Lexikon daraus veröffentlichte. Wir wissen jetzt, was Villon in den Jargonballaden mit manchen Ausdrücken meint, z. B. daß er von einem *dupe* reden will, wenn er von einem *sire* spricht, daß *enclouer*: *emprisonner*, *accolé*: *pendu*, *blanc*: *niais* bedeutet oder daß der merkwürdige Ausdruck *le marieur* (der „Verheirater" bei wörtlicher Übersetzung) für den Henker gebraucht wird, sei es, weil in der Regel zwei auf einmal hingerichtet wurden, der Henker also gleichsam eine Galgentrauung vornahm, oder weil der Henker es ist, der den Verurteilten mit dem Galgen „verkuppelt". Da uns nur Proben aus dem Wortschatz aufgezeichnet worden sind, bleiben auch heute große Teile der *Jargon*balladen unverständlich. — Die französische Jargonforschung, namentlich Sainéan, hat erst seit jenem Funde Schwobs fruchtbar arbeiten und das Fortleben mancher alten Wendung im modernen *argot*, d. h. in der Sprache der heutigen französischen Gauner, des lichtscheuen Großstadtgesindels und der modernen Argot-Literaten verfolgen können[1]. Die vorbildliche Ausgabe Villons haben wir von Longnon[2], die hübscheste, handlichste Monographie von Gaston Paris — der Hauptförderer der Villon-Studien aber war Marcel Schwob, der unermüdlich bis an sein Lebensende daran gearbeitet hat, aus den Archiven Dokumente zu sammeln, die Aufklärung über Leben und Werke seines geliebten Dichters geben könnten. Er ist über der Arbeit gestorben, aber Pierre Champion hat die Ergebnisse von Marcel Schwobs Lebensarbeit mit den älteren Ergebnissen verarbeitet und im Jahre 1913 in zwei schönen Bänden mit Bildern und Faksimiles vorgelegt.

Das Werk Villons wimmelt von schalkhaften, ironischen, obszönen, aber auch ernsthaften Anspielungen an bedeutendere, vor allem aber intimere zeitgenössische Ereignisse, Gewohnheiten, Redensarten. Marot sagte: «Il faudrait avoir esté de

---

[1] Die jüngste wertvolle Schrift zu Villons Jargon ist: René F. Guillon, Fr. Villon: Les ballades en jargon du ms. de Stockholm (a. d. Nachlasse hgg. von Sneyders de Vogel) Neuphilologiese Bibliotheek Groningen, den Haag 1920.

[2] Siehe jetzt den Longnonschen Text in der gründlichen Fouletschen Durchsicht «Classiques français du moyen-age», [2]1914, sowie die Luxusausgabe des Longnon-Fouletschen Textes aus der Sammlung der «Maîtres du Livre», Crès Paris 1918. — Diesem Texte Foulets schließe ich mich in meiner Villon-Ausgabe der «Pandora» des Inselverlags (auf zwei Hefte berechnet) in sehr vielen Punkten an.

son temps à Paris, et avoir congneu les lieux, les choses et les hommes dont il parle . . .» Es ist höchst erfreulich zu sehen, wie wenig die Resignation hinsichtlich des Verständnisses vieler Einzelheiten berechtigt war, die lange geherrscht hat. Mit Hilfe alter lokaler *literarischer* Produktionen, mit Hilfe von Dokumenten über Leben und Treiben, Handel und Gewerbe, Klerikergewohnheiten und Kneipsitten im Paris, im Frankreich des 15. Jahrhunderts ist es gelungen, in der Erklärung der beiden Testamente soviel zu erreichen, daß nur wenig noch zu wünschen bleibt. Für den Genuß der alten, ewig jungen Verse hat hier die Wissenschaft durch jahrzehntelange Bemühungen, die nicht verschwendete Kraftaufwendung waren, in vorbildlicher Weise vorgearbeitet.

Mitten hinein in das Straßengewirr, zwischen die Tavernen und Klöster von Paris — mit dem *Danse macabre,* dem Totentanz, an der Mauer des Kirchhofs der Unschuldigen Kindlein und mit dem Hochgericht von Montfaucon als dunklen Kulissen — hat die Forschung die feine, scharfgeschnittene Silhouette des eigenartigen Klerikers und Galgenvogels, der Frankreichs erster großer Lyriker war, immer deutlicher hingestellt und von dem leichten Nebelschleier abgehoben, der die Dichtergestalten der älteren Zeit leise umzieht und sie, für unseren Blick wenigstens, des höchsten Glücks der Menschenkinder, der Persönlichkeit beraubt.

Größeres noch als die hingebende Liebe einiger feinsinniger Philologen war dem Maître François Villon im Laufe des 19. Jahrhunderts vorbehalten. In der romantischen Bewegung und in den Strömungen, die später aus ihr hervorgingen, waren der Anknüpfungspunkte viele für eine gerechte Würdigung dieses sittlich haltlosen, künstlerisch reichen Mannes gegeben. Der romantische Held stößt die klassizistischen Schemen in den Orkus hinunter, neben dem *sublime* erweckt *le grotesque* das Interesse, man schwärmt fürs gotische Mittelalter. Die Vorliebe für den *outlaw* erwacht, bald wird auch — seit Sue — das Proletariat zuerst in der Literatur seinen Einzug halten. Die «Scènes de la vie de Bohème» werden geschrieben und richten die Aufmerksamkeit auf das Leben werdender und verkommender Genies im *Quartier latin.* Kurz, das Individuum in jeder, besonders in abenteuerlicher Erscheinungsform reizt die Lust zur Beobachtung und zur Gestaltung. Nehmen wir dazu die beim Abklingen der Romantik besonders

wachsende Verfeinerung des Formgefühls, die sich im Rückgreifen auf alte schwierige Strophenformen kundgibt und das Hereinbrechen des *argot*, der untersten Sprachschichten, in die Literatur — so haben wir ungefähr alle Voraussetzungen für die Villon-Renaissance des 19. Jahrhunderts.

Schon im Anfange der Romantik hatten Villemain, Sainte-Beuve, Saint-Marc-Girardin, Philarète Chasles u. a. verständnisvoll über Villon gesprochen. Erst *Théophile Gautier* hat indessen seine Bedeutung recht erkannt. In seinen «Grotesques» taucht Villon an der Spitze der «poètes du second ordre» auf, die sich Gautier ausgesucht hat, um bei ihnen Funde zu machen, die anderen bisher entgangen sind. Die unsterblichsten Verse des großen Künstlers sind in der liebevollen Studie an den Faden einer biographischen und ästhetischen Würdigung aufgereiht, so seine verschiedenen Grabschriften, die einzig schönen Verse über den Verfall menschlicher Jugendschönheit, besonders die Klagen der schönen Helmschmiedin, die Théophile Gautier an Téniers und Rembrandt denken lassen. Bei anderen Stellen fühlt sich der große Maler-Dichter an Dürer, an Giotto und Cimabue erinnert. Seine Studie ist die wertvollste, die Villon gewidmet worden ist, Gautier hat Villon seinen bleibenden Platz in der französischen Literatur angewiesen. Zögernd nur wird ihm *Sainte-Beuve* in den Contes du Lundi XIV gerecht, wo er ihn zu dem *types* der Literaturgeschichte zählt, von denen man keine Vollkommenheit erwarte, die man vielmehr gern ergänze. Das *enfant du siècle*, Musset, sei ein ähnliches Beispiel der Gegenwart. Trotz allen Lobs warnt Sainte-Beuve vor Überschätzung, und er spricht ihm mit Unrecht die Aufrichtigkeit seiner melancholischen Äußerungen ab. — Wärmer war das Urteil *Nisards*, des Anhängers des Klassizismus, der Villon gegenüber Karl von Orléans «l'honneur du progrès que vient de faire la poésie française depuis le Roman de la Rose» zusprach.

Als nach der Mitte des Jahrhunderts die Form der Dichtung ganz im Gegensatz zu der Formverachtung der Frühromantik in der Wertschätzung steigt, ist Villon vor allem als der Dichter der Ballade zum Vorbild und Meister geworden. *Théodore de Banville* hat sich in der zweiten Hälfte seines Lebens und Schaffens die Erneuerung alter Gedichtsformen wie des *Rondeau*, der *Ballade*, des *Virelai* usw. angelegen sein lassen. Aus dem Jahre 1875 stammen seine «Trente-six ballades joyeux pour passer le temps à la manière de Fr. Villon . . .» Es reizt ihn,

was für die Kunstbestrebungen jener Jahre charakteristisch ist, daß die Ballade „unit ces deux qualités maîtresses d'être facile à lire et difficile à faire». Besonders groß aber ist Banvilles Freude, hier ein Feld bebauen, eine Form erneuern zu können, in denen Victor Hugo sich nicht versucht hat, der sonst alles vorweggenommen habe. Ein *dizain,* der Villon von der Diebeslegende befreien möchte, die ihm anhängt, schließt die kleine Sammlung, die in den Vers mit dem schiefen, gutgemeinten Vergleiche ausklingt: «*Tu fus larron, mais comme Prométhée*» — Dieb .... wie Prometheus, der das heilige Feuer vom Himmel gestohlen hat.

Ganz anders ist die Anrede, die *Jean Richepin* in seiner «Ballade Villon» an seinen Ahnherrn unter den Königen der Bohème gerichtet hat:

«Roi des poètes sans billon,
Escroc, truand, marlou, génie!»

Richepin, in dessen Bohémienwesen Vieles äußere Mache bleibt, an dessen Vorliebe fürs Vagabundentum und seine beneidenswert einfache, animalische Lebensweise man bei der guten literarischen Bildung, die er doch verrät, nie voll glauben kann, wenn er schon als Schriftsteller den *argot* der Gasse beherrscht wie kaum ein zweiter, er hat die «Chanson des gueux» geschrieben, in der Villons Balladen und zwar die Jargonballaden wieder aufleben sollen.

Auch sonst ist die Ballade mit starker Verwendung von *argot* im Ausgang des Jahrhunderts nachgedichtet worden. Ein beißender, aggressiver Ton gegen die bürgerliche Gesellschaft und gegen Schriftsteller und Dichter unter seinen Zeitgenossen wie Barrès, Péladan, Loti beherrscht *Laurent Tailhades* «Dix-huit ballades pour exaspérer le mufle». Sie sind in der Sammlung «Poèmes aristophanesques» des kürzlich (Ende des Jahres 1919) verstorbenen Pariser Sozialisten und Petron-Übersetzers aufgenommen. Armand Silvestre sagt ihm nach: «De Gautier il a l'impeccabilité souveraine, de Villon l'emportement lyrique et l'abondance cadencée du verbe.» Für den deutschen Leser bedarf es sehr genauer Kenntnis moderner Pariser Verhältnisse und des Wörterbuches Vers für Vers, um Tailhades saloppe Redeweisen zu verstehen.

Undenkbar wärs, im Kreise der Villonverehrer einen Künstler nicht zu finden, der so geflissentlich nach ungewöhnlichen, den *bourgeois* erschreckenden Reizen sucht wie *Baudelaire.*

Auch er hat ihn geliebt, und seine Neigung für die seltenen Kombinationen fand bei Villon, was ihr zusagte: ein Parfum, untrennbar zusammengesetzt aus den Gerüchen der Tavernen und Bordelle von Paris, aus dem Duft, der die Kirchen erfüllt, aus dem Dunst der Justizgebäude und besonders aus dem Verwesungs- und Modergestank der Galgenstätte und des Kirchhofs. — Und seelisch: die Hingabe an den Kelch der Sünden und dabei doch gleichzeitig die angewiderte Abkehr und die Wendung zu Gott.

Dies eigentümliche Schwanken zwischen Extremen hat auch die *englischen Präraffaeliten* angezogen. Im künstlerischen Werk halten auch sie gern jenen Mittelpfad, der zwischen Keuschheit und mystischem Empfinden auf der einen — und zwischen perversen Trieben moralischer Verkommenheit auf der anderen Seite hinführt. Neben Übersetzungen Guido Cavalcantis und Dantes stehen bei Dante Gabriel Rossetti solche François Villons. Die feingeschliffene, stilvollendete Form „primitiver Romanen" ist es, die es den englischen Ästheten angetan hat. Von Rossetti und Swinburne bestehen nur einige Balladenübertragungen, England besitzt aber schon seit Jahrzehnten eine Übertragung des Gesamtwerkes Villons durch John Payne. Sonst hat sich — von den kritischen Studien einiger Schriftsteller abgesehen — in England am Ende der siebziger Jahre *Robert Louis Stevenson* für den französischen Dichter des 15. Jahrhunderts interessiert. Der liebenswürdige, schwächliche Schwindsüchtige, den die Samoaner 1894 in ihrem Lande auf dem Gipfel des höchsten Berges begraben haben, kannte das Pariser *Quartier latin*, er war 1875 in der Künstlerkolonie Barbizon eingeführt worden, trug sich selbst als ein *Bohémien* und konnte so einen warmen Aufsatz Villon, dem Dichter und Einbrecher widmen. *Poetisch* hat er ihn außerdem in einer Novelle „Ein Nachtquartier" verherrlicht — es ist eine Verherrlichung eigner Art. Der alte Dichter wird fast zum Wortführer eines brutalen und krassen individualistischen Anarchismus. In einer Kaschemme, in der es über dem Spiel zur Messerstecherei gekommen ist, hat der gute François, der dabei unbeteiligt war, den Verlust seiner Börse zu beklagen, und nun macht er sich ohne Mittel auf den Weg, ein Nachtlager zu erbetteln. Er wird denn auch von einem vornehmen, alten Herrn auf seine Bitte eingelassen und üppig mit Speise und Trank bewirtet. Voll häßlicher Undankbarkeit nennt er seinem Wohltäter darauf

behaglich schmunzelnd seinen Namen, erzählt von seiner Verruchtheit und vergleicht große Herren und kleine Diebe nicht zum Vorteil der ersteren miteinander. Als er nun von dem Gastgeber wegen seiner Undankbarkeit aus dem Haus gewiesen wird, sagt er zu ihm: „Sagten Sie mir nicht, Sie wären allein zu Hause? Sehen Sie ihre goldenen Teller an! Sie ... sind alt und unbewaffnet, und ich hab mein Messer. Und ... ich hätte kein Ehrgefühl! ...“[1] Und als er das Haus verläßt, brummt der Dichter-Dieb vor sich hin: „Ein langweiliger alter Herr!“ ...

Keinen der genannten Schriftsteller und Dichter, auch wenn sie sich so ungezügelt gebärdeten, wie Richepin oder Tailhade oder Stevenson, hat in seiner gesamten Erscheinung so große Ähnlichkeit und Vorliebe zugleich mit dem Ahnherrn und Meister der Pariser Bohémiens verbunden wie *Paul Verlaine*. Dieser große Lyriker Frankreichs, der Erinnerungen über seine Gefängnisse und über seine Hospitäler geschrieben hat, da sie ja beide in seinem Leben eine trübe Stelle einnehmen, hat der gleichen tiefen Reue aus der Inbrunst seiner sündigen Brust heraus als treuer Sohn der katholischen Kirche Sprache verliehen, wie einst Villon. Voll tiefer Aufrichtigkeit ist seine Reue gewesen, wie einst die Villons. Freilich war sie nie von langer Dauer, auf Reue folgte neuer Sündenfall und immer neue Reue, ständig wechselnd. «Certes, il est fou» — sagt Anatole France — «mais prenez garde que ce pauvre insensé a créé un art nouveau et qu'il y a quelque chance qu'on dise un jour de lui ce qu'on dit aujourd'hui de François Villon auquel il faut bien le comparer: *c'était le meilleur poète de son temps.*»

Den Vergleich mit Villon hat Verlaine öfter über sich ergehen lassen müssen, er hat ihn sogar selbst kultiviert und mit einem gewissen Stolz für sich in Anspruch genommen. Ich will nur die merkwürdigste Stelle, die sich in den «Hôpitaux» Verlaines findet, herausheben. Es wird dort im fünften Abschnitt das ergötzliche Erlebnis geschildert, das der Dichter in Aix-les-

[1] Stevenson hat für seine Novelle deutlich die im „Testament“ erzählte Szene zwischen Alexander d. Gr. und dem Seeräuber vorgeschwebt. — Die Zitate sind gegeben nach der mir einzig zugänglichen Ausgabe, der deutschen Übersetzung von Irma und Albrecht Schaeffer, Insel-Bücherei 234.



Bains am Genfer See gehabt hat. Er ist zur Kur dorthin geschickt worden und sucht für sich Wohnung im Orte. Er klingelt an einem Hause, die Dame des Hauses bedeutet ihm, daß es Wohnung darin nicht gebe, trotzdem steigt Verlaine die Treppe weiter hinauf und geht danach gemächlich wieder herunter. Die Dame wird ängstlich, schöpft Verdacht, bittet ihn zu warten, läßt die Polizei holen, aber erst durch den Badearzt, an den Verlaine ein Empfehlungsschreiben hat, wird über seine Persönlichkeit Klarheit geschafft. Die Dame entschuldigt sich bei dem Dichter. Der aber fügt in seinen Erinnerungen (in der dritten Person von sich redend) hinzu: «au fond comme il était flatté à cause de Villon, d'être pris pour un mauvais garçon! Il avait bien, sur sa mine peu Lamartinienne, été pris, jadis et naguère . . . pour un assassin. Seulement l'interrogatoire ayant démontré que le coupable venait d'être guillotiné l'affaire n'eut DONC pas de suite. Mais se voir considéré comme voleur, ça c'était du nanan.»

Nicht nur als Kritiker, sondern auch als Roman- und Novellenschriftsteller hat *Anatole France* an dem Villon-Motiv seine sichtliche Freude gehabt. In der sinnlichen und doch ästhetisch verfeinerten Atmosphäre seines Romans «Le lys rouge» hat sich ähnlich wie bei Rossetti die Liebe für Dante und die Präraffaeliten mit der für Maître François Villon verbunden. Der antimilitaristische, edelanarchistische Bohémien Choulette ist einer von Villons Geschlecht.

Eine Novelle von Anatole France, eine Verlaine-Novelle, in die wieder der Gedanke an Villon hineinspielt, gehört noch hierher: die von dem «mauvais garçon, nommé Gestas qui fait les plus douces chansons du monde». Der sonderbare Held hat den Namen Gestas erhalten, den im alten Mysterium Frankreichs der zu Christi Rechten gekreuzigte Schächer zu führen pflegt. Im «Étui de nâcre» ist diese Novelle mit ihrem außerordentlich amüsanten Verlauf aufgenommen. Der am Morgen schon trunkene Dichter hat eines Tages plötzlich einen moralischen Katzenjammer. Ein unbeschreibliches Verlangen nach Reinheit und Kinderglauben erfaßt ihn und das dringende Bedürfnis zu beichten. In einem kleinen armen Kirchlein, just einem solchen wie das, in dem François Villons Mutter zu beten gepflegt haben mag, tritt er ein. Da beginnt denn die tragikomische Szene des reuigen Trunkenbolds Er beugt das rheumatismussteife Bein vor dem bunten Bild der Jungfrau, er

flüstert sanfte Worte: «Bonne vierge, ma mère, Marie, Marie, votre enfant, votre enfant, maman.» Er kniet vor dem Beichtstuhl nieder und flüstert: «Mon père, mon père». Als niemand ihn hört, klopft er, er wird immer dringender: «La confession, s'il vous plaît». Schließlich schlägt er wutentbrannt auf den Beichtstuhl ein: «Oh! hé! le curé, le vicaire!» Der Kustos eilt herbei, Gestas wird zur Beichtstunde bestellt, doch darauf läßt er sich nicht ein: «Ah çà! est-ce qu'on va me laisser mourir sans confession? C'est pire qu'en 93, alors!» Er schmeichelt, man solle ihm einen «tout petit vicaire» rufen, er verspricht, ganz besonders interessante Sünden zu bekennen. Zuletzt wird er grob: „Donnerwetter, ich will mich mit dem *bon Dieu* versöhnen!"

Von kräftigen Armen wird er an die frische Luft hinaus befördert. Durch eine Seitentür will er wieder in die Kirche eindringen, er verliert aber den Weg. Statt in die Kirche gelangt er in die Stube eines Weinhändlers, und der Absinth, nicht der liebe Gott, wird der Tröster der reuigen Seele.

Es ist nicht verwunderlich, daß bei der außerordentlich in Blüte stehenden Villon-Renaissance des vorigen Jahrhunderts — die Beziehung zu Villon verbindet eine Zeitlang fast alle, die einen guten literarischen Namen haben — auch kleinere Mitläufer und Nachläufer der bedeutenden Künstler der Zeit sich an Villons dankbarer Figur versucht haben. So ist er mindestens dreimal in Frankreich fürs Drama verwendet worden. 1906 schrieb Jehanne d'Orliac eine *Comédie en vers* «François Villon», und bereits 1897 ist der junge Villon als ausgelassener neunjähriger *gamin*, der schon voll von närrischen und intrigierenden Einfällen steckt, von Olivier du Chastel behandelt worden[1]. Im

[1] Zuletzt bisher anscheinend von Maryo Olivier. Mit diesem Namen unterzeichnet steht in «Les Jeux et les Ris, Suppl. aux Annales politiques et littéraires» vom 26. 10. 1913 p. 173—176 ein Spiel „Fr. V.", das in Alexandrinern jene kritische Begebenheit aus dem Leben des Dichters behandelt, bei welcher Philippe Sermoise (oder de Chermoix) von seiner Hand das Leben verlor. Mit schwacher Kraft hat Maryo Olivier neun Szenen aneineindergereiht, in denen Ninon (für die historische *Catherine*) de Vaucelles, vor kurzem noch Villons, jetzt Chermoix' Geliebte, im Mittelpunkte des Interesses steht. Auch sonst sind in freier Weise Personennamen aus dem Werke oder aus der Lebensgeschichte verwendet, Reminiszenzen an des Dichters Verse bleiben nicht aus. Am Schlusse wird Villon, der Chermoix

Anfang des neuen Jahrhunderts brachte in England Justin Huntly *Mac Carthy* eine Villon-Novelle mit dem Titel "If I were king"[1]. Ein Dresdener Schriftsteller, *Leo Lenz,* hat diese englische Erzählung in ein Drama umgeschrieben. Der Buchausgabe von 1910 ist ein mit Liebe, aber ziemlich flüchtig geschriebenes Vorwort über die historische Persönlichkeit des Dichters vorausgeschickt. Bezeichnender Weise ist das Stück „romantische Komödie“ benannt, und es atmet unverkennbar den Geist Rostandscher Konzeption. Geschickte, wohltönende Verse, die aber ein hohles Pathos und leere Phrasen nicht immer verdecken können. Das verwendete Harun-al-Raschid-Motiv hat Lenz von Mac Carthy übernommen. Ludwig XI. hält sich spionierend mit seinem Vertrauten in Verkleidung unter dem Pariser Gesindel auf, das in der Kellerkneipe zum Tannenzapfen verkehrt und sich um Villon schart. Es gelüstet den König, Villon, dessen kecke Reden er hört, auf sieben Tage zum Connétable von Frankreich zu machen, ehe er ihn dem Henker überläßt. Als Connétable erficht der Dichter einen großen Sieg über den drohend heranrückenden Herzog von Burgund. Dazu gewinnt er die Liebe einer hohen Frau am Hofe. Das aber löst ihn vom Galgen, dem er sonst gemäß dem Willen des Königs nach dem siebenten Tage verfallen sein sollte. Statt Connetable zu bleiben und die Hand der Katharina von Vaucelles anzunehmen, verläßt indessen der Dichter den Prunk des Hoflebens, denn er sehnt sich zurück nach den Kumpanen von ehedem und nach der Kneipe zum Tannenzapfen.

In Lenz' Komödie finden sich eingelegt zum Teil *sehr* frei nachgedichtete Lieder Villons, in denen nur seine Motive noch schwach wiederzuerkennen sind, ein Lied der leichtsinnigen Mädchen, ferner eine Ballade mit dem Refrain „Wenn Villon König von Frankreich wär“. Verhältnismäßig treu noch ist die Übertragung des schönen Gebets an die Jungfrau Maria.

In deutscher Sprache sind zwei Balladen vorzüglich übersetzt von *Richard Dehmel.* Seit 1910 besteht auch eine dankenswerte Gesamtübersetzung von Villons Werken durch *K. L. Ammer*

---

aus Eifersucht getötet hat, inhaftiert, und die Gefahr des Galgens schwebt nach einer belastenden Aussage der ungetreuen Ninon dunkel über seinem Haupte.

[1] Trotz aller Bemühungen gelang es mir nicht, dieses von Kennern gerühmte Werk zur Lektüre zu erlangen.

(im Hyperion-Verlag), die freilich von der gröberen Seite unseres Dichters eine bessere Vorstellung gibt als von der innigen und zarten, die wir vor allem an ihm lieben müssen.

Der letzte, der sich bisher nach meiner Kenntnis des großen *Bohémien* angenommen hat, ist einer der jüngsten deutschen Schriftsteller, *Kasimir Edschmid*. Seine ursprünglich in einer Monatsschrift erschienene Novelle „Die Herzogin" ist seit 1917 in der Sammlung „Timur" (Kurt Wolff Verlag Leipzig) aufgenommen. Der Autor ist an den Stoff, den er in freier Weise gestaltet hat, mit der kühnen und hastigen Bewegung herangegangen, die seiner expressionistischen Kunst auch sonst eigen ist. Er hat, wie ich vor zwei Jahren — im Herbst 1918 — in einem Vortrage in Halle genau gezeigt habe, mit Hilfe von Diez' Leben und Werken der Troubadours und Suchiers Literaturgeschichte allerlei abenteuerlich, mittelalterlich anmutendes Namen- und Motiv-Material zusammengefaßt und einen sonderbaren Villon geschaffen, der historisch betrachtet ein wenig ungeheuerlich ist, indem er die Züge des ältesten Troubadours, Peire Vidals, des Maître François Villon und verschiedener anderer Dichter mehr des 12. als des 15. Jahrh. in merkwürdiger Mischung trägt. Man mag es als gestrenger Historiker übelwollend eine Geschichtsklitterung, eine Verballhornung nennen (wie mir noch Heinrich Morf geschrieben hat) — nicht zu leugnen ist, daß ein eigentümlich kräftiger Schwung die kleine Geschichte, die von moderner, mystischer Lebensauffassung durchglüht ist, beseelt und den Leser nicht nur bei einer einmaligen flüchtigen Lektüre gefangen nimmt, sondern auch bei wiederholtem Lesen immer von neuem fesselt.

Wir sind am Ende unserer Betrachtungen. Wir sahen, wie Clément Marots Ausspruch in seiner Ausgabe von 1533 Recht behalten hat: «le temps qui tout efface n'a su jusqu'ici effacer l'œuvre de François Villon . . . et moins encore l'effacera ores et d'ici en avant». Wie mit romanischen Künstlern überhaupt, so haben im Wetteifer mit der Wissenschaft Dichter und Schriftsteller[1] sich immer gern mit französischen Poeten befaßt,

[1] Aber auch die Musiker fehlen nicht, die Villon begeistert hat. Zu dem „Stärksten der Gegenwartsmusik" soll *Claudius Debussys* Komposition der «Trois ballades de Villon» gehören (Durand, Paris, 4 Place de la Madeleine). Es handelt sich um folgende drei Balladen: 1. ball. a s'amye (Faulse beauté . . .), 2. ball. que Villon feit a la requeste de sa mere (Dame du ciel . . .), 3. ball, des femmes de



man denke an die altehrwürdigen Troubadournovellen, an die viel jüngeren von Paul Heyse, an Jaufre Rudels Herzensgeschichte, die Heine, Uhland, Carducci und Rostand behandelten, an Pierre Gringoire, der bei Victor Hugo und bei Banville fortlebt, an die Oper Andrea Chénier von Giordano oder an Cyrano de Bergerac, den Rostand zum Helden seiner Komödie machte. Es scheint indes, daß keiner eine so glanzvolle Geschichte bisher aufzuweisen hatte, als der arme, aber dichterisch selten reiche Pariser Magister François Villon.

Halle a. S. Werner Mulertt.

VERMISCHTES.

TAGUNG DES NEUPHILOLOGISCHEN PROVINZIALVERBANDES HESSEN-NASSAU.

Am 29. September fand in Marburg die 14. Hauptversammlung des Neuphilologischen Provinzialverbandes Hessen-Nassau statt. Leider war die Zahl der erschienenen Fachgenossen außerordentlich gering. Der stellvertretende Vorsitzende, Roßmann-Wiesbaden, wies

---

Paris (Quoy qu'on tient ...). Erst Ende Mai 1920 erlebte am Badischen Landestheater in Karlsruhe eine schon kurz vor Ausbruch des Krieges abgeschlossene Oper: „Fr. V." von dem Münchner Kritiker der Augsburger Abendzeitung *A. Albert Noelte* ihre Erstaufführung. Sie verdient den warmen Erfolg, der ihr beschieden war; hoffentlich vermag sie sich, obwohl sie für den Geschmack des Durchschnittspublikums allzu feine Kost bietet und für die Durchschnittsbühnen allzu hohe Ansprüche stellt, auch anderwärts durchzusetzen. Wie mir mein musikalischer Gewährsman bestätigt, ist die Musik Noeltes wertvoll und schön, seine Harmonisierung durchaus neu. Der Komponist ist aber auch sein eigener Dichter gewesen, und das Libretto verdient hohe Anerkennung. Die Stellung des Dichters zwischen drei Frauen und seinem Freunde ist mit großer Kunst gegeben; man denkt dabei an die Art, mit der Racine in seinen Seelendramen zu Werke geht. Im zweiten Akte stirbt die vom Dichter verführte Louise, die sich zwischen die duellierenden Freunde, Villon und Noel, gestürzt hat und tödlich verwundet wurde. Im dritten Aufzuge stirbt der Dichter selbst an Gift, das er aus Verzweiflung über Lenore Montigny genommen hat, weil sie, das Ideal, an das er glaubte, nicht fähig ist, ihm Verzeihung zu gewähren. Erst kurz vor dem Tode erkennt er in Denise die verständnisvolle Seelengefährtin — zu spät! — Die Sprache ist schlicht und eindrucksvoll, jeder der drei Akte wird durch schöne, zusammenfassende Verse wohlgefällig abgeschlossen. — Das literaturgeschichtliche Vorwort zum Libretto enthält Irrtümer und Entstellungen.

auf die Notwendigkeit neuen Zusammenschlusses in der jetzigen Zeit der Not hin. Er regte an, in allen Städten Ortsgruppen zu bilden und neue Mitglieder zu werben. Dann gedachte er der während des Krieges verstorbenen Mitglieder, besonders des 1. Vorsitzenden Beckmann und Viëtors.

Darauf erstattete Hauck-Marburg den Kassenbericht.

In den Vorstand wurden gewählt: Zeiger-Frankfurt a. M. als Vorsitzender, Roßmann-Wiesbaden als stellvertretender Vorsitzender, Enderlein-Marburg als Kassenwart; als Beisitzer: Baseler-Hanau, Deutschbein und Hauck-Marburg, Hollack-Wiesbaden, Krüger-Cassel.

Da der Hauptreferent, Prof. Deutschbein, krankheitshalber verhindert war, die Wohnung zu verlassen, folgte die Versammlung seiner Einladung, die Verhandlungen in seinem Hause fortzusetzen. Dort sprach Prof. Deutschbein über die Hallenser Vortagung zum Neuphilologentag und über die Verhandlungen der Reichsschulkonferenz. Auf eine vierjährige Grundschule solle sich eine dreijährige Mittelstufe aufbauen, auf die der sechsjährige Oberbau folge. In der sogenannten Mittelstufe werde eine neuere Fremdsprache gelehrt. Es frage sich, ob Französisch oder Englisch zu wählen sei. An der Hand zahlreicher Spracherscheinungen wies er nach, daß das Englische den Anforderungen genüge, die an die erste Fremdsprache gestellt werden. Es sei zu unterscheiden zwischen produktiver und rezeptiver Beherrschung der Sprache. Nur in *einer* neueren Fremdsprache sollten, nach seiner Meinung, produktive Leistungen vom Schüler verlangt werden: Konversation, freie Arbeit, Aufsatz oder Übersetzung. In der anderen Fremdsprache müsse der Schüler dahin gebracht werden, daß er fremdsprachliche Texte, auch solche der schwierigsten Art, verstehen könne. In diesem Zusammenhang wandte er sich gegen einen Beschluß des Casseler Philologentages, in jeder Schule nur zwei Fremdsprachen zu lehren. Wenn man nur in einer Sprache produktive Leistungen verlange, sei eine Überbürdung nicht zu befürchten. Man könne dann, z. B. in dem neuen Realgymnasium, noch in anderen Sprachen rezeptive Leistungen verlangen; das Verständnis fremdsprachlicher Schriftwerke sei von größter Bedeutung.

In der Diskussion betonte Zeiger, daß die theoretische Erörterung, ob Englisch oder Französisch als erste Fremdsprache zu wählen sei, allein nicht zum Ziele führe. Man müsse zu praktischen Versuchen schreiten. Er schlägt vor, an größeren Anstalten einmal eine Sexta mit Französisch, die andere Sexta mit Englisch beginnen zu lassen. Der Vorschlag, auf der Oberstufe nur in einer Sprache eine freie schriftliche Arbeit, neben einer gewissen mündlichen Beherrschung der Sprache, als Zielleistung zu verlangen, in den anderen Sprachen dagegen das Verständnis der Schriftwerke anzustreben, fand Beifall. Es wurde jedoch betont, daß man in keiner neueren Fremdsprache das Sprechen als wichtiges Mittel zur Spracherlernung außer acht lassen dürfe, besonders auf Unter- und Mittelstufe. Allgemein wurde gefordert, daß der neusprachliche Unterricht in allen Klassen nur von voll-akademisch gebildeten Fachleuten erteilt werde.

Hofgeismar. LEISGE.

DER XVII. ALLGEMEINE NEUPHILOLOGENTAG IN HALLE VOM 4. BIS 6. OKTOBER 1920.

I.

Als sich die Teilnehmer der Bremer Tagung vor über sechs Jahren von einander trennten, war eines der letzten Worte, das ihnen entgegenschallte: „Auf Wiedersehen in Halle!“ Wenige Wochen darauf brach der Weltkrieg los, der keinen Zweig der deutschen Wissenschaft so in Mitleidenschaft ziehen sollte wie den unsern. 1916 zu Pfingsten fanden sich einige Vertreter des alten und neuen Vorstandes in Halle ein zur Besprechung der wichtigsten Fragen, sie hofften damals noch auf eine Tagung im Jahre 1918 rechnen zu dürfen. Es kam anders, und mit der militärischen Niederlage kam die innerpolitische Umwälzung, die das gesamte Schulwesen vor die schwerste Probe gestellt hat. Dieser Tatsache ist sich der Vorstand unseres Verbandes durchaus bewußt gewesen. Er hat 1919 eine Reihe von Fragen zur Beratung in den Vereinen und Verbänden gestellt, er hat ferner im November 1919 eine Vortagung in Halle veranstaltet, um gerüstet zu sein, insbesondere, um seine Vertreter auf der zu erwartenden Reichsschulkonferenz mit den nötigen Richtlinien zu versehen. Auf der Konferenz selbst, zu der der Verband zwei Vertreter zu senden aufgefordert war (Hanf-Halle und Deutschbein-Marburg), spielten die neueren Sprachen nach Lage der Dinge kaum eine Rolle, doch hatte Deutschbein, wie Hanf jetzt berichtete, mit einem Vorstoß gegen die alten Sprachen einen starken Erfolg, und es gelang ihm mit Tews-Berlin zu einer Einigung über die Einführung der vierstufigen Grundschule zu kommen, die die höhere Schule in ihrem Gesamtcharakter und wissenschaftlichen Aufbau gesichert hat.

Selten wird eine Tagung so einheitlich in ihrem Programm, so gut vorbereitet und arbeitsreich gewesen sein wie diese, und doch hatte ich das Gefühl — ich weiß nicht, ob es anderen auch so gegangen ist — daß, nachdem nun eine Übereinstimmung und Klärung in vielen Punkten erreicht sei, wir noch einen weiteren Verhandlungstag gebraucht hätten, um praktische Arbeit zu leisten, Arbeitsgemeinschaften zu bilden, sozusagen den nächsten Neuphilologentag vorzubereiten. Vielleicht dürfen wir, auch das ist in Halle ausgesprochen worden und deshalb an eine Vertreterversammlung schon im nächsten Jahr in Hamburg gedacht worden, gar nicht bis zur geplanten Tagung 1920 in Nürnberg warten, da sonst wichtige Entscheidungen getroffen werden könnten *ohne* unsere Mitwirkung.

Eins darf schon heute gesagt werden: wir haben uns in Halle nicht den Weg verbaut, positiv an der Neugestaltung des höheren Schulwesens mitzuarbeiten. Ich glaubte in der Aussprache besonders darauf hinweisen zu müssen, daß wir in erster Linie Schulmänner seien, daß wir auch gute Tradition bewährter Führer aus unseren Reihen fortsetzten, wenn wir nicht einseitig von unserm Fach ausgingen, sondern den weiten Blick hätten einzusehen, was not tue. Darauf hätte sich die Tagung meines Erachtens von Anbeginn viel mehr einstellen können, da schon der Vertreter des preußischen

Unterrichtsministeriums, Geheimrat Engwer, in seiner Begrüßungsansprache auf die neuen Aufgaben hingewiesen hatte, die es für uns zu lösen gelte. Es handelt sich, kurz gesagt, darum, bei der Fülle des Neuen, das in die höhere Schule eindringt und nicht weiter ausgeschlossen bleiben kann, unsere Fächer innerlich so zu gestalten, daß sie an Wert und Bedeutung nicht verlieren. So erwachsen eine Fülle von neuen Aufgaben, an die wir noch nicht gekommen sind.

Den Hauptverhandlungsgegenstand der Tagung bildete die durch den Krieg geschaffene allgemeine Lage der neusprachlichen Wissenschaft in Deutschland, wozu Förster-Leipzig den einleitenden Vortrag hielt. Über die Vor- und Weiterbildung der Neuphilologen mit Rücksicht auf die jetzigen Verhältnisse sprach Voretzsch-Halle, über die Stellung des neusprachlichen Unterrichts in der Schule Hanf-Halle. Einheitlich war die Meinung darüber, daß der Kreis der in der Schule und auf der Universität betriebenen Sprachen größer werden müsse, daß insbesondere auf örtliche Verhältnisse Rücksicht zu nehmen sei (slawische Sprachen!). Mit eigenen Anträgen, Spanisch als Pflichtfach einzuführen, war der Hamburger Verein gekommen[1]. Von anderer Seite wurde bei aller Anerkennung der Bedeutung des Spanischen auch gerade in kommerzieller Beziehung darauf hingewiesen, daß Frankreich nach wie vor Führerin der Romania sei. Doch herrschte allgemein die Ansicht, daß das Englische infolge der weltbeherrschenden Stellung des Angelsachsentums viel mehr als bisher zu pflegen sei. Spannte sich so der äußere Rahmen weiter, so fand Förster auch damit die Zustimmung der Versammlung, daß er Behandlung der Gesamtkultur forderte — ein schönes Beispiel, wie das zu verstehen sei, gab Dibelius-Bonn mit einem mit außerordentlichem Beifall aufgenommenen Vortrag über „Probleme der englischen Herrschaft in den Kolonien". Förster wünschte bei der Behandlung der Kulturverhältnisse der Jetztzeit, daß sie als Produkte der historischen Evolution verstanden würden. Leider war Deutschbein durch Krankheit am Erscheinen verhindert, um seinen Standpunkt, die phänomenologische Betrachtungsweise, den Zuhörern auseinanderzusetzen.

Unsere wirtschaftliche Lage gab Anlaß all das zu erörtern, was getan werden muß, um unser Studium fernerhin überhaupt noch zu ermöglichen. Förster sprach von dem, was in Leipzig durch Anstellung von Lektoren und Hilfskräften schon geschehen ist, und was vorbildlich für andere Universitäten sein kann. So sehr auch betont wurde, daß Zurückhaltung auf unserer Seite geboten sei und es dem Sieger zukomme, uns die Hand entgegenzustrecken, so wurde doch die Notwendigkeit zu einem geistigen Austausch zu kommen anerkannt. Diejenigen, die ganz auf dem ablehnenden Standpunkt standen, blieben entschieden in der Minderheit. Wie kann man mit einer lebenden Sprache und Kultur auf die Dauer in Fühlung bleiben, wenn zu fremdsprachlichen Lektoren, wie Voretzsch will, nur solche Ausländer ernannt werden, die in Deutschland leben? Daß die Wahl

[1] Vgl. das letzte Heft der *N. Spr.*



heute noch schwieriger ist als früher, darf nicht geleugnet werden, aber es ist durchaus wünschenswert, daß Ausländer Gelegenheit haben, in unserer akademischen Jugend zu leben. Wir dürfen die Vorurteile gegen uns durch willkürliches Abschließen nicht noch größer werden lassen. Wenn es ohne Verletzung unserer Würde möglich ist, wollen und müssen wir wie auf diplomatischem und kaufmännischem Gebiete auch in der Wissenschaft zum Austausch kommen, und wer von uns Gelegenheit hat, das Deutschtum draußen zu vertreten, sollte es tun, es darf nicht denen allein überlassen bleiben, die es des Erwerbs wegen tun[1].

In dankenswerter Weise wurden durch Voretzsch auch Anregungen gegeben, wie die Weiterbildung der schon im Amt befindlichen Lehrer gefördert werden könne. Es wäre erwünscht, wenn dieser Gegenstand an dieser Stelle einer eingehenden Betrachtung unterzogen würde. In diesem Zusammenhange wurde auch von Förster und Voretzsch auf die Bedeutung der wissenschaftlichen Zeitschriften hingewiesen; Hanf forderte auf, sie in Kollegien gemeinsam zu halten, wo die Mittel der Lehrerbücherei nicht ausreichen. Ich nahm die Gelegenheit wahr, die schwierige Lage der wissenschaftlichen Zeitschriften zu schildern und zum Bezug sowie zur Mitarbeit an den „Neueren Sprachen" aufzufordern.

Die neusprachliche Wissenschaft hat, wie eingangs erwähnt worden ist, einen schweren Stand gehabt, und viele ungerechte Vorwürfe sind gegen sie erhoben worden. Sie zu entkräften, sprach Schiedermair-Würzburg in einem tiefschürfenden Vortrag über „Neusprachlichen Unterricht und nationale Erziehung" und erzielte einen großen Beifall[2]. Er bekannte sich zu der Fortsetzung unserer im Geiste echter Wissenschaftlichkeit geleisteten Arbeit. Einen in gewisser Beziehung gegensätzlichen Standpunkt vertrat Schultz-Gora-Jena, der über die deutsche Romanistik in den letzten zwei Jahrzehnten sprach. Er erwähnte kritisch alles, was geleistet worden ist, und gab einen Überblick über vieles, was noch zu tun bleibt. Scharf ablehnend zeigte er sich gegenüber der Sprachbetrachtung Vosslerscher Richtung sowie gegenüber der Erforschung der neuesten französischen Literatur, weil hier eine historische Würdigung noch unmöglich sei.

An seinen Vortrag schloß sich keine Aussprache an. Aber seine Ausführungen standen in so ausgesprochenem Gegensatz zu all dem, was wir als gewonnene bessere Einsicht nicht erst seit 1918 gefordert haben, daß es berechtigt, ja geboten war, daß man bei der Aussprache über die Forderungen, die die neuen Verhältnisse an uns stellen, darauf zurückkam. Mit anderen erhob Wechßler-Berlin scharfen Einspruch und fand damit die Zustimmung der großen Mehrheit. Schon wiederholt hat gerade die Schule bei früheren

---

[1] Prof. Eichler-Graz berichtete über seine Eindrücke aus Oxford; inzwischen ist ja auch durch die Tagespresse die schöne Haltung der Oxforder Professoren bekannt geworden.

[2] Der Vortrag ist in diesem Heft zum Abdruck gebracht.

Tagungen gefordert, daß Gegenwartsforschung getrieben werde, und man kann sagen, daß die Lehrer der Universität ein stets wachsendes Entgegenkommen gezeigt haben, auch die äußere Teilnahme ist größer geworden, ein schönes Ergebnis, das hoffentlich immer reichere Früchte bringt. Noch ist nicht das erreicht, was wir erstreben müssen, aber die ernste Arbeit, die in Halle geleistet worden ist, läßt uns hoffen, daß der Zusammenschluß der neusprachlichen Lehrer aller Art bald die große Mehrheit zur Mitarbeit zueinanderführen wird.

Unter der trotz der Schwierigkeit des Reisens erschienenen großen Teilnehmerzahl vermißte man viele, deren Wort stets die Zuhörer zu fesseln verstand, außerordentlich groß war die Zahl derer, die der Tod in diesen Jahren der Not weggerissen — manches lieben Freundes Bild tauchte bei der Verlesung der Namen der Verstorbenen und Gefallenen wieder auf. Zweier Toten gedachte der Vorsitzende besonders, Viëtors, des Mitbegründers des Verbandes, und Suchiers, des früheren Romanisten der Universität Halle. Doch fehlten andere nicht, ohne die kein Neuphilologentag zu denken möglich scheint, die bei der Arbeit alle durch Teilnahme übertrafen, die bei der vom gastgebenden Verein trotz aller durch die Zeit gebotenen Einfachheit so schön gestalteten Geselligkeit uns durch ihren Humor erfreuten: der stets kampfbereite Schulmann Gustav Wendt, der in diesen Tagen seinen 70. Geburtstag feiernde Dichter-Anglist Ernst Regel und der jetzt erblindete, aber arbeitsfreudige Professor Edmund Stengel. Dieser erzählte in der feierlichen Eröffnungssitzung in der Aula der Universität von den Anfängen der neusprachlichen Wissenschaft an der Hand seines eigenen Werdeganges. Er hatte auch das „letzte Wort“, als es galt, dem Vorstand den wohlverdienten Dank für seine erfolgreiche Mühewaltung zu sagen.

Frankfurt a. M. Theodor Zeiger.

Über H. G. Wells' Kriegsroman "Mr. Britling sees it through".

I.

Der ungeeignetste Zeitpunkt ein Kriegsbuch mit Unparteilichkeit zu besprechen, ist wohl die Kriegszeit selbst. Wenn die Waffen noch die Führung haben, wenn hüben und drüben aufgeregte Leidenschaft noch vor Vernunft geht, da kann selten jenes interesselose Sich-Versenken in ein durch den Krieg erzeugtes Literaturwerk zustandekommen, das allein ein billiges Urteil zu verschaffen vermag. Gilt dies vom einheimischen Kriegsbuch, so trifft es noch vielmehr zu, wenn es sich darum handelt, ein fremdes, feindliches zu bewerten. Allzuoft werden wir uns da an den empfindlichsten Seiten unseres Gemütes verletzt fühlen, allzuoft werden wir mit harten Worten Anschauungen verworfen, ja verhöhnt sehen, die vielen als wertvollstes Gut gelten oder gegolten haben. Es wird sich nun freilich nicht lohnen, bei solchen feindlichen Kriegsbüchern des längeren zu verweilen, die sich von vornherein damit begnügen, der

blinden Unentwegtheit chauvinistischer Leser billige Gemütsstärkung zu verschaffen; der Kunstwert dieser nur vom Hasse eingegebenen Erzeugnisse ist notwendigerweise zu gering, als daß sie für eine kritische Würdigung überhaupt in Frage kämen. Aber selbst in Werken, die ihrer ganzen Tendenz nach auf versöhnlichere Töne gestimmt sind, ja in Werken, die sogar der Völkerverständigung aufrichtig das Wort reden, werden wir auf manche Sätze stoßen, die vom gegenteiligen Standpunkte aus Unwillen erregen. Da wird es dann die Aufgabe des Beurteilers sein, sorgfältig den Gesamteindruck und die Gesamtabsicht des Werkes von jenen peinlichen Stellen zu trennen, und sich zu hüten, auch wenn es solcher Stellen recht viele geben sollte, diese Gegensätze dem feindlichen Schriftsteller von vornherein anzukreiden und sich so den Weg zu einer gerechten Würdigung kurzerhand zu versperren.

* * *

Nach solchen Grundsätzen ist auch der Kriegsroman von H. G. Wells zu beurteilen, der, soweit wir unterrichtet sind, einen der größten buchhändlerischen Erfolge darstellt, der einem ernstzunehmenden, nicht reinen Unterhaltungsbedürfnissen dienstbaren Schriftsteller während des Krieges in England beschieden war. *Mr. Britling sees it through* erschien im September 1916, und erlebte dann in rascher Folge bis November 1918 fünfundzwanzig Neuauflagen. Im Mai 1919 schloß sich daran eine billige Zweishilling-Ausgabe, die schon im nächsten Monat eine Neuauflage sah. Ein Teil des Romans, nämlich der letzte Abschnitt, in dem die Idee der Völkerversöhnung die herrschende ist, wurde bald nach Erscheinen des Originals in der „Europäischen Bücherei“ im Verlage von Max Rascher (Zürich) ins Deutsche übersetzt und im Jahre 1918 folgte in demselben Verlag eine anscheinend etwas eilig gefertigte, von kleineren Versehen nicht ganz freie, aber im ganzen korrekte und lesbare Übertragung von Ikes Broeder. Einen der ersten und besten Aufsätze über das Buch veröffentlichte Max Meyerfeld im „Literarischen Echo“ vom 15. Februar 19.9. Auch in der neuphlilologischen Fachpresse wurde der Roman kurz gewürdigt (vgl. Zeitschr. für engl. und franz. Unterricht 18, S. 267, Anzeige von H. Jantzen), aber in der breiteren deutschen Öffentlichkeit scheint er noch nicht die Beachtung gefunden zu haben, die ihm zweifellos zukommt.

Wie stellt sich Wells zum Kriege? Seine politische Anschauung bis 1914, wie sie aus zahlreichen Schriften hervorgeht, besonders etwa aus der so überaus anregenden Sammlung längerer und kürzerer Aufsätze, betitelt *An Englishman looks at the World* (Tauchnitz 1914), läßt sich wohl unter dem Begriff „gemäßigter Staatssozialismus“ zusammenfassen. Er wettert gegen die bestehende Advokatenregierung und das gegenwärtige Erziehungssystem, und tritt ein für den Proporz und einen allgemeinen Hilfsdienst. Er verteidigt die gerechten Ansprüche der Arbeiterklassen und redet den Besitzenden ins Gewissen. Er ist ein überzeugter Gegner der allgemeinen Wehrpflicht und des Wettrüstens. Dabei aber ist er englisch-national bis ins Mark. Englands Größe und Weltreich gilt ihm alles, und beim Lesen gewisser Gedankengänge aus der

Feder dieses englischen Sozialisten möchten uns manchmal Zweifel aufsteigen, ob wir nicht versehentlich die Schriften eines ausgemachten Imperialisten zur Hand genommen. Bezeichnend ist seine Haltung Deutschland gegenüber. Das Studium des Deutschen hält er für sehr wichtig, um sich mit deutschem Erziehungswesen, Wissenschaft, Kunst und Literatur vertraut zu machen. In dem Gefühl seiner Landsleute, daß Deutschland ihnen auf manchen Gebieten den Rang abgelaufen habe, liegt nach Wells' Ansicht der eigentliche Grund zur englischen Eifersucht. Unwille über die allzulauten Gebärden Deutschlands auf außenpolitischem Gebiet und tatsächliche Furcht vor einem deutschen Angriff, genährt durch die deutschen Rüstungen zu Wasser und zu Land, diese Tatsachen kommen dann allerdings noch als wesentliche Bestandteile hinzu um jene Eifersucht zu einer mehr oder minder bewußten Feindschaft zu steigern. Daß Deutschland jedoch an und für sich das Recht habe, sich eine Weltstellung zu schaffen, dies gibt Wells ohne weiteres zu[1]. Er hofft auch, daß ein bewaffneter Konflikt mit Deutschland sich vermeiden lasse, trotz aller beiderseitigen Rüstungen — wenn man nämlich einen solchen Konflikt noch zwanzig Jahre hinausschieben könne. Denn dann werde die politische Lage in Europa von Grund auf verändert sein; dann werde es sich vielleicht darum handeln, daß deutsche, englische und französische Truppen gemeinsam die deutsche Grenze gegen Polen beschützen um Einfällen der übervölkerten slavischen Länder zu begegnen[2].

Hatte sich also Wells vor dem Kriege im ganzen einer erfreulich objektiven Haltung Deutschland gegenüber befleißigt, so scheint er zu Anfang des Krieges mit sovielen andern Zeitgenossen in allen Ländern vom Strome der Begeisterung in die uferlosen Gebiete des Chauvinismus mit fortgetragen worden zu sein. Schon November 1914 sagte er einem italienischen Korrespondenten den unmittelbar bevorstehenden moralischen Zusammenbruch Deutschlands voraus[3]; dann wieder behauptete er, daß die deutsche Schule und Universität für politische Zwecke systematisch korrumpiert worden seien, indem das politische Deutschland seine Professoren und Lehrer zu Sklaven gemacht und den freien Gedanken und unabhängigen Willen unterjocht habe[4]. Noch im Februar 1915 predigte er die völlige politische und wirtschaftliche Vernichtung Deutschlands als einzig erstrebenswertes Kriegsziel; ein blühendes Deutschland bedeute eine Gefahr für die ganze Welt[5]. Und nun, im Oktober 1916 tritt Wells mit einem von pazifistischen Gedanken erfüllten Werke an die Öffentlich-

[1] Vgl. *An Englishman looks at the world*, Tauchn. S. 12—13 (*The Coming of Blériot*) und S. 40—41 (*Will the Empire live?*).

[2] Vgl. *An Englishman looks at the World*, S. 145 (*The Commonsense of Warfare*).

[3] Nach Mitteilungen von B. Fehr im „Beiblatt zur Anglia" 26, S. 219.

[4] Vgl. „Neue Freie Presse" vom 19. August 1915.

[5] Nach Mitteilungen von B. Fehr im „Beiblatt zur Anglia" 26, S. 219.

keit! Hüten wir uns, Wells vorschnell der Inkonsequenz zu zeihen und seine Stimme als die eines Umgefallenen ohne weiteres in den Wind zu schlagen. Achten wir es vielmehr, daß ein so kluger Kopf wie er doch endlich wieder sein seelisches Gleichgewicht gefunden, daß er es allmählich lernte, die Kriegsereignisse mit kritischeren Augen zu betrachten. Und vor allem, übertreiben wir seinen Pazifismus nicht. Denn Wells ist auch in diesem Buche kein unbedingter Friedensanhänger, sondern nur ein bedingter. Wie etwa die französischen Pazifisten erst nach Rückerstattung Elsaß-Lothringens an ihr eigentliches Programm gehen wollten, so ist auch Wells hier Pazifist nur in dem Sinne, daß er Deutschland, d. h. der kaiserlichen Regierung und den auf sie Einfluß ausübenden Parteien, die Hauptschuld am Ausbruche des Weltkrieges zumißt und an die Verwirklichung *seines* Planes nur denken will, nachdem dieses ihm schädlich dünkende System endgültig beseitig ist.

II.

Wenden wir uns nun, nach dieser zum Verständnisse unseres Kriegsromans notwendigen Einleitung, diesem selbst zu. Der Aufbau ist denkbar einfach. Er zerfällt in drei Teile: Ein Idyll vor dem Krieg, die Wirkungen des Krieges innerhalb dieses Idylls und ein machtvoller Epilog mit versöhnlichem Ausklang. Die Titelfigur ist auch die Hauptperson Mr. Britling ist aber wohl nicht, wie Meyerfeld in dem erwähnten Aufsatz annimmt, die Verkörperung des Durchschnittsengländers, sondern im Gegenteil der Vertreter einer ziemlich aufgeklärten Art des Britentums[1]. Schriftsteller von Beruf, ist er ein weitherziger, großzügiger, fortschrittlicher Mann mit lebhaften Interessen auf allen Gebieten. Ja, er ist sowenig Durchschnittsengländer, daß man fast die Vermutung wagen könnte, Mr. Britling sei zu einem Gutteil Mr. Wells selber. Wenigstens stimmen die Anschauungen, die Britling an vielen Stellen des Buches vertritt, fast wörtlich mit den von Wells in früheren Büchern geäußerten Überzeugungen überein, und hier und da glaubt man fast etwas wie Selbstironie zu verspüren. So hätte also Wells in diesem Charakter ein Stück seiner eigenen Seelengeschichte geschrieben: Britling steht, wie der Verfasser selbst, Deutschland zunächst objektiv, ja wohlwollend gegenüber, dann bemächtigt sich auch seiner auf kurze Zeit die kriegswütige Stimmung, um schließlich wieder der Selbstbesinnung Platz zu machen.

Der erste Teil des Buches führt uns Britling auf seinem Landsitz vor, irgendwo in Essex, im tiefsten Frieden. Er führt dort das behagliche Leben des wohlhabenden, geistig regsamen Gentleman, der sein eigenes Dasein zu genießen weiß und am Dasein anderer wohlwollend Anteil nimmt. Schriftstellerische Arbeiten wechseln mit Geselligkeit und frohem Spiel im Freien. Kaum ein Wölkchen steht am Himmel außer einigen unerlaubten, im Grunde aber doch harmlosen Liebeshändeln des nicht sehr glücklich verheirateten Herrn

[1] Unbeschadet des Umstands, daß Wells ihn selbst einmal als "Specimen Englishman" bezeichnet; Engl. Volksausg. S. 161, deutsche Übersetzung S. 236.

Britling. Da kracht die Bombe von Serajewo, und das europäische Gewitter ballt sich zusammen. Alle, die auf Britlings Landgut wohnen, trifft der Krieg in irgendwelcher Weise. Am frühesten bekommt ihn Herr Heinrich zu spüren, der deutsche Student, der bei Britling Hauslehrer ist. Er muß zuerst fort, um sich in seiner pommerschen Heimat beim Heere zu stellen, noch ehe England den Krieg erklärt hat.

Im zweiten Teil greift das Unheil allmählich auch auf die Angehörigen Britlings über. Mit den ersten Erscheinungen, die der Krieg wie überall so auch in England hervorbringt — unvernünftiges Hamstern, Sturm auf die Banken, selbst Einquartierung und Hilfsdienst — mit all dem findet man sich noch ganz leicht ab. Bald aber muß Britlings ältester Sohn Hugh, der sich als Kriegsfreiwilliger gemeldet, ins Feld nach Flandern, und Britlings Privatsekretär, der als Offizier ausgebildet wurde, steht gleichfalls an der Front. Da treffen zwei Schreckensnachrichten ein, unter deren Wirkung sich der Charakter der Betroffenen ganz offenbart. Hugh ist durch einen Kopfschuß getötet worden; der Sekretär gilt als vermißt und gefallen. Des Sekretärs Frau, Letty, ist in wilder Verzweiflung und heckt wahnsinnige Rachepläne gegen Deutschland aus, ehe sie wieder in ruhigere Fassung kommt. Schließlich aber hat sie die Freude, ihren Gatten, nicht lebensgefährlich verletzt, zurückkehren zu sehen (Diese Episode, nebenbei bemerkt, ist die einzige, wo zu gunsten eines melodramatischen Effekts die ruhige Sachlichkeit und der würdige Ernst des Stiles aufgegeben wird.) Britlings Verlust ist jedoch unwiderbringlich. Er trägt ihn wie ein Mann, mit einer starken Hoffnung auf die Zukunft. In seinem Schmerze erinnert er sich nun jenes deutschen Vaters, Heinrichs Vater, der gleich ihm leidet. Denn er hat über Norwegen erfahren, daß sein früherer Hauslehrer in den Karpathen verwundet wurde und in einem russischen Gefangenenlager umgekommen ist. Und so setzt er sich hin und schreibt dem Deutschen einen langen Brief. Zuerst rein persönlich, nimmt das Schreiben bald allgemeinere Gestalt und tieferen Inhalt an: Dieser Krieg ist der schlimmste, der je gewütet — nur um Belgiens und Frankreichs willen ist England in den Krieg getreten — Deutschland mit seinen harten Welteroberungsplänen trifft die größte Schuld — aber auch England hat durch Kriegsverlängerung schwere Verantwortung auf sich geladen. Darum fort mit allen eigensüchtigen Regierungen, lasset uns eine vollkommene, wahre Demokratie schaffen, lasset die leidenden Väter zusammenstehen als Wächter und Hüter einer neuen Weltordnung, in der weder Dynastien, noch Advokaten, noch Kriegsverdiener unwillige Untertanen in einen Morast von Haß und Blut stürzen.

Um diese Haupthandlung und Hauptcharaktere gruppieren sich noch mehrere untergeordnete Figuren, deren zwei eine einfache Nebenhandlung tragen, eine kleine Liebesgeschichte zwischen Direck, einem Amerikaner, der Britling zu einer Vortragsreise in den Vereinigten Staaten gewinnen will, und Lettys Schwester. Aber nicht um dieser dünnen Handlung willen hat Wells seinen Roman geschrieben. Der lose Rahmen ist ihm nur Ausgangspunkt, um seinen

vielgewundenen Gedankengängen über den Gegensatz von England und Deutschland, innere und äußere Politik, Menschen, Welt und Gott Ausdrucksmöglichkeiten zu verschaffen. Und wie etwa Bernard Shaw in seinen Stücken bewußt Diskussionsdramen schuf, so hat H. G. Wells hier ebenso bewußt und mit gutem Gelingen einen Diskussionsroman geschaffen. In Gesprächen, die sich ganz natürlich mit den einzelnen Personen ergeben, entwickelt Britling seine Anschauungen; im Gespräch mit seiner Braut enthüllt Direck seine amerikanische Seele. Wo aber der Dialog als zu unbequem empfunden wird, da greift Wells zum Monolog. Britling hält den Lesern Predigten, indem er sie an seinen nächtlichen Betrachtungen teilnehmen läßt oder ihnen Bruchstücke aus seinen Schriftstellerarbeiten mitteilt. Und im zweiten Teil, wo es gilt, Art und Wesen des englischen Heeres fern vom Mutterlande zu schildern, kommen Hughs lange Feldpostbriefe der Diskussion zu Hilfe. Diese einfache Technik, die der Bequemlichkeit des Lesers in weitem Maße entgegen kommt, mag nicht wenig zum großen Erfolge des Buches beigetragen haben. Außerdem überschreiten die kritischen Betrachtungen nie das zulässige Ausmaß und ist alles hübsch in Paragraphen eingeteilt.

III.

Welches sind nun die leitenden Gedanken, die Wells in Diskussion und Monolog ausspricht? Vor allem, welche Haltung nimmt er jetzt, im Kriege, in den drei Teilen seines Buches Deutschland gegenüber ein?

Als lebendiger Vertreter Deutschlands erscheint, wie wir sahen, Herr Heinrich aus Pommern, dessen Charakter Wells zwar mit sympathischem Leben erfüllt hat, dessen Äußeres aber in einer etwas konventionellen Karrikatur stecken geblieben ist. Bei seiner Ankunft in England trägt er eine Studentenmütze auf dem Kopf, einen Rucksack auf dem Buckel und eine Violine unterm Arm. Er ist ein bebrillter, untersetzter Jüngling mit kurzgeschorenem Haar und schwerfälligen Bewegungen — eine friedfertige, treuherzige Seele, die sich auf dem englischen Landgut allgemeiner Beliebtheit erfreut, aber der sie umgebenden Welt recht fremd gegenüber steht. Er bereitet eine Doktorarbeit über ostenglische Dialekte vor, hat eine Schwäche für Esperanto, von dessen Verbreitung er sich den Völkerfrieden verspricht, und arbeitet eifrig an einer Erfindung, um durch eine besondere Kerbung des Randes von Wörterbüchern das Nachschlagen zu erleichtern. Er möchte gerne alles schwarz auf weiß besitzen, richtet beständig und sehr höflich alle möglichen Fragen an jedermann und organisiert alles, was ihm unter die Hände kommt. Er ist, wie alle Deutschen, „ein Triumph des leitenden Willens", und somit der vollkommenste Gegensatz zu dem Engländer mit leichterem Herzen. Bei Heinrich heißt es: "Will you make?", bei diesem: "Will you take?"[1].

---

[1] Vgl. engl. Volksausgabe (nach der im folgenden angeführt wird) S. 37, 50, 326; deutsche Übersetzung S. 60, 77, 475.



Heinrich ist aber nicht die einzige deutsche Type, die Wells seinen Landsleuten vorführt. An bedeutsamer Stelle, gerade als Britling der Kriegsstimmung zu erliegen droht, erinnert er sich Deutschlands, wie er es noch vor kurzem gesehen hatte, als er nach einer Rheinreise im Odenwald frohe Sommermonate zubrachte: wie er vom Wirte und von jedermann so gut aufgenommen wurde, wie man friedlich "Britannia rules the waves" und „Deutschland, Deutschland, über alles!" durcheinander sang — "right pleasant people in a sunny land!" Und wie ließen sich diese früheren Erlebnisse und Eindrücke mit den jetzt berichteten deutschen Untaten vereinbaren! Britling muß seine „echt teutonische" selbstgerechte Entrüstung zu Hilfe nehmen, um nicht unpatriotisch zu werden![1]

Zeigt sich auch in diesen beiden interessanten Bildern wieder die nicht unsympathische Auffassung, die Wells vom deutschen Volke hat (ein wohltuender Gegensatz zu den deutschen Schurken, die sonst die englischen Kriegsnovellen und Kriegsstücke bevölkerten), so sind die Meinungen, die er hier über das soziale und politische Deutschland vorbringt, noch lehrreicher. Einen der Hauptgegensätze zwischen England und Deutschland sieht er in der verschiedenen Stellung der beiden Länder zum Organisationsgedanken. Organisation bedeutet nach Wells ein sicheres Ziel, Anerkennug der Finalität unseres Zustandes. Aber gerade deshalb gleicht sie dem Tode. Denn die nicht organisierte Seite des Lebens, d. h. das Abenteuer, ist erst das wahre Leben, nicht aber methodische Ausführung. Dies fühlt der Engländer instinktiv, der Deutsche aber nicht[2].

Mit der Organisationswut der Deutschen ist ihre Fügsamkeit der Autorität gegenüber enge verknüpft. Heinrich ist ein Beispiel dafür: er glaubt an das Gesetz und gehorcht gerne. Der Engländer, Ire, Amerikaner, Russe mißtraut der Regierung von vornherein und instinktiv. Und es ist gerade diese Fügsamkeit, die den Deutschen den andern Völkern so fremd macht[3].

Britling will ursprünglich an die Möglichkeit eines bewaffneten Konflikts mit Deutschland nicht glauben. Er haßt die Schwarzseher und baut auf die Friedensliebe und die Vernunft des deutschen Volkes, des deutschen Kaisers. Wie der Krieg aber doch kommt, macht sich auch Britling die allgemeine Anschauung der Alliierten zu eigen: Deutschland, des bewaffneten Zuschauens müde, hielt den Augenblick für günstig. England war in Irland vollauf beschäftigt, und Streik folgt auf Streik; Rußland stand am Vorabend einer Revolution; Frankreich war in die Affaire der Frau Caillaux verwickelt. So sah die deutsche Kriegspartei, als deren Vertreter jetzt Kaiser und Kronprinz gelten, (von denen an späteren Stellen des öfteren mit geschmacklos gehässigen Ausdrücken gesprochen wird), leichte Lorbeeren voraus. Das deutsche Volk aber ist nicht von Kriegstaumel erfüllt. Und darum kalkuliert Britling: „Solange die Deutschen siegen, solange ihre Heere, ihre Flotte nicht entscheidend geschlagen sind, werden sie zusammenhalten. Tritt aber die Nieder-

[1] Engl. Volksausg. S. 217f; Übersetzung S. 316f.

[2] und [3] Engl. Volksausg. S. 52f; Übersetzung S. 80f.



lage ein, dann wird sich der deutsche Geist so rasch ändern wie einst nach Jena." Bald aber gibt Britling diese Ansicht auf und sieht ein, daß den Allierten nicht nur eine Kriegspartei, sondern ein nationaler Wille entgegenstehe[1].

Britling glaubt anfänglich auch nicht, daß der Krieg von langer Dauer sein werde, denn er stellt die „russische Dampfwalze" in seine Berechnung ein[2]. Die Gräuelpropaganda wirkt dagegen bei ihm nur langsam. Er enthält sich zunächst jeglicher Bemerkung über die gehörten Schreckensnachrichten; ja, er *will* nicht alles glauben, was man ihm auftischt, und bezüglich der Beschießung von Kathedralen und der Zerstörung von Löwen scheint es ihm sogar, „daß auch gotische Baudenkmäler nicht unverletzlich sind, wenn militärische Notwendigkeit es anders erheischt"[3]. Allmählich aber stellt auch er sich auf den Standpunkt der meisten seiner Landsleute, und das Kapitel, das die schwärzesten Seiten des Krieges vereint, trägt den vielsagenden Titel: "Malignity — Gehässigkeit". Es fehlt da nicht eine scharfe Stelle gegen die deutschen Witzblätter im Kriege, gegen die etwa die gleichen Vorwürfe erhoben werden, die man bei uns gegen die französischen vorbrachte. Es fehlt auch nicht Lissauers „Haßgesang" noch die Namen Bernhardis, Treitschkes, Nietzsches und H. S. Chamberlains[4]. Und da steht auch eine Betrachtung, bei der wir vermeinen, nicht einen Engländer über englische Verhältnisse, sondern einen Deutschen über deutsche Fehler sprechen zu hören: Wir Engländer sind so objektiv; wir betrachten jedes Ding von beiden Seiten. Die Deutschen aber sind ein gründliches Volk und machen in ihrer Einseitigkeit und also auch jetzt in ihrem Hasse immer ganze Arbeit[5]!

Gleichwohl wird Britlings Dilemma immer größer. Die erste Formel vom Kampfe der Allierten für friedliche Menschlichkeit gegen knechtenden Militarismus, die er sich mit vielen seiner Landsleute zurecht gelegt hatte, war ihm in die Brüche gegangen. Die zweite Formel, „daß die Deutschen von einem ihnen eigentümlichen Teufel besessen und dementsprechend zu behandeln seien"[6], die einen zweiten Abschnitt in der englischen Kriegspsychose bedeutet, — diese Formel hatte sich Britling nie zu eigen gemacht, und daran waren eben seine deutschen Freunde schuld, diese gütigen, friedfertigen Menschen, die so ganz anders waren als jene, von denen man ihm jetzt erzählte. Und daran hält er zäh fest und vertagt sein abschließendes Urteil. Hierin liegt offenbar der Wendepunkt des Romans. Denn damit verläßt Wells den einseitigen Standpunkt derer, für die alle Tugend nur auf einer Seite, nämlich der eigenen, zu

[1] Vgl. Volksausg. S. 91, 98, 102—105, 137; Übersetzung 136, 146—147, 152—156, 200; einige der stärksten Verbalinjurien gegen Kaiser und Kronprinz sind in der Übersetzung ausgelassen oder gemildert.

[2] Volksausg. S. 156, Übersetzung S. 229.

[3] Volksausg. S. 167, 213; Übersetzung S. 245 und Anm., 310.

[4] Volksausg. S. 214—215; Übersetzung 312—314.

[5] Volksausg. S. 215; Übersetzung S. 313.

[6] Volksausg. S. 216; Übersetzung S. 314.

finden ist, und begibt sich auf den Boden mitempfindender Menschlichkeit. Ja, er kann es sich sogar gestatten, unter den Augen des englischen Zensors mit Entrüstung auf die Mißhandlung, deutscher Verwundeten und Gefangenen hinzuweisen und anzudeuten, daß das englische Vorgehen in Afrika, Tasmanien, Indien und China nicht gerade mustergültig war[1]. Und einmal, als er nach dem Tode seiner Tante, die einer Zeppelinbombe zum Opfer fiel, eine plötzliche Anwandlung des Hasses glücklich besiegt hat, da kommt sogar etwas wie übernationale Betrachtungsweise zum Durchbruch[2]. In der eigentlichen Schuldfrage aber — und das ist sehr zu betonen — beharrt Wells stets auf nationalem Standpunkt, indem er Englands Recht gegenüber Deutschlands Unrecht niemals in Frage zieht und England nur an der Verlängerung des Krieges eine Verantwortung beimißt: der deutsche Einmarsch in Belgien, ja allein die Bedrohung Frankreichs, stellt für ihn jederzeit einen hinreichenden moralischen Kriegsgrund dar[3].

Auf diesem Boden menschlichen Gefühls einerseits und politischen Gegensatzes andererseits kann dann das Gefühl der Achtung vor einem Feinde gedeihen, der mit zähem Geschick und entsagungsvoll um sein Dasein ringt[4]. Auf dem gleichen Boden erwächst endlich auch der große Schlußgedanke, der Brief, in dem der englische Vater dem deutschen Vater die Hand reicht. Wiederum taucht zunächst die Frage nach der Kriegsschuld auf — diesmal aber als ein in den letzen Ursachen ungeklärtes Rätsel[5]. Wiederum kommt auch das nationalistische Empfinden Britlings zum klaren Ausdruck, an jener Stelle, wo er die politische Entwicklung Deutschlands seit 1870 eine Wendung zum Bösen nennt und die von ihm angenommene Bedrohung Europas durch Deudschland als unerträglich für die ganze Welt hinstellt[6]. Dann aber zu guter Letzt, steht ein Zeugnis, dessen Tragweite schon in jenem Aufsatze von Meyerfeld hervorgehoben wurde und das auch hier Platz finden möge: "I do not think you Germans realise how steadily you were conquering the world before

[1] Volksausg. S. 220, 231—232; Übersetzung S. 321, 336.

[2] Volksausg. S. 231—235; Übersetzung S. 336—342.

[3] An zahlreichen Stellen. Vgl besonders Volksausgabe S. 59, 104, 135—136, 161, 278, 332, 333; Übersetzung: S. 92, 154, 198—200, 236, 405, 483, 485. Die letzte und wichtigste der angeführten Stellen (im Briefe) lautet: "I want to tell yon quite plainly and simply that I think that Germany, which is chief and central in this war, is most to blame for this war. Writing to you as an Englishman to a German and with war still being waged, there must be no mistake between us upon this point." Ob Wells auch an den Zensor dachte, als er dies schrieb?

[4] Volksausg. S. 270; Übersetzung S. 393. Hier ist auch "the once rejected Hindenburg" mit Anerkennung genannt.

[5] Volksausg. S. 331, Übersetzung S. 483: "Why you invaded Belgium and France and whether that might have been averted, we do not know to this day."

[6] Volksausg. S. 334; Übersetzung S. 485.

this war began. Had you given half the energy and intelligence you have spent upon this war to the peaceful conquest of men's minds and spirits, I believe that you would have taken the leadership of the world tranquilly — no man disputing. Your science was five years, your social and economic organisation was a quarter of a century in front of ours . . . Never has it so lain in the power of a great people to lead and direct mankind towards the world republic and universal peace. It needed but a certain generosity of the imagination . . .[1]"

Die geschichtlichen Betrachtungen treten nunmehr in den Hintergrund vor dem großen Gedanken der Völkerversöhnung. Wie soviele andere Geister unserer Zeit sehnt auch Britling sich nach einem Bunde der Völker, in dem der Krieg unbekannt ist, nach den Vereinigten Staaten der ganzen Welt, die in absehbarer Zeit erstehen müssen[2]. Denn die Welt ist des Blutvergießens müde, müde all der Tränen, der Vergeudung von Werten, der getöteten Söhne und Gatten. Doch nicht umsonst sind die Söhne gestorben, sie haben uns die Nichtigkeit des Kriegführens gelehrt; und ihre Leiden fordern auf zum Zusammenschlusse aller Väter, die fortan selber die Hüter und Bewahrer der Weltordnung, die Vollender und Schöpfer wahrer Volksherrschaft sein sollen[3].

IV.

Vergleichen wir die Entwicklung, die Britlings Anschauungen über Deutschland in diesem Buche erfahren, mit der Haltung, die Wells selbst vor und während des Krieges gegenüber Deutschland einnahm, so dürfte sich der eingangs von uns behauptete Parallelismus ganz von selbst ergeben. Neu hinzugekommen ist aber der starke pazifistische Einschlag.

Etwas kürzer sei die Stellung besprochen, die Wells in seinem Kriegsroman dem eigenen Vaterlande gegenüber vertritt. Auch hier begegnen wir vielfach Meinungen, die vom Verfasser schon anderswo ausgesprochen wurden, besonders wo es sich um Fragen handelt, die weiter zurückliegen. Naturgemäß steht im Vordergrund des Interesses die im Sommer 1914 so brennende irische Frage. Es ist selbstverständlich, daß Britling als fortschrittlicher Politiker überzeugter Anhänger der Home-Rule ist und das chauvinistische Gebahren der Allengländer und die Übergriffe der Ulsterleute mit Mißtrauen und Unbehagen betrachtet[4]. Dann wieder erörtert Wells die große Frage, die ihn schon so oft bewegte: Sind die Engländer, in deren Augen die Politik des Fortwurstelns, des "muddling through" fast die Würde einer nationalen Tugend erlangt hat, mit ihrer Indolenz wirklich befähigt, ihre Rolle als Weltvolk zu spielen? Ist der Zustand von Heer und Flotte nicht trostlos? Ist der Platz, den England auf Erden einnimmt und den der Durschnittsengländer so gedankenlos

---

[1] Volksausg. S. 336; Übersetzung S. 487—488.
[2] Volksausg. S. 311—312; Übersetzung S. 453—455.
[3] Volksausg. S. 330, 339; Übersetzung S. 480, 492.
[4] Volksausg. S. 30f.; Übersetzung S. 49f.

und so selbstverständlich für sich beansprucht, nicht mehr dem glücklichen Zufall als dem eigenen Verdienst zuzuschreiben[1]?

Aber so kritisch auch Britling sein Vaterland betrachtet, so ist er doch verstimmt, wenn andere, Nichtengländer, etwa der Amerikaner Direck oder belgische Flüchtlinge, dieselbe Kritik üben[2]. Denn, wie immer wieder betont werden muß, er fühlt durchaus national englisch. Und so endet auch der erste Teil des Romans mit einer kraftvollen Steigerung des vaterländischen Gefühls. Als der Krieg unvermeidlich geworden, fährt Britling nächtens in seinem Kraftwagen bis ans Meer hinaus, um mit seinen Gedanken allein zu sein. Weit draußen am fernen Horizont erspäht er drei Schiffe, die die Küste bewachen, und in geheimnisvollem Zuge begegnen ihm Kanonen, Soldaten, Offiziere. Und da kommt ihm zum Bewußtsein, was dieser Krieg für England bedeutet, und er spricht es aus in jener Formel, von der das englische Volk zu Anfang des Krieges allgemein beherrscht war: er bedeutet „den Endkampf der Menschlichkeit gegen nationale Herrschsucht und Angriffslust"; England selbst aber erscheint als die Verkörperung „einer tiefen, allzulange verschwiegenen Sehnsucht nach Güte und Rechtlichkeit[3]."

Bald aber regt sich wieder der alte Widerspruchsgeist bei Britling und bei anderen. Man erkennt den Ernst der Lage und fühlt sich in ein „Netz des Unzulänglichen" verstrickt. Man beobachtet die zweckwidrigen Vorkehrungen bei der Freiwilligenanwerbung, die geringe Fühlungnahme der militärischen Stellen mit der Volksstimmung, den Mangel an großzügigem Zufassen aller sich regenden Kräfte. Und so, infolge seiner langen Dauer, „verpaßt der Krieg seinen Höhepunkt" ("missed its climax") um den treffenden Ausdruck Wells zu gebrauchen[4].

Die Briefe, die Hugh aus dem Felde an seinen Vater schreibt, scheinen mir zu den besten Abschnitten des Buches zu gehören. Wells hält sich hier von jeder Verniedlichung des großen Kampfes fern und gießt bösen Spott aus über die landläufigen Vorstellungen vom „sonnigen Schützengrabenhumor"[5]. Die Ausschnitte aus der Gefechtstätigkeit und andere Einzelheiten des kriegerischen Treibens werden im Gegenteil mit einer Nüchternheit und Kahlheit des Stils gegeben, die dem schlichten Charakter des Jünglings trefflich ansteht und einen eigenartigen Gegensatz bildet etwa zur Schreibart von Barbusses' *Le Feu*, das in seinen Argot-beschwerten Sätzen weder die Grazie noch auch das Pathos ganz vermissen läßt. Aber je mehr Hugh vom Kriege erlebt, desto mehr fühlt er sich vom Kriegshandwerk und der Idee des Krieges abgestoßen, mehr und mehr spielt

---

[1] Volksausg. S. 92; Übersetzung S. 138. Vgl. damit Wells' Aufsatz *Of the New Reign* anläßlich der Krönung Georgs V. im Mai 1911 in *An Englishman looks at the World.*

[2] Volksausg. S. 205; Übersetzung S. 299.

[3] Volksausg. S. 142—143; Übersetzung S. 208—209.

[4] Volksausg. S. 223; Übersetzung S. 324.

[5] Volksausg. S. 256: *the sunny humour of the trenches*; Übersetzung S. 372.

er mit pazifistischen Ideen, und schließlich erscheint ihm dieser Krieg, und jeder Krieg, nur mehr als Torheit und Wahnsinn[1].

Auch in dem Brief, den Britling an Heinrichs Vater schreibt, finden sich einige kritische Betrachtungen über England und die Engländer. Aber wir werden uns hüten, diese Bemerkungen allzu schwer zu nehmen. Vielmehr spitzt sich der politische Teil des Briefes auf eine Auseinandersetzung mit dem deutschen Imperialismus zu, d. h. nach Wells, einem System des Absolutismus. Ihm hält Britling den neuen und großartigen Versuch der modernen westlichen Demokratien entgegen, zu denen hier natürlich auch England gerechnet wird und die ihm als die ungleich lebensvollere Regierungsform erscheint[2].

Ein weiterer interessanter Kreis von politischen und sozialen Fragen wird in den Roman durch die Figur des Amerikaners Direck eingeführt. Wie steht das heutige Amerika zu England? Wie denkt Amerika über den Krieg und die Kriegführenden? Ein paar Andeutungen mögen genügen. Zunächst ist das Verhältnis der beiden Länder mehr humoristisch behandelt. Direck hat manche Züge des konventionellen Bühnen- oder Roman-Amerikaners, der nach England kommt, um nach Ahnen zu forschen und dem ehrwürdigen Stammlande etwas gefühlsselig gegenüber steht, bis ihn die Erfahrung eines Besseren belehrt[3]. Sobald der Krieg ausbricht, wird kein Zweifel darüber gelassen, daß Amerikas Sympathien ganz auf Seite Englands stehen (von gegenteiligen Strömungen, etwa vom Widerstand deutsch-amerikanischer Kreise, ist überhaupt nicht die Rede), und Britling ist der festen Ansicht, daß Amerika um Frankreichs und Belgiens willen am Krieg teilnehmen müsse. Umso größeres Befremden daher, als das Eingreifen Amerikas immer länger auf sich warten läßt und sogar die Versenkung der „Lusitania", die anscheinend in weiten Kreises des englischen Volks als amerikanisches Fahrzeug betrachtet wurde, keine unmittelbaren Folgen hat[4]. Direcks zwiespältiger Standpunkt — einerseits gefühlsmäßiges Partei-Ergreifen für die Allierten, andererseits die überlieferte Lehre, daß Amerika mit europäischer Politik nichts zu schaffen habe — wird scharf betont, und besonders interessant ist dabei Wells' Auffassung von der Unerheblichkeit der amerikanischen Munitionslieferungen, die nach ihm zu keiner Zeit die Kriegsereignisse entscheidend beeinflussen konnten. Schließlich durchhaut Direck den gordischen Knoten, indem er sich bei den kanadischen Truppen als Freiwilliger anwerben läßt[5].

---

[1] Volksausg. S. 283; Übersetzung S. 412.

[2] Volksausg. S. 335; Übersetzung S. 486—487.

[3] Volksausg. S. 25; Übersetzung S. 42. Von Amerika spricht Wells immer mit besonderer Liebe und Sachkenntnis; vgl. sein Buch *The Future in America* 2 Bde (Tauchnitz), und den anregenden Aufsatz *The American Population* in *An Englishman looks at the World.*

[4] Volksausg. S, 136, 278—279; Übersetzung S. 200, 405—406.

[5] Volksausg. S. 284 und 285, 304; Deutsche Übersetzung S. 413 bis 415, 444.

V.

Wie aber jeder Mensch, wenn anders er nicht stumpfen Sinnes und blinden Herzens war, durch das große Ereignis des Krieges in den tiefsten Gründen seines Gemütes aufgeregt wurde, wie jeder Mensch sich unwillkürlich zu metaphysischer Betrachtung angetrieben fühlte und die Sehnsucht in sich spürte, sich seine Theodizee von neuem zurecht zu legen und nach einem letzten Sinne des erschütternden Geschehens zu suchen, so strebte auch Wells bei seiner Betrachtung des Krieges zu einer allgemeinen, kosmischen oder metaphysischen Auffassung der Dinge vorzudringen. Diese Anmutungen knüpfen oft an ganz nebensächliche Umstände an und geringe Gegenstände, halb komische Zwischenfälle erlangen plötzlich symbolische Bedeutung.

Das Gefühl, das die meisten Menschen vor dem Kriege erfüllte, war das einer gedankenlosen Sicherheit. Die Möglichkeit eines Wechsels, einer alles dahinraffenden Neuerung wurde ernstlich kaum erwogen. Man hatte vergessen, daß die Erde rund sei und hatte sich häuslich eingerichtet auf einer Welt, die so platt war wie ein Pfannkuchen[1]. Da kam der Krieg und erschütterte diese bequeme Gleichgewichtslage. Zweifel steigen auf. Ist das ganze Leben, das ganze Weltgetriebe denn zwecklos? Sind wir wirklich ohnmächtig? Gibt es ein Fatum, unerbittlich und grausam? Oder herrscht in fernen Unendlichkeiten doch irgendwo so etwas wie Güte, eine Hoffnung auf Duldung und Hilfe[2]? Britling ist nicht religiös, noch nicht religiös; und darum nimmt er einstweilen die weniger günstige Lösung an, ein rätselhaftes Dunkel, eine unbelebte, passive Weltordnung. Gegen diese aber gibt es ein Mittel nur in uns selbst, die Stärkung des Willens, die Schärfung des Verstandes. Diese Mittel zu gebrauchen, das ist der Zweck des Lebens, und das scheint zunächst auch die Lehre des Krieges[3].

Aber vielleicht wird gerade der Krieg eine andere Lösung des Welträtsels bringen, so denkt Britling weiter. Krieg ist Haß. War nicht vielleicht der Haß, der die Deutschen gegen England erfüllte, ein vom Schicksal beabsichtigtes Werkzeug, das britische Volk aus Schlaf und Stumpfsinn aufzurütteln? Und andererseits, waren nicht diese hassenden Deutschen von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt geradeso wie die Engländer? War ihr Haß nicht ebenso begründet wie der englische? Strebten nicht auch sie das an, was nach dem Kriege kommen sollte, den wirklichen, den „Größeren Frieden"? Darum also ist der Haß, der Fanatismus, eine falsche Einstellung, und das alte Wort wird wieder wahr: „Vater, vergib ihnen[4]!" Noch einmal wird der Gedanke blinden Hasses verworfen in den Gesprächen, die Britling mit Letty, der Frau des Sekretärs, führt. Hier greifen die Gedanken wieder auf religiöses Gebiet über,

[1] Volksausg. S. 35—36; Übersetzung S. 57—58.

[2] Volksausg. S. 93—94; Übersetzung S. 140—141.

[3] Ebenda.

[4] Volksausg. S. 224—225, 231—235; Übersetzung S. 326—328, 336—342.

und indem Wells mit den Theologen rechtet, wird er selbst zum Theologen. Jetzt nach dem Tode des Sohnes, glaubt er an Gott: in der Liebe, die er für den Teuren fühlt, in den über das Menschliche hinausgehenden Zügen, die er in ihm fand, ist ihm diese Gewißheit geworden[1]. Aber sein Gott ist kein absoluter, unnahbarer, sondern ein endlicher, ein „finiter“, wie Britling sich ausdrückt, der auf seine große, umfassende Weise ebenso kämpft und ringt, wie wir in unserer schwachen, törichten Art. Diesen Gott aber können wir nicht für die Schrecknisse dieses Kriegs verantwortlich machen; denn über ihm gibt es eine Notwendigkeit, die jenseits von Gut und Böse, von Zeit und Raum, geheimnisvoll und ewig undurchdringlich thront. Und doch ist dieser Gott auch wieder größer als Natur und Notwendigkeit; denn er ist ein Geist, diese aber sind blind[2].

Es ziemt mir nicht, zu diesen gestaltlosen, widerspruchsvollen Meinungen Stellung zu nehmen. Aber wichtig ist für uns die Tatsache, daß dieses englische Kriegsbuch am Schlusse in religiöse Bahnen lenkt, daß Wells, der Schüler des Materialisten Huxley, der Sozialist mit naturwissenschaftlicher Erziehung, sich zu guter Letzt vom Irdischen, Positivistischen zu befreien trachtet und ebenfalls jenen unwiderstehlichen Zug zum Geistigen, jenes Streben nach Erlösung in sich fühlt, das so machtvoll durch unsere schwererschütterten Tage schreitet. So stark ist in ihm dieses Gefühl, daß er die Religion als seiner Weisheit letzten Schluß betrachtet. Denn die Schlußworte, die Britling spricht, sind nochmals ein religiöses Bekenntnis — diesmal aber nicht mehr in jenen unbefriedigenden Gedankenfolgen, die wir soeben andeuteten und die gleichwohl Wells' innerste Überzeugung auszudrücken scheinen, sondern in Sätzen, deren orthodoxe Wortwahl auch den Positiv-Gläubigen befriedigen kann und die uns zu guter Letzt nochmals daran erinnern, daß dieses Buch von einem Engländer für Engländer geschrieben ist:

„Religion ist das erste und letzte Gebot. Und ehe ein Mensch nicht Gott gefunden hat und Gott ihn, hat sein Beginnen keinen Anfang und sein Schaffen kein Ziel. Er mag Freundschaften hegen, manchmal Ergebung zeigen oder einen Funken von Ehrgefühl verspüren. Aber all diese Dinge, ebenso wie das Leben selbst, ordnen sich erst ein in Gott, und nur in Gott — Gott, der in den Menschen gegen blinde Gewalt und Nacht und Nichtsein kämpft, der das Ziel ist und allein etwas bedeutet. Er allein ist der König . . . Und vor dem Nahen dieses wahren Königs, der da sicher kommen wird, und der gegenwärtig ist wo immer Gerechte sich versammeln, wird der blutbefleckte Plunder der alten Welt, werden die schwächlichen Könige und die Kaiser mit ihrem Flitter, die listigen Politiker und die verschlagenen Advokaten, die Leute, die da nur fordern und erraffen und erlisten und erzwingen, die Kriegshetzer und Bedrücker, im Augenblick verdorren und zergehen, wie Papier das man ins Feuer wirft . . .[3]“

* * *

[1] Volksausg. S. 314; Übersetzung S. 458.
[2] Volksausg. S. 313; Übersetzung S. 456—457.
[3] Nach der Volksausg. S. 341; Übersetzung S. 494—495.

Wells sagt einmal von seinem Buche: „Diese Erzählung ist im Wesentlichen die Geschichte vom Beginn und von der Verwirklichung des Krieges, wie er sich einer kleinen Gruppe von Menschen in Essex und insbesondere einem bestimmten menschlichen Gehirn darstellte[1]". Damit deutet er selbst die doppelte Bedeutung an, die die Lektüre seines Romans für uns hat. Wir haben hier einmal eine sehr erwünschte und in gefälligem Rahmen gegebene Sammlung von Tatsachen über die allgemeine Volksstimmung, die politischen und gesellschaftlichen Zustände in England unmittelbar vor dem Kriege und während der ersten Zeit des großen Krieges. Diese Schilderung von tatsächlichen Vorgängen besitzt den Wert eines geschichtlichen Zeugnisses. Sie ist offenbar nach genauen laufenden Aufzeichnungen gegeben und enthält sich, obwohl alles vom englischen Standpunkt aus gesehen ist, jeder wahrheitswidrigen Tendenz. Viele englische Leser werden ja allerdings zwischen den Zeilen manchen späteren Kapitels eine Aufforderung zum Durchhalten erblickt haben, vielen andern werden die patriotischen Gefühle beim Lesen dieses oder jenes Ausfalls gegen Deutschland gestärkt worden sein. Für uns aber, die wir den Roman jetzt kritisch lesen, sind diese Stellen letzten Endes doch von untergeordneten Bedeutung. Denn für uns tritt die andere Seite des Buches in den Vordergrund. Wir sehen darin vor allem, um es zu wiederholen, die Läuterung eines im Grunde friedlich gesinnten Engländers von den Schlacken des Kriegseifers. Wir glauben in unseren Ausführungen Wells nicht zu einem größeren Pazifisten und Verständigungspolitiker gemacht zu haben als er wirklich ist. Gerade weil aber Wells aus seinem national-englischen Standpunkt keinen Hehl macht, dürfen wir um so nachdrücklicher betonen, daß der letzte Sinn des Buches keine Verherrlichung Englands ist, sondern die Verwerfung jeglichen Haßgedankens, eine Mahnung an seine Landsleute, sich von pharisäischem Besserdünken freizumachen und den Groll aus dem Herzen zu bannen. Dürften wir aber Wells Anschauungen nur halbwegs als für seine Landsleute maßgebend betrachten, so könnten wir der künftigen Entwicklung des Verhältnisses zwischen dem deutschen und dem englischen Volke, wenn nicht mit allzu hochgespannten Erwartungen, so doch mit Zuversicht und ohne Besorgnis entgegensehen.

Würzburg. WALTHER FISCHER.

PHILOLOGIE DES ALLTAGS.

Bei der Behandlung lautgeschichtlicher oder phonetischer Dinge ist mir oft aufgefallen, ein wie geringes Verständnis dem auch von jungen Neuphilologen zunächst entgegengebracht wird Führte ich sie jedoch in die Mechanik der Artikulation und der psychologischen Vorgänge beim Sprechen ein, so ergab sich bald ein teilnehmendes Interesse und die gefürchtete Trockenheit der historischen Sprachbetrachtung war bei den Hörern verschwunden.

[1] Volksausg. S. 162; Übersetzung S. 237.

Es bedarf gewöhnlich nur des Anstoßes, um (auch bei weiteren Kreisen) das schlummernde Interesse für sprachliche Erscheinungen zu wecken. Eine Umschau im Neuhochdeutschen und seinen Mundarten erleichtert gewöhnlich die Einsicht in die geschichtliche Entwicklung auch der Fremdsprache ganz ungemein, und der Zuhörer ist gewöhnlich sehr erstaunt, Laute und Entwicklungsreihen dieser in seiner Muttersprache, ja sogar in seiner heimatlichen Mundart wiederzufinden, die er als eine Art Zauberkunststückchen und höherer algebraischer Gleichungen angesehen hatte. Ich nehme z. B. den Nasalvokal im Französischen. Den meisten Süddeutschen, aber auch vielen Mittel- und selbst Norddeutschen ist seine Artikulation von Haus aus grundsätzlich (sehr zu ihrer Verwunderung) geläufig, nur daß, wie bekannt, das Gaumensegel meist nicht so tief wie im Französischen gesenkt wird. Ähnlich verhält es sich mit den im Gegensatz zu den romanischen dynamisch schwachen [p, t, k] bzw. [b̥, d̥, g̊] der süd- und mitteldeutschen Mundarten. Bei der Erschwerung der Artikulation fremder Laute durch die heimatliche Gewöhnung muß man auf die Hilfen, die eben diese Gewohnheiten zuweilen bieten, im neusprachlichen Unterricht und dem der praktischen Phonetik besonderes Gewicht legen. Es bleibt nur immer wieder beklagenswert, daß im elementaren und fortgeschrittenen Deutsch-Unterricht noch viel zu wenig auf die Lautphysiologie eingegangen wird. Ganz abgesehen von der nützlichen Vorarbeit für den neusprachlichen Lehrer würde der Unterricht in der Muttersprache durch die zweckentsprechende Anbahnung einer deutschen Sprach- und Aussprach-Kultur wesentlich bereichert werden.

Der Satz: alle normal gebauten Sprachorgane sind imstande, alle irgendwie und irgendwo von gleichen Organen gesprochenen Laute zu reproduzieren, verliert für den Adepten der Phonetik viel von seiner vermeintlichen Unerreichbarkeit, wenn ihm einesteils die Kombinationsfähigkeit der eigenen Sprechwerkzeuge am Beispiel seiner Redeweise nachgewiesen wird, und andernteils, indem ihm unbekannte Laute, ihres fremdartigen Habitus oder der Verbrämung ihrer wissenschaftlichen Terminologie entkleidet, als ganz alltägliche Erfahrungen seiner Welt aufgezeigt werden. Z. B. japan. labio-lab. [F] = ostpreuß. [F] oder tonloses Pfeifen (Blasen) und der „stl. inspirat. labio-dent. Reibelaut“ [>f] = Interjektion beim verhaltenen Schmerz.

Für die Wirksamkeit desselben artikulatorischen bzw. lautpsychologischen Gesetzes im heutigen Deutschen und im Altfranzösischen verweise ich auf das so typische [kā̆st niks mā̃xn] des Österreichers. An diesem Beispiel wird der in der französischen historischen Grammatik vielen zunächst unverständliche Schwund der Nasale [n] und [m] vor den Nasalvokalen sofort klar und vertraut. Das Fremde der anderen Sprache und der zeitlichen Ferne schwindet auch hier in dem Maße als dem Lernenden offenbar wird, es handele sich um Vorgänge, die immer und überall erscheinen können und sich tatsächlich in für ihn sozusagen greifbarer Nähe noch täglich einstellen. Auf diese Weise kann man die Lautentwicklung, ich möchte fast behaupten, einer jeden Sprache aus

dem heutigen Leben der eigenen rekonstruieren, ähnlich dem Wider spiel der Phyllo- und Ontogenese in der Naturwissenschaft. Das Gesetz der altenglischen Brechung wird dem Neuphilologen nicht mehr willkürlich erscheinen, wenn er die Wirkungen eines auf den Vokal folgenden [r], [l] und [x] auf diesen in unseren Mundarten beachtet. Der Übergang von altengl. [a] > [æ] wird ihm zur Parallelerscheinung der Entwicklung des neufranz. a > æ namentlich in der französischen Schweiz [ʒvεzalagæːr] = je vais à la gare.

Will er zum wirklichen Verständnis der Geschichte und der Gegenwart seiner Fachsprachen vordringen, so muß sich der junge Philologe die aufmerksamste und unablässige Beobachtung alles ihn umgebenden sprachlichen Lebens einschließlich des eigenen zum Gesetz machen. Es gibt so vieles zu bemerken! Die tägliche Zeitung mit ihren stilistisch interessanten Aufsätzen, ihren Anzeigen usw. kann zu einer Menge sprachlicher Betrachtungen anregen. Gerade die Stilblüten sind hier sprachpsychologisch wertvoll. Oder ich verweise auf Übersetzungsfehler bei der Aufnahme von ausländischen, auf Hörfehler bei der von Fernsprech-Meldungen. Die Geburts- und Todesanzeigen mit ihren in süddeutschen Blättern oft so wohlgemeinten Epitaphien (Reimstudien, die Assonanz noch heute beim Volke dem Reime gleichgestellt!), neue Worte in beruflichen Anzeigen (ich las einmal: Gesucht tüchtige Reisend*in*), die konventionelle Deutung der Abkürzungen, Verwendung landschaftlicher Ausdrücke, kurz, alles kann dem Sprachforscher wertvoll werden.

Ferner das gesprochene Wort. Hier beachte er die feinen Schattierungen der Mundart von Ort zu Ort und innerhalb desselben Ortes die noch kaum untersuchte soziale Gliederung der Mundart. Für jede Höflichkeit und für jedes Schimpfwort muß hier der Philologe — dankbar sein. Sehr reizvoll ist es auch, den Ungebildeten „fein“ sprechen zu hören. Hier enthüllt sich die dem Dialekt typische Artikulationsbasis besonders deutlich. Oder, dem Unterschied in den Höflichkeitsformeln der einzelnen Schichten nachzugehen, weil sie zugleich Einblick in ihre Lebensgewohnheiten geben.

Man höre auf die individuell so verschiedene Rhythmisierung in den Ausrufen der Zeitungsverkäufer, beachte auch das Wirken der Assimilationserscheinungen, auf die Mittel der Sprache beim Anpreisen der Ware und Anlocken des Publikums (und ist meist überrascht von unserer Melodielosigkeit gegenüber den Romanen), auf sprachliche Gerissenheiten und Kunstgriffe (ausgiebige Verwendung des Pleonasmus und der Tautologie) zur Täuschung des Publikums durch die marktschreierischen Verkäufer von allerlei Ramschwaren. Man nehme sich einmal vor, die Wirkung des Anlasses auf die Artikulation des Wortes beim Abrufen von Haltestellen in der Straßenbahn, von Zügen in den Bahnhöfen, beim militärischen Kommando usw. zu studieren. Endlich vergesse man nicht den so deutlichen und stilistisch so wichtigen Einfluß der Affekte auf das Sprechen phonetisch wie psychologisch zu analysieren. Bei solchen Beobachtungen übe man sich auch gelegentlich in der Nachahmung und suche immer etwa waltenden Gesetzmäßigkeiten auf die Spur zu kommen.

Landschaftliche Verschiedenheiten gelangen nicht nur in der gesprochenen, sondern auch in der geschriebenen Sprache zum Ausdruck. Ihr besonderer Wortschatz und ihre Satzlehre zeigen sich täglich an Firmenschildern und sonstigen Aufschriften, in den Zeitungen, bis zum Amtsstil der Behörden. In Norddeutschland lesen die Herren Kröger und Becker ihr Tageblatt im Wartesaale, die süddeutschen Herren Schenk, Beck und Pfister dagegen ihr Tagblatt im Wartsaal. Hier in Mitteldeutschland gelangt man „Zum Rektoratszimmer eine Treppe höher“, in Süddeutschland „Zum Direktorialzimmer über eine Stiege“. Dort beklagt man den Mangel an „Ab- und Zugeherinnen“ augenblicklich ebenso lebhaft wie bei uns das Fehlen der „Aufwartung“. In Genf soll man «Entrer sans frapper», in Lausanne aber «Entrer sans heurter». In Genf ist es verboten «de jeter les déblais dans le lac», in Lausanne heißt man die déblais hingegen «ordures». Trotz aller stereotypen Zopfigkeit landschaftlich verschieden ist, wie schon bemerkt, die Amtssprache in den deutschen Gauen, ich erinnere nur an die auffälligen Abweichungen des österreichischen von unserem Kanzleideutsch (bei uns z. B. ist man „der Unterzeichnete“, drüben „der Gefertigte“). Aber auch der Stil von Vereinsreden und Bekanntmachungen trägt mundartliches Gepräge. Hier verrät sich übrigens daneben mancher Mangel in der gedanklichen Durchbildung des einzelnen, der der Beachtung des deutschen Unterrichts empfohlen sei. Wie selten liest man — einmal abgesehen vom geschraubten Stil — eine wirklich klare Äußerung derart. Es wäre gewiß nicht verfehlt, wenn hie und da statt eines Aufsatzes die Anfertigung etwa einer Schulhausordnung angeordnet würde, damit der Schüler lernt, möglichst knapp und klar auszudrücken, was er zur allgemeinen Kenntnis bringen will. Doch dies in Parenthese.

Ein interessantes Kapitel ist ferner die Stellung der die Mundart rein bewahrenden Kreise zur Rechtschreibung. Aus handschriftlichen Vermietungsanzeigen oder Warenanpreisungen kann mancher Rückschluß auf die Aussprache des Schreibenden gezogen werden. In Leipzig liest man da oft bei den «fruttivendole» Aufschriften wie „Birn, Apfelsin, Zitron, Blumkohl, Ratieschen“ usw., die sich der phonetischen Schreibung erfreulich nähern. In ähnlicher Weise erfuhr ich aus der Lektüre französischer Kriegsgefangenen-Post, wie wenig die französische Orthographie den Schreibern und besonders Schreiberinnen vertraut war, obwohl diese meist aus dem Mittelstande stammten, die Empfänger waren kriegsgefangene Offiziere. Leider reicht das gesammelte Material nicht zu einer Veröffentlichung, aber ich erinnere mich an einige besonders markante Fälle, wie «tant qu'à moi» und «interprêtre», die beweisen, wie sehr die gesprochene Sprache im Franzosen das Schriftbild verdrängt. Eines der hübschesten, wohl allenthalben bekannten Beispiele der Art ist auch der Schul-Entschuldigungszettel jenes in Wien wohnenden Böhmen: „benedikte ten pum kristine“, folgt Unterschrift; Herrn Prof. Rille in Leipzig verdanke ich die Mitteilung der folgenden Zeile an der Tür eines italienischen Händlers in Innsbruck-Wilten: „Aiti nomito sospir“ (= heute nachmittag zugesperrt), um mit diesen

rätselhaften Inschriften zugleich das Gebiet der deutschen Sprache im Munde des Ausländers, so flüchtig auch immer, zu berühren.

In summa möchten diese wenigen, wahllos aus der Fülle des sich aufdrängenden Materiales gegriffenen Bemerkungen über „die Philologie des Alltags" vor allen den jüngeren Lesern zeigen, daß die Neuphilologie nicht abseits vom Leben, der Neuphilologe nicht abseits von seinem Volke zu stehen braucht, weil er sich mit fremden Sprachen befaßt. Und je mehr er Auge und Ohr offen hält, desto lebendiger wird ihm sein Studium auch in den Teilen, die andere — und vielleicht auch er selbst — für trocken und langweilig anzusehen geneigt waren.

Böhlitz-Ehrenberg. HEINRICH WENGLER.

EX OCCIDENTE LUX?

(Barbusse, Le Feu — Clarté.)

I. Le Feu.

Alle wissenschaftliche oder künstlerische Tat ist Ringen der Persönlichkeit mit der Masse und Sieg der Persönlichkeit, ihr Unterliegen füllt die Blätter der Menschheitstragödie aus. Der neueren Zeit war es vorbehalten, das Verhältnis der beiden Gewalten umzukehren und die Masse zum eigentlichen Helden zu erheben. Hauptmann hat in den Webern dafür die literarische Form gefunden, Barbusse wandelt in *Le Feu* mit gleichem Ziel auf seinen Spuren.

Antike und Renaissance hatten Heldenverehrung und Persönlichkeitskult, unsere Zeit strebt auf den verschiedensten Gebieten nach Massenwirkung und scheint damit wieder an Tendenzen aus der Vorgeschichte unseres Erdballs und seiner Bewohner anzuknüpfen. Daher können die, trotz aller Sonderbestrebungen, doch eigentlich auf das Gegenständliche beschränkten Künste, wie die Malerei und die Bildhauerei, nicht mitgehen. Der Weltkrieg kann höchstens literarisch gestaltet werden.

Aber freilich setzt sich die Masse immer wieder aus Individuen zusammen. Und daher löst sich die Gesamtdarstellung in Episoden auf, deren Träger als typische Vertreter des Volkes gedacht sind.

War vor dem Kriege in Frankreich Dezentralisation, los von Paris, ein Losewort, hatten nach dem Vorbilde einiger großer Vorgänger — Balzac, G. Sand, Bazin — jüngere Schriftsteller zum Schauplatz ihrer Erzählungen gern ihre heimatliche Provinz gemacht, und hatten sich in Ausführung der Barrès'schen Ideen von der besseren Ausnutzung der nationalen Energien verschiedene geistige Zentren gebildet, die solche Kantonal- oder Regionalkunst schützten und förderten, so schlug die Brandung des Jahres 1914 über derartige bedeutungslos gewordenen Bestrebungen zusammen: *Ein* Erlebnis einte die Stämme, zu *einer* Fahne strömten sie, *einem* Ziele entgegen.

Nun finden sich in derselben Korporalschaft eines mehrfach aufgefüllten Reserveregiments alle Altersklassen, vom frischen Rekruten, dem noch Kinderspiele in Kopf und Herzen sitzen, bis

zum ergrauten Landsturmmann zusammen. Losgerissen von ihrer heimatlichen Scholle, von ihrer Berufsarbeit, von Eltern, Weib und Kind, von Freund und Liebchen hat sie ein unentrinnbarer Machtwille zu einer militärischen Familie zusammengeschweißt, verbunden durch *eine* Not, *eine* Pflicht, *ein* furchtbares Fatum. Traumhaft versunken liegt hinter ihnen ihr bisheriges Leben mit seinen Leiden und Freuden; nur für den Kenner lugt aus der Uniform noch Stammesart und Beruf hervor; gemeinsam hineingestoßen in den Schlamm des Schützengrabens haben sie abgeschlossen mit dem Dasein, und die Zukunft hat für sie nur noch die eine Frage offen: Wann gilt es Dir?

Ein Mosaikbild aus der Nähe betrachtet setzt sich aus Steinchen zusammen, die allen Erdschichten entstammen, erdgewachsenes Material und künstliches, echtes und Talmi, edles und minderwertiges. So sind in der Korporalschaft, als Ausschnitt der Nation, die verschiedensten Bildungsgrade, die verschiedensten Berufe und Charaktere, die verschiedensten Volksstämme zu einer Not- oder Zwangseinheit verbunden.

Nur die Kopfarbeiter fehlen. Ist es Zufall oder Tendenz? Jedenfalls bemerkt Barbusse, daß die Volksschullehrer Unteroffiziere bei der Kompagnie sind oder Sanitäter. Ein Ordensbruder, Marist, ist Sergeant im Sanitätsdienst, ein Tenor Radfahrer beim Stabsarzt, ein Rechtsanwalt Schreiber beim Obersten, ein Rentier Küchenunteroffizier beim Unterstab (caporal d'ordinaire á la Compagnie hors rang). Diese Aufzählung ist doch wohl weniger Zufall als Tendenz; denn Barbusse fährt fort: „Bei uns gibt es dergleichen nicht. Wir sind kämpfende Soldaten, und unter uns finden sich fast gar keine Intellektuelle, Künstler oder Reiche, die während dieses Krieges ihren Schädel an den Schiesscharten höchstens beim Vorübergehen oder unter betreßten Käppis ausgesetzt haben".

Der Musterkarte von bürgerlichen Berufen und Stämmen, die die Mannschaft dieser militärischen Familie darstellt, entspricht auch das Sprachengewirr, das in ihr zusammenschlägt. Barbusse charakterisiert es selbst und läßt damit einen Blick in seine literarische Werkstatt tun. Er sagt: „Dieselbe Sprechweise, die aus einem Gemisch von Werkstatt- und Kasernenargot nebst verschiedenen Patois besteht und die mit einigen Neubildungen gewürzt ist, amalgamiert uns einer Sauce gleich mit der kompakten Menschenmenge, die seit Monden Frankreich leert, um sich im Nordosten aufzuhäufen."

Aber natürlich vollzieht sich diese Amalgamierung nicht ohne Reibung und Widerstände; denn der selbstbewußte, überhebliche, als Witzbold den Ton angebende und als Großstädter geistig regsamste und über alles selbstsicher urteilende «Loustic» aus Clichy-la-Garenne — also in unsere Verhältnisse übertragen etwa: Neuköllner — führt sich bei seinen Kameraden mit den Worten ein: «Moi, mes enfants, j'suis d'Clichy-la-Garenne: Qui dit mieux?» — wohingegen der bretonische Fuhrmann menschliches Mitgefühl mit seiner Klage weckt: «J's'foutions d'moi parce que j'sommes Morvandiau.»

Das bisher Gesagte deutet schon darauf hin, daß Barbusse eine Tragödie des Volkes, der Masse hat schreiben wollen. Er läßt auch

von vornherein den Leser nicht im unklaren über sein Ziel. Schon die kurze Einleitung, «La Vision» betitelt, nimmt die Tendenz des Buches vorauf: In den Gewaltfrieden eines Schweizer Sanatoriums für Lungenkranke bricht die Nachricht von dem entflammten Weltkrieg herein und läßt die müden, kranken Seelen wieder den mächtigen Puls der Welt draußen fühlen, von der sie, in ihr Leiden verkapselt, hinwegdämmerten. Der Abend senkt sich auf das Tal. Ein Gewitter entlädt sich auf dem Mont Blanc, und in dem Zucken der Blitze glauben die Kranken zu sehen, wie sich die Ebene mit ungezählten Scharen bedeckt, die sich aus dem Schlamm und Schmutz lösen, gespenstigen Schiffbrüchigen gleich. Es deucht den Kranken, daß sie in der unermesslichen, von langen parallelen Kanälen und Wasserlöchern zerrissenen Ebene nichts als Soldaten wimmeln sehen. „Aber die 30 Millionen Sklaven, heißt es am Schluß, die Verbrechen und Irrtum in den Schlammkrieg aufeinandergehetzt haben, erheben ihre Menschengesichter, in denen endlich ein Wille keimt. Die Zukunft ist in den Händen der Sklaven, und man erkennt, daß die alte Welt durch den Bund verändert werden wird, den eines Tages diejenigen errichten werden, deren Zahl und Not unendlich sind." Das ist 1915 geschrieben, und es will uns scheinen, als ob das Prophetentum, das aus diesen Worten spricht, erst zum Teil Wirklichkeit geworden ist.

Seit Jahr und Tag sind nun diese Menschen in dunkle Erdlöcher gebannt. Eine Schmutz- und Schlammkruste hat sie unförmlich und unkenntlich gemacht. Kopf- und Barthaare überwuchern ihre Gesichter. Vom Ungeziefer sind sie zernagt. Ihre Uniformen haben sie in phantastischer und zum Teil lächerlich wirkender Weise mit Bestandteilen ihrer Zivilkleidung, irgend einer Sportausrüstung oder sonst irgend zu nutzenden Notbehelfen, wie Packleinwand, Tierhäuten, Verbandstoffen u. a. ergänzt, um sich gegen Feuchtigkeit und Kälte zu schützen. So scheinen sie sich, noch mit einem Rest Leben begabt, der zuckenden, zerschlissenen Erdkruste einzufügen. Der Boden ihrer Erdlöcher ist eine breiige Masse, ein Gemisch von Schlamm, menschlichen Ausscheidungen, Blut, Verwesungsprodukten, aus denen noch gelegentlich Gliederstümpfe oder Knochen von Mensch und Tier herausragen. Die stinkende Luft, die sie mühselig einatmen, scheint sie auch, Ekel weckend, dickflüssig zu umhüllen. Tag und Nacht, ruhelos, heulen und surren und pfeifen die todbringenden Geschosse, von denen in jedem Augenblick eines sie in blutige Fetzen verwandeln kann, wie eben vielleicht den Kameraden an der Seite, dessen Blut oder Hirn sie bespritzt und das sie sich mechanisch abwischen, um weiter gewohnten Dienst zu tun.

Ist es ein Wunder, daß sich um die Seelen dieser Menschen auch eine dicke, erstarrende Kruste gelegt hat? Daher ist der erste Eindruck, den man von ihnen empfängt, abstoßend, roh, bar jedes menschlichen Empfindens. Die Sprache, in der sie miteinander verkehren, mutet an, als wenn sie sich gegenseitig ohrfeigen: (S. 10f.) «— Qu'est-c'que tu m'embêtes, toi? Et pis après? C'est la guerre. Et toi, face d'haricot, tu crois p't'être que ça n'te change la trompette et les manières, la guerre? Ben, r'garde toi, bec de singe, peau

d'fesse! Faut-il qu'un homme soye bête pour sortir des choses comme v'là toi! . . .»

Ein Zola'scher Roman mit einzelnen grausigen Scenen, wie in «Germinal», «La Terre» oder «Lourdes», die uns vor diesem katastrophalen Zusammenprall der europäischen Zivilisation entsetzten, ist ein Miniaturbildchen gegenüber der dantesken Häufung von Greueln dieser Schreckenswelt.

Was kann in dieser Umwelt menschliches Einzelschicksal bedeuten! Wenn eine Mutter, ein Weib, eine Braut irgendwo in der Ferne noch um ein ihr teures Leben hoffend bangt, so schildert Barbusse, wie sich an dem vor dem Schützengraben liegen gebliebenen, verwesenden Kadaver Ratten mästen. Oder sein Schicksal war vielleicht folgendes: Einer der *poilus* stolziert in ein Paar fast neuen deutschen Soldatenstiefeln einher. Der *poilu*, der die Beute gemacht hat, erzählt den Vorfall folgendermaßen: „Seh mal, olles Haus, da stach der Bruder Kieker[1]) zusammenjeklappt mit'n Hintern in'm Loch und äujte nach'n Himmel mit die Beene in'er Luft. Er streckte mer seine Oderkähne entjejen, als ob er sagen wollte, daß da'n Ding zu dreh'n wär. Des hat jeschnappt, dacht ich bei mich. Aber wat meensde, war det'n Uffstand, ihm de Latschen abzeknöppen. Ick hab dran rumjefuhrwerkt, jezogen, jedreht, jeschüttelt, ne halbe Stunde lang, ick kriejt's nich fertij. Der Kunde half mer ja nich mit seinen steifen Stelzen. Schließlich, nachdem ich mächtij jezerrt hatte, jingen de Beene von dem Aas an'n Knieen aus'm Leim, seine Büchsen rissen und klatsch! jing die janze Bescheerung los. Plötzlich hatt' ich in jeder Klaue eenen Stiebel mit dem janzen Zubehör. Ick mußte erst die Beene und die Fieße rausholen."

„Du schneidst aber auf! . . ."

„Frag doch den Radfahrer Euterpe, ob's nich wahr is. Er hat mir ja jeholfen, weesde. Wir langten mit unsern Pranken in de Stiebel und holten Knochen, een paar Fetzen von'n Socken und Stücken vom Fuß raus. Aber kuck'se dir doch an, ob es nich lohnte, det Ding zu drehen". (S. 15).

Wird das erzählt, um die Entmenschlichung, die Verrohung zu zeigen? Fast scheint es so; denn Barbusse schließt die Episode mit der Bemerkung ab, daß so jeder Soldat nach seiner geistigen Verfassung, seiner Betriebsamkeit, seinen Hilfsquellen und seiner Kühnheit auf Mittel verfällt, sich gegen die erschreckende Notlage zu wehren.

Nun freilich, es handelt sich ja um einen Toten. Sollten die schönen Stiefel mit zu Grunde gehen, wo man selbst in solchem Elend schmachtet?

Aber was bedeutet in dem Kriege ein Menschenleben, wenn seine Vernichtung Vorteil bringt!

In ein primitives Leben mit primitiven Instinkten sind diese Menschen zurückgesunken. Naht die Essenszeit, und haben sich die

---

[1]) So verstehe ich *le frère Miroton*, vom Argotwort miroter = regarder. In der deutschen Übersetzung des Werkes von M. v. Meyenburg, in der ich einmal flüchtig blätterte, steht hier: Jawohl, mein Lieber, da lag er, der Bruder Hiroton!



Träger verspätet, was meist geschieht, so gehen sie knurrend und brummend, wilden Bestien gleich in ihrem engen Käfig umher. Ihre Wut entlädt sich in Verwünschungen und Schimpfwörtern über diese dreckigen Kerle, die Drückeberger, die sich selbst den Leib da hinter der Front voll schlagen und sich an der Ration der kämpfenden Kameraden im Schützengraben vergreifen. Trifft aber das Essen endlich ein, so ist sofort alle Wut verraucht, und man schüttelt sich wohl herzlich mit den eben noch so giftig Verlästerten die Hand. Freilich, nun macht sich die Unzufriedenheit und der nie beschwichtigte Groll in einer entsprechenden Kritik des Fraßes, den man ihnen bietet, Luft (S. 22f.).

Die Nerven sind so überreizt, die Hand so gewohnt, sofort zur Waffe zu greifen, daß der geringfügigste Umstand, die leiseste Meinungsverschiedenheit genügt, um zwei Kampfhähne auf Leben und Tod aneinander zu bringen. Sie können nur mit Mühe von den Kameraden getrennt werden.

Solche durch Nichtigkeiten verursachten Streitfälle gehören zu den alltäglichen Vorkommnissen, und einer der beschaulich veranlagten *poilus* legt sich die Frage vor: «C'est-i' qu'on devient pareil à des bêtes, à force de leur ressembler?» (S. 28).

Schon jetzt erhebt sich die Frage, ob wir aus derartigen Einzelzügen uns ein Bild der besonderen Rasse zusammensetzen sollen, oder ob wir nicht schlechthin in dieser Umwelt und unter diesen Lebensbedingungen gewissermaßen eine Menschheitskonstante erkennen dürfen?

Jch glaube das letztere. Und dies wird sich namentlich dort zeigen, wo gemeinschaftliche Abneigung und gemeinsamer Haß ein einigendes Band um alle diese Schicksalsgenossen schlägt.

In bunter Folge reiht Barbusse Episode an Episode, oft ohne innere Verknüpfung, aber doch dient jede dazu, eine charakteristische Linie in das Gesamtbild der *poilus* einzufügen. Sie haben sich in das harte Muß ergeben. Im Anfang noch zur Auflehnung geneigt, hat schließlich der mächtige Wille, der wie ein unentrinnbares Schicksal über sie gebietet, ihre Widerstandskraft gebrochen. Sie haben sich als Aufgabe und Pflicht zu eigen gemacht, daß sie „halten" müssen, mit dem Ziele, einst den Feind aus dem Lande zu drängen. Aber an Stelle des Hasses gegen diesen Feind ist ihnen die Erkenntnis aufgedämmert, daß dort drüben in den anderen Schützengräben auch nur Menschen wie sie selbst in derselben Not schmachten:

«— Ah! mon vieux, dit Tirloir, on parle de la sale race boche. Les hommes de troupe, j' sais pas si c'est vrai ou si on nous monte le coup là-dessus aussi, et si, au fond, ce ne sont pas des hommes à peu près comme nous.

— C'est probablement des hommes comme nous, fait Eudore.» (S. 35).

Aber dafür hat sich ihr ganzer Groll auf die deutschen Offiziere verdichtet: «mais les officiers allemands, non, non, non: pas des hommes, des monstres. Mon vieux, c'est vraiment une sale vermine spéciale. Tu peux dire que c'est les microbes de la guerre. Il faut les avoir vus de près, ces affreux grands raides, maigres comme des clous, et qui ont tout de même des têtes de veaux.» (S. 35).

Wehe, wenn einer ihnen in die Hände fällt. Sie erzählen sich mit Genugtuung Brutalitäten, die sie an ihnen verübt haben, um ihr Mütchen zu kühlen, oder sie ersehnen die Gelegenheit, es zu tun. (S. 36).

Gewiss spielt dabei eine Rolle die Auflehnung des Untergebenen gegen den Vertreter einer Macht, die man immer erst liebt, wenn man sie selbst vertritt. Erzählen sie sich doch auch gern Heldenstückchen, wie sie einem eigenen unbeliebten Vorgesetzten, deren Zahl nicht weniger gering ist, heimgeleuchtet haben. Aber was sie an dem deutschen Offizier besonders erbittert, das ist die Hochnäsigkeit («Et i' r'gardait tout le monde du haut de son col!») (S. 35).

Wir können wohl sagen, daß auch diese Beobachtung und Gesinnung nicht spezifisch französisch sind.

So erscheint nicht minder menschlich begreiflich, trotz aller Roheit, die mitleidslose Verhöhnung körperlich Minderwertiger, die Kindern und Ungebildeten eigen ist. Da die Frontsoldaten ein auserlesenes Menschenmaterial darstellen, so gießen sie ihren ganzen Spott über die gelegentlich an ihnen vorbeiziehenden Arbeitskolonnen aus. Im Hinblick auf die einheitliche Zusammenstellung militärischer Verbände müssen freilich diese wahllos zusammengetriebenen, physisch oft seltsame Gegensätze bildenden und dazu noch in schmutzige, unsachgemäß geflickte und zusammengestoppelte Uniformen gehüllte, auch jeder militärischen Haltung baren Frohnarbeiter des Schlachtfeldes komisch wirken. Einer, der einen aus zahllosen Flicken von verschiedenem Blau bestehenden Mantel trägt, wird als *l'père-échantillon* angerufen und gefragt: «Dis donc, papa, si tu veux être bien gentil, tu me donneras l'adresse de ton tailleur de Londres».

Verletzender wirkt natürlich noch eine Anspielung auf körperliche Gebrechen:

«— Non, mais pige-moi la photographie de ce p'tit bas-du-cul. Eh! loin-du-ciel, eh!»

In diesem Tone geht das Spiel weiter, und das rohe Lachen vermag die Tragik nicht zu verhüllen: «Misérables, ils raillent plus misérables qu'eux». (S. 46).

Besonderes Aufsehen verursacht einmal der Besuch von Zivilisten, die von Generalstabsoffizieren durch die Gräben geführt werden. Sie sehen sich die *poilus* an, wie etwa exotische Tiere im Zoologischen Garten. Es sind Journalisten, «les sidis qui pondent les journaux». Linkisch, verlegen, wortkarg steht man sich gegenüber, zwei Welten, die keine Brücke zu einander finden. Was schafft die Beklemmung? Auf der einen Seite das dunkle Gefühl der Scham denjenigen gegenüber, die in gemeinsamer Not die eigentlichen Opfertätigen und Märtyrer sind? Auf der anderen Seite der Groll gegen die, die die Notlage mitgeschaffen haben und sie verlängern mit täglich neu ersonnenen und alsbald widerlegten Lügen? Jedenfalls sind sich die *poilus* darüber klar, sobald die Herren den Rücken gewendet: «c'est eux qui nous bourrent le crâne!» (S. 39). Das hindert natürlich nicht, daß sie immer wieder den Zeitungsverkäufern die Blätter aus den Händen reißen.

Wir kennen die Saat, wir kennen leider auch die Ernte!

Ganz anders wirkt ein anderes Begegnis auf die Leute ein: ein Trupp Kolonialtruppen, Afrikaner, Senegalschützen. Sie sind lustig, und man weiß, daß, wenn sie erscheinen, ein Angriff bevorsteht. Der Bajonettkampf berauscht sie. Da hilft kein Händehochheben: 'Pas kam'rad, non pas kam'rad, jamais! Couper cabèche!' Oder mit lustigem Grinsen machen sie die Geste des in der Höhe des Bauches vorgestoßenen Bajonetts, das mit zur Hülfenahme des Fußes zurückgezogen wird.

In Paris, bei der Parade, da führte man sie gern vor und jubelte ihnen zu. Hier betrachtet man sie schweigend, mit einer Mischung von Respekt und etwas Furcht. Sie sind die wahren Soldaten:

«— Nous ne sommes pas des soldats, nous, nous sommes des hommes, dit le gros Lamuse.» (S. 49).

Um der Menschheit willen möchte man hoffen, daß Barbusse für sein ganzes Volk gesehen und gesprochen hat, und daß das Schweigen, mit dem man die Schwarzen empfängt, die Stimme des Gewissens Frankreichs, eines besseren Menschentums sei.

Es ist Barbusse nicht gelungen, seinen Stoff so zu meistern, daß ein einheitliches künstlerisches Gebilde daraus entstand, und als er sich dessen bewußt wurde, hat er seinem Buch wohl den Untertitel gegeben: *Jornal d'une escouade.* So soll offenbar begründet und entschuldigt werden, daß die Darstellung in eine lose Reihe von Augenblicksbildern zerflattert, die sich nur recht äußerlich dem Ganzen dadurch einfügen, daß der Dichter um die Stimmungsbilder, landschaftlichen Schilderungen oder sachlichen Darstellungen ein dialogisches Rankenwerk schlingt, dessen Träger der kleine Kreis der Mannschaften eben dieser Korporalschaft sind.

Muten einzelne Schilderungen ganz Zolaartig an — so z. B. die eindrucksvolle Beschreibung des nächtlichen Marsches eines Regiments, das ein neues Quartier beziehen soll (S. 65ff.) —, so würde man Barbusse doch nicht gerecht werden, wenn man seine künstlerische Arbeit nur mit Etiketten großer Vorbilder beklebte. Er hat die Eigenschaften, die den Künstler machen: das Auge, das mehr sieht als der Durchschnittsmensch, und die gestaltende Kraft, die mit origineller Bildhaftigkeit anderen die eigenen Eindrücke zu übermitteln weiß.

Seine stets wachen Sinne und das Bestreben wahr zu sein lassen Barbusse aber doch öfters in den Zolaschen Fehler verfallen, die naturalistischen Züge so zu häufen, daß der hochprozentige Extrakt von Naturwahrheit widernatürlich anmutet. Mit Zola und den Goncourt teilt er auch die Neigung, bis ans letzte Ende des Abstoßenden und Grausigen zu gehen und in dem Grausigen mit romantischer Lust zu wühlen. Das gilt ebenso für die sprachliche Form, bei der man die Empfindung hat, daß der Schriftsteller mit seinem Argotreichtum protzen will oder wenigstens in Redseligkeit verfällt, während das sprechende Volk im selben Atem nicht gerade eine Fülle synonymer Ausdrücke zu häufen pflegt; das gilt aber namentlich auch vom Inhalt; s. z. B. das Ende der unglücklichen Liebe jenes *poilu*, der den in Verwesung übergegangenen Leichnam der Dirne, die gerade ihn zurückgestoßen hat, der es ehrlich

meinte, im Graben findet und dem bei der Bergung der Toten, gewissermaßen wider Willen, die Umarmung mit dem stinkenden Kadaver wird, die ihm der blühende Leib versagt hat.

Damit rühren wir an eine andere Seite des Barbusseschen Werkes. Hat es zunächst geschienen, als ob diese armen Teufel in den Urzustand primitiver Wesen zurückgefallen seien, nur noch der Stunde lebend und auf die Befriedigung elementarster Lebensbedürfnisse bedacht, so genügt eine Stunde behaglicher Ruhe im Quartier, um ihre Sinne wieder zu erschließen für den süßen Zauber des Frühlings, für die Reize einer schönen Landschaft, die ihnen Träume weckt aus verschwundener, besserer Zeit, aus der Kindheit, aus der Zeit jungen Liebesglücks. Vergessen ist auch für einige Zeit die schreckliche Gegenwart, wenn die Briefe aus der Heimat eintreffen. Dann entziffern sie, in eine bessere Welt entrückt, die ungelenken Schriftzeichen und beeilen sich, den Bogen auf einem Tornister, auf einem Grabenvorsprung ausbreitend, „Muttern“ wieder mit plumper Hand ein paar beruhigende Zeilen zu senden. Vielmehr aber als das, was sie wirklich in Worte zu fassen vermögen, steht dann in ihrem glückseligen Gesichtsausdruck und verrät das halbunterdrückte Kichern, mit dem sie die ungewohnte Schreibübung begleiten. Danach benutzen sie wohl auch eine dienstfreie Stunde im Schützengraben, um für „Muttern“ aus anspruchslosem Material einen Ring oder ein anderes Schmuckstück zu feilen als Zeichen treuen Gedenkens. Und auch diese Arbeit läßt sie wenigstens im Geiste wiedererleben, was einst an Erdenglück ihnen zugemessen war.

So fällt von diesen zu einem grausigen Handwerk Zusammengetriebenen und zu Mordmaschinen Erniedrigten die Hülle, und sie finden sich zu einem edleren Menschentum wieder zurück.

Dadurch hat auch Barbusse die Möglichkeit in sein Buch eine Reihe von novellistischen Episoden einzuflechten, die kleine Meisterstücke der Erzählungskunst darstellen. So z. B. ein originell gewendetes Enoch Arden-Motiv. (S. 160ff.).

Darin besteht vielleicht der größte Reiz dieses Buches, daß es mit glänzendem Erfolge versucht, in dem schlichten Mann mit seiner derben, oft ans Groteske streifenden Rede den Puls eines starken, fein empfindenden Herzens herauszufühlen. Idealisten haben dies immer vermocht und sind so durch ihren Glauben an die Menschheit zu ihren Wohltätern oder Märtyrern geworden. Unsere Zeit lehrt uns gewiß doppelt, wie schwer das ist. Zur Beleuchtung lese man das reizende Idyll von dem selbstlos fremden Kameraden geopferten Urlaub nach (S. 108).

Man könnte aus dem Barbusseschen Buche fast ausnahmslos alle die Anklagen gegen den französischen Militarismus herausholen, die unsere Feinde oder wenigstens ihre lauten Wortführer in heuchlerischer Selbstgerechtigkeit oder in diplomatischer Bedenkenfreiheit dem preußischen Militarismus und allgemein dem deutschen Soldaten zur Last legen. Aber wir haben einen Strich unter das traurige Kapitel des sogenannten Verleumdungsfeldzuges gemacht, wenn auch die Wunden, die er uns geschlagen, für die Lebenden nie ganz vernarben werden. Daher soll auch dieser Gesichts-

punkt bei der Betrachtung des Barbusseschen Werkes ganz ausscheiden. Wir sind willig dem Verfasser, von der Leuchte seines Herzens geleitet, durch die Menschennacht gefolgt, der Morgendämmerung einer neuen Menschheit entgegen.

Daher bleibt uns nur noch eine letzte Frage: In welche Zukunft schauen diese zur Menschheit wieder Zurückgekehrten, was erhoffen sie von ihr?

Sie haben einen Sturmangriff gemacht. Geblendet von dem Feuer einer plötzlich aufgeborstenen Hölle, betäubt von dem Krachen, Brüllen und Donnern unzähliger Mordmaschinen und platzender Geschosse, berauscht von dem süßlichen, warmen Hauch des Blutstromes, der sie überrieselt und durch den sie waten, haben sie in Raserei, mit verschlossenen Sinnen um sich gehauen und gestochen, keine menschliche Regung, kein todesbanges Flehen um Schonung hemmte ihre wahllos treffende Metzgerhand. Nun haben sich die Pforten der Hölle geschlossen, das Schweigen des Todes schwebt wie mit den samtenen Fittichen eines Nachtvogels über der Stätte des Grauens. Da erwachen die Überlebenden aus der Nacht ihres Wahnsinns, und gerade in einem Berufssoldaten, dem Korporal Bertrand, läßt Barbusse sich die Menschheit wiederfinden:

(S. 279) „Bertrand sprach für gewöhnlich wenig und niemals sprach er von sich selbst. Doch sagte er: Drei waren über mir her. Wie ein Wahnsinniger habe ich drauf losgestochen. Ach, wir waren alle wie die Bestien, als wir hierhergelangt sind!

Seine Stimme erhob sich mit verhaltenem Zittern.

— Es mußte sein, sagte er, es mußte sein — um der Zukunft willen.

Er kreuzte die Arme und senkte nickend das Haupt.

— Die Zukunft! rief er plötzlich prophetisch aus. Wie werden diejenigen, die nach uns leben werden und deren Fortschritt — denn der kommt wie das Fatum — die Gewissen ins Gleichgewicht gebracht haben wird, diese Schlächtereien ansehen, diese Heldentaten, von denen wir, die sie begehen, selbst nicht einmal wissen, ob sie denen der Heroen eines Plutarch oder Corneille vergleichbar sind oder den Heldentaten der Apachen.

Und doch, fuhr Bertrand fort, sieh! Eine Gestalt hat sich über den Krieg hinaus erhoben, strahlend um der Schönheit und der Bedeutsamkeit ihres Mutes willen. . .“

Barbusse unterbricht hier die Rede, um die Spannung auf den Namen zu erhöhen. Wäre das Buch nach 1915 geschrieben, hätte Barbusse diese Gestalt nicht in der Verkläruug durch die Ferne und jenseits einer durch Stacheldrähte und eine vom Haß vergifteten Atmosphäre abgesperrten, die Völker trennenden Zone gesehen, der Name würde nicht lautlich und inhaltlich, wie ein Fremdkörper, aus seiner ganzen Umgebung herausstechen.

Aus dem fast stets schweigsamen Munde, den die eigene Herzensnot und höhere Berufung wie den eines Daniel erschließt, bricht mit hellem Schrei hervor der Name: Liebknecht!

Und danach löst sich die Zunge des erweckten Propheten noch einmal zu folgender Verheißung:

„Die Zukunft! Die Zukunft! Das Werk der Zukunft wird es sein, diese Gegenwart auszutilgen, sie gründlicher auszutilgen, als wir denken, sie auszutilgen als etwas Verabscheuungswürdiges Schändliches. Und doch mußte diese Gegenwart sein, sie mußte sein! Schmach über den miliärischen Ruhm, Schmach über die Heere, Schmach über das Soldatenhandwerk, das die Menschen bald zu stumpfsinnigen Opfern, bald zu elenden Henkern macht. Ja Schmach: es ist wahr, zu wahr, in Ewigkeit wahr, nur noch nicht für uns! Es wird wahr sein, wenn es eine ganz wahre Bibel geben wird. Es wird wahr sein, wenn es geschrieben stehen wird zwischen anderen Wahrheiten, die eine geistige Läuterung zugleich begreifen lassen wird. Wir irren noch als Ausgestoßene fern von jenen Zeiten. In unseren Tagen, in diesem Augenblick ist diese Wahrheit fast noch ein Irrtum, dies heilige Wort ist noch Lästerung!" —

Bald darauf finden die Kameraden den bis zuletzt pflichtgetreuen Soldaten mit vielen anderen, grauenhaft entstellt, unter den Kadavern, die die Menschheit als Dung für den Fortschritt ihrer Zivilisation aussät.

So endet wiederum ein schöner Zukunftstraum! Aber nur der Träumer geht dahin, der Traum besteht. Das kleine Häuflein der Ueberlebenden sieht mit Entsetzen rings um sich Tod und Vernichtung. Sie haben nur noch eine Furcht: das Elend, dem sie entronnen sind, nicht zu vergessen; denn der Mensch ist eine Denkmaschine, aber vor allem eine „Vergeßmaschine". „Erinnerte man sich, so gäb's keinen Krieg mehr" meinen die Leute. Und sie ziehen aus diesem Kriege die Forderung: „Nach diesem darf es keinen Krieg mehr geben!" Denn die Menschen sind zum Leben geschaffen, nicht um so zu Grunde zu gehen. Die Menschen sollen Gatten, Väter, eben Menschen sein, nicht Bestien, die sich gegenseitig hetzen und zerfleischen. Ueber diesen Gefilden des Todes, der Vernichtung, Zerfetzung und Zersetzung leuchtet diesen geplagten Menschen eine Erkenntnis auf: Leben und glücklich sein ist nicht nur ein Recht, es ist eine Pflicht, sogar ein Ideal und eine Tugend. Das soziale Leben soll nur das innere Leben erleichtern. Sie schämen sich jetzt der Bestialität, all der bösen Instinkte, die der Krieg in ihnen geweckt hat.

Wohl grollt einer: „Es wird keinen Krieg mehr geben, wenn es kein Deutschland mehr geben wird." Das scheint einem anderen nicht genug: „Es wird keinen Krieg mehr geben, wenn der kriegerische Geist besiegt sein wird." „Deutschland und der Militarismus müssen vernichtet werden." „Ja, aber heute heißt der Militarismus Deutschland, wie wird er morgen heißen?"

So schwirren in lebhafter Wechselrede durcheinander überkommene Schlagwörter, eingetrichterte Lehren und eigene Erkenntnis.

Aber bei diesen Banalitäten aus den Tageszeitungen bleiben sie nicht stehen. Sie erkennen, daß der Krieg aus der Größe der Völker geboren wird. Ohne Volk kein Krieg. Fleisch und Seele des einfachen Soldaten nährt den Krieg. So haben sie die Opfer an Glück, Gesundheit, Gut, Blut und Leben auch für die anderen, ja auch für die Preußen gebracht und werden vielleicht nach dem

Kriege weiter kämpfen, vielleicht nicht gegen Fremde, für ein Ziel: den Krieg zu töten!

Die Völker sollten sich verständigen. Alle Menschen sollten gleich sein. Brüderlichkeit ist ein inhaltsloser Irrtum. Ich kann einen Fremden nicht hassen und nicht lieben. Freiheit ist keine bessere Grundlage für den Bau der höheren Menschheit; denn Freiheit ist etwas zu Relatives. Aber Gleichheit ist die Formel für die Menschen. Vor der Gleichheit stürzen alle Vorurteile, alle Vorrechte, alle Ungerechtigkeit auf Erden zusammen. Wenn alle Menschen gleich geworden sind, dann wird notgedrungen ihr Bund verwirklicht sein. „Nicht werden im Angesicht des Himmels 30 Millionen Menschen etwas tun, das sie nicht wollen.“ Nicht wird alltäglich das frische Fleisch von 1500 jungen Leuten dem Götzenbild des Krieges geschlachtet werden, zum Vorteil einer Handvoll Drahtzieher, nicht werden ganze Völker hingemetzelt werden, damit eine goldbetreßte Kaste ihre fürstlichen Namen in die Bücher der Geschichte schreibe und damit ein anderes auch goldstrotzendes Gelichter bessere Geschäfte mache.

Das neue Licht der Erkenntnis brandmarkt alle die wahren Feinde der Menschheit und verlangt leidenschaftlich und gebieterisch Abkehr von ihnen.

Dem Dichter liegt daran zu betonen, daß diese radikalen Forderungen nicht nur aus der Tiefe des Volkes heraufströmen; auf den letzten Seiten des Buches erläutert er selbst noch einmal diese Forderungen und legt damit sein eigenes, mutiges Glaubensbekenntnis ab.

Er gibt den armen Handwerkern des Schlachtfeldes Recht. Alles stände gegen sie. Die Säbelrasseler und die verschiedenen Geschäftsspekulanten; die, die nach Weiberart die bunten Uniformen bewundern, die sich an der Militärmusik berauschen; die, die jeden Fortschritt hemmen, weil sie lieber die Toten zu Führern nehmen; die, die Vergangenheit auf Kosten der Zukunft verewigen und mit ihrem Gespensterglauben und ihren Ammenmärchen Mißständen Dauer und damit Gesetzeskraft verleihen.

Mitschuldig sind die Priester, die mit dem Morphium ihres Paradieses die Völker einschläfern, daß sich nur nichts bewege; mitschuldig Advokaten, Volkswirtschaftler, Historiker und wer sonst nicht noch, mit ihren verdummenden Phrasen und ihrer Lehre von dem Antagonismus der nationalen Rassen; die für alle Eroberungs- und Raubgelüste philosophische Rechtstitel und imaginäre Adelsbriefe fabrizieren.

Selbst wenn diese Leute sagen, sie wollen keinen Krieg, so tun sie doch alles, um ihn dadurch zu verewigen, daß sie die nationale Eitelkeit nähren und Liebe zur Gewaltherrschaft. Aus dem Patriotismus, der als reine Herzensangelegenheit heilig ist, wie der Familiensinn oder die Heimatliebe, machen sie eine Utopie, eine Art Krebskrankheit, die alle Lebenskräfte verzehrt und, so ansteckend wie sie ist, schließlich zu den Kriegskrisen führt oder wenigstens zu der Erschöpfung und Erstickung durch den bewaffneten Frieden. Mit dem Schlagwort „nationale Tugend“ entstellen sie

jede wahre Moral und kleiden in dieses Mäntelchen ungezählte Verbrechen. Selbst an die Stelle der ewigen Wahrheit setzen sie eine gefälschte und zurechtgeschraubte nationale Wahrheit.

Das sind die wahren Feinde; nicht so die schändlich getäuschten zu Haustieren verstumpften Deutschen, deren Kadaver und blutige Fetzen sich ringsum mit denen ihrer Feinde, unkenntlich und unentwirrbar, zu welcher Seite sie gehören, vermischen. —

Wer wollte leugnen, daß in diesen Gedanken viel Edles, Wahres und Schönes steckt. Zweifeln wird man nur, ob die Menschen, die wir in ihrer maßlosen Wut kennen gelernt haben, als ihnen der Magen knurrte, die bei der geringfügigsten Veranlassung mit der blanken Waffe über den Kameraden herzufallen bereit waren und die mitleidslos, Haß und Auflehnung weckend, den höhnten, der anders geartet und damit in ihren Augen minderwertiger als sie ist, berufen sind, diese Gedanken zu verwirklichen.

Es bleibt eben bei der traurigen Erkenntnis, daß eines den wahren Fortschritt der Menschheit hemmt — der Mensch!

Immerhin tut es wohl, dem klingenden Traum von Völkerdämmerung und neuem Frühling kommender Geschlechter des Dichters und Sehers Barbusse zu lauschen, und man möchte wünschen, daß das Feuer, das Barbusse mit seinem Werke hat anfachen wollen, dem kommenden Geschlechte eine Leuchte sei und ihm eine läuternde Flamme werde! (Forts. folgt.)

Berlin-Steglitz. MAX KUTTNER.

Neophilologus V 1; u. a.: *Salverda de Grave*, Evolution de certains groupes intervocaliques de consonnes en français. *Gallas*, Mérimée et la théorie de l'art pour l'art; Schluß in V 2. *Suaen*, Ballads, tunes and dances in Nash's works. *Boer*, Ibsen's Peer Gynt. *Frantzen*, Zur Vagantendichtung.
V 2; u. a.: *Délibes*, Le subjonctiv dans la phrase adjective après un superlatif relatif ou autres tournures exprimant une idée de relativité. *Scholte*, Der rote Ritter. *Frantzen*, Die Gedichte des Archipoeta. *Van der Gaaf*, Notes on English orthography (ie and ea) I. (II in V 4.)

Revue germanique XI 1; u. a.: *M. Castelain*, Shakespeare ou Derby? *Cazamian*, A propos de Carlyle. *Delatre*, A propos d'une anthologie récente de la poésie anglaise au XVIIme siècle. *Debailleul*, Le roman anglais.

Modern Language Notes, edited by James Wilson Bright, Editor-in-Chief, Gustav Gruenbaum, William Kurrelmeyer, H. Carrington Lancaster. Volume XXXV, Number 1. January, 1920. The Johns Hopkins Press Baltimore. *Contents:* Lovejoy, A. O., Schiller and the Genesis of Romanticism. — Schinz, Albert, Un "Rousseauiste" en Amérique. — Wells, John Edwin, Fielding's "Champion" — More Notes. — O'Connor, Horace W., Addison in Young's "Conjectures". — Beach, Sarah M., The "Julius Caesar Obelisk" in the "English Faust Book" and elsewhere. — Ely, Catherine B., The Psychology of Becky Sharp.

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXVIII. **OKTOBER-NOVEMBER 1920.** HEFT 7/8

Paul M. Rühlmann, *Kulturpropaganda.* Grundsätzliche Darlegungen und Auslandsbeobachtungen. 170 S. Charlottenburg 1919. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

Der auch durch mehrere treffliche Schriften über politische Bildung und staatsbürgerliche Erziehung wohlbekannte Verfasser zeigt in diesem Buche, an der Hand von zahlreichen Beispielen, in welch zielbewußter, wohlorganisierter Weise von Regierungen, Körperschaften und Einzelpersonen fremder Länder *Kulturpropaganda* getrieben wird, besonders auch wie sie vor und während des Krieges geleistet wurde. Am ausführlichsten wird die französische Methode geschildert, deren ganz hervorragende Geschicklichkeit, wie jeder weiß, Frankreich so große Vorteile, uns so schlimmen Schaden gebracht hat. Die Tätigkeit der «Alliance française», die glänzenden Feste zur Verherrlichung des panlateinischen Gedankens, die Arbeit in Europa, in Spanien besonders und nicht minder in Südamerika, die gesellschaftliche, wissenschaftliche, pädagogische, belletristische Durchdringung der anderen Nationen, gefördert und äußerlich aufgemacht mit Hilfe der gewandten Manieren und der eleganten, verführerischen Sprache, in ihrer wirkungsvollen Mischung von pathetischer Rhetorik und einschmeichelnder Grazie — das wird in knappen, streng objektiven, dem Urteil des Lesers nicht vorgreifenden Ausführungen, Beispielen, Tabellen und Zitaten vorgetragen. Neben der aufdringlicheren, geschickt aggressiven Art (wo nötig) der Franzosen die zurückhaltendere, selbstbewußte, darum mit um so größerer Selbstverständlichkeit wirkende Art der Engländer und das praktische, äußerst geschäftsgewandte Verfahren der Amerikaner und Japaner.

Das Buch wird eingeleitet durch ein Kapitel, das zwar kurz, aber sehr inhaltsreich ist und Beachtung verdient wegen seiner grundsätzlichen Erörterungen über die Versäumnisse, die sich bisher die deutschen verantwortlichen Stellen haben zuschulden kommen lassen, und über die Forderungen einer an Stelle der alten Machtpropaganda zu treibenden Kulturpropaganda von Volk zu Volk.

Diese einleitenden Bemerkungen allein machen das Buch, das vor allem auch in die Hand des Lehrers gehört, der die Kunde des Auslands vermittelt, schon nützlich und wertvoll. Zu wünschen wäre, daß der Verfasser uns einmal eine Zusammenstellung des von deutscher Seite auf dem Gebiet der Kulturpropaganda Geleisteten gäbe.

W. Meyer-Lübke, *Romanisches etymologisches Wörterbuch.* Großoktav XXII und 1092 S. Heidelberg 1920. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Meyer-Lübke gehört zu den Männern der Tat, zu jenen schöpferisch begabten Geistern, welche die gewaltige Arbeitskraft, die in ihnen wohnt, nicht in der Vielfältigkeit des Einzelwissens verzetteln, sondern von Zeit zu Zeit in kühner Entschlossenheit die Summe des

im Augenblick Erreichbaren zu ziehen und Werke zu schaffen verstehen, die gleichzeitig ein Abschluß sind und Ausgangspunkt für neue Entwicklungen werden. In seinem 1911 mit den ersten Lieferungen begonnenen, nunmehr abgeschlossen vorliegenden romanischen etymologischen Wörterbuch hat er das Wesentliche von dem, was bis zu ihm auf dem Gebiet der romanischen Etymologie geleistet worden ist, in souveräner kritischer Sichtung verarbeitet, das sicher Festgestellte aufgenommen, das Verkehrte und Veraltete stillschweigend bei Seite gelassen, das Problematische als solches gekennzeichnet; derart, daß er dem Benutzer sicheres Material bietet und ihm zugleich die Wege und Mittel zur Mitarbeit an den noch zu lösenden Fragen in die Hand gibt. „Größte Knappheit bei größter Fülle" hat ein Kritiker (Martius im Gött. gelehrten Anzeiger 1912) als besonderen Vorzug des Werkes gerühmt und damit sicher ein Hauptbestreben des Verfassers gekennzeichnet. Die Wortkargheit in Erklärungen und Hinweisen ist manchmal so groß, daß man fast etwas mehr Breite wünschen möchte. Aber Meyer-Lübkes Verfahren läßt sich aus pädagogischen Gründen leicht rechtfertigen. Alles Strittige in wissenschaftlichen Dingen muß von jedem durch eigenes Zusehen und Mitforschen durchgearbeitet werden. Ein Wörterbuch ist kein Diskussionsbuch. Gerade durch die lakonische Kürze reizt Meyer-Lübkes Art der Darstellung, ja, zwingt sie gerade zur persönlichen Arbeit und zum selbständigen Aufsuchen der Quellen.

Daß manche Nachträge und Verbesserungen im Einzelnen nötig sind, ist selbstverständlich. Selbst dem weittragendsten und umfassendsten Blick können Einzelheiten entgehen, die dann von anderen herbeigetragen werden mögen. Ein Werk, wie das romanische etymologische Wörterbuch erfordert die Mitarbeit vieler Fachgenossen, und tatsächlich haben denn auch verschiedene Kritiker neben methodischen Wünschen Berichtigungen und Ergänzungen in großer Zahl geboten, die der verehrte Verfasser hoffentlich bald in einer zweiten Auflage nach Möglichkeit verwerten kann. Die wichtigsten, bis zur Drucklegung des Wortverzeichnisses erschienenen Nachträge und Besserungsvorschläge verschiedener Forscher hat Meyer-Lübke selbst auf S. 735 des Wörterbuches zusammengestellt.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

ROBERT ERNST CURTIUS, *Die literarischen Wegebereiter des neuen Frankreich.* Potsdam, Gustav Kiepenheuer, 1919. 8° 276 S.

Das Buch von Robert Ernst Curtius hat ein eigenartiges Schicksal erlebt. Nach einer allerdings reichlich ungeschickten Verlagsreklame fand es ein begeistertes Echo in der Tagespresse — ich erfuhr von seinem Erscheinen erstmalig durch einen enthusiastischen Artikel Hermann Bahrs im Neuen Wiener Journal — um dann in den wissenschaftlichen Zeitschriften eine ziemlich «mauvaise presse» zu finden. Namentlich die Münchener Richtung — von einer Schule zu sprechen geht nicht an, ohne den kräftigen Persönlichkeiten Lerchs und Klemperers unrecht zu tun — hat das

Buch mit einer ungewöhnlichen Schärfe abgelehnt. Klemperer stellt in einem scharfsinnigen Aufsatz im Archiv für das Studium der neueren Sprache das „sehr wenig ernste“ Buch Curtius der „sehr ernsten“ Preisschrift Lerchs gegenüber. Dieser schroffen Ablehnung des Buches müssen schwerwiegende Gründe das Wort gesprochen haben — und wir werden uns fragen müssen, welches die Fehler der Arbeit sind, und ob diesen Fehlern nicht denn doch auch Qualitäten gegenüberstehen.

Unter dem Titel „Literarische Wegebereiter des neuen Frankreich“ faßt Curtius nach einer allgemeinen Einleitung fünf ausführliche Essais über Gide, Rolland, Claudel, Suarès und Péguy zusammen und fügt daran, durch zahlreiche Belege unterstützt, ein Abschlußkapitel „zum Bilde Frankreichs“, wie es sich in der Seele der führenden Geister darstellt.

Der Grundfehler des Buches scheint mir darin zu liegen, daß es um fünf Jahre zu spät erschienen ist. Entstanden aus Vorlesungen des Sommersemesters 1914, alßo aus der Vorkriegszeit, sieht es ein neues Frankreich, das ohne die große Katastrophe hätte werden können und — ich räume es Curtius gern ein, und meine Skizze über die „Französische Literatur des XX. Jahrhunderts“ ist aus einem ähnlichen Empfinden heraus geschrieben (1914!) — vielleicht hätte werden müssen, wenn eben nicht die große Katastrophe gekommen wäre und die Keime für lange Zeit am Reifen verhindert hätte. Dieses neue Frankreich, das bei allem National-Bedingten berufen schien, die geistig-künstlerische Führerrolle in Europa zu übernehmen, ist nicht mehr das Frankreich des heutigen Tages, nicht mehr das Frankreich des Jahres, in dem das Buch erschien. Der Titel scheint mir aus diesem Grunde sehr unglücklich gewählt, und „Essais über die neueste französische Literatur“ hätten ganz zweifellos auch in der wissenschaftlichen Presse eine viel freundlichere Aufnahme gefunden, als sie dem Buch dank seinem anspruchsvollen Titel zuteil ward. Curtius hat, sehen wir von der Erwähnung der Rollandschen Aufsätze aus der Kriegszeit ab, die Produktion seiner Wegebereiter während des Krieges beiseite gelassen, er hat, was folgenschwerer ist, die zweifellos bedeutsamste Erscheinung Frankreichs nach dem Kriegsausbruch Henri Barbusse in seinem, im wesentlichen 1914 entstandenen Buche nicht berücksichtigt.

Aber lassen wir das beiseite und versetzen wir uns, wie schwer es uns fällt, in das Jahr 1914. Auch da werden wir sagen müssen, daß der Begriff der Wegebereiter denn doch viel zu eng gefaßt ist. Ich meine — und Curtius steht wohl auf dem gleichen Standpunkt —, daß das neue Frankreich sich nicht durch die angeführten Erscheinungsformen der Substanz französischen Geistes erschöpft, daß zur Beurteilung der geistigen Haltung des Frankreichs von 1914 doch noch manche anderen Richtungen gehören, die freilich nicht die europäische Bedeutuug eines Claudel oder Rolland beanspruchen können, die künstlerisch der Richtung eines Suarès, ethisch der eines Gide nachstehen mögen, die aber eben in ihrer französisch-national, selbst nationalistischen Bedingtheit von ausschlaggebendem Einfluß auf das neue Frankreich geworden sind. Ich denke hier

an Erscheinungen wie Barrès, wie Leon Daudet, die auf die geistige Haltung des neuen Frankreich eine unendlich große, vom Standpunkt des national-deutschen wie vom Standpunkt des Anhängers der Internationalität des Geistes, unheilvollen Einfluß genommen haben. Sind diese rein national, sehen sie in Frankreich den Weltheiland, so ist in anderem Sinne Georges Sorel, der Führer des Syndikalismus für die geistige Haltung anderer Klassen von bedeutungsvoller Richtung gewesen — und doch begnügt sich Curtius mit einer ganz trockenen Nennung seines Namens in der Einleitung. Auch Bergson, von dessen Lehren in ihrem Zusammenhang mit der allgemeinen geistigen Haltung man sich aus Curtius knappen Ausführungen kaum ein rechtes Bild machen kann, gehört nicht in die Einleitung, sondern unter die Wegweiser. Wie soll man vollends das Fehlen der Belgier Verhaeren, Maeterlinck, Rodenbach unter den Wegbereitern erklären?

Auffällig ist in der Einleitung die, wie mir scheint, doch zu starke Betonung der Dreyfusaffäre, deren Bedeutung wohl mehr eine symptomatische als eine bedingende gewesen sein dürfte.

So hält denn, um das bisher Gesagte zusammenzufassen, das Buch nicht recht, was der Verfasser im Titel verspricht.

In ganz anderer, weit vorteilhafterer Beleuchtung erscheint aber der Verfasser, wenn man die fünf Essais, die den Hauptteil des Buches ausmachen, nun an sich betrachtet. Freilich muß man mit einiger Mühe die vielen Feinheiten aus einem mitunter etwas ungewöhnlichen Stil herausschälen. Die ästhetische Würdigung der von Curtius als solcher erkannter Wegebereiter wird das deutsche Publikum mit den hauptsächlichsten Charakterzügen gut bekannt machen und als Einführung in das Schaffen eines Gide, Rolland, Claudel, Suarès und Péguy vorzügliche Dienste leisten. Curtius läßt in historischem Aufbau die Dichter vor unseren Augen zu dem werden, was sie heute sind, zeigt uns an vielen Auszügen aus den Werken, wie das *Werk* wurde.

Eine gewisse Schematisierung ist dabei schwer zu vermeiden, die Darstellung der Keime der reifen Welt und Kunstanschauung in den Werken der Frühzeit kommt dabei zu kurz. Ich möchte daraus Curtius keinen Vorwurf machen, denn er hat den Dichter als Gesamtpersönlichkeit zu erleben gesucht, ehe er an die entwicklungsgeschichtliche Studie ging. Zwei Dinge freilich möchte ich nicht unterlassen. hervorzuheben. Curtius wird im allgemeinen der *Weltanschauung* seiner Wegbereiter gerechter als ihrer *Kunstform*. Es liegt das wohl zum guten Teil darin begründet, daß sich die Kunstform eben nur am Original kritisch erläutern läßt und daß Curtius die Rücksicht auf das breitere Publikum, für das er sein Buch schreibt, Zitate nicht im Original bringen läßt. Bei Rolland ist dieses ungenügende Eingehen auf die Kritik der Form noch am ehesten angängig, weniger bei Péguy und Gide, am allerwenigsten bei Claudel und Suarès, bei denen die Form etwas so Wesentliches ist. Sodann hätte ich gerne die historische Betrachtung vertieft gesehen, denn Curtius Wegebereiter haben ihre Entwicklung nicht allein aus sich selbst gewonnen, sie sind — der eine mehr, der andere weniger

— mit Tendenzen und Strömungen nicht nur ihrer Zeit, sondern der gesamten französischen, Rolland, mehr noch Gide und Suarès, mit solchen der europäischen Geistesgeschichte aufs allerengste verwachsen. Durch sie sind Tolstoi und Dostojewski, Shakespeare und Nietzsche Wegetechniker des neuen Frankreich geworden, ist die lateinische Kultur Frankreichs mit der germanischen und russischen durchsetzt worden.

Man wird nicht umhinkönnen, dem Buche Curtius' eine gewisse kulturgeschichtliche Bedeutung zuzuerkennen. Man fühlt, daß diesem Buche ein ernstes Wollen zugrundeliegt, das Streben, fremde Kulturerscheinungen dem deutschen Leser näher zu bringen. Für Curtius bedeutete die Bekanntschaft mit diesen Erscheinungen des literarischen Frankreichs zweifellos sein starkes persönliches Erlebnis, das nach Wiedergabe verlangte. Daß Erreichtes und Gewolltes sich nicht ganz decken, ist menschlich. Sollte eine Neuauflage erforderlich sein, so wird sicher manches gebessert, der Stand der Dinge in der Gegenwart gegeben und vor allem der irreführende Titel geändert werden müssen. Das beste aber, was ich in Curtius' Buch sehe, das völkerversöhnende Ethos, das mag den Verfasser ungeachtet aller sich breit machenden Gegenströmungen in unserem wie im französischen Geistesleben auch bei einer Neubearbeitung leiten.

Leipzig. WILHELM FRIEDMANN.

GROPP-HAUSKNECHT, *Auswahl französischer Gedichte.* Für den Schulgebrauch zusammengestellt. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1915. (Französische und englische Schulbibliothek hgg. v. Dickmann und Pariselle. Reihe B, Band 1.)

Vielleicht einer Tradition folgend führt die Gropp-Hausknechtsche Sammlung aus dem 17. Jahrhundert nur Fabeln La Fontaines auf. Den Übergang zum 18. bieten wiederum drei Fabeln, von Florian. Die beiden Andrieux und Chénier geben von dieser Zeit freilich nur ein sehr unvollkommenes, wenn überhaupt ein Bild. Der Schwerpunkt der Auswahl liegt, mit Recht, auf dem 19. Jahrhundert, das ziemlich lückenlos vertreten ist. Immerhin vermisse ich unter den älteren Ch. Nodier, Marceline Desbordes-Valmore, Sainte-Beuve und G. de Nerval, unter den jüngeren z B. Verhaeren, Viélé-Griffin und Le Sonnet d'Arvers, um derentwillen einige Unbedeutende wie Legouvé und Barthélémy und Méry hätten wegbleiben können. Die zur Charakteristik der einzelnen Dichter bestimmten Gedichte genügen durchaus und sind mit Geschmack und Verständnis für die Bedürfnisse der Schule ausgewählt. Diese Rücksicht drückt dem Buche seinen Stempel auf. Die beigegebenen Anmerkungen sind äußerst, ja zu sparsam bemessen und vertragen sicherlich eine Erweiterung, die dem Schüler leichter zum Genuß des Gelesenen verhelfen würde.

Dante, Göttliche Komödie, übertragen von AXEL LÜBBE. Leipzig Erich Matthes, 1920.

Axel Lübbes Übertragung der Divina Commedia verdient, daß man nicht an ihr vorbeigehe. Der neue Dolmetsch Dantes ist kühn

genug, seiner Göttlichen Komödie das Gewand der Terzine zu geben. Und man fühlt sich oft an das raffinierte Wiesel Gustav Morgensterns erinnert, sehr zum Schaden des erhofften Genusses. Es wird dem Leser, der Dante kennt, eine Dosis Nachsicht zugemutet, die er nur mit Hinblick auf das ehrliche Bestreben des Übersetzers, Dante unserer Zeit nahezubringen, erübrigen kann. Aber auch dann fragt man sich, was in diesem Gewand von Dante bleibt?

Einem der Wandervogel- und jungdeutschen Bewegung Nahestehenden hätte ich mehr Stilgefühl, mehr Selbstzucht und mehr Achtung vor der Urschöpfung zugetraut, (nur der Mangel an Raum — nicht an Stoff — verbietet mir, Beispiele seiner sprachlichen Entgleisungen anzuführen). Und dennoch, gerade einem so absprechenden Urteil über die von Axel Lübbe gefundene Form, die den erhaben-strengen Bau Dantes mit einem Wust expressionistischer Ranken überwuchert sein läßt, möchte ich den Ausdruck ehrlicher Freude hinzufügen, daß er es gewagt hat, Dante neu zu empfinden. Man spürt an dem Ganzen, welch inneres Verhältnis der Überträger zu dem Dichter gewonnen hat und wie er sich müht, den Schatz allen zugänglich zu machen. Daß ihm das nicht gelungen ist oder besser, daß der Erfolg seiner Anstrengung etwas ganz anderes als eine Dante-Übertragung geworden ist, liegt wohl hauptsächlich daran, daß Lübbe es sich in den Kopf gesetzt hat, auch Terzinen zu schreiben, ferner, glaube ich, daran, daß er die Frucht vom Baum seiner Erkenntnis gebrochen hat, noch ehe sie reif war.

Noch ein Wort über die Ausstattung des Buches, und zwar ein Wort des Lobes. Den pergamentfarbenen Umschlag ziert in Tiefdruck das bekannte Seitenbildnis des Dichters. Der Text ist in Tiemann-Antiqua gesetzt, zu der nur die blumengeschmückten Initialen am Anfang der Gesänge nicht passen wollen; das Papier ist so gut, wie man es im Jahre 1920 erwarten kann.

Parlons et Composons, Sprech- und Aufsatzschule. Sprechübungen und Musterstücke zur Erweiterung des Wortschatzes, zur Förderung der Sprechfertigkeit und zur mündlichen Vorbereitung französischer Aufsätze. Von Jean Delavanne und Dr. Emil Hausknecht. Heft 5 u. 6. Heidelberg, C. Winter, 1913.

Kann ich auch hie und da der Wahl oder Behandlung eines Stoffes nicht zustimmen, so habe ich doch an der Durchsicht der beiden Hefte ganz die Freude am anregenden Unterricht mit zu erleben versucht, welche die (fiktive oder wirkliche?) Schülerschar Hausknechts dabei hat empfinden müssen, und habe so viel Vergnügen bei der Lektüre der Hefte gehabt.

Gewiß wird die Wirklichkeit die Leistungen der jungen Leute, unter denen sich übrigens Namen von Klang wie Hilka, Klatt, Lübcke finden, nicht erreichen, da sie alle das flüssige Französisch eines Jean Delavanne sprechen. Es ist jedoch selbstverständlich, daß die Verfasser in diesem Punkt das Ideal dem Erdenrest vorgezogen haben. Die Hefte werden wohl im wesentlichen in der Hand des Lehrers bleiben, der abgesehen von dem dargebotenen Stoff in ihnen eine höchst wertvolle methodische Anleitung finden

wird. Ob nun die behandelten Themata immer zum Aufsatz selbst führen können oder nicht, wird der Lehrer nach seinem Schülermaterial und der Gestaltung seines Unterrichts zu ermessen haben. Er wird sogar, fürchte ich, in den meisten Fällen von einer ungekürzten Verwendung der dargebotenen Stoffe abstehen müssen, da eben leider nicht alles so „am Schnürchen“ gehen wird wie in der Vorlage. Das Wichtige bleibt aber die Belebung des Unterrichts nach diesem Beispiel und der systematische Gebrauch der Fremdsprache, der sich vom Parlieren wie vom Brillieren gleichweit entfernt hält.

Die reichliche Benutzung von Anschauungsmaterial (Bilder, Modelle) und ein gewisser Gouinscher Einschlag lassen den Gegenstand der Lektion in gemeinsamer Arbeit von Lehrer und Schülern erstehen und erarbeitet werden. Handfertigkeitsunterricht gewissermaßen ins Geistige übersetzt.

Mit der Besprechung von Einzelheiten sei die Angabe wenigstens eines Teiles vom Inhalt der Hefte verbunden.

Heft 5. «Im Discours sur ... les Trois Unités» scheint mir nicht genügend hervorgehoben, daß es gerade die «société polie» war, welche den Regeln zum Siege verhalf, einerseits zum Protest gegen die vulgären «tragi-comédies» mit ihrer von den Mysterien übernommenen Bühne — die darum doch bis gegen 1640 ihr Publikum belustigten —, anderseits allerdings dem inneren Bedürfnis des Franzosen nach Realität folgend, das ja auch mit demselben Grund der Raison, diesmal gegen die Regeln kämpfend, aus der «Préface de Cromwell» spricht, im Naturalismus sich auf die Handgreiflichkeiten des Lebens wirft, in der psychologischen Schule seelische Daten aufspürt und selbst im Symbolismus eines Maeterlinck das Reale der scheinbaren Irrealität festzuhalten sich bemüht. Ein Hinweis auf diese hier nur ganz roh gezeichnete Konstante hätte den Stoff wirksam ins Völkerpsychologische erweitern können.

«Portrait de Molière attribué à P. Mignard». Ist nicht die «fixité du regard dans un portrait» ein in gewisser Weise unvermeidliches Attribut des Bildnisses? Hier soll der Blick wohl eher den Feldherrn als den «profond penseur» kennzeichnen. «L'écartement des yeux» hätte vielleicht Anlaß geben können zu einer Betrachtung über die Rolle des «entr'œil» im mittelalterlichen Schönheitsideal.

Die Einleitung zu «La Morale de la Fontaine dans ses fables» über die heterogenen Bedeutungen des französischen «fable» bildet ein Kapitel für sich (Wortbedeutungslehre) und ist hier daher unangebracht. In der Behandlung des Themas selbst vermisse ich den Zusammenhang von Fabel und Dichter (er selbst ist die «cigale») und von Fabel und Zeitumständen (Fuchs und Rabe, Wolf und Lamm). Überhaupt widerstrebt mir die rein verstandesmäßige Betrachtung gerade La Fontaines, wie sie hier und noch mehr in Heft 6: «L'Invraisemblable de ... La Laitière et le Pot au lait» geübt wird. Dort kommt Verfasser zu dem Resultat: «c'est le fait du génie de rendre vraisemblable même ce qui est impossible». Eine solche Betrachtung der Fabel führt schließlich vom Verständnis des Dichters ab, statt zu ihm hin.

Die „Unwahrscheinlichkeiten" sind ja für Perrette gar keine. In ihrem Träumen hält sie alles für möglich und spinnt ihre Gedanken aus unbekümmert um die Schranken, welche die Wirklichkeit der Ausführbarkeit ihrer Pläne entgegensetzt. Gerade dies zeigt, wie sehr La Fontaine in Wahrheit Realist ist. Er versetzt sich ganz in die Seele des Milchmädchens. Ihm Mangel an genauer Beobachtung und willkürliche Konstruktion der Verhältnisse vorzuwerfen ist selbst dann kühn, wenn man damit gerade seine Stärke erweisen will. (Die gewünschte Wahrscheinlichkeit in der Berechnung des Milchmädchens bringt übrigens B. des Périers in *Nouvelles récréations et joyeux devis, nouv. XIV*, ohne der Fabel dadurch mehr Lebendigkeit zu verleihen.)

Heft 5. Zu «Brizeux, Jacques le Maçon». Ein Vergleich dieses Gedichtes mit G. A. Bürgers (nicht Rückerts) Lied vom braven Mann ist unfruchtbar, da die beiden Gedichte außer dem „braven Mann" so gut wie nichts gemein haben. — Daß gerade ein «savant» die kaltblütige Bemerkung «Si l'un à cette pierre blanche Peut s'accrocher, ils sont sauvés» gemacht hätte, wage ich zu bezweifeln..

An «Ce qu'il faut pour écrire» werden einige «questions grammaticales» über die Pluralbildung der mit Verbalstamm zusammengesetzten Substantive (Typus: porte-plume) angeschlossen. Diese hätten mit Beispielen wie «garde-fou, porte-cigare, porte-cigares» erweitert werden können. Im übrigen sei auf die dergleichen orthographische Schwierigkeiten betreffende französische Ministerialverordnung hingewiesen, die besagt: «Toutes les fois que l'orthographe du mot sera controversée, le candidat bénéficiera du doute». (Nach Larive et Fleury, *2e année de grammaire, Livre du Maître*, S. 15.)

Heft 6. «Ma Biographie» bringt die Lebensbeschreibung eines Schülers, die in zwei Punkten sachlich richtig zu stellen ist. An dem dort erwähnten König-Albert-Gymnasium in Leipzig besteht kein Vorgymnasium; die Schülermütze bleibt, wie in den meisten sächsischen Schulen, in allen Klassen die gleiche. Die nachfolgenden Zukunftspläne des Schülers — er will zur Marine — werden bei der nächsten Auflage geändert werden müssen. S. 6 hätte ich mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den Schüler zu seinem Geburtstag zu beglückwünschen.

Ein vorzügliches Beispiel für die Verwendung der Methode Gouin und das Muster zweier höchst lebendiger Lektionen bietet Bizet, *Carmen*. Das anschließende «Aéronautique et Aviation» könnte etwa noch durch Beispiele aus der französischen Fliegersprache bereichert werden. Die Form «hydraéroplane» ist mir nicht geläufig. Ich kenne nur «hydro-aéroplane», allenfalls «hydroplane».

Ich komme zu Details. Daß hier und da ein französischer Ausdruck in seiner selteneren Bedeutung gebraucht wird, begrüße ich um so mehr, als dem Schüler gar nicht deutlich genug gemacht werden kann, wie sehr der Sinn eines Wortes vom Kontext abhängt. Ebenso freue ich mich, daß hier wirkliches Französisch, kein Schulfranzösisch, geboten wird, auch wenn es einmal gegen die Regeln der Grammatik verstößt. Gegen manche Wendungen muß ich jedoch, trotz Delavanne, im Interesse unserer Schüler Bedenken erheben:

Heft 5, S. 13 «Nous autres Allemands». Wann wird dieser unbeholfene Ausdruck endlich seines idiomatischen Nimbus entkleidet werden?! — Auf S. 52 (Der Vorgang des Mauerns) verstehe ich nicht: «[les maçons] prennent des briques ... et les croisent l'une sur l'autre». Ist «liaisonner» gemeint? — S. 66 «alex-andrin» ist falsch abgeteilt, möglich ist nur «a-lexan-drin». — Für wenig glücklich halte ich den Ausdruck «le bonheur contagieux», S. 68, in der so hübschen Behandlung von «La Brouette d'Edm. Rostand». — S. 76 «Dactylographe» bedeutet Schreibmaschine und Maschinenschreiber[in]; das Verb «dactylographier» kennen die Wörterbücher nicht, was freilich nichts Entscheidendes gegen seine Existenz besagt. — Heft 6, S. 14 ist zu beanstanden «Grönland» statt «Groënland», spricht man doch auch [grɔɛ̃lɑ̃:(d)] ib. Sind «iceberg» und «banquise» völlig synonym? Ist es nicht vielmehr so, daß der am Festland haftende Eisgürtel «banquise», einzelne abgesprengte, im Meer treibende Teile aber «iceberg» genannt werden? — S. 68 «célébrer un triomphe» scheint mir ein Germanismus (nach „Triumphe feiern").

Endlich Druckfehler: Es muß heißen Heft 5, S. 7 disposition; S. 10 l*a* présence, vous par exemple; S. 13 guerre de *t*rente ans oder Trente *A*ns; S. 25 orn*e*ments; S. 39 comprend*re*; S. 49 hom*m*es; S. 60 fris*s*onner; S. 63 lui l'a; S. 82 Da*u*det. — Heft 6, S. 30 toile qu*i* devait; S. 46 incisi*f*; S. 48 *e*ntiché; S. 54 ar*è*ne; S. 55 heurtés *à* des; S. 88 Da*u*det.

Dr. R. HALPERSOHN, *Über die Einleitungen im altfranzösischen Kunstepos.* Berlin, Mayer & Müller, 1911.

Halpersohns fleißige Arbeit, die schon als Dissertation Heidelberg 1911 vorliegt, bringt an einem Material von 72 höfischen Dichtungen des XI. bis XIV. Jahrhunderts übersichtliche Zusammenstellungen des Inhalts ihrer Eingangsverse nach den Gesichtspunkten der Stellung des Dichters zum Publikum, zu seinem Beruf, seinen Berufsgenossen und (etwas außer Zusammenhang mit dem Vorigen) zu Gott. Wir gewinnen daraus einen Begriff von den Anfängen des Schriftstellertums im Mittelalter, wie es auch die Absicht des Verfassers ist. Er zieht dabei die Fachliteratur mit kritischer Umsicht zu Rate. Die Systematisierung des Stoffes seiner Aufgabe bringt zwar nichts wesentlich Neues — nur sei hier auf die zusammengetragenen Belege für die Vortrags*art* der höfischen Dichtung (Vorlesen und Vorsingen) hingewiesen — aber ist schon um ihrer Übersicht willen für weiterzielende Studien eine gute Hilfe.

Im einzelnen bezweifle ich die Ehrlichkeit der „hehren Auffassung" der Dichtkunst bei manchen der erwähnten Dichter (S. 28). Sie sprechen doch alle pro domo! Daß ferner Beaudous v. 324 sich an Jes. Sirach 11, 29 anlehne, erscheint mir trotz Robert v. Blois' offenbarer Vorliebe für Bibelzitate nicht ausgemacht. Was solche Zitate überhaupt betrifft, so wäre ein näheres Eingehen auf das Verhältnis der Dichter zur Bibel sicher nicht reizlos gewesen. Zu verbessern ist die zweimalige Bezeichnung „Ille und Galeran" in „I. und Galeron" für Gautier von Arras' Roman.

1. *Précis de l'histoire de la littérature française depuis la formation de la langue jusqu'à nos jours* par K. Kaiser, Director. 4e éd. revue et augmentée par Helene Lübke, Oberlehrerin. Fr. Ackermanns Verlag, Weinheim u. Leipzig, 1916. Preis M. 1,75.

2. *Cours préparatoire de Littérature française* par Mlle Bertha Schmidt. Fr. Ackermanns Verlag, Weinheim u. Leipzig, 1916. Preis M. 1,—.

1. Geyer hat anläßlich einer Besprechung (NSpr. XIX, S. 118ff.) das Nötige über die Verwendung der Literaturgeschichte im Unterricht gesagt und dabei beprochen, was man von den für die Schule verfaßten Lehrbüchern erwarten darf. Ihm schließe ich mich an. So kurze Handbücher wie die von Kaiser-Lübke und Schmidt können im Grunde nicht mehr sein als etwa ein Museumsführer, in dem nur die allerwichtigsten Bilder ihre Nummer und ihre Zeile erhalten. Der Beurteiler solcher «Précis» hat festzustellen, ob das Buch handlich und im Rahmen seiner Absichten vollständig ist, Das kann man von Kaisers-Lübkes Büchlein wohl behaupten. Kaiser hat so viel wie möglich französische Literarhistoriker sprechen lassen «pour assurer à la jeunesse studieuse un français pur et élégant». Damit schreckt er auch vor eigenen Urteilen zurück, und es will mir nicht gefallen, daß er z. T. gerade ältere Literarhistoriker bevorzugt hat. Diesen Nachteil hat die Bearbeiterin der 4. Auflage durch Heranziehung neuerer Kritiker nur teilweise ausgleichen können. Der Titel mit seiner halb französischen, halb deutschen Form ist unglücklich.

2. In ähnlicher Weise gibt B. Schmidt das Allernotwendigste in ihrem vorsichtigerweise *Cours préparatoire* genannten Buch. Sie scheint mir den Zweck eines solchen Handbuches für die Schule dadurch besser zu erreichen, daß sie lieber auf die *Menge* der Namen verzichtet und dafür ganz gedrängte Inhaltsangaben der berühmtesten Werke mitteilt, die vielleicht den Leser zu ihrem Studium selbst anregen werden.

Böhlitz-Ehrenberg. Heinrich Wengler.

François Ponsard, *Charlotte Corday*, tragédie en cinq actes. (Siepmann's French series for rapid reading). London, Macmillan and Co., 1911. XXII u. 161 S. 1 Schilling.

Der Herausgeber ist der Ansicht, man müsse neben der genauen Lektüre eines Buches, die neben dem Verständnis des Inhalts die Vertiefung und Erweiterung der Sprachkenntnisse zum Zweck hat, die rasche, kursorische Lektüre eines zweiten Buches einhergehen lassen; diese sei anregender und diene auch zugleich der Vermehrung der Vokabelkenntnis. Diesem zweiten Zwecke soll das vorliegende Buch dienen. Was die Einleitung zum Lobe *Ponsards* und seiner *Charlotte Corday* sagt, wird nicht jeder unterschreiben. So geschickt und flüssig auch die Alexandriner geformt sind, so unnatürlich berührt es uns doch, die Führer des Schreckensregiments ihre Pläne und Theorien in wohlgereimten Versen entwickeln zu hören. Immerhin bietet das Stück manche fesselnde Szene, und wer wirklich so

geübt ist, daß er es rasch durchlesen kann, ohne sich durch das Versgeklingel von der Aufmerksamkeit auf den Inhalt ablenken zu lassen, bekommt hie und da einen packenden Eindruck. — Die Einleitung enthält einige Angaben über das Leben der Personen des Stückes; die Anmerkungen sind nicht immer ausreichend. Ein kurzes Vokabular bildet den Schluß. — Der Druck ist sorgfältig. Doch fehlt Sieyès im Personenverzeichnis. Zwei Druckfehler sind mir aufgefallen: S. 30 Z. 513 l. *une* lutte; S. 35 Z. 621 muß am Ende nicht ein Punkt, sondern ein Komma gesetzt werden.

ANTON PARIS, *La Fontaine, Fabeln* (Auswahl). Wien und Leipzig, F. Tempsky und G. Freytag, 1913. 98 S. 1 M.

Die Auswahl entspricht im allgemeinen den Erfordernissen der Schule. Stellenweise haben Kürzungen stattgefunden; so sind z. B. die für das Verständnis überflüssigen Einleitungen weggeblieben, die der Dichter manchen seiner Fabeln vorausgeschickt hat. Auffallen muß es deshalb, daß in *La Laitière et le Pot au lait* die Schlußbetrachtung nicht beseitigt ist; in ein Schulbuch gehört das Stück nicht hinein, denn es enthält die Stelle: *Tout le bien du monde est à nous, tous les honneurs, toutes les femmes.* Die Anmerkungen sind bisweilen oberflächlich. Ob die Quelle des Dichters bei Aesop, bei Phaedrus, in der Pantschatantra zu suchen ist, das ist schließlich gleichgültig; dagegen wäre die etymologische Erklärung mancher Wörter mehr angebracht als die bloße Mitteilung ihrer Bedeutung (z. B. *se prélasser* S. 77, *la brune* S. 94). Überflüssige Fremdwörter wären leicht zu vermeiden gewesen: S. 90 Prämeditation, S. 97 Anakoluthie. — «Essouffler» ist S. 98 einmal falsch, zweimal richtig gedruckt.

Steglitz. W. KLATT.

Lehrbuch der französischen Sprache für Handels- und kaufmännische Fortbildungsschulen. Nach den neuen Lehrplanbestimmungen von 1911 bearbeitet von G. VAN MOLL und A. ROSENTHAL. Mit 18 Abbildungen, 10 Tafeln, einer Münztafel, einer Karte von Frankreich und dem Pharusplan von Paris. Verlag und Druck von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. VIII u. 268 S.

Das auf drei Jahrgänge berechnete Buch will dem künftigen Kaufmann nicht nur bis zu einem gewissen Grade die Kenntnis der französischen Sprache vermitteln, sondern ihm auch gleichzeitig eine Reihe von kaufmännischen Begriffen nahebringen. Dementsprechend ist der Stoff in drei Teile gegliedert (Der Lehrling im Geschäftsbetrieb einer Kleinhandlung; Betrieb einer Großhandlung, Kreditwesen, Wechsel, Scheck; Bank- und Börsenwesen, Fabrikgeschäft.). Der Gebrauch der französischen Sprache wird von Anfang an in den Vordergrund gestellt, die grammatischen Regeln sind übersichtlich angeordnet und klar gefaßt, und auch der für den Kaufmann nun einmal unentbehrliche Stoff zum Übersetzen ins Französische fehlt nicht. Lebensbilder aus Handel und Industrie, eine Münztafel und Abbildungen aus Frankreich und seinen Kolonien erhöhen den Wert des Buches.

Französische Handelskorrespondenz für Handels- und kaufmännische Fortbildungsschulen von G. van Moll und A. Rosenthal. Druck und Verlag von B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin. VIII u. 191 S.

Nach Anlage und Durchführung macht diese Handelskorrespondenz einen durchaus gediegenen Eindruck. Auf eine geschickte Zusammenstellung allgemeiner im Briefwechsel üblicher Formeln folgen als Hauptteil 19 in sich abgeschlossene Reihen von Briefen aus den wichtigsten Gebieten des Handelsverkehrs, unterbrochen von stilistischen Angaben und Redewendungen, mit deren Hilfe man neue Briefe anfertigen kann. Ist bisher die französische Sprache ausschließlich verwendet worden, so werden in den nun folgenden Übungen abwechselnd in deutscher und französischer Sprache Aufgaben für Briefe gestellt, deren Abfassung nach Durcharbeitung des II. Teils kaum noch irgendwelche Schwierigkeiten machen kann. Auch an Übersetzungsaufgaben fehlt es nicht. Teil IV (Appendice) bringt ein paar kleine Aufsätze über verschiedene Erscheinungen auf dem Gebiete des Handels, und ein französisch-deutsches wie ein deutsch-französisches Wörterverzeichnis schließen das Buch ab, dem eine möglichst weite Verbreitung zu wünschen ist.

Lehrbuch der französischen Sprache für Handelsschulen. Von J. Pünjer und H. Heine. Kleine Ausgabe. (Ausgabe B.) Mit einem Anhang. Dritte verbesserte Auflage. Hannover-List und Berlin. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). VIII u. 143 S.

Von ihrem größeren Lehr- und Lernbuch der französischen Sprache für Handelsschulen haben die Verfasser eine kleinere Ausgabe veranstaltet, worin man Elementargrammatik nach der Reformmethode mit einer eingehenden und geschickten Einführung in den kaufmännischen Briefwechsel vereinigt findet. Während in dem I. Teil die grammatischen Erscheinungen an Vorkommnissen aus dem täglichen Leben, besonders aus dem Gedankenkreise des Kaufmanns, geübt werden, entwickelt der II. Hauptteil die französische Handelskorrespondenz in der Weise, daß ein und dasselbe deutsche Haus mit verschiedenen französischen Firmen eine Reihe von geschäftlichen Abschlüssen macht. Einen geeigneten Abschluss dieses Teils bildet die hübsche Erzählung *Le Photographe* von Alphonse Daudet. Das V. Kapitel ist der Grammatik gewidmet, das VI. enthält ein Wörterverzeichnis zu den französischen Stücken des Buches, und die im Anhang gegebene Reproduktion von Originalbriefen und gedruckten Formularen sind eine willkommene Ergänzung des recht brauchbaren Buches.

Französisches Übungsbuch für Handelsschulen. Mit Grammatik, Sprechübungen und Originalbriefen herausgegeben von Gieschen und Barthe. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von Raimund Gerhard. 232 S.

Hier steht die grammatische Schulung im Mittelpunkt. Die einzelnen Redeteile werden erst in französischen, dann in deutschen Einzelsätzen im Anschluß an die entsprechenden Abschnitte der Grammatik (S. 102—157) und unter Benutzung des Wörterbuchs

eingeübt. Erst von S. 191 an kommt auch die neue Methode in Sprechübungen über Stoffe aus dem alltäglichen und dem geschäftlichen Leben zu ihrem Recht. In den am Schlusse angereihten Handelsbriefen wäre eine andere Anordnung naturgemäßer und darum wünschenswerter. Die Warenangebote und -bestellungen hätten den Briefen über Zahlungen vorangestellt werden sollen.

Wie in der Sprachlehre im allgemeinen, so führen auch in der Handelskorrespondenz viele Wege nach Rom. Die einen behandeln jede einzelne Briefgattung z. B. Angebote, Bestellungen, Rundschreiben oder dgl. in mehreren Vertretern nacheinander und gehen dann zu einem andern Briefinhalt über, die andern stellen jedesmal etwa ein halbes Dutzend Briefe, die einen abgeschlossenen Geschäftsgang bilden, zusammen. Nach meinen langjährigen Erfahrungen ist das letztere Verfahren zweckmäßiger, weil es mehr Anregung und Abwechslung bietet und in dem Lernenden eher das Bewußtsein aufkommen läßt, daß er vorwärtsschreitet. Eine Verbindung beider Methoden besteht schließlich darin, daß man jedem der bei dem ersteren Verfahren zusammengestellten Briefe einen Hinweis auf seine Fortsetzung in der folgenden Gattung beifügt und dadurch den Schüler in den Stand setzt, selbst Briefgruppen oder Geschäftsgänge zusammenzustellen.

TH. DE BEAUX. *Französische Handelskorrespondenz für Anfänger.* 5. Aufl. Berlin u. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. VIII u. 144 S. — *Französische Handelskorrespondenz für Fortgeschrittene.* 2. Aufl. daselbst. 116 S.

Die beiden Bücher bringen Briefgruppen und nähere Angaben über ihre Verwendung im Unterricht. Ihnen gehen allgemeine Bemerkungen über den Briefstil voraus, und ein angefügtes Wörterbuch erleichtert die Benutzung beim Unterricht.

Le français commercial à l'usage des écoles et des commerçants par G. M. LOMBARD. Köln, Verlag Leonardo da Vinci. XVI u. 200 S.

Dieses Buch behandelt die verschiedenen Briefgattungen jede für sich, meist ohne die Möglichkeit zu geben, die einzelnen Briefe zu einem Geschäftsgange aneinanderzureihen. Es dürfte mehr als Materialsammlung denn als Lehrbuch in Betracht kommen, zumal der letzte Teil wesentlich über den Rahmen der Korrespondenz hinausgeht.

Frankfurt a. M. S. GRÄFENBERG

MARX, Dr. Ludwig, *Wie ist die Aussprache des Französischen zu lehren?* Druck und Verlag H. Pickert, Mainz 1919, 28 S.

Das kleine Schriftchen trägt den Untertitel: „Eine kurzgefaßte Methodik des französischen Ausspracheunterrichts auf der Unterstufe“. Man darf nicht mehr davon erwarten, als dieser Untertitel sagt. Es wird beschrieben, wie ein vernünftiger Lehrer, dem die Aussprache des Französischen nicht vernachlässigenswert erscheint, etwa die ersten vier französischen Stunden gestalten wird. Daß

mit einem Lautierkursus begonnen wird und zuerst das gedruckte Buch beiseite gelassen wird, ist praktisch, aber nicht neu. Ebenso, daß die mundartlichen Lautsubstitutionen der Schüler Beachtung verdienen. Ich bezweifle, daß die Nasalvokale der Mainzer Mundart bei der Einübung französischer Nasalvokale große Dienste leisten. Sicher ist es praktisch die Sprachwerkzeuge schematisch anzuzeichnen, praktischer als ein fertiges Bild zu zeigen. Das Bild der Stimmbänder als Bänder gezeichnet, fördert freilich das Verständnis nicht.

Ein sorgfältig beobachtender Schüler wird auch merken, daß geschlossenes *e* mit Lippenmündung *ü* und nicht *ö* ergibt. Das französische *p* wird nicht weniger „kräftig" ausgesprochen als das deutsche. Die pädagogischen Angaben sind wohl richtig, aber für einen gut vorgebildeten und geschickten Lehrer ziemlich selbstverständlich. Phonetische Kleinkinderschulen besitzen wir eigentlich genug.

Mir scheinen die Bemühungen, daß die *Lehrer* eine tadellose und phonetisch sicher fundierte Aussprache besitzen, wichtiger. Unter dieser Voraussetzung können die Anforderungen an die Nachahmungsfähigkeit der Schüler ziemlich hoch gestellt werden.

Im ganzen ist das Schriftchen nützlich und zeigt, daß sich der Verfasser seine Aufgaben als Lehrer ernst überlegt hat. Anfängern im Unterrichte der französischen Sprache kann es gute Dienste leisten.

Gießen. Arthur Franz

Baumgartner, Andreas, *Lehrgang der englischen Sprache.* III. Teil: *Grammatik.* Vierte Auflage. 247 S. Orell Füssli, Zürich. Preis 3 Franken.

Diese Grammatik ist nach den besten Quellen zuverlässig gearbeitet, äußerst reichhaltig und sehr praktisch gegliedert, indem die Hauptregeln englisch gegeben und mit Beispielen belegt sind, während Ergänzungen, Erweiterungen usw. unter dem Strich deutsch erscheinen. Die dem deutschen Schüler Schwierigkeit bereitenden Kapitel sind entsprechend breit behandelt. Ich hätte nur gerne gesehen, daß die verschiedenen Sprachschichten (dichterisch, buchmäßig, veraltet, Slang, vulgär) schärfer, da und dort auch richtiger geschieden worden wären und der Verfasser die Quellen der Beispiele kurz angegeben hätte. Auch läßt das alphabetische Sachverzeichnis die reiche Fülle des Inhalts nicht entfernt ahnen und macht so das Buch als Nachschlagewerk, wozu es seiner Anlage nach und wegen der ganz vorzüglichen Sammlung von Anglizismen sehr geeignet wäre, weniger brauchbar. S. 1 ist die Verwendung des Artikels im demonstrativen Sinne in 'nothing of the kind' zu ergänzen. Neben 'cook' (3) steht auch 'nurse' ohne Artikel. Bei 'Tyrol', das S. 3 unter den Ländernamen ohne Artikel angeführt ist, schwankt der Gebrauch; es wurde, anscheinend dem deutschen älteren Gebrauche (im Tirol) entsprechend, früher gewöhnlich *mit* dem Artikel gebraucht; gelegentlich kommt er auch in neuerer Zeit vor, lebendig erhalten wohl auch durch die kuriose Fügung 'the Austrian Tyrol',

so bei W. A. Baillie Grohmann, 'Tyrol and the Tyrolese' bunt durcheinander 'in Tyrol' und 'in the Tyrol', eine Rückübersetzung („nach dem Tirol" nach 'to the T'.) scheint auch vorzuliegen bei B. Fehr, Anglia Beiblatt XXX, 286. S. 11 widerspricht die Angabe, daß manche heute 'an' vor u und eu schreiben, dem heutigen Brauche; da noch 'a' vor unbetonter, mit h anlautender Silbe in dieser Regel inbegriffen wird, stimmt das Folgende nicht, daß dieses 'an a' gesprochen werde. Zur ursprünglichen Bedeutung von 'a = one' wären noch anzumerken 'in a day or two, to a degree, for a time', wo es sich mit 'some' und 'certain' berührt. Die Regel (27) für die Wiederholung des unbestimmten Artikels ist nicht scharf genug; die Wiederholung ist nicht pedantisch, sondern rhetorisch und neben 'a house and an orchard' ist jedenfalls das weit gewöhnlichere 'a house and (= with) orchard'. In Regel (30) ist zu lesen 'preceded by *as*, so, how, however, too'. Hervorzuheben wären S. 17 als männlich Wörter wie 'individual, person, member'; die Regel (32) ist nicht ganz richtig, denn auch in der literarischen Sprache haben Tiere (und nicht bloß höhere) ein persönliches Geschlecht: vgl. Darwin's *Voyage of the Beagle*; besonders merkwürdig ist der Wechsel S. 189/90: 'A penguin . . . *It* was a brave bird; and . . . *it* regularly fought and drove me back. Nothing less than heavy blows would have stopped *him*; every inch *he* gained *he* firmly kept . . . . This bird is commonly called the jackass penguin, from *its* habit . . .' mit dem Wechsel vom sächlichen zum männlichen und wieder zum sächlichen Geschlecht. Auch das Relativpronomen bleibt dann *nicht* 'which', vgl. die Regel (155). Bei Jacobs, *Many Cargoes* (Tauchn.) steht 'seizing the innocent cat, *who* had followed him (p. 69), a grey parrot *whose* cage was hanging (p. 63), the cat *which* had been presented to them (p. 64)'. In der Regel (35) sind von den 4 Bezeichnungen hart, weich usw. zwei jedenfalls ganz überflüssig, einwandfrei lautet die Regel: Nach einem stimmlosen Konsonanten hat s den stimmlosen Laut. Beim Umlaut (S. 28) gehört 'woman women' doch wohl über den Strich; für den wenig gebräuchlichen Plural „Räte" wäre „Ratschläge" besser. Zu (65), 3 wäre 'secretary, assistant' beizufügen. Gebräuchlich ist wohl nur 'A happy New Year! A pleasant journey'. Steigerung von 'perfect' wie von 'just' kommt vor, sowie selbst von 'unique' (vgl. Wendt, I 147 und *The King's English* [*abridged*] p. 45). Mit der historischen Grammatik (forest > first u. ä.) wird S. 35 grauses Spiel getrieben. Zu 'wooden' (44) in der Umgangssprache vgl. 'wood-paper' und besonders 'wood-pavement'. S 45 sind Zahlworte unter die Adjektiva geraten. 'Whence, whither' (S. 51) gehören *unter* den Strich. 'Upward' und 'upwards' mit 'billiard-table' und 'billiards' zusammenzustellen, scheint mir nicht nur unkritisch, sondern auch unpädagogisch. Bei der Bildung der Adverbien (S. 52) wäre zu erwähnen, daß 'characteristic' das Adverb 'characteristically' hat, bei 'friendly' Umschreibung eintreten muß. Bei den auseinanderzuhaltenden Adverbformen S. 53 wären wohl 'just, late, pretty' herauszuheben (ihre Behandlung unter den übrigen erinnert an Stümpersynonyma); dagegen sind zu nennen 'fair (speak, play, bid ~)' und 'fairly (~ good), very und verily'. Das erste Beispiel für den 'Split Infinitive' steht sicher nicht

bei Byron; er findet sich schon bei Defoe, Locke, Burke, ganz vereinzelt auch im Mittelenglischen. Weggelassen wird 'I' (69) besonders neuerdings immer häufiger in 'Don't know, Can't say, Would that' ... usw. Es ist falsch, zu sagen, daß 'thou' (69) *immer* in der religiösen Sprache vorkomme; im 'Book of Common Prayer' steht es z. B. in der Tauffformel, in der Heiratsformel aber 'you'. Von Tieren, deren Geschlecht bekannt ist, wird nicht immer nur mit *he* und *she* gesprochen. Das pronomen commune *he or she* wird, auf 'author, teacher, member, journalist' bezogen, in der letzten Zeit immer häufiger, ich will anderwärts davon handeln. Nach 'one' mit 'he' fortzufahren, wird im Englischen stets gebräuchlicher, so sehr man es auch tadelt, wobei viele Zensoren hervorheben, daß man 'one' vorsichtig verwenden müsse, um die Wiederholung 'one, . . one's . . . one . . . oneself' zu vermeiden. Die Sache durchkämpfen heißt 'to fight it *out*'. Beim 'collective noun' (78) sind fürs Possessivpronomen keine Beispiele gegeben. Zu 154b fehlen Beispiele mit anderen Verben als 'to be' ('When did he come: I asked when he came'), woraus sich ergibt, warum in indirekten Fragesätzen die Umschreibung mit 'to do' unterbleibt. Zu (172) will ich 'both of these two writers' (*diese* beiden) nachtragen. Nach dem zu beobachtenden sorgfältigen Sprachgebrauch hebt 'the last two centuries (Buckle), the first two Plantagenet Kings' aus einer *Reihe abschneidend*, 'the three first living English poets' aus einer *Masse absondernd* heraus. 'Every other day' (101) ist wohl häufiger als 'every second day'. 'Shan't' findet sich bei Sweet und Jones, bei Schröer als familiär, gehört also keineswegs „der unfeinen Sprache" (S. 104) an. 'Must' (105) wird heute noch besonders in Nebensätzen als Präteritum gebraucht. Die für 'Shall you have time?' S. 107 gegebene Erklärung ist nicht stichhaltig; man setzt in der Frage jene Form, die der Gefragte in der Antwort gebrauchen würde. Woher stammt 'we builded the bridges' S. 109? 'Said' (S. 109) hat *kurzen* Vokal, sogar [ə]!! Die Formen 'cloven' und 'cleft' kommen heute noch nebeneinander vor, 'a cleft stick — a cloven hoof'; 'sodden' ist adjektivisch gebraucht. Das Beispiel 'The albatross did follow' in (200) auf S. 121 ist, aus einem Zusammenhange herausgerissen, unverständlich. Neben 'I have done' kommt vor 'Are you done? When will they be done?' 'How do you do' = was *machen* Sie? ist wohl nicht mehr üblich, richtiger 'what are you doing?' Bei „haben" (S. 128) ist zu ergänzen Lust haben = 'like, choose'. In dem Satz 'I have the fence repaired' (S. 139) ist die Wortstellung dann natürlich, wenn man 'repaired' als prädikatives Adjektiv ansieht. Wenn hier hervorgehoben wird, daß 'have' als selbständiges Zeitwort behandelt wird, wäre die Behandlung der Frage und Verneinung auch S. 119 zu behandeln gewesen. 'Fare thee well' (163) ist ganz altertümlich, während 'have done' nicht in diesen Zusammenhang gehört, die 'Continuous form' (S. 169) kann nicht so heißen, weil die Handlung *fortschreitet*. Zu (293)2 wäre anzumerken 'This is annoying'. S. 175 fehlt die Regel für 'to be had, to (be) let, to (be) blame(d)', usw. S. 176 ist nicht geschieden zwischen 'I care, doubt, know, (ween), it matters not' (Sweet 2187) und den ganz anders zu beurteilenden 'I hope, think,

suppose not', gegen welch letztere Schüler sehr häufig fehlen. Die 2. Regel unter § 305 ist nicht richtig: die Umschreibung unterbleibt, wenn nur ein Satzteil verneint wird; in der Frage (307) wäre auch 'to stand' zu erwähnen: 'But now, how stands the fact?' (Buckle I,24). Der volle Infinitiv steht auch nach 'to be' (S. 181). Von der Regel 317b wären 'to say, to answer' ausdrücklich auszunehmen. Der Plural steht auch (Regel [324] XV) nach 'the greater part, majority, number of' (wenn dabei nicht der *Zahl*begriff heraustritt, wie z. B. in Verbindung mit 'increase, amount to), the whole of' usw. Bei den Präpositionen (S. 194) fehlen 'during, except, off, onto (on to), unto'; von 'onto' sagt das *Concise Oxford Dictionary*: 'avoited in writing though common in speech (jumped on to the landing stage)'. Im einzelnen ist nachzutragen '*above* all; he marks an X *against* his name, *at* the battle of, appear *before* judge, *beyond* the question (*out* of the question)'; bei 'for' wäre auf § 63, bei 'of' auf § 58 zu verweisen; zum (häufigen Schülerfehler) 'I write him' wäre anzuführen, daß das Geschäftsstil ist. Wenn 'that' in Folgesätzen (S. 218) weggelassen wird, kann nach dem Hauptsatze auch ein Komma stehen. Die Wortstellung (S. 222) ist teilweise schon im § 90 behandelt, dort wäre nachzutragen 'cousin german, sum total'; eine schwerfällige Wendung kann auch durch *Teilung* gebrochen werden: 'a still more formidable enemy than the Danes, on similar lines to those of England (Sefton Delmer, English Lit.)' die Inversion in 'so am I, so has he' sollte bemerkt sein. Das Objekt tritt gar nicht so selten an die Spitze des Satzes, besonders wenn das Subjekt ein Pronomen oder vom Objekt im Numerus verschieden ist. Das Komma steht auch in Fällen wie 'to approve of, and conform to these rules'. Nicht erwähnt ist leider das Kolon.

Trotz dieser Ausstellungen ist das Werk, das freilich da und dort noch in älteren Vorstellungen von der Grammatik zusehr drinnensteckt, für Schulzwecke ganz vorzüglich geeignet; da es über die gewöhnlichen Schulgrammatiken weit hinausgeht, ist es aber auch für den Lehrer ein wertvoller Behelf, dem größere Werke nicht immer zugänglich (Krüger) oder unerschwinglich (Poutsma) sind.

Bruck a. Mur. Fritz Karpf.

Ernst Wasserzieher, *Leben und Weben der Sprache.* Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung 1920. 280 S.

Wörterbücher erscheinen dem Laien als etwas gar Trockenes; wollte man ihm sagen, daß es einen hohen Genuß gewährt, in einem Wörterbuch zu lesen, so würde er ungläubig lächeln. Und doch bietet die Lektüre eines großen Wörterbuches einen hohen Reiz, weil in einem solchen Werke gleichsam die ganze Welt mit allen ihren Geschehnissen der Vergangenheit und Gegenwart, mit allen ihren Erscheinungen, den lebendigen und den leblosen, Tieren, Pflanzen und Menschen, mit den letzteren Gedankenwelt und Empfindungsleben eingefangen ist und in ihrer bunten Mannig-

faltigkeit uns entgegentritt. Allerdings muß eine Voraussetzung erfüllt sein, soll die Lektüre wirklich genußreich werden: der Leser muß sprachlich und bis zu einem gewissen Grade auch sachlich geschult sein; ist er es nicht — und wer kann es vom Laien verlangen — wird das Wörterbuch durch die Fülle des Stoffes abschreckend, verwirrend, und da der gewaltige Stoff zusammengedrängt ist, auch trocken wirken. Deshalb war der Gedanke von Ernst Wasserzieher sehr zu begrüßen, neben sein erfolgreiches Nachschlagebuch „Woher?" nun noch ein Lesebuch zu stellen, dem er den glücklichen Titel „Leben und Weben der Sprache" gibt und in dem er es versteht, dem Leser zu zeigen, wie die Sprache nichts Totes und Erstarrtes ist, sondern als Lebensäußerung der sprechenden, unter fortwährend sich ändernden Daseinsbedingungen lebenden Menschen ebenfalls in beständiger Entwicklung begriffen ist. In 39 Aufsätzen plaudert Wasserzieher über die verschiedensten sprachlichen Erscheinungen. Neben allgemeinen Gegenständen wie die Logik in der Sprache, die Mode in der Sprache, Was ist sprachliche Bildung? usw. finden wir auch Abschnitte, die sich mit Einzelwörtern (Feder, Hammer, Flinte, Messer, schreiben usw.) beschäftigen; die Mundarten finden ihr Recht in dem Kapitel „Plattdeutsch im Hochdeutschen"; die Frage der Verdeutschungen wird im Abschnitt „Gelungene Verdeutschungen" behandelt, wo der Verfasser dem so oft verkannten Campe in schöner Weise gerecht wird; die Berufssprachen sind vertreten durch die Kanzleisprache, deren Schwächen eingehend geschildert werden; auf die Höhen sprachlichen Lebens führt uns „Goethes Sprache und die Bibel". Aber der Leser zieht aus dem Buche nicht allein reichen sprachlichen Gewinn, er erhält auch zahlreiche Einblicke in die Kulturgeschichte unseres Volkes, so z. B., wenn wir von dem Erb- und Lehngut unserer Muttersprache, von den Eigennamen als Gattungsnamen, von Waldorten und Waldländern usw. lesen. So sei das Buch warm empfohlen, vor allem auch unseren Schülern, um in ihnen das Verständnis für unsere Muttersprache und die Liebe zu ihr als dem festesten Bande, das alle Volksgenossen umschlingt, zu wecken. Daher sollte es in keiner Schülerbibliothek fehlen und bei Verleihung von Schülerprämien berücksichtigt werden. Für die Lehrer der neueren Sprachen sei noch bemerkt, daß auch das Französische und Englische herangezogen werden, besonders in dem hübschen Abschnitt „Altes und Neues zur Volksetymologie".

Darmstadt. Karl Bergmann.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT

FÜR DEN

NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXVIII. DEZEMBER-MÄRZ 1921. HEFT 9/10.

DER NEUPHILOLOGE UND DIE JÜNGSTE LITERATUR[1].

Auf zweierlei Art kann man die Literaturgeschichte der neueren Völker bestimmen und behandeln. Man fragt nach dem Woher oder dem Wohin, nach Ausgangspunkt oder Zielpunkt. Man schaut rückwärts oder vorwärts. Man blickt nach dem, was war, oder nach dem, was wird; nach dem Gewesenen und Abgeschlossenen oder nach dem Kommenden und Unfertigen. Man bevorzugt frühe Jahrhunderte und älteste Vorzeit, oder man fragt gespannt und teilnahmsvoll nach dem, was aus der nächsten Zukunft sich entringt und gestaltet.

Es gibt ja, streng genommen, keine Gegenwart noch Gegenwartsforschung; weder im physischen und meßbaren noch im geistigen Sinne. In jedem beliebigen Punkt unseres leiblichen und seelischen Erlebens, in jedem Augenblick unseres geistigen Denkens und sittlichen Handelns, stehen wir auf der Grenzscheide zwischen Vergangenem und Künftigem, Unwandelbarem und Veränderlichem, Schicksal und Freiheit. Wer heute ernsthaft

[1] Was hier abgedruckt wird, ist im wesentlichen ein Vortrag, den ich im Winter 1918/19 in Marburg vor der Studentenschaft über ein mir gestelltes Thema: „Wissenschaft und Aktualität" gehalten habe. Er ist hier nur gekürzt und inhaltlich nicht erweitert worden. Vielleicht darf ich, um meinen Vorschlägen einen eigenen Versuch zur Seite zu stellen, auf die *Marburger Auslandsvorträge über das moderne Frankreich* hinweisen, die ich in der *Internationalen Monatsschrift* (13. Jahrgang 1919, Nummer 5 und 6; Mai und Juni) zusammengefaßt habe. Eine Geschichte der französischen Literatur von der Revolution bis zum Weltkrieg (1795 – 1914) ist zu einem Teil druckfertig und wird in Kürze bei Velhagen & Klasing in Bielefeld erscheinen.

noch von Gegenwart redet, der läßt sich von einem bloßen Worte narren, der nimmt die Dinge und den Ablauf unseres Lebens nicht so, wie sie sich wirklich vollziehen; der faßt Sterbendes und Werdendes, Altes und Neues, Tod und Geburt, so wie es sich in seinem zufälligen Bewußtsein spiegelt, zu einer willkürlichen Einheit zusammen und verführt sich und andere zu einer Selbsttäuschung, deren verhängnisvolle Wirkung er niemals ernstlich überdachte.

In Deutschland, als dem Lande der Arbeitsteilung und Organisation, hat sich bisher die Mehrzahl der gelehrten Forscher von der jüngsten Vergangenheit und nächsten Zukunft grundsätzlich ferngehalten. Es gab hier sogar eine Zeit, wo maßgebende und vorbildliche Gelehrte die Beschäftigung mit dergleichen Dingen und Fragen für unwissenschaftlich hielten. Und noch neuerdings kann man Stimmen vernehmen, die die französische Literatur seit 1850 mit Bewußtsein dem Zeitungsschreiber und Parteimann zu überlassen empfehlen. Unter diesen Umständen war der Studierende an deutschen Hochschulen für die Kenntnis neuester Sprache und Literatur auf die Übungen und Vorträge des Lektors angewiesen, indes der Fachvertreter und Prüfende durch seinen Unterrichtsbetrieb oft den Eindruck erweckte, als wäre vielhundertjähriges Alter bei philologischen Texten der Wertmaßstäbe höchster.

Es fragt sich, ob diese bis heute noch nicht ganz überwundene Arbeitsteilung sachlich erwünscht war und bei unserer Oberlehrerschaft erfreuliche Ergebnisse gefördert hat. Ohne Zweifel hat mancher dieser Lektoren dankenswert seiner Aufgabe genügt. Öfter aber stand die unerfahrene Jugend dieses Sprachlehrers und unzureichende Übung im Unterricht einer tiefgehenden Wirkung im Wege. Oft auch, wenn ein Franzose oder Engländer in diesem Amte tätig war, empfing der noch nicht zu eigenem Urteil befähigte junge Deutsche die gefällige Anregung zu blindem Bewundern auch des Geringen und Vergänglichen, statt daß der deutsche Professor selber sich dieser Dinge in Erkenntnis ihrer entscheidenden Bedeutung angenommen und die Schüler zu einer Kritik der fremden Geisteswelt ruhig und sachlich angeleitet hätte.

Das darf und das kann nicht immer so bleiben. Hier liegt ein grundsätzlicher Mangel deutschen Hochschulunterrichts und tiefer noch der älteren deutschen Geistesart überhaupt. Und diesen Mangel zu nennen und in seiner verderblichen Wirkung

nachzuweisen, wird zugleich wissenschaftliche und vaterländische Pflicht. Denn dieser Mangel hat mit vielem anderen, das in derselben Richtung liegt, die dem Deutschen eigentümliche Trennung von Denken und Handeln begünstigt und hat mit diesem anderen beigetragen zu dem „Zusammenbruch des deutschen Idealismus", den heute so viele treue und tiefblickende Berater des deutschen Volkstums beklagen.

Wohl haben auch in Deutschland manche Gelehrte gewirkt, die ihre ganze sachliche Liebe dem zugewandt hielten, was zu ihrer Zeit wurde und wuchs. Geschichtschreiber und Volkswirtschaftler, Theologen und Philosophen gehörten den Ideen und teilten die Sehnsucht, nicht des absterbenden, sondern des kommenden Deutschland. Aber der Typ des geistigen Beraters und Erziehers war bei uns im historischen neunzehnten Jahrhundert so fremdartig und ungewohnt, daß viele Kollegen seinerzeit die Lebensarbeit eines Paul de Lagarde oder Friedrich Nietzsche nicht zu würdigen und richtig „einzureihen" verstanden. Heute ist es damit, zumal in der Geschichte, besser geworden: wir haben Friedrich Meinecke und Walther Götz, um aus vielen diese beiden zu nennen. Aber die auffälligste Zurückhaltung wurde lange und wird noch heute vielfach geübt in den Fächern gerade der *neueren Philologie*, wo man diese Scheu vor den letzten Jahrzehnten am wenigsten erwarten sollte. Seinen bleibenden Ausdruck hat dieser Zustand in Hermann Pauls Germanischem und in Gustav Gröbers Romanischem Grundriß gefunden, wo die neuere und jüngste Literatur Deutschlands, Englands und Frankreichs vergeblich gesucht wird; wobei es dahingestellt bleibe, ob grundsätzliche Abneigung oder zufälliges Fehlen eines geeigneten Bearbeiters dabei im Spiel war. Früher war manches Buch und manche Vorlesung einem Flusse vergleichbar, der an den Quellen breit und reich an Wasser dahinströmte und nahe der Mündung als ein dürftiges Rinnsal sich im Sande verlor. Und fast durchweg wurde von führenden Vertretern dieser Fächer Arbeiten über die ältere und älteste Zeit ein Vorrang vor solchen über spätere Jahrhunderte zugestanden. Dieses stillschweigend anerkannte, wenn auch selten ausgesprochene Übergewicht bedeutete einen wesentlich archäologischen Wissenschaftsbetrieb. Seine in der gesamten Geisteslage tief verwurzelten Ursachen aufzusuchen lohnt wohl die Mühe und wird besser als Abwehr oder Angriff zur Verständigung führen.

Unser allzu früh verstorbener Heinrich Schneegans hat schon auf dem Neuphilologentag in Hannover 1908 der neueren französischen Literaturgeschichte im Seminarbetrieb unserer Universitäten eine Gasse gebrochen. Manches hat sich seitdem geändert. Aber noch auf dem ersten Neuphilologentag nach dem Weltkrieg, im Oktober 1920 in Halle a. S., hat ein Vertreter der Romanischen Philologie vor dem Hinausschreiten der literarhistorischen Betrachtung über 1850 eindringlich warnen zu müssen sich für verpflichtet gehalten.

Die archäologisch-antiquarische, rückwärts gerichtete Behandlungsart der neueren Sprachen und Literaturen hat mehrere Ursachen und Beweggründe, die alle mit der Geschichte unseres ganzen Seins und Werdens eng und tief verwachsen sind. Nachgewirkt hat hier an erster Stelle das Vorbild der klassischen Altertumswissenschaft. Deren altüberlieferte Deutungskunst und Textherstellungskunst wandte zuerst Karl Lachmann ans Nibelungenlied, an Wolfram und Walther, indes Immanuel Bekker beides am altprovenzalischen Fierabras und altfranzösischen Erec erprobte. Dort, bei der altbewährten Hermeneutik und Kritik der klassischen Philologen, gingen auch die Brüder Grimm und Friedrich Diez in die Schule, als sie die ältesten Sprachdenkmäler germanischer und romanischer Völker sorgfältig herausgaben. Es wäre undankbar und ungerecht, wollte jemand die entsagungsvolle Mühe und den Scharfsinn verkennen, die später oft an manches minderwertige Denkmal verschwendet wurden. Aber es entsprach wenig dem Sinn und Wesen echter Philologie, wenn es manchem früheren Forscher scheinen wollte, als wäre vor einem gesicherten Text keine tiefere und ernstere Arbeit mehr von Nöten, als wäre die «édition définitive» eines Hugo oder Balzac nun überhaupt kein würdiger Gegenstand philologischen Fleißes. Einer leisen Komik konnte ein Herausgeber nicht entgehen, der sich schließlich mit Leidenschaft in seinen Lieblingsdichter verliebte derart, daß er dessen Stoffe und Kunstleistungen über alle Vorgänger und Zeitgenossen hinaus in den luftleeren Raum emporheben wollte und allen Mitforschern dasselbe Gewissensopfer abverlangte. Und öfter noch konnte es geschehen, daß ein hingebender Texthersteller sich an schlechten Texten auf immer Geschmack und Urteil für bessere Geister verdarb. Dieses alles wirkt heute auf uns umso befremdender, da inzwischen die klassische Altertumswissenschaft durch hervorragende neuere Vertreter längst den

Anschluß an neuere Denkart und Zukunftsgedanken gesucht und vollzogen hat. Immer erfolgreicher hat man dort gelernt, den Blick nach vorwärts zu richten und die aus dem Hellenismus aufstrebenden Geistesbewegungen als Vorfahren noch des jüngsten Menschheitsstrebens von heute uns nahezubringen.

Des weiteren lag es an der tiefen Einwirkung der *Romantik*, daß der Schwerpunkt der neuen Forschungsgebiete so lange in der Zeit der Anfänge ruhte. Von der Romantik, aus der die germanische und romanische Philologie vor hundert Jahren erwuchsen, übernahmen sie die Vorliebe für ursprüngliches Volkstum und altheimische Denkart, in Sitte und Recht, Götterglauben und Heldensage, Märchen und Volkslied, Tierfabel, Spielmannsgesang und Volksspiel. Aus der Romantik auch stammte eine bis heute in vielen nachwirkende Abneigung oder doch Gleichgültigkeit gegen die klassische Dichtung der Franzosen. Am ehesten konnten Molière und Lafontaine auf Beifall und lebhaftere Teilnahme hoffen. Und an Hugo fesselte zuerst die *Légende des siècles:* so stark waren auch strengste Philologen, ohne daß sie es wußten und sich eingestanden, einer geistigen Partei verpflichtet.

Dabei ist eines merkwürdig genug. Jene Großen, die aus dem Geiste der Romantik eine Philologie des volkstümlichen Mittelalters begründeten, arbeiteten damals im engsten Zusammenhang mit den Zukunftsgedanken vaterländischer Erziehung und Wiederaufrichtung. In diesem Sinne schrieb Jakob Grimm eine „Deutsche Grammatik" und begründete der Freiherr vom Stein die Monumenta Germaniae. Die Sammlung jener „Weistümer" der Vorzeit war ihnen nicht Selbstzweck, sondern diente ihnen als Brennstoff, um die Glut nachwachsender Jugend zu entfachen. Und das allein ist es, was uns heute noch an diesen technisch überholten Versuchen das Herz erwärmt.

Nach der Mitte des Jahrhunderts wirkte dann in gleicher Richtung der *Positivismus* und die damit gegebene Überschätzung des geschriebenen Stoffs. Belege und Tatsachen, d. h. Handschriften und Drucke, «petits faits und documents humains», galten einem auf Stoffgeschichte bedachten Sammeleifer als das einzige, was Wahrheit und Wirklichkeit in sich trug. Solcher Betrachtungsweise erschien ein Dichter und Denker der wissenschaftlichen Behandlung nicht früher reif und würdig, als nachdem alles Material vorlag und übersichtlich ausgebreitet werden konnte. Sobald aber einmal die Benutzung aller unmittelbaren

Quellen zur vornehmsten Pflicht des Beurteilers erhoben war, mußte es sehr viel mehr reizen, die wenigen Bruchstücke aus dem Mittelalter durch geistreiche Kombination zu einer neuen und angeblich alten Einheit zu ergänzen als in dem Wust der neueren Stofffülle sich zurechtzufinden, wo Sichtung und Auswahl zugleich von der Not verlangt und von den Forderungen strengen Verfahrens eingeschränkt oder verboten erschien. Bei einem längst verblichenen Verfasser, von dem niemand etwas sicheres wußte, war es ja viel ungefährlicher, aus einigen erhaltenen Liedern einen Liebesroman nachfühlend mit gelehrten Vermutungen auszustatten, als etwa einem Manne in vollem Lichte neueren Lebens und Schaffens den geheimen Sinn dieses Lebens und Schaffens abzufragen. So gewährte das Mittelalter, und je früher desto besser, dem werdenden Forscher zugleich Ruhe des Gewissens und Stolz des Gedankens. In Doktorthesen wurde damals sogar der Satz verfochten, daß die klassischen Dichter Frankreichs, wie Molière und Racine, dem Schulunterricht verbleiben und vom wissenschaftlichen Betrieb der Hochschule ausgeschlossen werden sollten. Und gar die jüngsten und allerjüngsten, bis alles nötige Material über sie vorliegen würde, überantwortete man dem gütigen Wohlwollen und einsichtigen Verständnis ihrer Verleger und Leser, und mehr noch der Herren Kritiker, an deren vergängliche Leistung dann später einmal die ernste Forschung anzuknüpfen sich genötigt fand.

Wenn so die moderne philologische Wissenschaft sich vom modernen Leben nach Möglichkeit fern hielt, so wirkte dazu neben Textphilologie, Romantik und Positivismus auch die seltsame Selbsttäuschung mit von der *voraussetzungslosen Wissenschaft*. Weit verbreitet war vor Jahrzehnten dieser Glaube, der darauf hinauslief, daß philologische Kleinarbeit sich als Selbstzweck betrachtete und die Würde des Heiligen für sich beanspruchen konnte. War früher in Frankreich der Schlachtruf ergangen «L'art pour l'art!», so erschallte nun in Deutschland als neue Heilsbotschaft „Die Wissenschaft der Wissenschaft!" Gleich als ob irgendein noch so exakter Forscher in historischer Syntax oder Kritik der Textüberlieferung, unabhängig wäre von den philosophischen Anschauungen und Wertungen der Zeit. Lange genug hat dieser Irrwahn bei manchem vorgehalten und ist heute noch nicht ausgestorben. Von der gefürchteten „Theorie", so schien es, konnte man sich in den älteren Zeiten eher rein und frei erhalten als seit Descartes und Malebranche,

oder gar in der Aufklärungszeit, und dann bei Comte, Taine und Renan. Nicht nur als einfachere, weniger verwickelte Gebilde erschienen die Werke des Mittelalters an sich. Es kam ja dazu, daß damals die tiefere philosophische Arbeit in der lateinischen Literatur vollbracht worden war, die füglich den Theologen und Historikern der Philosophie überlassen werden konnte. So glaubte man hier, von aller grundlegenden Wertung frei, eine Wissenschaft um ihrer selbst willen ganz exakt und ganz sachlich pflegen zu können.

Besorgter noch und mit mehr Scheu und Geringschätzung suchte man sich von dem Anschein fern zu halten, als bekunde man irgendeine *praktische Philosophie*, als wollte man irgendwie Stellung nehmen zu den großen Fragen der Stunde in Ethik und Politik, in Religion und Glaubensgemeinschaft. War das Nichtsehenwollen der philosophischen Voraussetzungen mit dem Positivismus als fremdländisches und im Grunde undeutsches Gut zu uns gekommen, so war diese Trennung von wissenschaftlichem Denken und sittlich-staatsbürgerlichem Handeln ein echt einheimisches Gewächs. Gewiß ist es eine vornehme Verpflichtung, und sie adelt den Träger, daß alle Wissenschaft, auch die geschichtliche, nicht nach den praktischen Folgen und Wirkungen ihrer Ergebnisse zu fragen habe. Aber nicht der auf die Tat gerichtete reine und gute Wille fälscht ein Werk und schädigt die Leistung: eben durch diesen ihren Willen mit sind die Brüder Grimm und Uhland unsere großen, vorbildlichen Gelehrten geworden; von Mommsen und Treitschke gar nicht zu reden. Fälschung und Schädigung droht nur von einer Willensmeinung, die sich versteckt halten möchte und trotz allem insgeheim durchschlägt. Ohne rücksichtslosen Wertmaßstab auch im Hinblick aufs Praktische gibt es keine große Geschichtsschreibung über geistige Dinge: weder für den geschichtlichen Helden noch seinen Geschichtsschreiber selbst. Auch alle großen Literarhistoriker waren ganz Partei für ihre Helden: so Alfred Hettner für die Aufklärung, so Heinrich Morf für die französische Renaissance, so Adolf Gaspary für Dante Alighieri und die andern alten Italiener. Dabei wird sich immer der katholisch erzogene vom evangelisch gebildeten Forscher irgendwo unterscheiden. Was in Deutschland meist als partei- und konfessionslose Haltung angesehen wurde, das war oft nur ein säkularisiertes und aller Kernhaftigkeit beraubtes Luthertum. Wahrlich nein! Die angebliche Unbefangenheit gegenüber den abgelaufenen

Erscheinungen ist nur ein Schemen, ist nur ein Phantom, dem freilich immer noch Menschenopfer fallen unerhört, Lehrende und Lernende. Bekenne jeder sich selbst und andern mit strenger Ehrlichkeit die praktisch philosophischen Voraussetzungen, in denen er nun einmal steckt! So würde jeder Professor seinem Namen getreu zum Bekenner. Dann aber wird jedem einleuchten, daß die ältere Zeit hierin keinerlei Vorteile bietet. Im Gegenteil war das Mittelalter grundsätzlich auf Erbauung und Belehrung, Tröstung und Beseligung eingestellt; und nur wer das alles selber nacherlebt, wer für Gott mit seinen Engeln und Heiligen Partei ergreift gegen alle Teufel und Götzen, nur ihm erschließt sich dieses Seelentum. Hingegen stellen sich in der jüngsten Zeit dem Nacherleben Schwierigkeiten zweiter Ordnung entgegen, die ihren Grund haben in der fortschreitenden Differenzierung unseres sittlichen, staatlichen und religiösen Lebens.

Ein Anderes und Letztes bleibt hier noch zu nennen, was früher mit jenem Andern die Lebensfremdheit der Neuphilologie verschuldet hat. Friedrich Nietzsche hat nicht mit Unrecht gesagt, daß der Deutsche bei geschichtlichen Ereignissen zu sehr auf den äußeren Erfolg zu blicken gewohnt sei. Was wird sich halten und dauernd bewähren aus dem, was gegenwärtig gelesen und gepriesen wird? Worin unterscheidet sich der äußere vom inneren Erfolg? Worin der Literat Suarès vom Dichter Gide? Woran erkennt man den glatten Verskünstler Rostand und den tiefen Menschheitskündiger Duhamel? Groß genug allerdings sind die Schwierigkeiten, und werden größer mit jedem Tag, hinter dem üppigen und frechen Unterholz die schlanken jungen Stämmchen herauszufinden, die im Dickicht zu ersticken drohen. Trotzdem muß es gewagt werden: hier erhebt sich die erste und vornehmste Aufgabe des sachlichen und unbefangenen Betrachters zeitgenössischen Lebens. Es muß gewagt werden auf die Gefahr hin, durch Überschätzung oder Unterschätzung fehlzugreifen. Tiefe des Gedankens, Wahrheit des Gefühls, Größe der Gesinnung wird keines der beliebten Tageswerke vorzutäuschen vermögen. Wohl aber ist echte Wortkunst immer schwer und keinem mühelos zugänglich. Jedes dauernde und machtvolle Werk der Worte trägt in sich und offenbart nur dem liebevollen Betrachter seine eigene Kunstart, seine eigene Logik und das sittliche und religiöse Gesetz seines Urhebers. Wer aus Schwall und Wust der jüngsten Literatur Europas auch

nur wenige Werke und wirkende Geister herausfindet und ihre Tiefe in ihrer ganz eigentümlichen Art erfühlt und ergründet, der kann sich, unbeirrt von Zeitungslärm und Klüngelwirtschaft den Zugang verschaffen zum Verständnis der jungen Seelen, die an diesen ihren Führern sich zu bilden im Begriffe stehen. Und er wird diesen festen Stand, gleichsam auf einem Leuchtturm gegenüber der anbrandenden Flut, ersteigen und von dort ausschauen nach dem Kommenden, nicht um es vorauszusagen, wohl aber um es inmitten der Stürme ruhig und mit Gleichmut zu deuten.

Ein und derselbe Betrachter, das muß die selbstverständliche Forderung sein, hat das ganze geistige Leben eines neueren Volks von den Anfängen bis zum heutigen Tag als große Einheit zu überschauen und zu erhellen. Nur so kann das Alte vom Neuen und das Neue vom Alten gewinnen. Und beiden Teilen wird immer wieder diese Verbindung zu gute kommen.

Von der jüngsten Zeit für sich allein kann es Geschichte nicht geben. Das geistige Erleben und Schaffen der Jüngsten wird nur als Abwehr des Älteren verständlich und nimmt fortwährend Überlieferungen auf, die seit Jahrhunderten vergessen schienen und doch in der Seelenverfassung eines Volkes nachwirkten. So hat in Frankreich die Altersgemeinschaft von 1894 mit den Péguy, Gide, Jammes, Claudel und Philippe Gedankenreihen und Kunstformen religiös-primitiver Art wieder erneuert. Und die Jugend der Kriegszeit hat Pascal als ihren Herrn und Meister verehrt. Trotz aller Wandlungen des Kunstwillens und des Geschmacks ändert sich nur langsam und oft nur vorübergehend und scheinbar der innere Aufbau des geistigen Volkstums.

Dem eigentlich geschichtlichen Betrachter entdeckt sich manches anscheinend Neue als Wiederkehr uralten heimischen Gutes in neuer Gestaltung. Darum kann eine Literaturgeschichte des Allerjüngsten für sich allein nicht leben und sterben: es ergeht ihr wie einem Garten, der unter dünner Humusschicht auf unfruchtbaren Felsgrund gerät und keine tiefen Wurzeln treiben kann, die fähig wären, hohe Stämme und Äste zu nähren. Eine bloße *Histoire de littérature contemporaine* wurde selten mehr als ein mißliches und unerfreuliches Machwerk, geschrieben aus dem Tag für den Tag.

Umgekehrt entbehrt eine Literaturgeschichte bis 1850 den eigentlichen Zielpunkt und tiefsten Sinn. Sie kommt in Gefahr,

ein welt- und lebensfremdes, rückwärtsgewandtes Gebilde ohne warmes Herzblut zu bleiben. Stoff bedroht hier den Geist, Erstarrung das Leben. Solche Geschichte ausschließlich vergangenen Lebens gleicht dann einer wohlgeordneten, aber verstaubten Bibliothek mit fest verschlossenen Fenstern.

Aber die Jüngsten treten herein, noch erhitzt und gerötet vom Kampf und Drang ihres Lebens. Empörte sind es und bewußte Empörer, diese Jungen und Neuerer, die aus dumpfem Druck und unheilbarer Unzufriedenheit mit den Göttern der Väter und Großväter das Haupt aufgereckt haben zu hartem Trotz und herbem Widerspruch. Sie nahen, diese vulkanischen Kraftgenies, diese Giganten und Titanen. Und wer wollte versuchen, sie in Reih und Glied aufmarschieren zu lassen, nach Schulen und Richtungen gut bürokratisch-bürgerlich geordnet, so wie ein Meister der zahmen Dressur Löwen und Panther, Eisbären und Tiger in der Arena einexerziert, als wären es gutmütige Hunde? So mancher unter den Großen, unter den Hugo und Balzac, Flaubert und Musset, Rimbaud und Verhaeren, hat von sich, gleich unserem Goethe und Schiller, ehrlich bezeugt, daß er zu Zeiten dem Wahnsinn zu erliegen befürchtet habe: so fieberheiß schlug ihnen das Blut an die Schläfen, so jäh jagten sich wilde Traumgesichte vor ihrem Seherauge. Nur die Stärke ihres sittlichen und künstlerischen Wollens hat schließlich das Irre und Wirre in ihrer Seele bezwungen. Aber noch unter wohlklingenden Vokalharmonien und dem Zauber des Worts ahnt das feinere Ohr das unterirdische Tosen und Flackern vulkanischer Mächte. So sind auch die altfranzösischen oder altdeutschen Verse von ganzen Menschen geschrieben worden, die gelebt und gelitten, von geistig-sittlichen Lebenseinheiten, die aus ihrer Kraftmitte heraus geschaffen und gearbeitet haben. So möge aus der Betrachtung des jüngsten geistigen Lebens bewegender Anhauch einströmen auch in die Museumsstimmung älterer Jahrhunderte. Nichts wäre unerwünschter, als durch diesen Zuwachs nur den geschichtlichen Rohstoff zu vermehren und den Lernenden neu zu belasten.

Umstellen müssen wir uns, neu einstellen auf jugendliches Mitfühlen mit allem, was zu irgendeiner Zeit neu und jung nach Ausdruck verlangt und Ausdruck gestaltet hat. Nicht ewig rückwärts wollen wir blicken, zum Altvergangenen, sondern vorwärts zum Künftigen. Morgenluft wittern und auch im Wirren und Gestaltlosen die schöpferische Kraft und den gei-

stigen Lebenswillen herausfühlen: das ist die vornehmste Aufgabe eines Geschichtschreibers geistigen Lebens. Die Ernte edelster Geister von ihren Sommerfeldern ist wahrlich zu gut, um im Handbuch und Lesebuch die sittsam-strenge Sprachtante zu erfreuen und dem unfreiwilligen Plötzjünger oder Studenten zur Sündenbuße zu dienen. Geschichte einer Literatur sollte nicht eine qualvolle Sache Altgesinnter für Altgesinnte sein, vielmehr eine Heldengeschichte von ewiger Jugend und Erneuerung, für solche, in deren Seele Freude und Jugendsinn — joi e joven der Troubadours — noch nicht verklungen sind und nie verklingen werden.

Berlin-Nikolassee. Eduard Wechssler.

Gang und Wesen der französischen Literatur.

Karl Voßler zugeeignet.

Antrittsrede, gehalten in Dresden am 3. Juni 1920.

Den selben Frankenkaiser Carolus Magnus nehmen die Deutschen als Karl den Großen, die Franzosen als Charlemagne für sich in Anspruch, und die gewaltigste mittelalterliche Dichtung Frankreichs handelt von Karls Helden. Ein so fränkischer und also germanischer Stoff, daß man auf den Gedanken unmittelbarer deutscher Vorbilder und Quellen für das Rolandslied kommen konnte. Und in diesem fränkischen Heldenepos — *l'esprit germanique dans une forme romane,* lautet noch G. Paris' Definition jener Epik! — wird an bedeutendster Stelle ein Ton angeschlagen, der ganz französisch ist und durch alle folgenden Jahrhunderte aus der französischen Dichtung klingt.

Die fränkische Nachhut ist von den Heiden erdrückt und ganz vernichtet worden, ihr Führer Roland allein noch am Leben und dem Ende nahe. Er fühlt, wie ihm „der Tod vom Haupt aufs Herz herniedersteigt“. Da legt er sich sorgfältig zum Sterben zurecht, auf kriegerische Haltung bedacht, die Stirn den Feinden zugekehrt. Der Dichter unterstreicht und erklärt das:

> «Par co l'at fait que il voelt veirement
> Que Carles diet et trestute sa gent,
> Li gentilz quens qu'il fut mort cunquerant».

Dann erst findet der tapfere Graf Zeit, an seine Sünden und den Himmel zu denken. Der äußere Ausdruck seiner

Heldentat, ihre schwungvolle Begleitbewegung ist noch dem Sterbenden so wichtig wie die Tat selber, und so wie «gestus — le geste und gesta — la geste» klanglich ineinander schmelzen, so fließen hier wirklich Handlung und Gebärde ineinander. «Le geste», noch betonter «le panache» genannt, der Helmbusch, der Zierat auf dem eigentlichen Kriegsinstrument, geste und panache, sind bei den Franzosen immer wieder zu finden, auch bei den Skeptikern, auch bei den fanatischsten Anhängern der Schlichtheit und Phrasenlosigkeit. Nach tragischen Ereignissen streckt in Zolas *Docteur Pascal* ein Kind den kleinen Arm den Sonnenstrahlen entgegen. *C'était le drapeau de la vie*, sagt der geschworene Naturalist und gibt damit gewiß ein Symbol, aber doch gewiß auch ein rhetorisches, gibt ein starkes Gefühl und eine starke Geste dazu. Und nicht nur dem Dichter steht «le geste» zur Verfügung. Als sich die Falle von Sedan rettungslos geschlossen hat, da findet Napoléon III. den klangvollen Ausdruck: *N'ayant pu mourir à la tête de mes troupes* . . . „Weil mir der Tod als Führer meines Heeres versagt blieb, kann ich nur noch meinen Degen in Eurer Majestät Hände niederlegen.“ Wir lächeln ein wenig über die heldischen Worte, wir wissen, daß der dritte Napoléon kein Kriegsmann wie sein Oheim und durchaus nicht der Führer seiner Truppen war. Und so sprechen wir hier gern mit einiger Geringschätzung von französischer Geste und Rhetorik. Aber wir vergessen eines: er war doch bei seinen verlorenen Soldaten, er war doch in der Stadt, die unter dem Granatfeuer des Feindes lag, er teilte wirklich als Kaiser der Franzosen das Schicksal des letzten kaiserlichen Heeres. Und dies ist nun das Wesentliche. Geste und Panache der Franzosen sind uns gut und allzu gut bekannt. Wir setzen dafür gern Phrase und Rhetorik und nehmen das Ding als Scheinwerk und Verlogenheit. Das ist es aber nicht, sondern dahinter steckt Wesenhaftes, es ist der Ausdruck einer Gesinnung, eines Tuns, uns wesensfremder Ausdruck, aber doch wahrhaftiger, nicht Maske, sondern Gesicht aus Fleisch und Blut. Wer das übersieht, sündigt dreifach: er urteilt wissenschaftlich falsch, er begeht eine Ungerechtigkeit, und er schädigt uns auch praktisch und politisch, indem er uns entgegenstehende Kräfte unterschätzt. —

Nun fragt es sich, was dieser Neigung zur Geste an allgemeiner Wesensart zu Grunde liegt. Ein erregter Mensch wird, auch wenn er mit sich allein ist, gelegentlich einen lauten Aus-

ruf tun und das laute Wort durch eine Gestikulation begleiten. Er wird aber keineswegs dauernd seinen sprachlichen Ausdruck durch Ton- und Körperbewegung verstärken, wenn er es nur mit dem eigenen Ich zu tun hat. Ich verdeutliche, unterstreiche, schmücke meine Rede, wenn ich mich nicht an mich, sondern an den andern wende; eine Gefahr der Rhetorik, des Maskentragens, Rollenspielens tritt ganz offenbar ein, wenn ich vorzugsweise von dem Gedanken beherrscht bin, nicht mir selbst über mich selber Klarheit zu gewinnen, sondern mich vor anderen klarzustellen. Will man den tiefsten Unterschied zwischen den germanischen und romanischen Völkern auf die knappste Formel bringen, so könnte man sagen — selbstverständlich aber muß es ohne alle moralische Wertung und Folgerung gesagt werden —: der Germane sei in erster Linie für sich allein, der Romane in erster Linie für die anderen da. Dies ist der Grund, weshalb sich im Seelischen die romanischen Literaturen mehr auf das Allgemeinmenschliche und somit Allgemeinverständliche richten, auf das Kollektive und Typische als auf das Einzelne, Besondere, Individuelle, das den Wert und Glanz der germanischen Dichtung ausmacht. Und aus eben diesem Grunde ist auch den Romanen die klare verständliche Form eingeboren und unzerbrechlich für sie, selbst da, wo sie unter fremdem Einfluß die Grenzen dieser Form durchbrechen oder ihre Durchsichtigkeit verdunkeln wollen.

Doch während es sich in diesen aus einem Punkte zu erklärenden Eigenschaften der Geste, des Typisierens und der Formenklarheit um nicht nur französische, vielmehr um durchweg romanische Eigentümlichkeiten handelt, ist nun der Kernpunkt des Französischen und nur des Französischen zu betrachten; auch er schon im Rolandsliede deutlich und an so vielen Stellen ausgeprägt, daß jedes Einzelzitat einer Einschränkung gleichkäme. Vielleicht sind die Franzosen, wenn man den Geist statt des Blutes erwägt, in höherem Maße für die Erben der Römer anzusehen als die Italiener selbst. Ich möchte sagen: im Zentrum der übrigen romanischen Literaturen steht das Gesellschaftliche, im Zentrum des französischen Schrifttums aber das Staatliche.

Früher als anderwärts setzt sich in Frankreich eine nationale Sprache und Literatur, ein National- und Staatsgefühl durch. Ein politisches Zentrum bildet sich heraus, das Königtum der Isle de France wird maßgebend, die Sprache, der Gedanken-

gehalt des politischen Herzens von Frankreich greifen beherrschend um sich. Gewiß, es liegt eine Wechselwirkung vor. Weil das französische Königtum triumphiert, zieht es die besten geistigen Kräfte des Landes an sich, überwindet es selbst die blühende provenzalische Sprache und Dichtung; aber es triumphiert, es zieht alle beste Geistigkeit des Landes an sich, weil es eben nichts anderes ist als der höchste Ausdruck, die Quintessenz, das Symbol des stärksten französischen Charakterzuges und Bedürfnisses, die Verkörperung einer staatlichen Gesellschaft, einer festgefügten, klar und wohl geordneten staatlichen Zusammengehörigkeit.

Aus der Renaissance kann man ersehen, wie sehr die Franzosen und gerade sie die Erben Roms sind. Burckhardt hat überzeugend gezeigt, daß die Renaissance in Italien eine nationale Angelegenheit war. Die Humanisten, Petrarca schon, fühlten sich als Patrioten. Aber ihr Patriotismus war rückwärts gewandt, sie träumten sich aus der jammervollen italienischen Gegenwart zurück in die römische Größe, berauschten sich an ihr, fühlten sich als alte Lateiner und gönnten dem Italienischen keinen ebenbürtigen Platz neben dem Lateinischen. Petrarca hat den Canzoniere als ein Gerank um sein Lebenswerk betrachtet, den ewigen Nachruhm von seinen lateinischen Schriften erhofft. Und der größte Patriot und Politiker unter den Renaissancemenschen, Machiavelli, hat sich bescheiden müssen, in entsetzlich zerrissenen engen Verhältnissen Dienst zu tun und seine besten politischen Gedanken als den Ausdruck unbefriedigter Sehnsucht niederzulegen, als Lehren, die vergeblich auf den Meisterschüler warteten ... Vergeblich in Italien. In Frankreich nicht. Dort ist die Renaissance nicht oder nur für kurze Zeit rückwärts gewandt, dort wird sie aufs rascheste eine unmittelbar patriotische Bewegung. Wie schnell ist hier die Periode des Lateinsprechens, ja des bloßen Nachahmens der Antike überwunden, wie rasch und mit welch frischer Zuversicht ist das Programm aufgestellt, französisch zu sein, das Französische aus alten Kulturen zu bereichern und es nicht etwa irgend einer alten Kultur gegenüber gering zu schätzen. Und wie wird all das Neue, das so überreich aus Italien eindringt, das Wissenschaftliche, Literarische, Künstlerische, Wirtschaftliche, Politische, sogleich mitten ins staatliche Leben geleitet, dem Zentrum des Staates, dem Königshof zugeführt und nun seinerseits durch dieses Staatlichwerden umgeprägt und französisch gestempelt!

Doch Frankreich grenzt nicht nur an die Romania, hat nicht nur lateinisches Blut. In Deutschland war aus den Ideen der Renaissance die Reformation geboren worden, und auch sie mußte auf Frankreich wirken. Hier wird aus dem Ringen des Protestantismus mit dem Katholizismus ein politischer Machtkampf, und der Katholizismus, der schon ein Gallikanismus ist — er siegt, weil das französische Wesen keinen Staat im Staate erträgt. Aus den blutigen Erschütterungen dieser Kämpfe steigt das zentralistische Königtum zur eigentlichen und äußersten Machthöhe empor. Den Geisteszustand Frankreichs während der letzten, nachhallenden Stürme, in den Jahren vor Sonnenaufgang des Siècle Louis XIV. bezeichnen zwei Männer, die unmittelbar nichts miteinander zu schaffen haben und doch aufs engste brüderlich verwandt sind: Descartes und Corneille. Descartes' Mensch gleicht einem geordneten Staatswesen, Descartes' Menschen zu regieren bedarf es keiner größeren Weisheit, als sie Ludwig XIV. besaß. Die klare Vernunft lenkt den Descartesschen Menschen, der Wille ist der unverbrüchlich treue Diener, auch wohl der Scherge Vernunft; der Trieb in seiner Undisziplinierbarkeit gilt als tierisch, er wird verachtet, gebändigt, gebrochen. Vergessen wir nicht, daß Descartes, der die Vernunft zum Ausgangspunkt nahm und somit das freie moderne Philosophieren begründete, als er nach langem Zweifeln und Ringen plötzlich Boden unter den Füßen fühlte, daß er da der Mutter Gottes eine Wallfahrt gelobte, und daß er sein Gelübde hielt. War diese Frömmigkeit des Rationalisten, der den späteren Aufklärern Waffen lieferte, Heuchelei oder befangene Inkonsequenz? Keines von beiden, glaube ich. Er betete mit reinem Herzen zu einer Gottheit, die ihm das Symbol der vernünftigen Ordnung, die ihm die Weltvernunft selber bedeutet. Das 17. Jahrhundert in Frankreich glaubt noch an das Symbol der Vernunft als an die eigentlich seiende, außerhalb des Menschen bestehende Gottheit. Es verehrt die Vernunft im Religiösen als katholisch-französische Gottheit, im Politischen als französisches Königtum, im Ästhetischen als Weisheit der Antike. Die Unterordnung unter die absolutistische Religion, Politik, Ästhetik ist nichts als die Unterordnung unter das dreifache Symbol der Vernunft ... Was Descartes philosophisch ausdrückt, das gestaltet Corneille dichterisch. Er stellt die Menschen Descartes' auf die Bühne. Er gibt nicht etwa Scheinrömer, wie man ablehnend gesagt hat, sondern Franzosen und Römer in einem, Fran-

zosen als die Erben Roms. Und auch der immer wiederkehrende Vorwurf kalter Rhetorik beruht auf völliger Verkennung seines Wesens. Was die Rhetorik anlangt, so weht hier eben am mächtigsten jener Panache, aber die geschmückten stählernen Helme drücken auf eiserne Stirnen und sind wie verwachsen mit ihnen. Und Kälte diesen Menschen nachzusagen, ist erst recht unzutreffend. Sie sind anders geartet als wir, nicht kälter, sie glühen von anderer Flamme, aber sie glühen. Der Cornelianische Mensch stellt wie der Descartessche den bewußten mächtigen Willen in den Dienst der Vernunft und läßt die Vernunft gewaltsam über das Herz triumphieren. Doch in dieser Gegenüberstellung von Vernunft und Gefühl liegt gerade die Schiefe unseres Betrachtens. Denn dem Cornelianisch-Descartesschen Menschen ist eben die Sache der Vernunft Sache der Leidenschaft und des Gefühls. Ihm ist die auf Vollkommenheit gerichtete Vernunft so sehr höchste Angelegenheit, so sehr Religion, daß er ihr alles andere opfert, daß er in ihr auch Erlösung von allen Skrupeln und Leiden findet. Die Menschen in Corneilles besten Stücken haben durchweg Religion, römische, d. h. Staatsreligion. Im *Cid*, dem scheinbar ganz von Liebe erfüllten Jugendwerk, tritt es schon klar zutage: der König, der Staat durch ihn, absolviert den Staatsretter Rodrigo, befreit auch Chimene von dem Gebot der Blutrache. Im *Horace* und *Cinna* baut sich alles auf dieser Staatsreligion auf, und wenn im *Polyeucte* das Christentum an die Stelle des Staates tritt, so ist es eben jenes vernünftige Descartessche Christentum, und Gott im Himmel sieht nicht anders aus als der König auf Erden, und die Vernunft-geleiteten Menschen verehren Gott und König auf gleiche Weise, verehren ja in beiden das Symbol der gleichen Vernunft, in beiden die Gestalten und Träger der gleichen festen Ordnung. Es ist begreiflich, daß Corneille diese Verehrung des Vernünftig-Staatlichen so überaus stark betont, so fanatisch in den Mittelpunkt drängt. Spricht doch bei ihm noch die Sehnsucht; er wünscht die beruhigte Machtfülle des französischen Königtums erst herbei, er sieht sie noch in der Ferne.

Im Siècle Louis XIV selber haben es die Autoren nicht mehr nötig, so starke Töne des Staatlichen anzuschlagen; sie besitzen ja nun die Ordnung, die dem französischen Wesen entspricht. Die prunkvoll üppige Vielfältigkeit der französischen Literatur dieses Glanzjahrhunderts soll hier keineswegs gewaltsam in eine uniformierte Gleichartigkeit umgewandelt werden.

Bei aller Verschiedenheit aber enthüllt sich in allen literarisch schöpferischen Franzosen jener Epoche irgendwie das Descartessche Element, das auf Vernunft, Ordnung, Staatlichkeit, Konzentration, Absolutismus gerichtete Wesen. Molière, der kühle Skeptiker und Verehrer der Natur, verehrt die Gesetze der Gesellschaft und der Staatsordnung wie die Natur selber. Der Misanthrope ist deshalb eine tragische Gestalt, weil er sich nicht in die Normen der französischen Gesellschaft einfügen kann. Und der freiheitlich gesinnte, den Übergriffen einzelner Adliger empört entgegentretende Dichter sieht in Louis keinen Despoten, vielmehr die verehrte Verkörperung der Staatsordnung, den Stellvertreter Gottes auf Erden. Der letzte Akt des *Tartuffe* gilt vielen als eine Unmöglichkeit. Wie ein deus ex machina soll Ludwig die rettungslos verstrickten Opfer des Heuchlers befreien und so die Tragödie rein äußerlich zur Komödie zurückverkrüppeln. Nein! Kein deus ex machina, sondern der wirkliche gütige Gott eines wahrhaft Gläubigen vollbringt das Befreiungswerk, und nie ist dem Sonnenkönig schöner und aufrichtiger gehuldigt worden als durch den Ausgang des *Tartuffe* ... Aber Racine, der Jansenist, der Gefühlsmensch, der Psychopath, der völlige Widerpart Corneilles und Descartes'? Er ist so ganz Descartes' Gegensatz, daß er ihn bestätigt. In Racines Menschen wüten die Leidenschaften, die im Descartesschen Menschen gebändigt werden, sie rasen willenlos, mehr: mit einem förmlichen Willen zur Willenlosigkeit, zur wollüstigen Selbstzerfleischung, bis der Held nach qualvollem Todeskampf verröchelt und tragisch die Notwendigkeit des Vernunftgesetzes und der Descartesschen Ordnung bestätigt. Und weiter, und das ist gewiß keine Nebensächlichkeit, spielt sich diese Selbstzerfleischung kranker Menschen in der durchsichtigsten, biegsamsten und doch stählern festesten Form ab, und die Klarheit der Ordnung hält allem inneren Aufruhr stand und wird nie getrübt. Pascal selber, der größte der Jansenisten, die dem Gefühl zum Recht zu verhelfen strebten, war doch zugleich ein Genie der Mathematik und der Schöpfer der klassischen, d. h. kristallenen französischen Prosa ... Der fromme Bossuet, Kanzelredner, Geschichtsphilosoph, Fürstenerzieher und in allem von ganzem Herzen Christ, sieht in Gott und dem König, wenn nicht die gleichen Persönlichkeiten, so doch die gleichen Prinzipien. Boileau, der biedere Aesthetiker, macht es ganz wie Descartes: er verehrt überall die Vernunft und ihre Ordnung und bedarf

doch noch einer besonderen Autorität, der er sich unterordnet: der Antike, die ihm eben vergöttlichtes Symbol aller ästhetischen Vernunft bedeutet. Und all diese so verschiedenartig gerichteten Männer sind sich in einem selbstverständlichen Patriotismus einig, fühlen sich als Franzosen, als Untertanen des größten Königs, dem sie gern und mit Stolz dienen. Selbst La Fontaine, das große Kind, das sein Leben lang mit allem spielte, was seiner Umgebung heilig war, mit dem Panache so gut wie mit dem Helm selber, mit Politischem und Ethischem, mit Gefühlen und Gedanken — selbst La Fontaine leugnet niemals ernsthaft die Ordnung, die ihn in seinem Schmarotzertum wie ein capriziöses Äffchen erhält. —

Von alledem aber, von der festen Ordnung und Subordination in Religion, Politik und Ästhetik, bleibt nach verbreiteter Ansicht im 18. Jahrhundert nichts bestehen, ein völliger Bruch mit der Vergangenheit tritt ein, die Aufklärung zerstört, was die Klassik gebaut hat, und ein neues französisches Wesen zeigt sich plötzlich. Wo man dieser Meinung begegnet, da findet man auch wohl die Erklärung, daß durch den Einstrom englischer Ideen die Veränderung der französischen Geistigkeit hervorgerufen worden sei. Es ist aber nicht im allergeringsten so. Einmal: Frankreich ist nicht anglisiert worden, sondern es hat den englischen Einfluß so in sich aufgenommen, hat so Französisches aus ihm heraus geschaffen, wie es in der Renaissance den italienischen Einfluß verarbeitet hat, und wie es in jüngster Vergangenheit germanischen Einfluß verarbeitete. Sodann und vor allem aber: die Franzosen des 18. Jahrhunderts sind in ihren Grundzügen durchaus keine anderen Menschen als die der früheren Zeiten. Ich will nicht etwa an Rabelais und Montaigne, an Cyrano und Molière anknüpfen, um die Skepsis des 18. Jahrhunderts mit den Strömungen der Vergangenheit zu verbinden. Skepsis ist nimmer dort zu finden, wo Vernunft ist. Sie ist der Wegbahner und die Peitsche der Vernunft, die gern bei der einmal anerkannten Autorität ausruht. Nein, gerade die Autorität-setzende Vernunft findet sich bei den Franzosen der Aufklärungsepoche genau so wieder, wie sie bei den Franzosen der klassischen Zeit ausgebildet war. Es ist nur diese Fortbildung zu beachten: Sie sahen, wie sich im klassischen Zeitalter die Vernunft drei Symbolen ihrer selbst, als drei Gottheiten, gern und willig unterordnete: Gott, dem König und der Antike. Nun geschieht im Grunde nichts anderes, als daß diese Symbole beiseite ge-

schoben werden, und daß die Vernunft sich selber unverblümt verehrt, was sie verblümt ja vorher bereits getan hat,

Bei der Antike fängt es an. *Aimez la raison!* hatte Boileau gepredigt und hinzugefügt: verehrt die Antike! denn sie ist höchster Vernunftsausdruck in allem Ästhetischen, Auf dieser Gleichung: Kunstvernunft = antiker Dichtung beruht die ganze klassische Ästhetik der Franzosen. Jetzt setzt der Zweifel ein, getragen wiederum von dem ungeheueren französischen Nationalgefühl: Wir haben so viel Großes geschaffen, Französisches und also der Antike mindestens Ebenbürtiges, gewiß ihr Überlegenes, wir sind bei alledem immer der Vernunft gefolgt und doch nicht immer der Antike, die uns ja nicht in allen modernen Verhältnissen führen konnte. Also ist unsere Vernunft unabhängig von der Kunstvernunft der Antike, und diese ein unzulängliches Symbol, ein falsches Vorbild für uns. Und an die Stelle der Vernunftanbetung unter dem Bilde der Antike tritt die nackte Vernunftanbetung im Ästhetischen. Das ist das Wesen des berühmten Streites zwischen den Alten und den Modernen, der für den Ausgang des 17. Jahrhunderts so charakteristisch ist.

Dann geht es der Idee des Königtums, der Vergöttlichung des Königs ans Leben. Der Person Ludwigs XIV., seiren späteren Niederlagen, seiner Mißwirtschaft kann man sub specie aeterni kaum mehr als einen kleinen Teil der Schuld an dieser Entwicklung aufbürden. Gewiß, das immer stärker auf das Land drückende Elend wirkte aufreizend. Aber im tiefsten lag es doch so: die Sehnsucht des Volkes nach Ruhe und fester Ordnung, denen der Glanz, der Panache nicht fehlen durfte, war durch den Sonnenkönig erfüllt worden, Damit stand das Königtum auf seinem Gipfel — damit hatte es auch seine Aufgabe erledigt. Ein in allen Teilen organisiertes, diszipliniertes Volk von den Vernunftanlagen und der politischen Interessiertheit der Franzosen konnte sich, einmal zu Ruhe und Ordnung gekommen, nicht auf die Dauer der Leitung eines einzelnen überlassen, dem schließlich doch das Zuviel der Fäden entgleiten mußte, der die Ordnung nicht würde wahren können. Es mußte sich zeigen, daß dieses Volk, auch hierin Römererbe, nicht den König an sich, sondern den Staat schlechthin, sich selber in seiner organisierten Gesamtheit, liebte, und den König nur insoweit und solange, als er der geeignete Vertreter, das umfassende Symbol des Staates war. Ludwig XIV. hat etwas schnell und gründlich

gezeigt, daß er nicht der Gott auf Erden war, den diese Staatsreligion der Franzosen brauchte. Zusammengeschmiedet durch die Arbeit des Königtums, von ihrem größten König nach hohem Genuß enttäuscht, angeregt und beeinflußt durch die Gedankenarbeit der Engländer — so kommen sie nun im 18. Jahrhundert dazu, des Königsideal durch das republikanische zu ersetzen. Aber sie werden damit nicht etwa im Individualsinn freiheitlicher, sie befreien sich keineswegs von einem despotischen Druck. Nein, sie bleiben gern und fügsam unter der gleichen Despotie, die der französischen Natur entspricht, unter der Tyrannei des Staatlichen, der jeder einzelne sich beugt. Montesquieus *Esprit des Lois* richtet sich gegen die Alleinherrschaft des einzelnen, Montesquieu sucht auch nach Möglichkeiten, dem Individuum im Staate Ellbogenfreiheit zu erhalten — aber daß der Staat, daß die Res publica herrschend über dem einzelnen stehe, ist ihm doch das Selbstverständliche. Rousseau beugt tyrannisch den einzelnen unter den staatlichen Gesamtwillen, und die Brutalität, mit der sich dann die Republik behauptet, die Willkür und Starrheit ihrer Mittel übertrifft die des Königtums. Zwischen dem regierenden Konvent und der Herrschaft Ludwigs XIV. ist ein Wesensunterschied im Kern nicht vorhanden. Beide repräsentieren sie die Idee des Staatlichen, die staatliche Gottheit der Franzosen. Wobei es sich buchstäblich um eine Gottheit handelt, der nicht mit kühl wägender Vernunft, sondern mit der Leidenschaft des Gefühls, mit dem Fanatismus der Religion gedient wird. Der Patriotismus und Nationalismus des aufgeklärten Jahrhunderts ist um kein Atom geringer als der der ludovicischen Epoche. Wohl spricht man von Weltbürgertum und Humanität, aber zum Weltbürgertum gehört französische Kultur, und nur der gehört zur Menschheit, den französische *humanité* erfüllt. Nie war der Stolz und der Expansionsdrang der Franzosen gewaltiger als in der Revolutionszeit. Mit grenzenloser Hingabe schlugen sich die Heere der Republik, die ihr Land bedrängt sah, mit ungeheurem Selbstbewußtsein zogen die Truppen Napoleons durch Europa, dem sie nicht Ketten brachten, sondern Freiheit. Und das war nicht Heuchelei, sondern das glaubten sie wirklich, taten sie wirklich. Sie brachten die Freiheit des Franzosen, die eben in der Einordnung in den Kosmos des französischen Staatsbaus besteht, in der Beugung unter die Gottheit der französischen Staatsidee. Bei alledem fehlt natürlich niemals der Panache, ist reichlich und überreichlich vor-

handen, noch römischer drapiert als bei Corneille, aber — das wollen wir nicht vergessen! — auch noch reichlicher blutbespritzt; ich meine: die Tat, die Aufopferung des Lebens steht mächtig und rechtfertigend hinter dem rollenden Pathos, steht auch hinter der spöttischen Eleganz (einer anderen Gebärde, aber doch auch *geste*), mit der die Königstreuen auf das Schafott steigen . . .

Und endlich ist die gleiche Entwicklung auch auf kirchlich religiösem Gebiet zu beobachten. Der Herrgott im Himmel war sozusagen durch seinen Stellvertreter in Versailles kompromittiert. Wenn Ludwigs XIV. Nimbus schwand, mußte auch der Gott, dessen Ebenbild er bedeutete, im Ansehen sinken. Und auch dem Weltenbau gegenüber beginnt die Vernunft an der Notwendigkeit des Symbols zu zweifeln, so wie sie beim Gefüge des Kunstwerkes und des Staates dem Symbol nicht mehr entscheidende Bedeutung beimißt. Die Antike ist durch die Kunstvernunft an sich verdrängt worden, das Königtum durch die Staatsidee an sich — und so wird auch allmählich an die Stelle des vernünftigen Gottes die Göttin der Vernunft selber treten. Es muß aber immer wieder betont werden, daß es sich um wirkliche Gottheit, um wirkliches Glauben handelt. Was uns befremdet, ist das Descartessche, das spezifisch Französische. Nicht das heiße Herz glaubt, sondern die heiße Vernunft — aber sie ist heiß und ist gläubig, es ist in Gefühlsglut geratene Vernunft. Und damit wird ein anderes Schlagwort hinfällig: das vom Atheismus des 18. Jahrhunderts. Der Franzose des 18. Jahrhunderts hat genau so geglaubt, und im Grunde genau das gleiche geglaubt, wie sein klassischer Vorfahr. Auf keine Weise vermag ich in Voltaire einen Ungläubigen zu sehen. Und dabei stütze ich mich nicht etwa auf einzelne Worte, die ihn als Theisten oder doch Deisten legitimieren sollen, und die ihm vielleicht Lügen, vielleicht und wahrscheinlich Augenblickswahrheiten, sicherlich nicht dauernde Überzeugung waren. Nein, für das Christlich-Himmlische hat er gar kein Empfinden besessen — aber gläubig, zäh und aufopferungsvoll und fanatisch gläubig war er der Göttin der Vernunft gegenüber; mit einem kindlichen, staunenswerten, unverwüstlichen Optimismus, mit einem eingeborenen Glauben eben, der allen skeptischen Anwandlungen und Einwendungen Trotz bietet, und immer wieder siegt, hat der Autor des *Candide* in all seinen Lebensphasen die Vernunft verehrt und als die Erlöserin der Welt empfunden. Hier liegt

der heilige Ernst seines Spöttertums, hier seine wirkliche Wahrheit unter allen Stimmungswahrheiten, Bosheiten und Notlügen, hier die Einheit seines vielfältigen Lebens. In den Männern der Revolution selber tritt dann der Glaube in so unverhüllter Größe und Furchtbarkeit zutage, daß er bei ihnen niemals übersehen und nur von denen Atheismus genannt werden konnte, die nicht begriffen, daß die Vernunft, daß das Staatliche genau so religiös erfaßt werden könne, wie das Jenseitige. In der französischen Revolution ist der nachträgliche Beweis für die Wahrheit der Helden Corneilles erbracht worden. Da sind sie von der Bühne hinab ins Leben selber getreten, da haben sie im Parlament, auf Schlachtfeldern und Guillotinen geredet, aber auch gehandelt, den Tod erlitten und ausgeteilt, wie vordem auf der Szene. — — —

Danach die letzte Jahrhundertwandlung der Franzosen. Die Jahrzehnte nach dem ersten Kaiserreich, das zum Römertraum von 1789 gehört, wie das Caesarenreich zur römischen Republik, kennzeichnet die Welle der Romantik. Es folgt das Wellenspiel des Realismus und Naturalismus, und dann eine neue romantische Woge, die als Symbolismus, als Mystik, als Neoromantik ins 20. Jahrhundert, ins Heute hinüberschwillt. Nun weiß ich wohl: Keime der Romantik sind französisches Eigentum, mächtige Anregungen sind von Rousseau ausgegangen, und die jüngsten tiefsinnigen Untersuchungen von Schmidt-Dorotiç weisen mit einiger Berechtigung auf Malebranche zurück. Aber die eigentliche Romantik ist doch etwas durchaus und vollkommen Germanisches, ist von Deutschland — in erster Linie durch Frau von Staël — nach Frankreich übertragen und in Frankreich *entromantisiert* worden. So paradox es klingen mag: ich leugne die französische Romantik als Romantik, französische Romantik bedeutet eine contradictio in adiecto. Denn was ist Romantik? Der dauernde Zustand der Entgrenzung, das schmerzhafte Streben ins Grenzenlose, die Sehnsucht, die keine Erfüllung findet. Der Romantiker entgrenzt sein Ich nach innen und wühlt sich in die Tiefe, ins Nächtige der Einzelseele, des Individuums; er entgrenzt das Ich nach außen und sucht es in die Natur, ins All auszuströmen; er entgrenzt die Gottheit, entgrenzt das Christentum in Mystik; er verlacht sich selber, entzieht sich durch romantische Ironie den Boden, zwingt sich weiter aufwärts, wenn er irgendwo Ruhe gefunden zu haben scheint. Nur als Entgrenzender, nur als ewig Unausgefüllter, als sehnsüchtig

friedlos Bewegter ist er Romantiker; die Tat, die Konzentration und Umgrenzung fordert, die Befriedigung bedeutet, ist ihm nicht gegeben, die Form, die ein Umgrenzen ist, widerstrebt ihm. Wir haben in Deutschland einen Punkt, wo die Romantik ein festes Ziel erhält, einer Tat zustrebt — und damit aufhört Romantik zu sein. Es ist der Augenblick, wo sie sich dem Irdischen, dem Staatlichen zuwendet, zur Bewegung des „Jungen Deutschland“ wird. Da ist sie ihrerseits schon von der französischen Romantik beeinflußt. Und diese nun, eben weil sie französisches Wesen und nicht Nachahmung deutscher Art ist, diese war von Anfang an nicht eigentliche Romantik, war von allem Anbeginn mehr unserer jungdeutschen als unserer romantischen Dichtung zu vergleichen. Gewiß, auch die französische Romantik entgrenzt, im Literarischen sogar sichtbarer als die deutsche, weil sie mit deutlicheren, körperhafteren ästhetischen Hemmungen zu ringen hat. Die französische Romantik bekämpft den klassischen Regelzwang, sie will freiere Bewegung, bunteres Leben, stärkere Betonung individueller Eigenart, sie betont auch den Gegensatz zwischen Gefühl und Vernunft und kämpft für das Gefühl. Aber wir haben gesehen, wie gefühlvoll, wie fanatisch die französische Vernunft ist — und wir müssen immer wieder erkennen, wie vernünftig, wie kartesianisch klar das französische Gefühl ist. Die französische Romantik zerbricht die klassische Form und schafft sich selber kunstvolle Form, sie individualisiert und arbeitet doch den Menschen an sich heraus — von Corneille zu Hugo ist es nah, von Racine über Marivaux zu Musset nicht sonderlich weit —, sie ist schwärmerisch christlich, und doch schlägt die alte Staatsreligion wieder durch. Und überall ist Grenze, Ziel und Tat, und überall somit bei allem romantischen Äußeren im Innersten *Nichtromantik*. An den Romantikern von 1830 erkennen wir das deutlich; bei den Neoromantikern von heute verkennen wir es noch. Ich muß meine Anfangswarnung wiederholen, nur diesmal umgekehrt. Ich sagte, wir sollten die Geste nicht gering schätzen, denn hinter dem Spiel stecke der Ernst, die Tat. Aber ebensowenig dürfen wir nun jede Geste für Tat, jedes Spiel für Ernst nehmen. Die Tat des Romantikers besteht in der Ablehnung alles fesselnden Tuns, in der sehnsüchtigen Erhebung über alles Irdische, alles Umgrenzende. Man spielt in Deutschland gläubigen Herzens eine Bearbeitung der Claudelschen *Annonce faite à Marie*. Weiß man, daß Jeanne d'Arc ihren gallikanischen Platz in Claudels

Stück hat, weiß man, daß der fromme, der rein menschlich gestimmte Symbolist in einem Weihnachtsspiel während des Krieges gesagt hat: Wenn Gott nicht mehr französisch spreche, so sei es aus mit Religion und Menschheit? Da ist sie wieder, die französische Religion, die eine und gewaltige, die durch alle Jahrhunderte lebt, im Helden des Rolandsliedes wie in Bossuet und Robespierre. Deutsche Einflüsse, germanische Romantik haben ihr neue Elemente, neue Farben zugeführt — aber deutsche Romantik ist auch diesmal nicht aus ihr geworden. Und kann man sich wirklich unklar sein über die feine und raffinierte Formarbeit, die aus der Notwendigkeit des romanischen Wesens heraus ordnend und umgrenzend auch den romantischen Verschwärmtheiten zugewandt wird? . . .

So sehe ich in all dem Überreichtum, in all der Mannigfaltigkeit dieser tausendjährigen Literatur doch eine Einheitlichkeit, eine gemeinsame Prägung durch die Grundzüge des französischen Wesens. Schmückendes, spielendes (nicht lügendes) Pathos, Vernunft, aber nicht kalte, sondern gefühlsmäßige, oft glühende Vernunft, und vor allem und in allem *Staatlichkeit*, die als Selbstverständlichkeit immer vorhanden, die Natur und Religion des Franzosen ist, und die, wie jede Religion, ihn zum Wunderbarsten treiben kann und zum Fürchterlichsten. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun bleibt aber dem Literarhistoriker dies Bedenken. Will er das alles aus der Literatur allein herauslesen, so wird er entweder Gewalt anwenden müssen oder von Zweifeln bedrängt werden. Denn die Literatur ist von einzelnen geschaffen und gerade von den ausgeprägtesten Individuen, und so gilt also das *tot capita tot sensus* hier ganz besonders. Man wird immer wieder auf französische Dichter stoßen, die mit besonderen Eigenheiten dem widersprechen, was hier als allgemeinstes französisches Wesen betont wurde. Kann man diesem Individuellen gegenüber etwas finden, was wirklich die allgemeine Eigenart einer Volksgeistigkeit ausdrückt? Ja, *die Sprache*. Was so zum Wesen eines Volkes gehört, daß es seine Selbstverständlichkeit in sich schließt, seinen unbewußt mechanischen Ausdruck hergibt, das wird sein allgemeines Sprachgut, seine Grammatik, im Gegensatz zu den individuellen Ausdrucksformen, zum Stil der dichterischen Persönlichkeit. Es ist das Verdienst meines genialen Münchener Lehrers Karl Vossler, in seiner französischen Sprachgeschichte die Geistigkeit des Volkes in der Sprache auf-

gesucht und damit die neuere Philologie in den großen Zusammenhang der Geistesgeschichte gestellt zu haben. Freilich ist hierbei nicht zu vergessen, daß aus der Sprache allein und etwa ohne Berücksichtigung der Literatur und weiter der ganzen Kultur und Geschichte eines Volkes sein Wesen nicht erfaßbar sein wird. Aber es besteht Wechselwirkung: erhellt sich die Eigenart einer Sprache aus der Kultur des Volkes, so wird die besondere Eigenart dieses Volkes gerade aus seiner Sprache heraus bestätigt. Die Betrachtung der Sprache ergibt eine Probe und eine Erweiterung: sie bestätigt die Allgemeingültigkeit dessen, was in der Literatur (und auf andern Gebieten) an Einzelpersonen und Einzelleistungen festgestellt wurde.

Es bleibt die Frage, wieviele solcher Allgemeingültigkeiten festzustellen, anders ausgedrückt, wieviele völkerpsychologische Ergebnisse zu gewinnen sein werden. Das muß von Volk zu Volk wechseln, je nach der Beschaffenheit seines Wesens. David Friedrich Strauß gebraucht am Anfang seiner Voltaire-Vorträge einen schönen Ausdruck. Er spricht von monarchischen Seelen, die, im Gegensatz zu anders gearteten, von einem Triebe beherrscht werden, die einheitlich sind. Er rechnet Voltaires Geist ganz und gar nicht zu den monarchischen. Das Wort übernehme ich gern, nicht aber den sachlichen Irrtum. Voltaire in all seiner Vielfältigkeit hatte die einheitlichste, die monarchischste Seele. Und eben solch eine monarchische und also der Umgrenzung und begrifflichen Erfassung sich leihende, ja die monarchischste Seele unter den gegenwärtigen Kulturvölkern offenbart sich wieder und wieder in Frankreich.

Dresden. Victor Klemperer.

STRÖMUNGEN IN DER NEUESTEN ENGLISCHEN LITERATUR.

1.

Von fast allen literarischen Erscheinungen der englischen Gegenwart lassen sich Fäden ziehen auf den Ästhetizismus Wildes, die französisierenden Bestrebungen der Yellow-book- und Savoy-Gruppe, auf W. E. Henley, auf die keltische Renaissance in Irland — Gruppen, die bei aller Verschiedenheit das Gemeinsame haben, daß sie unter Auflehnung gegen Herkommen und Autorität das Recht für sich fordern, das Leben darzustellen, wie sie es sehen. Das Lebensgefühl der neuen Generation, die den um

1890 ziemlich still ausklingenden viktorianischen Einfluß ablöste, trat bei der bewußt jugendlichen Dichterclique der Georgianer am lebendigsten in Erscheinung. Die Lust am Kampfe um des Kampfes willen wird mit dem der Jugend eigenen Mangel an Natürlichkeit zur Schau getragen; neu, modern sein, «toujours de l'audace» schien Devise geworden, und da dieser unruhige, bewegliche, aber durch seine Lebhaftigkeit und Begeisterungsfähigkeit zukunftsverheißende neue Geist eigentlich nur das Bedürfnis nach Wechsel äußerte, ohne einen tieferen treibenden Grund zu haben, so wurde die Fehde mit der viktorianischen Geistigkeit aufgenommen, indem man den überkommenen Mustern und Anschauungen möglichst in allem widersprach. Realismus, dem Durchschnittsengländer fremdes Erleben, sentimentalitätsfeindliches Lachen, verstandesmäßig orientierte Darstellung wurde bezeichnend für diese Reaktion, die nichts wollte als „los von Tennyson" und unter Betonung des Wortes intellektuell sich von dem gefühlsmäßigen Erfassen früherer Epochen unterscheiden. — Die Entwicklung führte bald einen allmählichen Wandel herbei, der, lange vor 1914 einsetzend, durch die Kriegsjahre in manchem um-, in anderem weitergebildet wurde. Die unerschrockene Erforschung des Lebens und seiner Bedeutung, die Abneigung gegen das Unwirklich-Künstliche mußte ein soziales Gewissen wachrufen, und die dadurch gestärkte Begier, alles Leben, alle Menschen als Material heranzuziehen, brachte neue Erfahrung und neue Vorschläge zum Bau einer besseren Welt. Die sozialen Kämpfe der Welt wurden neben und mit den Kämpfen der neuen Kunst verfochten, und dabei litt die Form. Eine zu verstandesbestimmte Darstellung ließ das Kunstwerk dem philosophischen Traktat oder der demagogischen Propaganda sich nähern. Wenn man von da auf die wagelustigen 90er Jahre zurücksah, so empfand man jene Zeit als etwas Fremdes, interessant vielleicht, aber fast unverständlich. Denn von Zuversicht war man wieder zum Zweifel gekommen; Enttäuschung früher Hoffnungen führte die einen zu einem Individualismus zurück, die andern als Prediger auf die Kanzel des öffentlichen Lebens. Es ist, als ob wieder eine Reaktion des Gefühls sich Bahn breche, ein Gefühl aber, das sich der treibenden Kraft der Menschheit verwandt glaubt; denn um nichts weniger handelt es sich jetzt, als um den Neuaufbau der Welt aus der Erkenntnis, daß die alte Welt bankerott geworden. Solcher Stimmung gegenüber klingen desillusionistische Töne früherer Zeit nörglerisch und launenhaft,

die Nach-Kriegs-Generation (wie sie sich selber nennt) fühlt wirklich den Himmel zerbrochen, da die Welt nicht so geworden, wie sie gehofft, daß sie werde. Je höher gespannt die Hoffnung, um so tiefer der Fall; den neuen Wertern muß Denken Hilfe, Phantasie Mittel sein ihr Leben zu fristen, der Zweck aber ist die ethische Mission des Predigers der Menschheit.

Das englische Theater, das lange Zeit nach der Mitte des 19. Jahrhunderts nur Melodramen und nach dem Französischen bearbeiteten Stücken offen gestanden, wurde zu Ende des Jahrhunderts neuen Zwecken zugeführt. Einerseits löste die witzige Verve O. Wildes das Theater vom Leben los als eine Kunst für sich, andererseits wurde es zu einer Tribüne der sozialen Arena, mit der es schon M. Arnold, H. A. Jones und W. Archer in Berührung gebracht hatten. Das neue soziale Programm, die Diskussion über die Pflichten des Staats kam auf die Bretter, und damit wurde sowohl nach der Absicht der Autoren die Bühne zur Kirche wie die Kritik zu schöpferischer Mitarbeit. Hauptsächlich sind ausländische Einflüsse, die kurz mit dem Namen Ibsen umschrieben werden können, dieser Entwicklung günstig gewesen. 1893 zuerst gespielt (nachdem die Kritik unter Gosses und Archers Führung schon lange auf ihn hingewiesen), erhob sich bald eine Kontroverse — der Streit um die Zensur und die neue Einstellung der Zensur auf die Behandlung sexueller Probleme —, die der Bühne neue Lebenskräfte zuführte. Die Schauspieler wurden in natürlich-realistischer Richtung neu geschult, die Prosa und Gleichförmigkeit des Alltagslebens kam auf dem Theater zur Herrschaft, und vor allem machte die intellektuelle Auflehnung gegen die überkommene Art Leben und Religion anzunehmen Schule. Daraus resultierte das intellektuelle Drama; das "problem-play", das ein Tagesproblem erhebt, ohne eine Lösung geben zu wollen, wurde möglich. Fast alle jüngeren Dramatiker tragen Spuren dieser Schule. Im Verfolg solcher Entwicklung muß die Geschichte der Theaterorganisationen gestreift werden, die den Dramatikern erst freien Weg ins Land der Zukunft machte. Von jener Zeit ab ist nämlich zu unterscheiden zwischen Massentheatern und Privattheatern. Während die ersteren bis auf den heutigen Tag die alte Tradition der Spektakel-, Skandal- und melodramatischen Zugstücke bei überfüllten Häusern fortsetzten und fortsetzen, spielte sich die literarisch bedeutende Entwicklung auf den kleinen Freien Bühnen ab, die durch den privaten Charakter die Zensur umgingen,

durch die Begrenzung des Publikums ein erlesenes bekamen, und die Romanciers wie Barrie, Bennett, Galsworthy zur Bühne brachten. Das Theater wurde so zum Born neuer Ideen, und die unabweisliche Forderung, daß die Stücke der freien Bühne als Kunst, nicht als Unterhaltung zu werten wären, daß Wahrheit eine Hauptforderung, trug gleicherweise zur Erhöhung des Niveaus bei. Formelle Forderungen der Wirklichkeitstreue ließen den Posten des "director of production" schaffen. Kontinentalem Einfluß folgend wurde so 1891 J. T. Greins "Independent Theatre" gegründet, das zuerst in neueingeführten Matinées Ibsen, Tolstoj, Maeterlinck, G. Moore, Shaw spielte, und heute nach der 1904 erfolgten Umwandlung als "Stage Society" weiterbesteht. (Ähnlich bedeutend, wenn auch heute von geringerem Einfluß, das "Irish Theatre" — Gründung 1900 — dem W. B. Yeats, E. Martyn, Lady Gregory das Gepräge gaben.) Neben solchen Theatergründungen wurde das um dieselbe Zeit geschaffene "American Copyright"-Gesetz durch den Schutz, den es dem gedruckten Theaterstück gewährte — und so Dramatikern den in England bisher nicht üblichen Weg, ihre Stücke vor der Aufführung in Buchform erscheinen zu lassen, ermöglichte — von großem Einfluß. So ist das realistische Drama zur Herrschaft gekommen. — Daß bei dem gesteigerten Interesse eine Zersplitterung in Cliquen eintrat, daß oft die "Managers" von Theatern experimentierender Dramatiker sich zurückzogen, daß auch einmal als Reaktion eine neue Gier nach den bloß unterhaltenden Theaterstücken sich geltend machte, ist für Übergangszeiten und Zeiten der Vorbereitung für eine neue Epoche natürlich. Es machte sich bald bemerkbar, daß die freie Bühne in der Art, wie sie begann, kein endgültiges Ziel sein konnte. Die umstürzenden sozialen Thesen, die in den 90er Jahren die Zuhörer revolutionierten, waren, wenn auch nicht im Leben verwirklicht, so doch dem Denken so vertraut geworden, daß sie Zugkraft einbüßten. Das Ausschalten der Phantasie machte sich bei den ewig gleichen Stücken, die im Streben nach objektiver Wahrheit die Gesetze der Psychologie rationalistisch anwandten, als Ermüdung fühlbar, die Lebendigkeit des Gedankens konnte einen Eindruck allgemeiner Leblosigkeit nicht hinwegscheuchen. Neue Kräfte versuchen jetzt, oft durch Allegorie und Symbol, stereotype soziale Probleme zu allgemein menschlichen umzubilden und so die weitere Entwicklung des Theaters zu bestimmen. Weniger tritt das hervor bei St. John Hankin und Stanley Houghton,

deren realistisch-didaktische Thesen ohne die aufbauende Kraft eines neuen Glaubens matter wirkten; jenseits von Glauben und Enthusiasmus mangelte der Kunst die Vitalität, lief sie Gefahr, in Skepsis zu vertrocknen. Eher schon bei dem noch lebenden Granville Barker. Im Vordergrund stehen heute noch die gleichfalls von Ibsen ausgehenden G. B. Shaw und J. Galsworthy. Shaws Bekenntnis, die einzige Funktion der Kunst sei Interpretation und Systematisierung der Lebenskräfte, ließ ihn über das realistische Bühnenstück hinausgehen. Er stellt nicht mehr das Zusammenprallen von Charakteren, sondern von Ideen dar; seine Personen sind Typen in einer Welt des Gedankens, seine Frage an sie ist, wie sie geistig auf die Welt, in der sie leben, reagieren. In den späteren Diskussionsstücken ist das Bloßlegen solcher intellektueller Reaktionen einziger Inhalt, und die Art, wie hier Lebensfragen einer kommenden Welt aufgedeckt werden, zeigt zukunftweisend und mit tragischem Einschlag, wie die Probleme einer Generation schon vor ihrer endgültigen Lösung die Probleme der nächstfolgenden Generation heraufführen. — J. Galsworthy verarbeitet neben Ibsen, dem er darin folgt, daß er dauernd aktuelle Fragen behandelt und unparteiisch analytisch verfährt, noch französische Anregungen von Becque, Brieux, Hervieu wie auch geistige Berührung mit Turgenjeff. Sozialer Idealist und Künstler, verkündet er, "the moral is the keynote of all drama"; und meint er damit auch eine Moral ohne unmittelbaren praktischen Zweck, so wird trotz deutlich fühlbarer ethischer Triebkraft sein Werk doch opportunistischer Propaganda genähert. Eine nackte architektonische Konstruktion, die auf das Fleisch des Lebens verzichtet, gibt, in "Strife" etwa, nicht die Darstellung eines Streiks, auch nicht die Typik von Streiks, sondern eine "Morality on Strife". Der fesselnden Wahrhaftigkeit des Denkers und Menschenfreundes ist kein bergeversetzender Glaube, kein glühendes Hoffen beigesellt, und die übermenschliche Rechtlichkeit, mit der er die Träger seiner Ideen gegeneinander abwägt, läßt kalt. Aber er marschiert an der Spitze der lebenden Generation, und mit einem Stück wie "The Skin Game" erhellt er blitzartig die Welt, in der wir treiben. Die Requisiten machten schon Jones und Sutro dem Publikum vertraut: Kampf des Parvenüs mit alt-begüterter Familie plus einer Liebesgeschichte zwischen Sohn und Tochter der streitenden Häuser und eine Frau mit einer Vergangenheit, durch deren Enthüllung die Lösung herbeigeführt wird. Die Lösung ist

Galsworthy, ein fast vollständiges Gleichgewicht, das die Teilnahme des Zuschauers auf beide Seiten gleich verteilt. Weder theatralisches Geschick noch der glänzende Dialog ist das Außergewöhnliche, sondern die Art, wie hier Wirklichkeit und Symbol miteinander verschmolzen sind. Man hat in Hornblower, der mit seinen Fabriken den Gegner aus dessen Landsitz ausräuchern will, eine Allegorie Deutschlands, in dem seines Sieges nicht froh werdenden Hillcrist eine Englands erkennen wollen — Galsworthys Absicht ist weder so grob noch so anmaßend. Bitterkeit und Erniedrigung ist das Ende jedes Kampfes unserer Welt: unsere Welt ist bankerott. Dem Zuschauer mag sich das Gefühl brennender Sehnsucht nach einer anderen, besseren Menschheit aufdrängen, Galsworthy erweckt die Gedanken, spricht sie aber nicht aus. Weniger verschlossen und wortkarg ist der ähnlich tiefschürfenden Zielen zustrebende J. Masefield. Theoretisch hat er sich geäußert, daß ihm die Tragödie der Weg ist, an den Kern, das Herz der Menschheit heranzukommen. Der Kampf der Ideen, der mit dem Tode des Individuums nicht endet, müsse die Masse zur Erkenntnis ewiger Werte bringen. Liegt auch bei ihm überall Traurig-Tragisches im Hintergrund, so stellt das Vertrauen auf das Göttliche gerade in der verachtetsten niedrigsten Menschheit (das ihn in "Good Friday" eine ethisch orientierte Demokratie, ein Evangelium der Menschheit verkünden ließ), die optimistische Botschaft in den Vordergrund. — Selbst die Versuche zur Erneuerung des historischen Dramas (H. Trenchs *Napoleon* und J. Drinkwaters *Abraham Lincoln*) sind getragen von ethischer Tendenz, und auch die Phantastik J. M. Barries könnte als Flucht aus einer materialisierten Welt solchem Zusammenhang eingeordnet werden.

Der *Lyrik*, aus der man am ehesten das Lebensgefühl der Zeit herauslesen möchte, fehlt die Resonanz der zur Kanzel gewordenen Bühne wie die breite Wirkung des Romans. Sie gibt mehr individuelle Stimmung, Hoffen und Enttäuschung, und erst hinter diesem Schleier können wir Lieblingsideen der Zeit erkennen. Die Georgianische Poesie zeigt den Charakter unbekümmerter Jugend, Neigung zur Übertreibung, skeptisch-ironisch, auch einmal affektiert zynisch, um jugendliche Unsicherheit zu verbergen. Dinge, die sich dem Alter erst erschließen können, nimmt der Entdeckergeist der Jugend vorweg. Das Zauberwort "Intellectual Imagination" — das als höherstehendes Drittes Romantik und Realismus in einer Synthese zusammen-

fassen will — ist das Mittel. Walter de la Mare hat darüber gesagt, daß es zwei Arten Dichter gäbe: solche, die ihre Kindheit durchs Leben tragen mit dem unmerklichen Übergang von Traum und Wirklichkeit, und solche, die eine erwachende Jungen-Weltanschauung haben mit dem geselligen, ruhelos neugierigen Drang, die Welt zu erforschen. Und daß es demgemäß zweierlei Phantasie gäbe: ein intuitiv-induktiv-visionäres Ahnen und ein logisch-deduktiv-intellektuelles Entdecken. Und da letzteres die Rolle unserer Zeit, so sei nicht mehr die innere Welt das Thema, sondern der Wissens- und Erfahrungstrieb. Ideen sind der Grundgehalt, aber sie werden ausgedrückt in der Sprache lebendiger Menschheit, der Sinne und Empfindungen. So ist der Grundzug eines Lieblings und Repräsentanten der Epoche R. Brooke; originell, gesund, ohne jede Verträumtheit, mit übernommenen mehr als neugeschaffenen Kunstmitteln, unbekümmert auch um eine weltanschauliche Synthese nur seinen wechselnden Launen hingegeben, fesselte er durch seine glückliche Persönlichkeit, mit der er sich in die Welt stürzte, erregte Anstoß mit seiner Forderung: Wahrheit vor allem, mag die Schönheit für sich selber sorgen. Doch wie dieser Rastlose, der Freundschaft, Arbeit und Unterhaltung als die drei guten Dinge bezeichnet, der 1000 Meilen gehen wollte, 1000 Stücke schreiben und 1000 Mädchen küssen, den der Frühling fast krank machte vor Erregung, durch eine Südseereise und den Krieg sich wandelte zum Weisen und Ernsten, so auch seine Generation. Brookes posthumes Bändchen zeigt die Ironie gewandelt ins Launige, Zartere, und sein vollkommenes Kriegssonnet "Soldier" zog selbst das konservative England in seinen Bann. Ein ruhigeres Tempo tritt ein; J. E. Flecker war 1914 gestorben, R. Brooke 1915 (28jährig auf Skyros); ähnliche lyrische Begabungen R. Hodgson und Walter de la Mare verkünden das Reich der Schönheit — Mare, besonders charakteristisch für eine Zeit, die durch Zerstörung aller möglichen Glaubensbekenntnisse freigewordene ethische Kräfte auf die Schönheit als einzige Rettung wendet, stellt immer wieder den Kampf der Traumwelt mit der Alltagswelt dar und sieht den Ewigkeitswert der modernen Dichtung in dem Beibehalten solcher Phantasiewelt, trotz und mit aller verstandesmäßigen Erkenntnis. — Diese sowohl wie die mehr gegensätzlichen H. Newbolt, A. Noyes, der reinlyrische W. H. Davies, der mehr elegische Drinkwater scharen sich um R. Bridges, der, seit 1913 poeta laureatus, mehr wegen Grazie und Geschick

als wegen intellektueller oder ethischer Kraft anerkannt und verehrt wird. Er sowohl wie der gedanklich tiefer gehende A. E. Housman und neuerdings Trench streben tadelfreie Form an.

Der englische *Roman*, der unter französischem Einfluß an technischer Sicherheit gewann, bewegte sich in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in Annäherung an die naturalistischen Bahnen der Zolaschule, die G. Moore in England eingeführt hatte. Die künstlerische Rechtfertigung war der Vorwurf der Weitschweifigkeit, den man gegen den älteren englischen Roman erhob, und die Forderung, der Roman müsse eine Art zeitgenössischer Geschichte sein und die Menschen inmitten der sozialen Umgebung darstellen. In dem Zeitalter der Wissenschaftlichkeit und nach innen gerichteter psychologischer Analyse konnten sich weder Schriftsteller noch Publikum solcher Forderung entziehen, und nicht nur sind fast alle Romanciers bis auf A. Bennett im Grunde realistisch orientiert, auch das Publikum hat die Kampfesforderungen des naturalistischen Romans mehr oder weniger als Forderungen der Kunst in seine Anschauungen übernommen. Als berechtigtes Streben des zeitgenössischen Romans mußte somit die Schilderung der Zeit erscheinen, die Illustration von dem raschen Lauf des Lebens, dem schnellen Wechsel der Dinge und die Darstellung der Hoffnungslosigkeit und Zwecklosigkeit, in der kurzen Spanne eines Menschenlebens die Schönheit zu erfassen oder für die Menschheit dauernd zu machen. Solchem Zweck und Inhalt wiederum mußte einerseits Neigung der Autoren entsprechen, ein ganzes Leben oder gar die Geschichte einer Familie durch mehrere Generationen zu schildern, wozu, S. Butler folgend, besonders G. Cannan den Anstoß gab, anderseits das Verlangen des zu solchen Anschauungen erzogenen Publikums nach Biographien, einem Verlangen, dem der Markt bereitwilligst entsprach. Bis sich an dem Höhepunkt solcher Entwicklung eine Reaktion langsam fühlbar machte. Vielleicht schon — als Reaktion unbewußt — in der Jamesschen Art von einem «point de vue» aus zu schreiben, insofern als solche letzten Endes subjektive Stellungnahme eine Art synthetischen Verhaltens hat. Bewußter dann schon in der ablehnenden Verwunderung A. Bennetts über die herrschende Biographien-Wut und in dem Seufzer, der G. Moore entschlüpft: die ganze Literatur sei ein großes Seufzen, daß wir nur Blasen seien auf dem Strome der Zeit. Dies grau-in-grau, die gleichförmige, traurige,

bedrückende Öde, die die Romane immer wieder aufrollten, mußte einen Protest vom künstlerischen und menschlichen Standpunkt herausfordern. Der realistische Roman hatte die Welt verengert, sehr entgegengesetzt seiner Einzugsfanfare, daß alles, Leben und Tod, Tugend und Laster, Gutes und Häßliches in seinen Bereich falle. Ja man fragte sich, ob nicht der alte mit der oder den obligaten Heiraten schließende Roman der Kunst des epischen Nebeneinanders besser entsprochen, indem solches Ende zugleich einen Anfang darstellte, der der Phantasie einen epischen Ausblick eröffnete. Und nicht nur das Gefühl, daß der naturalistisch gerichtete Roman keine letzte Kunst, auch die Empfindung, daß er kein richtiges Leben sei, machte sich geltend; schon Biographien gaben mehr, und eine Fortentwicklung des Abenteuerromans entspricht solchem Verlangen (von R. L. Stevenson über H. G. Wells und R. Kipling zu J. Conrad und M. Hewlett, auch J. Masefield). Und schließlich drittens wandte sich ein wieder zum Durchbruch gekommener ethischer Zug gegen die Art der Lebensphilosophie des realistischen Romans. Das Streben nach Synthese lehnte sich auf gegen Zufallstheorie und sucht sich in der Welt zurechtzufinden, einen Sinn als Ziel des Daseins aufzustellen. Schließlich richtet sich das Verlangen nach etwas, was der realistische Roman gerade nicht geben wollte — nach Zeitlosigkeit, nach einem zeitlosen Phantasiegebilde, das von der bedrückenden Zeit befreien, den Menschen aus dem Zwang des Zeitbewußtseins herauszureißen vermöchte. Das aber gaben die Romanciers nicht, weder die Vorläufer der neuen Epoche: G. Moore, H. Crackanthorpe, G. Egerton (Mrs. Bright), weder G. Gissing und A. Bennett, die schon überleiten, noch S. Butler oder der spätere H. G. Wells oder J. Galsworthy trotz schärfsten moralischen Entrüstungsgefühls über Schmerz und Leid der Menschheit. Dieser Wunsch wurde vielmehr — bezeichnend für die Zeit und ihre Richtung zum Drama — auf der Bühne erfüllt: J. M. Barries "Peter Pan" wurde als erlösende Tat empfunden, mit dem krampfhaften Enthusiasmus der Reaktion als ewige Jugend gegenüber dem Roman-Spiegel des Alterns Abend für Abend beklatscht. — Man hört die Klage, der Roman habe die Zeit und die Stimmung der neuen Welt nicht erfaßt, man wälze sich durch Massen moderner Prosa und verliere sich fast darin, auch wenn man nur aus der Ferne betrachte. Das literarische Leben, das man hauptsächlich im Roman zu empfinden pflegte, scheint dort versiegt, zu Gunsten

des Dramas etwa. Oder es sind kleine Brocken davon zu finden in Bergen neuer Romane.

2.

Form. Wie wir sahen, hatte um 1890 die Dichtung der Viktorianer langsam ihren Halt beim Publikum verloren: man hatte die Empfindung, im Anfang einer neuen Entwicklung zu stehen, insofern wenigstens, als man die frühere Epoche durch die Gleichgültigkeit, mit der man ihr gegenüberstand, als endgültig beendet dartat. Die Dichter, die das Gefühl der Zeit ausdrückten, redeten eine andere Sprache, die Kritiker suchten auszusprechen, was man gegen den poetischen „Jargon" der Rossetti, Tennyson und Swinburne auf dem Herzen hatte. Zwar wenn wir nach theoretisierender Aesthetik ausschauen, finden wir wenig; einiges erfahren wir aus Urteilen, die mit Vorliebe über den einst allmächtigen Tennyson, selbst vom akademischen Lehrstuhle aus, ertönen. Man wirft seiner Sprache vor, daß sie leere leblose Form sei, seine Muse trage eine Crinoline. Die leidenschaftliche Rhetorik, in die er die Glaubensartikel seiner Zeit kleidete, wirke heute als leere windige Worte, wie sie Lytton verwandte — genießbar wohl als reizvolle Arabesken; aber die neue Zeit verzeiht das Spiel nicht und bezeichnet ihn als Sklaven der Sprache geradeso wie Swinburne. „Sinnspruchartiges Gefasel, Niedlichkeit, Wortschwall verband er zu Zeilen, nicht zu Gedichten, denn Worte liebte er mehr als alles andere, als Menschen, Philosophie und Dinge." Solchen neben allem Inhaltlichen formalen Anschauungswechsel stellt der Werdegang eines Dichters wie W. W. Gibson dar, der von mittelalterlichen Romanzen zum Bande "Daily Bread" überging im Bestreben nach einer einfacheren Sprache, die sich der Sprache der dargestellten Personen — Bauern von der Art Millets — nähere. Realistisch gerichtet also ist die Reaktion gegen die Form der Viktorianer. Wie jede Reaktion weitgehend bewegte sich die Dichtung jetzt in der Alltagssprache, ließ sogar allen Wohlklang vermissen, um nur die luxuriöse Diktion der vergangenen Epoche zu vermeiden. Das „Kampf der Metapher" ertönte auch in England und spiegelt auch dort den Geist der Zeit. Von der rein lyrischen Form rückt man mehr und mehr ab, der neue Realismus sucht sich in etwas geräuschvollen, um nicht zu sagen lärmenden Versen auszusprechen. Schon W. E. Henley bewegt sich in der Richtung, bis mit R. Kiplings *Barrack-room*

Ballads eine neue Dichtung zu kommen schien. Die Mängel, die rohe Empfindungswelt und mehr noch das Schrille, Grelle, Schreiende der Diktion wurde noch gesteigert durch J. Masefield, der kleineren Dichtern für die verhängnisvolle Verwechslung von Kraft mit Brutalität den Weg zu weisen schien. Weiter konnte die Verachtung der poetischen Form und des Prinzips des Schönen in der Kunst nicht gehen, R. L. Stevensons Prognose schien erfüllt. Hatte das realistische Bestreben schon Kipling an Fachausdrücken und Jargon des Guten fast zuviel tun lassen, so war es schließlich geschehen, weil es in seinen Stil paßte, nicht nur weil es im Slang der dargestellten Personen so heißt. Bei Masefields langen Dichtungen sehen wir diese Notwendigkeit nicht ein. Das Gedicht "Dauber" — sprechend wie es als Seedichtung sein mag — braucht am Ende der 92 Textseiten volle 6 Seiten Anhang: "Explanation of some of the Sea-Terms used in the Poem". Solch Brüsten mit Seemannsjargon trug Masefield auch von Seiten der Moderne (J. C. Squire) ernsten Tadel ein. Aber alle wurden beeinflußt, auch Leute, deren Talent auf anderer Bahn lag wie: C. M. Doughty, St. Phillips, L. Binyon, W. H. Davies — es wurde Mode. In W. S. Blunts Versen wurden die Gesetze des Reims nicht vernachlässigt, sondern bewußt verletzt: sash, dress, lace sind Reimworte; um den Blankvers, den er doch gut beherrscht, zu vermeiden, gibt W. W. Gibson kurze ungereimte Zeilen, oft stammelnden Charakters. Manchmal stört eine Diskrepanz zwischen Metrum und Sprachrhythmus, manchmal wird man an Whitman erinnert, bis schließlich „freie Verse“, die aus „expressionistischen“ Rücksichten auch Whitmanns Fesseln abstreifen und de facto gar keine Verse mehr sind, das Aufbrechen der überkommenen Form zeigen. Man ist nicht mehr Sklave der Sprache, der Kunstwille hat in der Sprache nur ein Mittel, mag er damit auch eine Form sprengen. Die dramatische Form vollends wurde in Shaws späteren Werken zu einer Diskussion verschiedener Typen über ein gegebenes Thema. Es ist nicht das in Verfallszeiten häufige Verlottern der Dichtungsarten ins Spielerische, Weichliche — die Formen zerbrechen in harte Kontraste, grelle Farben, schrille Töne. Die einzelnen Worte sind nicht aus Liebe zum Wort gewählt, sie gehorchen einem bestimmten Willen, der verschieden ist von dem früherer Epochen; Worte der blasseren Schriftsprache treten zurück gegenüber Worten der Rede, stammelnde Worte, die die Mystik

unserm Gefühl lieb machte, stehen neben Gassenausdrücken, die die Freie Bühne lehrte, selbstgeschaffene Worte, die uns impressionistisches Treffbestreben vertraut machte, finden wir wieder — jedes Wort ist gut, das verwirklicht, geistig eingreift. Um dieses willen ist das Wort nicht dem Satz untergeordnet, ist die Grammatik zerrissen, die Struktur der Sprache aufgerauht. Man hat das graziöse Spiel satt; ein Verleger klagt, wissenschaftliche Aufsätze gingen besser als Romane zur Zeit. Selbst die reife Kunst eines R. Brooke ist frei von allem Traum, seine Worte sind niemals Symbole und meinen nie mehr als sie sagen. Das Gesagte greift schon vor, der Realismus der "nineties" mäßigte und wandelte sich, nur in Ermangelung eines besseren Namens kann die Bezeichnung Realismus für die ganze Zeit angewendet werden. Selbst in Masefields Hammer und Amboß-Experimenten — wenn auch etwa Kiplings "Rhyme of the Three Sealers" nachstehend — ist ein weiteres Bestreben, das: die typische Geistigkeit des typischen gewöhnlichen Mannes herauszukriegen. W. S. Blunt erreicht sein Ziel: Unmittelbarkeit und Kraft; denn leben und handeln ist ihm wichtiger als dichten und das Gesagte wichtiger als die Art, wie es gesagt ist. Das „photographische" Drama Galsworthys hat keine anderen Ziele. All das hat wenig mehr zu tun mit dem impressionistischen Realismus von A. Symons und all der Dichter der 90er Jahre, er ist umfassender, katholischer möchte man sagen, erfüllt mit einem Glauben an Gott oder an die Menschheitsseele. Die Pose des Demagogen und Sozialreformers ist mehr verblaßt, die ewigen Menschheitsprobleme werden gesucht in ihrer einfachsten Form, nicht an individuellen Ausnahmefällen, beim ungebildeten Volk zumeist. Darin zugleich eine Reaktion gegen die Vorherrschaft Ibsens und in diesem Sinne sich vereinigend mit dem irischen Theater, das ohne Prätension höherer Geistigkeit wahrheitsgetreu Leid und Freud des einfachen Menschen geben will, Bauernsprache, Bauernhumor. Dialektdichtungen tauchen auf (St. Houghton). Zu solchen Bestrebungen paßt eine einfache verhaltene Sprache, wie sie auch Masefields neueste Werke zeigen, ein Zurückgehen vom Extrem. So ist der Abstand nicht mehr so groß zu den Pflegern und Hütern der Form. Auch reine Parnassiens wie J. E. Flecker, der durch seine «l'art pour l'art» Doktrin gegen die Ideendichtung der Viktorianer sich gewendet hatte, können einbezogen werden zur Gruppe um den Poeta Laureatus. Manchen, wie J. Drinkwater ist die Form

Instinkt, manchen drängt sie sich auf als Protest gegen die Herrschaft des Tages. (J. D. Hoskens überelegante Musterkarte des musikalischen Reims "The Betrothal of Venus" vertritt die Stimme vieler); Dichter wie de la Mare mit technischer Sauberkeit und Feinheiten rhythmischer Variation stehen im Mittelpunkt des gegenwärtigen Literaturlebens. R. Bridges Dichtung, überlegte bewußte Formkunst, singt die Melodien Herricks Carews Drummonds und der Karoliner. Sorgsamste metrische Studien bezeugen ein ernstes Nachdenken über das Handwerkliche seiner Kunst. Aber auch deren metrische Versuche sind Wege, die abbiegen von denen Tennysons und Swinburnes, und für Kritiker, die aus diesen Lagern kamen, waren sie „Zimmermannshandwerk". Zu weitergehenden Versuchen der Schöpfung einer neuen Form, um das veränderte Pathos der Zeit auszudrücken, ist es in England nicht gekommen.

3.

Die *Dokumente der Kriegsteilnehmer* sind in England wie in den anderen kriegführenden Ländern nicht von hohem literarischen Wert, sei es, daß die mangelnde Distanz dem von ungeheueren Tatsachen sich benommen und unfrei fühlenden Menschen verwehrt, sein Empfinden zu formen, sei es — wie D. Goldring polemisch bemerkt —, daß unsere Zeit eine Verewigung gegenseitigen Mordens durch die Kunst nicht mehr erträgt; und sicher ist die große Flut der 1914er Kriegslyrik lyrischer Journalismus, und als solcher vergänglich gewesen, unbetrauert — auch von den Dichtern. Und doch ist eines zu betonen, was in deutschen Zeitungen als ein Mangel an Gewicht beschrieben wurde, die launige Art eines H. B. K. Allpass etwa; denn diese selbe geistige Haltung dauerte an, auch als er im Feuer stand, bei ihm und seinen Kameraden, eine Attitüde, die die Franzosen als frivol empfanden, die sich einmal ausspricht in dem blutigen Scherz, einen Fußball vor sich hertreibend anzugreifen, ein andermal etwa in den Strophen "It's a queer time" von R. Graves:

"One moment you'll be crouching at your gun
Traversing, mowing heaps down half in fun:
The next, you choke and clutch at your right breast
No time to think — leave all — and off you go . . .
To Treasure Island where the Spice winds blow
To lovely groves of mango, quince and lime —
Breathe no good-bye, but ho, for the Red West!
It's a queer time."

Oft ist dieser Ton quälend, geschmacklos, abstoßend. Englischerseits hat man ihn erklärt als Maske, unter der das nationale Selbstbewußtsein den Mut verberge, in Wirklichkeit ist es eine Art, sich mit dem Fassungslosen der überindividuellen Geschehnisse abzufinden, zumal dieser Geist verwandt ist dem Geist, der die Dichtung der Vorkriegsjahre erfüllte. Für die Literatur wichtiger wurde die Stimme naiv menschlichen Gefühls, die eintönig fast, aber durch diese Einseitigkeit umso stärker, sich vordrängt und Gedichten und Aufzeichnungen Interesse und Schwung verleiht. Selbst wer ohne künstlerisches Temperament und literarischen Instinkt seine Erinnerungen schreibt, hilft die heillos abstrakten Zeitungsphrasen zu einer höchst konkreten Anschaulichkeit zurückzuführen. Solche "facts" gibt F. A. V. in "Combed out", der nach einer Aufzählung gräßlicher Verwundungen ein Zitat aus einer Ministerrede bringt: „wer fühlt die Schrecknisse des Krieges mehr als wir auf der Ministerbank?" Eine Art Tatsachen zusammenzustellen, die durch das Régime während der Kriegszeit zurückgedämmt, um so bohrender im Einzelnen wurde; meist ohne große Abwechslung derselbe Spott über die Alten zuhause, die die Jugend in Ströme Bluts hinausschicken, dieselbe Anklage der Kriegsgewinnler und ängstlichen Bürger daheim, dieselbe Bewunderung des guten Muts der Soldaten und ihrer Gutmütigkeit, dieselbe Überzeugung, daß die Deutschen nicht die einzigen Sünder sind — Binsenwahrheiten, die man leid würde, verbänden sie sich nicht mit Hoffnungen literarischer und menschlicher Zukunft. Ein Geist der Kritik, der aus dem Gefühl des Mitleids geboren, sich gegen das Geschehen und gegen den Willen derer, die es geschehen lassen, aufbäumt. Mitreißend in der Glut des revolutionären Idealismus, mit dem allem Bestehenden sein Unwert ins Gesicht geschrieen wird; warm, fast elegisch weich, wo es sich um Aufbauen eines Neuen handelt. Von S. Sassoon, der bei Schauerberichten, die Soldaten lauschenden Engländerinnen erzählen, an die deutsche Mutter denkt, die am Ofen sitzend Strümpfe für den geliebten Sohn strickt, während dessen Leiche tiefer in den Kot getreten wird, von W. Bells Schluß seiner Kriegserinnerungen ("A scavenger in France"), da sich der Tommy zwischen zwei deutsche Gefangene setzt, mit denen ihn ein gemeinsames Band der Menschheit verknüpft, über H. B. K. Allpass, der im Schützengraben in Frankreich eine Einleitung zur Schulausgabe von Grillparzers Ahnfrau schreibt bis zu der Sehnsucht nach der

Heimat (Wilson: "Magpies in Picardy"), ihren Wiesen und Bäumen, die mit mütterlicher Güte dem vom Geschehen verwirrten Menschenkind über die Stirn streichen soll. Weich, allzu weich. Vielleicht ist in dem kritischen Geist, der geschärft vom Abscheu gegen das Geschehen die beruhigenden Sicherheiten des überkommenen Lebens zerstört, mehr an Aufbauendem. Er hat mit der alten Moral endgültig abgerechnet. Noch künstlerisch geformt, z. B. in den Skizzen des enttäuschten Offiziers (Jefferey E. Jefferey: "Side Issues"), nur durch die Wucht der ungeheuren Anklage wirkend in St. Graham ("A Private in the Guards") und fast gleich unmittelbar, in lyrische Form gepreßt, bei S. Sassoon (The War Poems). Hier wie dort: "Love drove me to rebel!" Grau in grau gemalt ist die Sassoonsche Sammlung der Text zu dem Motto aus Barbusse von der moralisch und körperlich herabgewürdigten Menschheit. Angewidert vom melodramatischen Hurragesinge zuhaus wünscht er, ein Tank möchte die Sperrsitzreihen der "Music-halls" niederwalzen; ein Wutschrei ist die Antwort auf die Priesterpredigt, daß jeder im Kriege gegen den Antichrist eine Wandlung durchgemacht: jawohl, der hat keine Beine mehr, der hat Lungentuberkulose und der die Syphilis . . . "Love drives me back to grope with them through hell", und wieder im Feld teilt er mit den Untergebenen den beißenden Spott über die Generalstäbler an gedeckten Tischen, gegen die aufpeitschende Presse, gegen die Politiker und ihre großen Worte. Schmerzend denkt er bei der Parade an die dahingegangene Armee der Jugend, bitter gibt er, dem Muß folgend, den Befehl zum Angriff, "O Jesu, make it stop!" auf den Lippen. Bis schließlich in ihm selbst sich alles Menschliche zusammenballt und am Charfreitagsmorgen aus gepreßter Brust stöhnt:

"O Jesus, send me a wound to-day
And I'll believe in your bread and wine
And get my bloody old sins washed white!"

Das Menschliche ist so blasphemiert, daß es durch die Blasphemie des Göttlichen sich die Heiligkeit der Menschenseele rekonstruiert. — Und nicht vergessen soll die Menschheit, soll schwören bei dem Grün des Frühlings, nicht zu vergessen. — Die Ordnung der alten Welt ist falsch; manche glaubten eine neue zu ahnen, viele waren Märtyrer. Einer setzt seine Grabschrift; er starb "fighting for abstract principles in a cause he did nod believe in", viele waren Mitglieder der "Fabian Society",

der "Union of Democratic Control" und zeigen damit, daß sie am Bau einer neuen Welt helfen wollten, daß sie trotz allem optimistisch waren, krampfhaft optimistisch, oft aus Abwehr gegen den Skeptizismus, der noch nahe lag, wie R. W. Services Zeilen ("Rhymes of a Red-Cross Man"):

"Seeing within the worst of War's red rage
The gleam, the glory of the Golden Age".

4.

Schon vor dem Kriege hatte man die *Empfindung einer sterbenden Welt* und hielt, der großen Welt und ihrer Errungenschaften müde, nach geistigen Führern Ausschau. In der vergangenen Epoche waren sie nicht zu finden: Tennyson habe nur Zweifel und imperialistisches Hoffen seiner Zeit in Verse geformt, auf vergängliche Zweifel und ein vergängliches Evangelium aber könne nichts aufgebaut werden. In dem Versdrama "Where There is Nothing" von Yeats wird dies Suchen eines vom Materialismus der Zeit niedergedrückten Menschen nach einer geistigen Macht und eine die nackte Wirklichkeit durchdringende Welt geistiger Vision als Zufluchtsort des Dichters geschildert. Lady Gregory sammelt ein großes Werk "Visions and Beliefs in the West of Ireland". Die keltische Renaissance flackert hell auf — aber ihr innewohnend ist die Melancholie moderner Enttäuschung. Diese Einstellung aber war nicht zu brauchen; die Umbildung der Geistigkeit um die Jahrhundertwende hatte einen anders gefärbten Einschlag. Nicht nur eine Wiedergeburt des Spiritualismus, sondern auch eine Wiedergeburt des Idealismus ist Tatsache und herrschende Tendenz. Was 1891 durch Huysmans Bilanz des Naturalismus programmatisch festgelegt, ist — gefühlt mehr — auch in England tonangebend. Eine oft religiöse Formen annehmende Sehnsucht nach dem dritten Reich, eine Abwendung vom Irdischen oder besser: ein Streben über das Irdische hinaus. Gleichgestimmte frühere Richtungen fesseln wieder, das Christusproblem als menschlich sozialste Fassung des Erlösergedankens wird nicht nur von Masefield ("Good Friday") sondern — wenn auch anders gefärbt — selbst von Schriftstellern älterer Generation wie G. Moore aufgegriffen. "God will carry my soul to Christ", bekennt Masefield, H. G. Wells fühlt sich gedrängt, ein individuelles Glaubensbekenntnis abzulegen ("God the Invisible King"), L. Housman schafft eine Athmosphäre mittelalterlichen Katholi-

zismus. Andere suchen in Rückkehr zu der traditionell festgelegten Kirche die Bausteine einer neuen Welt, G. K. Chesterton in der anglikanischen, H. Belloc ("Europe and the Faith") in der römisch-katholischen. Aber die Kirche genügt nicht, sie ist zu desillusionistisch gestimmt. Die Einheit der Menschheit ist das Stichwort, unter dem Wells ("The Outline of History") die ganze Geschichte von Genesis bis Utopia umreißt. Das transzendentale Streben des Menschen bäumt sich dagegen auf, die Menschengeschichte als Weltgericht anzusehen. Die Troerinnen als früher Protest gegen die sinnwidrige Notwendigkeit irdischen Schicksals werden wieder übersetzt (G. Murray). Eine "Humanitarian Church" erhebt ihre Stimme, um A. Comtes Lehren zu verbreiten und eine Religion der Humanität als gemeinsames Band aller Menschen hervorzuheben. Eine überirdische Erlösung muß die allem menschlichen Leben immanenten Dissonanzen übertönen; fast möchte man von einer Wiedergeburt der quälenden Welt gotischen Empfindens reden. Der englische praktische Geist verquickt sich mit mystisch-utopistischen Ideen. W. Blake wird zitiert, im Kern seiner Seele neu erfaßt, das Heraufbeschwören des geistigen Bildes der Toten wird liebevoll erörtert. Eine "History of Spiritualism" (Mc. Cabe) wird geschrieben und verlegt, findet also Interesse. Das Schwergewicht wird langsam wieder, so muß auch skeptische Kritik gestehen, vom Intellekt aufs Gefühl verlegt. Auch wer sich ausdrücklich als "Christian" bezeichnet, wie der erwähnte W. Bell, wendet sich heftig gegen theologische Orthodoxie und neigt zu anderen religiösen Formen. Nach theosophisch-mystischer Seite zumeist, durch den Krieg bestärkt; denn das Sehnen, die Verlorenen wiederzufinden, ist natürlich. Ein lang ausgesponnenes Buch "Grenadier Rolf" (by his mother) ist ganz diesen Gedankengängen gewidmet; ja selbst das Theater wird herbeigezogen und unter Beifallstürmen wird "The Crossing" (A. Blackwood und B. Forsyth) aufgeführt, ein Stück, in dem ein sozialistisch angehauchter Millionär à la Morris sich philosophischer Spekulation hingibt, fest an die Unsterblichkeit des gefallenen Sohnes glaubend. Der realistisch empfindenden Gattin unsichtbar, treffen sich schließlich die noch den Lebenden angehörenden Mann und Tochter mit den Toten: Mutter, Sohn, Freund. In seliger Harmonie findet der Epilog alle versammelt; denn "death is only a crossing". Die Presse sagt hilflos, das Publikum habe augenscheinlich mehr Interesse am Leben nach

dem Tode als an der Kunstgattung Drama. Das mag ein Höhepunkt sein, aber selbst Masefield — wenn auch auf unendlich anderem Niveau — streift unter dem Einfluß der Ereignisse solche Gedanken: das Gedicht „August 1914“ ist ein mystisches Andeuten der späteren Worte: “friends and lovers we have none, nor wealth nor blessed abode — But the hope of the *City of God* at the other end of the road”. — Zweierlei Elemente sind notwendig in der Literatur, sofern sie aufbauen soll: Glauben als Reaktion gegen Skepsis, Optimismus als Reaktion gegen Ästheten-Pessimismus. Anderseits soll uns gerade die Kunst wieder diesen Optimismus geben, soll uns den Wert des Lebens wieder lehren. Das ganze Werk W. de la Mares ist charakteristisch, weil er Schönheit als einzig unerschüttertes Ideal auch unserer Welt verkündet, und in einer Rede (Art Exhibition Liverpool Sept. 20) sagte Galsworthy, die Kunst sei das einzige fortschrittliche und geistig erhebende Element im Leben. „Pflege des Schönheitssinnes allein kann uns vor Ver-Materialisierung retten, Schönheit allein schafft Achtung vor Menschenwürde, ohne die wir einem zweiten Weltkrieg entgegengehen.“ Deshalb soll die Kunst dem Volk zugänglich gemacht werden; eine “Arts League of Service” hat sich dies Ziel gesteckt und als reisende Schauspielertruppe spielt sie J. M. Synges “Riders to the Sea” etc. Nach großen Vorbereitungen wurde in Hampstead das “Everyman Theatre” aufgemacht (20. Okt. 1920) mit verhältnismäßig niedrigen Eintrittspreisen (Spielplan: ein spanisches Stück, Masefields “Nan”, Shaws “You Never Can Tell”) — Überall zeigt sich dies Bestreben, von der Anschauung zur Tat zu schreiten, die Menschheit als Ganzes soll aktiv teilnehmen, die Niedrigsten sind oft die Erwähltesten: in Masefields “Everlasting Mercy” spricht ein Nichtsnutz die Worte:

> “I knew that Christ had given me birth
> To brother all the souls on earth”,

in “Good-Friday” versteht ein blinder Halbidiot allein die Bedeutung des Kreuztodes Christi. In der menschlichen Seele soll ja das Mysterium der Gottesliebe erkannt werden, und es soll gezeigt werden, daß das Herz der Menschheit bei tiefstehendem, ja abstoßendem Niveau zu finden ist. Auch dort heißt es: der Mensch ist gut, und nicht in den Menschen, in den Dingen ist die Quelle des Übels. Wie eine Fanfare ertönt solcher Mentalität die Widmung von Rollands “Précurseurs”. Die Arbeiterbewegung ist eine idealistische Bewegung, heißt die

praktische Ergänzung. Sie appelliert an Gerechtigkeit und Friedensliebe, an übernationale Gemeinschaft; die Kanzel, die alten Parteien haben Schiffbruch gelitten, wir sind ihre Erben, sie sind Klassenparteien, wir die Welt. Das ist in vielem die Haltung der neuen Dichtung; nicht mehr absolute Wahrheit wird gesucht, nur die Wahrheit, die dem Leben der Menschheit nützt. Also dürfen die Dichter nicht nur Dichter sein, sie sind wie A. E. (Georg Russell) außerdem Maler, Kritiker, öffentliche Redner, soziale Arbeiter, sogar wie G. B. Shaw vor allem Sozialreformer und auch Politiker. Der Protest des Künstlers, daß Krieg, Sozialismus, Politik nur für ein Einzelschicksal künstlerisch gewertet werden könne, als ganzes aber Sache von Tendenzschriftstellern bleiben müsse, wird nicht gehört, ist doch die Tendenz die höchste: Liebe zur Menschheit. *Humanity* ist das Zauberwort, "we know no love outside of Humanity".

5.

Demokratie. Der Weg zur Menscheit führt über das Individuum hinweg. Mann und Frau als Individuen haben wenig Interesse für die neuesten Dichter, Dramatiker wie Shaw und Galsworthy sind mehr Kommentatoren praktischer Probleme unserer Zeit. Nicht mehr Fanatiker reinen Erkennens sind vor uns, sondern, wie man sie genannt hat, Enthusiasten der Wirksamkeit. Man muß die Ehre der Welt retten, wenn man die eigne retten will, sagt Shaw. Das frühere Problem des Dichters, dem es um das Verhältnis des Ichs zur Welt zu tun war, ist gleichgültig geworden gegenüber der neuen Forderung des sozial-ethischen Schriftstellers, der das Verhältnis des Individuums zur Gesellschaft klarlegen will. Deshalb wird der Schriftsteller zum Prediger, die Dichtung zur Predigt. Das Drama ist eine auf der Bühne gespielte Abhandlung. Die Moral, die die Zuschauer lernen, ist das Wesentliche „ich schreibe Dramen mit der ausdrücklichen Absicht, die Nation zu meinen Ansichten zu bekehren“ (Shaw). So ist es natürlich, daß Bewegungen unserer Zeit, die mit Schlagworten wie Demokratie oder Sozialismus bezeichnet sind, aktuelle Probleme, die alle Welt irgendwie berühren, Fragen, die es stets mit den Massen zu tun haben, den so gerichteten Dichtern als wichtigstes Feld der Tätigkeit erscheinen, als einziger Weg, zu der Menschheit — früher sagte man wohl zum dritten Reich oder zum Ideal — zu gelangen. Die Propheten der Demokratie sind ihre Dichter,

sagt eine literarische Kritik. International, wie solch große Stimmungsströme einer Epoche meist sind, darf es nicht Wunder nehmen, wenn Vergleiche mit literarischen Bewegungen anderer Länder sich uns immer wieder aufdrängen, dies kann als selbstverständlich unausgesprochen bleiben, lieber seien die nationalen Besonderheiten, die zum Verständnis notwendig sind, betont. Gewiß, die erstrebte und vielleicht weiterführende Umwandlung der englischen Geistigkeit will sich auch nicht mit seiner ausbessernden Tätigkeit an schadhafter Gesellschaftsorganisation zufrieden geben, sondern will revolutionär eine im Grund falsche durch eine andere ersetzen — aber neben allem Anarchischen kennzeichnet sie ein traditionell-religiöser Grundton, allerdings „protestantischer“ Art, das ethisch-realistische Erbe des Puritanertums, die werktätige Religion. Dieser Grundzug englisch-puritanischer Religiosität ist das Fundament, auf dem sich die Opposition gegen den Realismus aufbaut. — Die Welt, in die uns die Sozialreformer versetzen, ist eintönig trist, mit den für uns alle nicht wegzudenkenden Errungenschaften der zu Ende gehenden realistischen Epoche dargestellt; höchstens ab und zu ("Strife", "Right to Strike") durch in dieser Welt unpassende Erinnerungen früherer Courtoisie unterbrochen, wenn nämlich wegen einer Frau Männer den Kampf der Ideen nicht zum bitteren Ende fortsetzen. Vielleicht ist das ein Zugeständnis ans Publikum, weniger bei Galsworthy, denn er wägt zu unmenschlich gerecht, aber ein untergeordneter Schriftsteller wie Hutchinson in "The Right to Strike" endet den industriellen Kampf, den er auf die Bühne (und in den Zuschauerraum übrigens) bringt nach einem Hindernisrennen über Sentimentalitäten mit einem Epilog über brüderliche Liebe. Wichtig aber ist, und kennzeichnend für die Richtung der werdenden Generation, daß der Romancier F. Swinnerton in einer Kritik des Stücks die Hoffnung ausspricht, einmal möchten Streikende und Streikbrecher auch auf der Bühne wichtiger sein als all die improvisierten sentimentalen Figuren, mit denen der Dichter jetzt die Probleme verzuckere. Das Sich-eins-Fühlen mit den sozialen Bewegungen und Kämpfen ist in den Werken der Schriftsteller immer wieder zu spüren, Beispiele wären ermüdende Aufzählung. Jedes Stück Shaws beleuchtet irgend eine Frage der Gegenwart durch sozialistische Scheinwerfer, W. W. Gibsons Wandlung ist typisch, die Fabianer haben das ganze Leben breiter Volksschichten mit sozialen Ideen durchsättigt, auf-

strebende Bemühungen wurden unterstützt durch Einrichtungen wie die "Arts League of Service" und das "Everyman Theatre", umgekehrt gründet die "Workers Educational Association" ein Journal "The Highway", um ihrerseits die Fühlung aufzunehmen, die U. D. C. zählt viele Mitglieder, das ganze politische Leben Englands mit seiner Intensität drängt auch die Literaten zur Stellungnahme. Meist nach links — ein jugendlicher Schriftsteller muß schon von sich sagen, "I am Labour rather than Conservative", und bitter klagt ein Brief an die Times, daß England derart unter der Gewalt demokratischer Ideen sei, daß es unfähig sei, die Gewalt anderer Ideen über andere Völker zu verstehen und ihre Literatur zu würdigen. Dies zur Athmosphäre; wir sahen aber bereits, wie sehr es den Dichtern um positive Arbeit zu tun ist. Die Zeit des Krieges schien dazu Gelegenheit zu geben; als ein imperialistisches Deutschland bekämpfenswert erschien, folgte H. G. Wells der Aufforderung Lord Northcliffes und war tätig an der gegen Deutschland gerichteten Propaganda in Deutschland (Sir. C. Stuart "The Secret of Crewe House"). Sein Wunsch, die Wahrheit zu sagen und nur die Wahrheit, in Ehren, aber es war anscheinend weniger schwierig, die deutschen Soldaten als den Auftraggeber zu seinen völkerversöhnlichen Ansichten zu bekehren, und er zog sich später von diesem Amt zurück. S. Webbs neues Werk wendet sich ans englische Publikum, ein detaillierter Entwurf einer sozialistischen Republik, in der jeder sein Brot durch sozialen Dienst verdienen soll, niemand ohne Arbeit leben und niemand durch Spekulation oder Überarbeitung oder überhaupt irgend eine Art unsozialer oder für die Allgemeinheit zweckloser Anstrengung Vermögen anhäufen können soll — das Werk eines Politikers, gewiß, aber Shaw, der schon 1892 als Fabian Tract die frühe Geschichte dieser Gesellschaft schrieb, hält jetzt (3. Dez. 1920) einen Vortrag darüber in der King's Hall.

6.

Antimilitaristische Strömungen in der Literatur greifen gleichfalls weit über den Krieg zurück; in W. S. Blunts "Satan Absolved, a mystery" (1899) wird Englands Imperialismus als egoistisch und grausam angegriffen, wie überhaupt um die Jahrhundertwende eine Reaktion auf den viktorianischen Imperialismus in der Literatur erfolgte, Dezentralisationsbestrebungen, die Kiplings Evangelium gegenüber etwa Unterschiede

der Nationalität innerhalb der angelsächsischen Welt, provinzielle und örtliche Besonderheiten betonten. Nachdem nun der Krieg jahrelang die Geister in eine Richtung zwingen wollte, brach eine Kritik pazifistischer und antimilitaristischer Art umso heftiger hervor. Während des Krieges war wenig zu machen, außer etwa man hielt sich an Shaws "Arms and the Man" (vom Jahre 1898) und seine Betrachtung über Kriegsruhm. Es war aber um Ernst zu tun, und höchstens Russell und L. Dickinson hatten den Mut, sich unpopulär zu machen durch ihre Kritik einer friedensfeindlichen Regierung. Mehr außerhalb des Rahmens der Literatur veröffentlichte ein Geschäftsmann D. Bradley in ähnlichem Sinn Artikel, die, als Anzeigen gedruckt, die Zensur geschickt umgingen. Aber charakteristisch ist, daß der ursprüngliche Zorn des Verfassers über Geldverschwendung sich langsam in politische Entrüstung im Sinne der Menschheitsbestrebungen wandelte. (Artikel gesammelt: "Not for Fools".) Auch die Literatur selbst wurde tief in politische Dinge gezogen. Bei Versammlungen der U. D. C. las Frau Vernon Lee das Theaterstück "The Ballet of the Nations" vor (geschrieben 1915), worin Satan als Impresario der Kriegstragödie auftritt, der Tragödie, die nicht wegen des Todes und der Schmerzen eine solche ist, sondern wegen der Vergiftung der Geister durch Haß, Rache und Böswilligkeit. Das Stück wurde dann durch Anmerkungen, die das „die Geister vergiftende" Gerede während der Kriegsjahre eingehend analysieren, um mehr als das Doppelte erweitert und erschien nach dem Krieg in Buchform als "Satan the Waster". G. B. S[haw] besprach es. Solches Eintauchen der Schriftsteller in politische Tagesfragen bedingte dann bei Wells z. B. ein Hin- und Herschwanken, das umso peinlicher in Erscheinung trat, da jedesmal die Überzeugung mit ethischer Bias vorgebracht wurde. Aber unbekümmert um solche Vorwürfe, die etwa Goldring erhebt, der schließlich nur den Romancier Wells gelten läßt und den Politiker und Sozialreformer als langweilig und unzuverlässig ablehnt, fahren die Literaten fort, um ihrer Menschheits-Überzeugungen willen in politisches Getriebe einzugreifen; der Rahmen der Dichtung ist eben so erweitert worden, daß Politik mit eingeschlossen ist. Wells und Masefield unterschreiben mit einem durch den Manchester Guardian an die Regierung — oder vielleicht richtiger an die Öffentlichkeit — gerichteten Brief, worin ein Wechsel der gegenüber Irland befolgten Politik gefordert wird und die

bekannten pazifistisch-antimilitaristischen Ideen verfochten werden. Nur als interressante Parallelerscheinungen können amerikantsche Namen angeführt werden wie E. Carpenter, der Whitmanschüler mit "Towards Democracy" und andere, die sich in antimilitaristischen Ideen auf J. Russell-Lowells "Biglow Papers" oder auch auf Meredith berufen. Anderseits weist der Kubist A. Gleizes auf den Zusammenhang hin, der durch ethische Zukunftsforderungen zwischen allen Künsten bestehe; wie auch einmal die Malerei literarischer Satire sekundieren kann, z. B. in Sir W. Orpens Bildern der Versailler Friedenskonferenz, die einen Betrachter wie Illustrationen zu der Keynesschen Beschreibung anmuteten. Die Zerbröckelung des imperialistischen Gedankens bezeugt auch ein Buch wie B. Villiers "England and the New Era", insofern, als der nationale Unabhängigkeitsgedanke durch den Krieg in Minoritätsgruppen innerhalb des Imperiums hineingetragen worden sei. Wie die Dichter Anteil haben an solchem Nachdenken über den Begriff des Patriotismus, zeigt Galsworthy, der in der dramatischen Skizze "Defeat" vor dem Londoner Publikum eine deutsche Dirne die Banknoten des Tommy zerfetzen läßt, und als dieser mit englischen Siegen prahlt, stimmt sie die „Wacht am Rhein" an. Von solchem weniger künstlerischen als menschlichen Mahnruf ist nur ein Schritt zu dem Wort von der Tyrannei großer Imperien: „was ihr fühlt ist Stolz, nicht Liebe. Wahrer Patriotismus hat Liebe in sich und ist nur bei kleinen Reichen zu finden. Deshalb erwarten wir die Loslösung von Irland, Indien, Gibraltar, Ägypten, Schottland und Wales" (J. M. Style: "The Voice of the Nineteenth Century"). Schließlich treffen sich die Bestrebungen in einem Punkte: einerseits Zertrümmerung des Imperiums (eine Rückkehr zu Kropotkins 1902 zuerst erschienem "Mutual Aid" als „unzeitgemäße Betrachtung" in der Tagespresse), anderseits Abschwächung der Völkergegensätze durch einen neuen wahren Völkerbund (Wells Rede in Birmingham Aug. 1920, J. K. Jerome in Zeitungsartikeln usw. usw.). Der ewige Friede und Conföderation und Kameradschaft der Völker sind nach wie vor das vorschwebende Ziel. Demzufolge schreibt auch das Athenäum in einem der geistigen Wiederanknüpfung mit Deutschland gewidmeten Artikel (Sept. 1920), daß, wenn schon ein politischer Internationalismus auf Jahre hinaus unmöglich geworden, ein geistiger Internationalismus angestrebt werden müsse. Den von der Dummheit erzeugten

unsinnigen Rassenhaß verringern heiße positiv Gutes tun für die Welt. Leider müsse man eben Dinge, die vor zehn Jahren Platitüden waren, neu lernen. Die "Stage Society" befolgte dies und führte deutsche Autoren wieder auf (zunächst Kaisers "From Morn till Midnight", bisher ohne großen Erfolg), Hochschullehrer der Oxforder Universität folgten und unterzeichneten des Poeta Laureatus zweite Fassung eines Briefes (nachdem die erste Fassung, die an Deutschland noch Kritik übte, als unzweckmäßig von ihm selbst gestrichen) — worin Deutschlands Wissenschaft die Hand gereicht werden sollte zur Wiederaufnahme der alten Beziehungen. Auch dies brachte vorerst mehr Entgegnung als Beifall und Bridges mußte sanft aber entschieden den Begriff eines wahren Patriotismus in einem neuerlichen Brief an die Times erläutern (Okt. 1920).

Es ist natürlich, daß solche aufs *Internationale*, d. h. auf eine Menschheit schlechthin abzielende Geisteseinstellung sich nach entgegenkommenden Strömungen in den Literaturen anderer Länder umsieht. Im Vordergrund steht Frankreich. Und während bei Besprechung französischer Romane ein Kritiker der Literary Times genötigt ist zu gestehen, daß hauptsächlich in der Behandlung der sexuellen Beziehungen ein großer Unterschied zwischen beiden Ländern besteht, ja, daß gerade die Eigenschaften, die den Erfolg eines Romans in Frankreich bedingen, einen Mißerfolg in England mit sich bringen, so fand die kleine Clarté-Gruppe durch die Gemeinsamkeit der Bestrebungen umso schnelleren Anschluß. Literatur als solche trat dabei allerdings in den Hintergrund, mehr die politischen und sozialistischen Ansichten werden betont, umso mehr, da vornehmlich Blätter der äußersten politischen Linken wie E. D. Morels "Foreign Affairs" die Verbindung aufrecht erhalten. Barbusse allerdings reicht in seinem Einfluß darüber hinaus, «Le Feu», das ihn bekannt machte, wurde übersetzt als "Under Fire". «La Lueur dans l'Abîme», das noch der Übersetzung harrt, wird eingehend besprochen; die Ansicht des Autors, daß die gegenwärtige soziale Ordnung am Zerbröckeln sei und daß der Krieg den Selbstmord des kapitalistischen Systems bedeutete, wird gutgeheißen. Unter Abwehr des Bolschewismus mit seinem zentralisierten Staats-Kommunismus wird Barbusses Stellung als Kropotkin näherstehend definiert und internationaler Sozialismus als Quintessenz herausdestilliert. Eine Reihe Bücher von der Art von Hussons "L'Holocauste" wird teils übersetzt, teils

besprochen, und vor allem wird R. Rolland herangezogen, dessen gesammelte Artikel aus Schweizer Zeitungen schon als "Above the Battle" übersetzt waren und denen die "Précurseurs" als "The Forerunners" folgten. — Ähnliche Gesinnung wird in Italien entdeckt, dessen literarische Welt der neuesten englischen Bewegung viel Interesse entgegenbrachte. G. D. Herron schreibt in der Nation, wie man in Italien von einem Untergang des Abendlandes reden könne und wie durch Erneuerung der seelischen Grundlagen eine neue Welt im Entstehen sei, in Florenz unter Führung eines jungen Philosophen, in Neapel durch eine Gruppe mönchischer Quietisten. Welche Hoffnungen auf Nitti gesetzt werden, wie der Futurist Papieni Rückkehr zum Christentum der Apostel predige. Der einsiedlerische Philosoph Amendola habe die Welt durch eine der bedeutendsten Parlamentsreden überrascht. Enthusiastisch begrüßt der Verfasser Rom, die ewige Stadt, wieder als Mittelpunkt der Welt. Das Echo dieses Artikels spricht sich dann in einem Brief an den Herausgeber aus, der den Namen des Unterrichtsministers Croce verehrungsvoll hinzufügt, der bedauert, daß die italienische Politik bisher von solcher Renaissance wenig spüren lasse und schließlich meint, daß ähnliche Bestrebungen wie die oben beschriebenen doch schließlich heute von ernsten und aufrichtigen Denkern in allen Ländern geteilt würden. — In allen Ländern, also auch in den im Kriege feindlichen, vor allem in Deutschland. Nun zunächst umfaßt die Gefolgschaft der *Clarté* „internationale“ Namen, gleichfalls sind Deutsche bei der U. D. C., allerdings außerhalb des Bereichs der Literatur. Dann hat H. Picton zwei Bücher geschrieben: "The Better Germany in War Time" und "Voices in German Literature"; v. Unruh („Vor der Entscheidung“), Werfel, Stilgebauer ("Inferno"; 1914) und H. Mann („Geist und Tat“ 1910) werden herangezogen. Schon Stilgebauer geht ihm zu weit, Grellings Machwerk "J'accuse" erscheint als kritiklose Übernahme der Verdammung mißgünstiger Feinde, erklärt als „deutsche Gründlichkeit in einem neuen Licht.“ Ein leichtes Unbehagen erweckt der Ton, die exstatische Art sagt dem Engländer nicht zu, überhaupt sei viel Pose, viel "programme" in der neuen Literatur. Aber so verwirrt oft der Gedanke scheine, die Richtung sei klar: Goerings „Retter“ weise sie, Corinths: „Trieb“ und „Kaiser der Erde“ und am bezeichnendsten Hasenclevers Frühjahr 1914 erschienener „Sohn“, wo über dem Familienzwist der drohende Untergang der alten

Welt prophetisch ertöne. Schließlich findet die 1920 erschienene Anthologie „Menschheitsdämmerung“ ihre Besprechung. So spiegelt sich neue deutsche Dichtung in einem neuen ähnlich gerichteten England; daß ein anderes England politisch anders orientierte deutsche Bücher recht sorgfältig übersetzt und liest, kann hier außer Betracht bleiben.

7.

Gegenüber einer derart zweckbewußten Kunst, wie sie von den genannten englischen Dichtern und Schriftstellern vertreten wird, kann ein ästhetisierendes, dem l'art pour l'art-Standpunkt verwandtes Kriterium, das die Vortrefflichkeit nach dem möglichst geringen Abstand von der zweckfreien „reinen“ Kunst abmißt, nicht in Anwendung kommen, es kann nur das Kunstwollen einer Analyse unterzogen werden, auch da, wo das Kunstwerk zurücktritt, wo Kunst, Sozialismus und Politik unlösbar verknüpft ein zeitbedingtes Zwitterwerk hervorbrachten, das vielleicht mehr Übergang als Ergebnis ist. Die Titel englischer Abhandlungen über fortschreitende literarische Demokratisierung über "imaginative poetry and its renaissance" deuten ja an, daß man sich in einer Übergangs- und Entwicklungszeit fühlt, das Verhalten gegenüber der Kunstform verstärkt den Eindruck. Abgezielt ist auf Umbildung der Geistigkeit eines ganzen Volkes und womöglich der Menschheit schlechthin. Und wenn es bei einem derart verschlungenen Prozeß auch „nie zu entscheiden sein wird, inwieweit die Literatur mehr passiv, Ergebnis und Ausdruck des nationalen Lebens ist oder mehr aktiv, Ursache und treibende Kraft“, so ist dessen unbeschadet Shelleys stolze Fanfare "Poets are the unacknowledged legislators of the world" doch wahr. Denn selbst wenn der Dichter nur eine Zeitstimmung, das Lebensgefühl seiner Epoche ausspricht, so kann er, — gerade wie ein Mensch, der das unklar von vielen gefühlte einem andern gegenüber aussprechen will, genauer darüber nachdenken muß — gewissermaßen unbewußt, oder doch ungewollt, zum Weckrufer werden, indem er den Mitlebenden das „was in der Luft liegt“, was sie unklar („ungeformt“) empfinden, zum Bewußtsein bringt. Nur so erklären sich internationale Literaturbewegungen, die, national und durch das Temperament des einzelnen modifiziert, erkennbar sind. Und im Glauben, daß also die Treibenden und Geschobenen kein letzter Gegensatz trennt, sondern ein unsichtbarer Kreis oder

eine aufsteigende Spirale verbindet, daß der Einfluß der Dichter letzten Endes doch ein prophetischer ist, wurde in Vorstehendem versucht, Strömungen in der englischen Literatur der letzten Jahrzehnte klarzulegen und ihre Verbreitung und ihren Einfluß im Werk und auf das Wollen der lebenden Dichter zu erläutern. Es wäre indessen falsch, diese Tendenzen als von dem breiten Strom des englischen literarischen Lebens der Gegenwart getragen aufzufassen oder aus dem Außerachtlassen anders, ja entgegengesetzt gerichteter Strömungen auf deren Fehlen zu schließen. Aus dem komplexen Leben geistiger Evolution können Mitlebende höchstens Fäden zu entwirren, Strömungen aufzudecken unternehmen; eine abschließende Wertung, ja die bloße Entscheidung, welcher von solchen Strömungen beschieden ist, die Zukunft zu bestimmen, muß der Zeit und einer kommenden Generation überlassen bleiben. Möglich, daß eine in anderen Gedanken lebende Zeit ein Jahrhundert später Wollen und Werke der genannten Dichter vergessen, ihre Namen nur mehr dem Forscher vertraut sein werden; möglich, daß ihre Anregungen ein größeres Werk als das ihre ist, ermöglichen, und sie das Schicksal aller Anreger teilen und eine spätere Generation, über sie fortschreitend, sie aus den Augen verlieren wird. Wir haben uns mit dem Lieben und Hassen, dem Hoffen und Fürchten unseres Tages abzufinden. Was die Dichter wollen, sagen sie selbst: "new thoughts, new regions, unattempted things".

Freiburg i. Br. WALTER F. SCHIRMER.

VERMISCHTES.

GOTTFRIED BAIST †.

Ende Oktober starb in Freiburg der ord. Honorarprofessor für romanische Philologie, Geh. Hofrat Dr. Gottfried Baist.

Diese Kunde wird alle diejenigen, die dem Verstorbenen als Freunde und Schüler nahe standen, mit tiefer Betrübnis erfüllen. Baist ist geborener Bayer, 1890 wurde er auf den Lehrstuhl für Romanistik in Freiburg berufen, den er als Ordinarius bis 1919 innehatte, als er, ganz gegen seinen Willen, von der badischen Regierung in den Ruhestand versetzt wurde, da er die Altersgrenze von 65 Jahren überschritten hatte, als ob dieses Alter für akademische Lehrtätigkeit eine Grenze bedeute. Baist genoß als Hispanist Weltruf, aber auch auf dem engeren Gebiete der romanischen Philologie war er einer von denen, für die Wissenschaft die „hohe, die himmlische Göttin" ist. Er war in erster Linie Sprachwissenschaftler, er war das Muster

philologisch-exakter Forschung; seine Vorlesungen über historische Laut- und Formenlehre des Französischen boten, wenn sie auch dem Anfänger wegen ihrer wissenschaftlichen Gründlichkeit schwerer verständlich gewesen sein mögen, vorgerückten Semestern eine Fülle von Belehrungen und einen Beweis von Baists umfassender Gelehrsamkeit.

Unter seinen literarhistorischen Vorlesungen ist mir besonders diejenige über das altfranzösische Volksepos von starkem Eindruck gewesen, auch hier zeigte sich Baists gradezu ungeheures Wissen. — Als ich diesen Sommer nach 12 jähriger Abwesenheit wieder nach Freiburg kam, konnte ich zu meiner großen Freude meinen hochverehrten Lehrer auch nach seiner Pensionierung noch auf dem Lehrstuhl finden und an seiner Interpretation von Chrétien v. Troyes' Ivain teilnehmen. Es ist sein letztes Kolleg gewesen; wer konnte das damals ahnen! Noch jetzt im November sollte er in Karlsruhe im Staatsexamen für Kriegsteilnehmer prüfen, — der Tod hat den Kandidaten einen wohlwollenden Examinatoren entrissen. Ihm selbst hat er die Feder aus der Hand genommen, so daß seine letzte Arbeit unvollendet bleibt. Es war die Ausgabe des Parzival von Chrétien von Troyes, worüber er schon in einer Freiburger Rektoratsrede gehandelt hatte.

Wer Baist noch vor wenigen Monaten gesehen hat, konnte nicht ahnen, wie nahe sein Ende bevorstand. Er war in den 12 Jahren nicht gealtert, aufrecht war sein Gang und seine Sprechweise von jener eigenartigen Lebhaftigkeit, die diesen Mann überhaupt auszeichnete. Innerlich litt er sehr an der Not des Vaterlandes, er war unerschöpflich in Gesprächen über die politische Lage, und seine begeisterte Vaterlandsliebe riß jeden mit fort. Er hat die besseren Zeiten nicht mehr erleben dürfen. — Requiescat in pace.

Hamburg. Edgar Hestermann.

EX OCCIDENTE LUX?

(Barbusse, Le Feu — Clarté.)

II. Clarté.

Die Masse hat ihre Stoßkraft bewiesen. Zerstören kann sie; mitsichreißen kann sie in ungedämmten Fluten. Aber sie füllt nur die Niederungen. Die Höhen erklimmen wenige; den Gipfel erreicht nur der einzelne. Dort ist Ausblick, Weite, Licht, Wahrheit.

Dem Bande *Le Feu* hat Barbusse im Jahre 1918 einen weiteren folgen lassen, dessen Titel ist: *Clarté!* und der mit dem Worte schließt *la vérité!*

Wer griffe nicht in unserer Zeit nach einem so verheißungsvollen Buche mit bebendem Verlangen!

Hält es, was es verspricht?

Ähnlich wie in *Le Feu* geht der Verfasser von einer „Vision" aus, *une vision du peuple.* Diesmal ist es der schwarze Strom der Arbeiter, der sich an jedem Feierabend in die Ebene ergießt und allmählich

in die weit zerstreut liegenden Heimstätten verrinnt. Diese Massen erwecken Furcht; denn bei ihrem Anblicke hat man die Empfindung, daß, wer nicht mit ihnen ist, eines Tages von ihnen zermalmt werden wird.

Wie sehen aber die Einzelwesen aus, die nur durch ihre Vereinigung zu einer so furchtbaren Macht werden?

Da ist z. B. der Lampenputzer. Elf Stunden des Tages verrichtet er seinen unsauberen Dienst, und wenn er abends heimkommt zu seiner Frau, so ist er zu müde, „um glücklich mit ihr zu sein". Aber er schickt sich in das Unabänderliche. Sein Vater ist mit 50 Jahren „krepiert", und er wird auch mit 50 Jahren, vielleicht noch früher, krepieren.

Dieser im Elend verkommende Arbeiter lehnt sich gegen die „Genossenschaften" auf, weil, was sie Freiheit nennen, die Knebelung alles selbständigen Denkens sei, weil sie die Liebe zu dem Geistlichen verbieten, obwohl das doch nichts mit der Arbeit zu tun habe, aber vor allem, weil sie die Liebe zur Armee verbieten! Er ist in die Patriotenliga eingetreten. Sein Gott ist Déroulède; denn der will Krieg; der will Elsaß-Lothringen wiederhaben. Die Deutschen [les Alboches!] müssen vom Erdboden verschwinden. „Sie oder wir," sei die Losung. Er gehört zur Reserve, und trotz seiner niederen Berufsstellung bekleidet er Feldwebelrang, ist er „fast Offizier!" Seine Begeisterung stammt von dem Augenblick, wo bei einer patriotischen Feier Déroulède ihn angesprochen hat (S. 61 ff.).

So bildet der schlichte Mann aus dem Volke die einzelne Scholle, die den Keim der nationalistischen Aussaat in sich aufnimmt und ihn bis zur Stunde der Reife hütet.

Andererseits bildet die vornehme Welt einen glänzenden Vortrupp, der das Vaterland schützt und die nationalen Kräfte und Überlieferungen verkörpert. Zu diesem Zwecke hat ein reicher Gewerbetreibender eine Gesellschaft «La Revanche» gegründet, die an hohen Festtagen Fackelzüge mit militärischer Organisation veranstaltet. In dieser Gemeinschaft glühen namentlich die jungen Leute von Träumen glorreicher Zukunft.

Wohl regen sich auch andere Kräfte und Stimmungen. Da wettert z. B. stets ein Schmied gegen die Ungerechtigkeit und die Eigensucht der Gesellschaft. Aber sein Schimpfen und Fluchen findet keinen Widerhall in der Menge. Er spielt als Trunkenbold eine lächerliche Figur und ist als „Anarchist" geächtet.

Um noch einen dritten bedeutsamen Posten in die Bilanz der geistigen Verfassung des Volkes vor dem Kriege einstellen zu können, erfindet Barbusse ein Geschichtchen, das man so oder ähnlich schon einmal gelesen zu haben glaubt. Wenigstens gleicht es auf ein Haar denen, die aus der armseligen Vorratskammer der Hetzjournalistik hervorzugehen pflegten: Die Geschichte von dem Tanzbären, den ein österreichischer Prinz zum Spaß niederknallt.

Das Volk meint dazu, so müsse es wohl in Ungarn oder Böhmen Sitte sein, oder wo der Prinz sonst regiere: „Bei uns würde man so was nicht sehen! — Es ist eben ein Großer; da hat er halt das Recht zu machen, was er will, nicht?" — — —

Man versteht ohne weiteres, daß eine Volksmenge von dieser geistigen Verfassung in der Stunde des Kriegsausbruchs zu einmütiger Begeisterung hingerissen werden kann. Nur ein Wort ist auf aller Lippen: «Enfin!» Trotzdem erklärt nun der Begründer jenes Patriotenbundes «La Revanche», in dem ein mehr als vierzigjähriges Sehnen wachgehalten wurde: „Wir waren alle friedfertig bis zur Dummheit. Wir waren kleine Heilige. Niemand in Frankreich sprach mehr von der Revanche, niemand wollte sie; niemand dachte auch nur an Kriegsvorbereitung. Wir hatten alle im Herzen nur Träume von allgemeinem Glück und Fortschritt, während Deutschland im Dunkeln alles angezettelt hat, um sich auf uns zu stürzen. Aber, fügte er hinzu und legte sich dabei auch seinerseits ins Zeug, man wird's ihm ordentlich besorgen, und damit basta!"

Man wird eingekleidet. Der Lampenputzer, den die Gassenjungen mit Steinen werfen, schreitet plötzlich als gewichtige Persönlichkeit im goldenen Glanze seiner Tressen einher. Bald rollt man zusammengepfercht im Zuge dahin. Auf den Wagen sind mit Kreide Schweinsköpfe gezeichnet mit Pickelhauben, und man hat als Reiseziel darauf geschrieben: «À Berlin!» In zwei Monaten wird der Krieg zu Ende sein, und für die jungen achtzehnjährigen Burschen wird es später vorteilhaft sein, sich für die kurze Kriegszeit verpflichtet zu haben!

Man wird in die Kasernen eingeschlossen. Kriegsgericht droht dem, der die Mauern verläßt. Man ist eine Nummer geworden. Das Leben flutet draußen. Man hat jetzt nicht zu denken und zu fragen. Jetzt denken andere für einen.

Aus den Monaten werden Jahre. Eines Tages geht der Erzähler mit einem Kameraden in ein zerstörtes Bürgerhaus. Sie finden dort inmitten eines trostlosen Chaos von Trümmern und halb zerstörten Gegenständen aller Art über dem geborstenen Kamin einen unversehrten Spiegel. Ohne ein Wort und ohne zu wissen warum, ergreift jeder einen Ziegel, und sie zerschmettern diesen Spiegel, der ihnen wie ein jungfräulicher Leib erscheint. Darauf fliehen sie über die schwankende, schuttbeladene Treppe ins Freie. Unten sehen sie sich noch ganz erregt und beschämt über diesen Anfall von Barbarei an; da sagt der Kamerad: „Was willst Du! Man wird eben wieder Mensch; das ist menschlich!"

Diese halbe Seite ersetzt Bände, die über den Vandalismus — natürlich des Feindes — in heuchlerischer Selbstgerechtigkeit geschrieben worden sind.

In der Not, der ständigen Gefahr, dem Grauen des jahrelangen Krieges ist die Begeisterung verraucht. Wie in *Le Feu*, nur eingehender noch, aber weniger eindrucksvoll und künstlerisch gestaltet, hören wir wieder die Klagen gegen die Kriegsgewinnler, gegen die Drückeberger, gegen die Vergnügungssucht der Heimat.

Da zeigt sich dem Soldaten, der hilflos und verlassen inmitten von Menschen- und Pferdekadavern, von sich verblutenden, mit dem Tode ringenden, in unerträglichen Schmerzen schreienden und wimmernden Kameraden, Menschenbrüdern, verwundet auf dem

Schlachtfelde liegt, der Krieg in seinem wahren Gesicht, und sein inneres Auge wird hell für Welt und Menschheit.

B. schildert, wie es durch Lüge, Geld- und Machthunger zum Kriege kommt, wie das Volk und im besonderen die Jugend, verlockt, geblendet und berauscht, in der Armee zu willenloser Masse zusammengeschweißt wird, wie jeder einzelne hüben und drüben einer Landesgrenze tötet und sich töten läßt in der vollen Überzeugung, nur sein Vaterland zu retten.

Wie wenig der Krieg eine Lehre für das Volk gewesen ist, wie er keins von den Schlagwörtern hat vergessen lassen, zeigt B. durch die Beschreibung eines Gedenkfestes, das mit dem üblichen Pomp, mit schmetternden Fanfaren und Reden gefeiert wird.

Was hier B. an leitenden Gedanken den Rednern in den Mund legt, ist bald darauf, in Paragraphen gefaßt, im Versailler Vertrag Wirklichkeit geworden.

Die Mutter der bitteren Wahrheiten, zu denen sich B. durchringt und die er mutig ausspricht, ist die Not der Zeit. Sie drängt sich jedem auf, der die traurigen Geschehnisse der letzten Jahre leidend miterlebt hat. Das Ergebnis der Betrachtungen ist ebenso negativ und entmutigend wie das Fazit, das die Moralisten des 17. Jahrhunderts aus dem Studium von der Menschen Art und Tun ziehen. Angesichts der Betätigung der Zivilisation in unseren Tagen hätte wohl Rousseau keine Veranlassung gehabt, seine Meinung zu ändern. Und noch das 19. Jahrhundert suchte ja die bessere Menschheit bei den Wilden in den Urwäldern, A. de Vigny die vornehmere Gesinnung sogar bei der Bestie.

Aber B. will nicht nur kritisieren und anklagen, er will auch positive Arbeit leisten. Er will die Wege zeigen, auf denen Heil und Rettung der Menschheit winkt. Welche Forderungen sind zu erheben, um die Lüge, die Ungerechtigkeit, die Ungleichheit aus der Welt zu schaffen?

1. Vermögen und Macht sollen sich nicht vererben, sondern von jedem einzelnen kraft seiner Arbeit erworben werden. Vererbung bringt Ungerechtigkeit, Ungleichheit, Störung der Arbeitsteilung, die eine gemeinsame Angelegenheit der gesamten bürgerlichen Gesellschaft ist. Das persönliche Eigentum des einzelnen soll aber erhalten bleiben, weil die soziale Ordnung die Liebe zu den Dingen ebenso wenig vernichten kann wie die Liebe zu lebenden Wesen, und weil es nur billig ist, daß man das genießen darf, was man durch seine Arbeit erworben hat.

Hier stolpere ich schon. Ich habe ein Schmuckstück, ein Kunstwerk, eine Scholle Land, ein Häuschen erworben. Das Besitztum bedeutet mir ein Stück Lebensgeschichte, hat einen Gefühlswert. Mir soll die Genugtuung versagt sein, es nach dem Tode der Hut eines Wesens anvertraut zu wissen, das dieselbe Geschichte daran knüpft, das ihm den gleichen Gefühlswert beilegt, das vielleicht als mein Weib, mein Kind seinen gerechten Arbeitsanteil daran hat? Durch welche Arbeitsleistung oder durch welches Verfahren soll ein Fremder nach meinem Tode sich ein Recht auf meinen Besitz erwerben? Oder, wenn wir nicht zur primitivsten Lebenshaltung

zurückkehren, wie sollen die materiellen Güter klassifiziert werden, um sie als Entgelt für Arbeitsleistung anzuerkennen oder nicht? Vermögen ist auch gesammelte Arbeitskraft. So sollte es dem Sohne versagt sein — seine Arbeitsfähigkeit und Würdigkeit vorausgesetzt — dem Vater in der Leitung einer Fabrik z. B. zu folgen, nur weil er der Sohn ist? Oder es wird jedesmal bei dem Tode des einzelnen seine Lebensarbeit geteilt, und jeder hat von vorn anzufangen? Sollte das auf materiellem Gebiete eher den Fortschritt verbürgen als auf geistigem, wissenschaftlichem oder künstlerischem? Wir kommen damit zu politischen Schlußfolgerungen oder Weltanschauungsfragen, über die hier nicht der Ort ist, sich auseinanderzusetzen.

2. Die Synthese des Gesellschaftslebens hat zu Symbolen geführt, die schließlich als reale Machtfaktoren außerhalb oder über der menschlichen Gesellschaft stehend betrachtet wurden. In diesem Sinne klagt B., daß bisher die Menschenopfer für den Fetischismus von Thron, Altar, Schwert und . . . gebracht wurden. Bezeichnend ist, daß durch die französische Zensur hier das letzte Wort und vorher einige Zeilen gestrichen worden sind, die sich offenbar gegen dasselbe Symbol wandten. Aus dem Zusammenhang ergibt sich aber klar, daß es sich um die Fahne — le drapeau! —, den Götzen des modernen Frankreichs, handelt.

3. Alle diese Begriffe ordnen sich einem höheren unter, dem des Vaterlandes. Und auch mit dieser Form des Aberglaubens will B. aufräumen. Im Namen des Vaterlandes haben die großen Länder die kleinen unterjocht. Aber mit den sich widerstreitenden territorialen Ansprüchen der Nationen, mit ihrem wirtschaftlichen und finanziellen Ehrgeiz wird nur das allgemeine Unglück verewigt ohne Hoffnung auf eine dauernde Beute. Mit einer vollkommenen Solidarität der Menschheit würden sich nicht mehr diese teilweisen Ausdehnungen oder Vergrößerungen vertragen, die nie im allgemeinen Interesse liegen, sondern die nur dem Interesse einiger Ausbeuter auf Erden dienen. Die Menschen gleichen sich wie Bäume. Die Regierenden herrschen nur durch Gewalt und Trug, nie kraft der Vernunft. Was bleibt, wenn man aus der Idee des Vaterlandes Habgier, Haß, Neid ausscheiden läßt, ihm den Glorienschein und das Bedürfnis nach Gewaltherrschaft nimmt? Dann bleibt eine uneingeschränkte, tief innere herzliche Gemeinschaft, ein Seelenband, das uns an eine Sprache knüpft — denn nur die Sprachen stehen sich fremd gegenüber —, eine zarte, persönliche Vorliebe für gewisse Formen, die die Landschaft, die Denkmäler zeigen, und für eine bestimmte Geistesverfassung.

Nicht soll man sich auf die gemeinsame „große Vergangenheit" berufen, die jede Nation für sich in Anspruch nimmt. Recht betrachtet ist diese Vergangenheit nur der lange Leidensweg der unterdrückten Völker, von denen Hekatomben unnütz hingeopfert wurden für die persönlichen Angelegenheiten der Herrscher, die Land und Blut vergeudet haben um ihrer Bündnisse und Entzweiungen willen, oder um Erbfolge- und Mitgiftstreitigkeiten in barbarischer, gewalttätiger Weise zu regeln. Diese düstere, schimpfliche Vergangenheit, die allen Nationen gemeinsam ist wie Elend, Schmach und Schmerz,

kann nur Haß wecken, wenn man sie kennen lernt. Daher sind glücklich zu preisen die jungen Völker, deren Gewissen nicht belastet ist.

Die wirklichen Wohltaten der Vergangenheit aber, wie die große Revolution, die unschätzbaren Geschenke, die die Seefahrer der alten Welt beschert haben, die wissenschaftlichen Entdeckungen, all das ist allen gemeinsam, wie die unsagbare Schönheit des Parthenon, die Blitze Shakespeares, das Donnergrollen Beethovens und wie Liebe und Freude.

Daher sollen wir die Liebe zum Vaterlande in unserm Herzen bewahren, aber die Idee des Vaterlandes vom Throne stoßen; denn das allgemeine Interesse steht über dem nationalen. Das Wohl aller umfaßt das jedes einzelnen. Frankreichs Gedeihen ist möglich ohne das des Weltalls; aber das Gedeihen des Weltalls ist nicht möglich ohne das Frankreichs.

Diesen Satz hat natürlich ein Franzose geschrieben. Auch sonst kann B. nicht immer aus seiner nationalen Gebundenheit heraus. So, wenn er in obigem Zusammenhange das politische Dogma übernimmt, das die Entente der Welt aufzubinden verstanden hat, das aber wohl heute auch schon außerhalb Deutschlands etwas fadenscheinig geworden ist: „Um des Vaterlandes willen," sagt er, „ist der Herr und Meister des deutschen Nationalismus über Frankreich hergefallen und hat den Weltbürgerkrieg entfesselt."

Mit solcher gelegentlich hervortretenden nationalen Gebundenheit widerlegt er sich eigentlich schon selbst; denn wenn er als Wahrheit erkannt hat, daß das Geschick der Menschheit ewig zwei vernichtende Fesseln trägt: in der Zeit die der Erbschaftübertragung, im Raum die der Landesgrenzen, so ist die Frage, wie geographische, klimatische, wirtschaftliche, administrative und sonstige Schranken überwunden werden sollen, so daß der Erdball nur noch von einem einzigen Menschenbund bewohnt würde, der sich höchstens nach Sprachen gliederte und in dem ein jeder frei sein Leben dort leben könnte, wo es ihm behagte, um den Zweck alles Lebens zu erfüllen: Liebe, Fortdauer, Schaffen.

Alle diese Träume rechnen immer nur mit einem idealen, abstrakten Menschenwesen, das sich mit der Oberhälfte des Körpers bescheiden müßte.

Derselbe Widerspruch tritt noch öfter hervor. B. ruft das Volk auf, das sich aus allen Völkern zusammensetzt, das Volk der Völker, den König der Könige, die Gesamtheit der Arbeitenden und Ausgebeuteten, die eine und eine halbe Milliarde hienieden zählen. Sie sollen die Kette ihres Sklaventums brechen, alle Vorrechte unterdrücken, damit endlich die wahre Gleichheit begründet werde, die Gleichheit im Hinblick auf die bürgerlichen Rechte, unbeschadet der Unterschiede, die Arbeit, Talent oder sittlicher Wert schaffen. Dieses Weltvolk soll die Republik der Republiken gründen, d. h. die gemeinsame und öffentliche Leitung der auswärtigen Angelegenheiten für das ganze Gebiet, wo Menschen atmen, die Gemeinschaftlichkeit der Gesetze der Arbeit, der Gütererzeugung und des Handels. Die bisherige Zerstückelung dieser hohen sozialen oder sittlichen

Organisationen nach Nationalitäten oder eingeschränkten nationalen Vereinigungen sei künstlich, willkürlich und schädlich.

Woher soll aber nur das Volk für diese Weltrepublik kommen? Ist etwa das französische Volk dafür reif? B. schildert selbst vortrefflich den Geist der Menge, wie er sich gelegentlich des Besuchs eines neu eröffneten Kriegsmuseums äußert. Da berauscht sich die Menge an den Trophäen, selbst an einem ganz verbogenen Bajonett, das ein junges Mädchen trotz des Verbotes begeistert und erschauernd mit dem Finger berühren muß, wobei sie aufgeregt erklärt: „Ich bin nun einmal, wie ich gestehen muß, chauvinistisch." Und aus der leidenschaftlichen Unterhaltung der Besucher greift das Ohr einzelne Sätze auf, die alle eitler Selbstbespiegelung entstammen.

Und nachdem sich so das Volk an seinem traditionellen soldatischen und kriegerischen Ruhm geweidet hat, erklärt es sich in Übereinstimmung mit der Meinung der ganzen Welt, daß der deutsche Militarismus scheußlich sei und verschwinden müsse!

Zwar bemerkt B., daß sich so immer wieder die Lüge an die Wahrheit heftet, daß man uns so verhindere zu erkennen, daß in Wahrheit der Militarismus allüberall ist, mehr oder weniger heuchlerisch und unbewußt, aber stets, soweit er kann, zum Zupacken bereit. Zwar fordert B: „Es muß der kommen, der für all die Not der Menschheit das rechte Wort findet und die ganze Wahrheit verkündet." Er ruft aus: „Gesegnet sei dieser Vereinfacher (simplificateur), aus welchem Volk er immer einst erstehen möge!" Aber charakteristisch, und freilich auch menschlich verständlich, setzt er in Klammern hinzu: „Immerhin wollte ich doch im Grunde meines Herzens, daß er französisch spräche!"

Muß man nun nicht sagen, daß dieser „Vereinfacher" bereits vor zwei Jahrtausenden erstanden ist, über den Nationen stehend und eben den Armen und Geknechteten dies einfache Wort, sein Evangelium, verkündend? Und ist es nicht beschämend und verzweiflungsvoll, daß 2000 Jahre, nachdem das Wort gesprochen ward, die Menschheit weiter ab von der Bergpredigt ist als je?

Und doch hat der kluge und umsichtige Dichter die religiösen Tatsachen nicht etwa aus den Augen verloren. Er mißt ihnen nur keinen Wert für die Besserung der Menschheit bei. Er ist überzeugt, daß eine Änderung der menschlichen Natur unmöglich, daß nichts von Mitleid, nichts von der Nächstenliebe zu erwarten ist. Wohl hätte man sich eine weisere Kirche denken können, die ordnend in das Schicksal der Menschen eingegriffen hätte, da ja Jesus Christus mit seiner Menschenlehre recht haben wird, so lange es Seelen geben wird. Nur sei die Kirche auch eine aristokratische Partei gleich allen andern geworden, und jedes Kreuz, das in ihrem Namen geschlagen werde, sei eine Ohrfeige für den Heiland. Aus der Liebe zur Scholle sei der Nationalist hervorgegangen, aus Jesus der Jesuit.

Darum erwartet B. alles Heil nur von der menschlichen Vernunft; denn die Einsicht gegenseitiger Verpflichtung entspringt nur dem Verstande. Rettung können der Menschheit nur bringen gesunder Menschenverstand. Logik, methodische Strenge, unfehlbare Ordnung, vollkommene, unausweichliche, unerbittliche Klarheit.

Daher erwachsen der auf der Grundlage der Vernunft, der Gleichheit und Gerechtigkeit zu gründenden Weltrepublik als Aufgaben die Abschaffung der militärischen Grenzen und der noch schlimmeren, weil nur mit den Gewaltmitteln des Militarismus zu schützenden, wirtschaftlichen und kommerziellen Schranken. Die Weltrepublik wird unter den Nationen das unterdrücken, was man zwischen Einzelwesen Mord, Diebstahl, unlauteren Wettbewerb nennt. Sie wird das Recht der Toten, die Vererbung in jeder Form abschaffen, ebenso den Kolonialbesitz der Staaten als kollektives Sklaventum. Sie wird die schlechten Lehrer aus der Schule jagen, damit sie nicht länger den Geist der Kinder zum Götzendienst erziehen. Sie wird die Schulbücher vernichten, die aus der Vergangenheit der Rassen nur das Verächtlichste und Erniedrigendste mit einem falschen Nimbus umkleiden, und, damit jeder Gläubige seine eigene Religion bewahren könne, wird sie die öffentlichen Gottesdienste abschaffen und die Priester hinter Mauern bannen. Sie wird das Gerichtsverfahren auf nichts als Gerechtigkeit gründen, ohne den ihrer unwürdigen Begriff der Gnade und mit Ausschließung der diplomatischen Advokatenkniffe und ihrer melodramatischen Beredsamkeit. Sie wird die Schenken schließen, den Verkauf der Gifte verbieten, die die Menschen und im besonderen die jungen Leute um die Schönheit ihrer Jugend und ihren gesunden Verstand bringen. Endlich sollen schonungslos alle Spitzbuben und Ausbeuter, die von der Not und dem Unglück des Volkes leben, vom Gesetze getroffen werden, und die unumschränkte Volksherrschaft wird auch den Wissenschaften und Künsten einen ungeahnten Glanz verleihen, während sie jetzt in den nationalen Akademien verkümmern!

B. hat nur die eine Furcht, daß man die Massen am Tage des Sieges wieder mit den trügerischen Erfolgen betäuben wird. Berauscht und geblendet von dem Siege wird wieder der Ruf von Mund zu Mund gehen: „Wir haben die Menschheit befreit; wir sind die Soldaten des Rechts,“ und „ohne das Verantwortlichkeitsgefühl für das, was diese Behauptung an ernsten Verpflichtungen, an Achtung allen großen Völkern gegenüber, an Dankbarkeit für diejenigen, die sich selbst zu befreien suchen, in sich schließt, werden wir wiederum diejenigen lächerlich machen und zu unterdrücken suchen, die ihre bezahlte Presse Träumer, Sektierer und Verräter nennt. Sie werden sicher mit Modeschlagwörtern offizielle Parodien einer internationalen Gerichtsbarkeit vorschlagen, die eines Tages wie Theaterdekorationen zusammenstürzen werden; sie werden mit kindischen Einschränkungen und ungeheuerlichen Übereinkünften ein Völkerrecht zurechtstutzen, das dem Ehrenkodex von Banditen gleichen wird. Ein Imperialismus wird nur durch einen andern ersetzt werden!“

Das schrieb B., bevor noch der Versailler Friede formuliert war!

Aber trotz allem glaubt er an den Sieg der Wahrheit, glaubt er, daß die wenigen wahrhaft brüderlich gesinnten Männer in allen Ländern der Welt über den nationalen Egoismus siegen werden, glaubt er, daß trotz aller vorübergehenden Reaktion, trotz Finsternis und Schrecken und der tragischen Schwierigkeit, die Welt allüberall

zugleich aufzurühren, die Weltrepublik kommen und die internationale Wahrheit sich erfüllen wird. Die Wahrheit, meint er, ist nur revolutionär, weil die Unordnung des Irrtums herrscht; die Revolution ist die Ordnung.

Während ich dies schreibe, knattern Maschinengewehre, und Handgranaten knallen. Die Mordwaffen sind gegen die eigenen Landesbrüder gerichtet. Auf den Straßen stehen die streikenden Arbeiter zusammen und lauschen den Redegewaltigen. Diese reden alle mit denselben Schlagwörtern von der Versklavung des Proletariats, von der Notwendigkeit der Abschaffung des Kapitalismus. Sie fordern die Aufhebung des Unterschiedes von Kopf- und Handarbeitern; Sicherheits- und Einwohnerwehr müssen entwaffnet werden; dafür müssen die revolutionären Arbeitnehmer die Waffen erhalten, um für Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen. So löst die Vernunft der Masse die soziale Frage!

In Frankreich wurde auch schon einmal die Vernunft auf den Altar gestellt. Wie lange hat sie gestanden? Und hat nicht bereits Sokrates im Kern das auf die Formel gebracht, was die Grundlage für B.'s Hoffnung ist: Tugend ist Wissen?

B. glaubt nicht an die Veredelung der menschlichen Natur. Ich glaube nicht an die Vernunft der Masse. Denn Vernunft setzt eigenes Urteil voraus, und das ist kein Kitt für die Masse. Diese lebt dem Augenblick. Panem et circenses, war und ist, mit zeitgemäßer Umdeutung, das Zauberwort der politischen Rattenfänger. Erleben wir's nicht schaudernd wieder?

Aber doch ist es gut, daß von Zeit zu Zeit das Gewissen der Menschheit aufgerüttelt wird. Doch ist es schön, daß immer wieder einmal ein Mensch mit großer Hoffnung und großem Vertrauen aufersteht, daß ein Berufener die Geißel schwingt über die Irrungen und die Verblendung der gegen sich selbst wütenden Menschheit.

Aber wo ist das Heil? Ist die Wahrheit mit Dante, der mit den großen Sündern und Verbrechern abrechnet im Inferno, um über das Purgatorio unsere Hoffnung emporzuführen zum Paradiso, also für der Erde Not eine Befreiung nur im Überirdischen erträumt und ersehnt? Oder ist es keine Utopie, wenn andersgeartete Gläubige, im Vertrauen auf die Vernunft der Menschen, die Verwirklichung eines irdischen Edens verkünden?

Wenn B. im Geist das Nahen einer Weltrepublik schaut, so berührt sich sein Traum mit dem Horoskop, das Spengler der abendländischen Kultur für die Zeitspanne 2000—2200 stellt: Zerfall der Volksorganismen in amorphe Menschenmassen. Nur werden diese, nach Spengler, in ein Imperium von allmählich wieder primitiv despotischem Charakter resorbiert werden. Nach 2200 wird dann ein Erstarren und ein Zerfall auch des imperialen Mechanismus eintreten; er wird die Beute junger Völker oder fremder Eroberer werden, worauf langsames Heraufdringen urmenschlicher Zustände folgen wird.

Der Optimist B. aber zieht diese pessimistischen letzten Konsequenzen nicht; als romanischer Kulturmensch träumt er einen wesenlosen Traum, der an der harten Notwendigkeit unserer sich

abspinnenden abendländischen Zivilisation zerflattern wird. Will man sein Buch auf eine knappe Formel bringen, so kann man sagen, daß es Weltbürgertum und Internationale unter geistiger und sittlicher Hegemonie Frankreichs predigt. Das erweckt einem Nichtfranzosen eine gleichartige Empfindung, als wenn man inmitten des herkömmlichen Drum und Dran einer katholischen Kapelle in Afrika die schwarze Madonna thronen sieht. Man fragt sich nur, ob es sich dabei um eine naive Anpassung an eine durch die Rassenbrille gesehene fremde Religion oder um ein diplomatisches Zugeständnis einer für ihre Sache werbenden Priesterschaft handelt.

Wie die Träume des Dichters sich zur Wirklichkeit verhalten, mag eine der Schlußscenen des Buches zeigen. Marie ist im Hause wirtschaftlich tätig. Ihr Mann hört, wie Möbel gerückt werden; er lauscht den Geräuschen des Besens und der Schaufel, die wiederholt gegen den Eimer stößt, wenn seine Frau den zusammengekehrten Staub fortschüttet. Da verurteilt er eine Gesellschaftsordnung, die fast alle Frauen zwingt, Mägde zu sein. Früher fand er diese Arbeit ganz natürlich; jetzt aber, wo er erkannt hat, daß Marie ihm im Werte gleich steht, findet er solche Beschäftigung widernatürlich.

Mit dieser Erkenntnis zerfließt doch aber das Traumbild der erstrebten Gleichheit. Denn diese Geringschätzung hausfraulicher Tätigkeit schafft wieder Klassenunterschiede und Rangordnung nach der Art der Arbeit. So lange nicht Staub und Ruß abgeschafft werden können, wird gegen sie doch ein anderes weibliches Wesen als bezahlte Sklavin aufgeboten werden müssen — bis zur Vollendung, wo mit Dante verklärter Staub im Einssein mit der höchsten Liebe zum Anschauen ewiger Herrlichkeit berufen wird!

Und doch sei Dank Barbusse; denn in der Zeit blindesten Hasses hat sein mitleidendes Menschenherz Raum gehabt für die schwere Not auch des Feindes, und er hat mutig die Stimme erhoben für Wahrheit und Gerechtigkeit, ohne sie *nur* am Gängelbande der blauweißroten Trikolore zu führen.

Berlin-Steglitz. MAX KUTTNER.

PASSEPORT DE Mme DE STAËL.

Du baron de Coppet la fille vagabonde
Voulant un passeport sur la terre et sur l'onde,
Nous voulons avec soin donner exactement
Le portrait de la Dame et son signalement.
Tête de caporal, corps de vivandière,
D'un soldat en jupon l'allure grenadière,
Teint rouge et bourgeonné donnant fort sur le noir,
Gros nez, quoique aplati par les coups d'encensoir.
Deux globes monstrueux, unis par leur faiblesse
Et à chaque moment s'approchant sans cesse,
Tout couvert de sueur et d'un aspect si laid
Qu'un enfant affamé n'en sucerait le lait.
Quatre dents d'éléphant; l'œil plein de pétulance
Comme feu son papa qui ruina la France.

Gestes trop répétés, assemblage de mots
Et de termes ronflants, n'en imposant qu'aux sots.
Voix de double stentor, sans la moindre harmonie,
Fausses prétentions aux élans du génie;
Dans la voix et la plume une froide chaleur;
Provenant de sa tête et jamais de son cœur;
Imagination plus creuse que profonde:
Telle est la jacobine errant dans le monde.

Eine Abschrift dieser beißenden, unfeinen Satire auf Mme de Staël befindet sich im handschriftlichen Nachlaß des Schweizer Pädagogen Johannes Büel von Stein am Rhein. Nachdem Büel von 1781—1801 als Pfarrhelfer, Lehrer und pädagogischer Schriftsteller mit anerkanntem Erfolg in Hemmishofen (Kanton Schaffhausen) gewirkt hatte, ging er nach dem Tode seiner Frau, einer Luise von Auleben, nach Gotha, wo ihm in der Familie seiner Gattin und am Hofe ein herzlicher Empfang zu Teil wurde. Der Herzog von Gotha gab ihm den Titel Hofrat und die Stelle als Bibliothekar in Altenburg. Er durfte jedoch seinen Aufenthalt nach Belieben wählen. Im Jahre 1803 übernahm Büel eine Hauslehrerstelle beim Grafen Brown in Wien. Er bekleidete sie von 1803 bis 1817. In dieser Zeit verkehrte er mit den vornehmsten Familien Wiens und besonders auch mit den damaligen Schriftstellern. Bei Caroline Pichler war er ein ständiger Gast.

Büel war also in Wien, als sich Mme de Staël in den Jahren 1808 und 1812 vorübergehend dort aufhielt. Er hat jedenfalls nicht mit ihr verkehrt, sonst hätte er hierüber an seine Freunde in der Schweiz berichtet, wohl aber mit den Kreisen, die Mme de Staël kannten oder über sie klatschten. Nach der Ansicht von Paul Gautier[1], des Verfassers von «Madame de Staël et Napoléon, Paris 1903,» beziehen sich die satirischen Verse auf den zweiten Aufenthalt in Wien. Nach ihrer Flucht von Coppet blieb Mme de Staël dort vom 6. Juni 1812 bis Ende des Monats. Da sie unschlüssig war, ob sie über Konstantinopel oder über Petersburg nach England reisen wolle, ließ sie durch den schwedischen Gesandten das Auswärtige Amt um einen Paß «sur la terre et sur l'onde» bitten. Sie mußte sich aber zum voraus entscheiden, und sie wählte den Weg über Petersburg. Durch ihren Aufenthalt im Jahre 1812 bereitete sie der österreichischen Regierung Verlegenheiten, und ihre baldige Abreise wäre erwünscht gewesen. Die Kreise der Emigranten und die in Wien niedergelassenen Franzosen haßten Mme de Staël als einstige Jakobinerin. Die vorliegende Satire in ihrer verletzenden Schärfe ist ein Ausfluß dieses Hasses. Nach Paul Gautier ist sie wahrscheinlich vom Marquis de Bonnay, einem Agenten Ludwigs XVIII, der als Verfasser von boshaften Versen in Wien bekannt war, geschrieben worden. Die Satire zirkulierte wohl nur in Abschriften; sie ist hier zum ersten Male veröffentlicht.

Frauenfeld (Schweiz). G. Büeler.

---

[1] Mitteilung an Herrn Prof. Philippe Godet in Neuchâtel.

EIN VERGESSENES WERK CHARLES DE COSTERS.

«Je suis de ceux qui savent attendre.» Ch. de Coster.

Die belgische Literaturgeschichte erkennt in dem großen Vlaamen französischer Zunge den Erwecker eigentlich nationaler Dichtung. Er hat lange darauf warten müssen. Er wußte es voraus: «Je m'estime tout juste dans le présent et beaucoup dans l'avenir»[1]. Sein Unglück als Mensch war, daß der Künstler in ihm die Gegebenheiten des Daseins nicht anerkennen wollte; sein Unglück als Dichter, daß er völkische Stoffe, vlaamische Dichtung französisch schrieb. — Den Deutschen blieb vorbehalten, ihm zu spätem Ruhm zu verhelfen. Durch vielfache Übersetzungen, vor allem des *Ulenspiegels* — «une sorte de *bible nationale*»[2] — ist Ch. de Coster seit 10 Jahren in den Blickpunkt literarischer Wertung gestellt. Selten aber ist seine Kunst Gegenstand der Untersuchung geworden. Noch fehlt eine de Coster-Forschung, obwohl schon 1908 Paul Hamelius schrieb: «Le modeste labeur des comparaisons de texte et de l'examen des sources peut donc commencer pour lui»[3]. Noch ruhen die wichtigsten Lebensdokumente unentdeckt oder unveröffentlicht in Brüssel und andernorts. Selbst die Drucke seiner Werke sind nur schwer zugänglich und z. T. nur in Einzelstücken noch vorhanden[4].

Bis heut unbeachtet geblieben ist auch die im Okt.-Heft 1870 der *Revue de Belgique* (VI. Bd. S. 81 bis 97) erschienene Novelle Charl. de Costers, *Caprice de femme*. Sie behandelt auf engstem Raum drei Themen, die miteinander wenig zu tun haben. Der Inhalt der sechs kurzen Kapitel sei zusammengefaßt:

Bei einem Teeabend in einem flandrischen Städtchen spricht der Held der Erzählung, Léon Tilburg, in hohen Worten über die Unsinnigkeit des Krieges an sich, gibt den Eindruck wieder, den der Einmarsch der Deutschen in Frankreich 1870 erzeugte, gießt die Lauge bitteren Spottes aus über Napoleon III., fordert von der neuen „Regierung des Rechtes“ einen zwischenstaatlichen Schiedsgerichtshof zur Bestrafung der Kriegsverbrechen und schließt die lange Rede mit einem Hymnus auf das geschlagene, aber freie Frankreich. — Diesen begeisterten Erguß nimmt seine Verlobte, Blanche Francken, zum Anlaß, um von ihm zu verlangen, daß er um Mitternacht auf der Brüstung der fensterlosen Glockenstubenöffnung des gegenüberliegenden Belfrieds stehend, neunmal eine brennende Fackel schwinge. Er verspricht's und führt es aus. — Während Tilburg auf luftiger

[1] Ch. Potvin, *Charles de Coster*. Sa biographie. Lettres à Elisa. Bruxelles 1894. S. 183, Nr 125.

[2] Francis Nautet, *Histoire des lettres belges d'expr franç*. Bruxelles 1892. S. 100, 121.

[3] *La Genèse de l'Ulenspiegel*. La Belgique, art. et litt. III, 13 (Aug.) 1908, S. 158.

[4] Das einzige in Deutschland öffentlich zugängliche Stück der *Contes brabançons* in der Münchener Staatsbibliothek ist „seit einer Reihe von Jahren abhanden gekommen“, und *Le Voyage de noces* überhaupt nur noch im Besitz weniger Privater.

Höhe steht, beschäftigen sich seine Gedanken naturgemäß mit Blanche, deren jugendfrische Gestalt mit dem launenhaften Köpfchen lebendig gezeichnet wird. Die Wendung zum Tragisch-Grotesken folgt unmittelbar: Die schwere Tür der Öffnung schlägt hinter T. zu. Das Moment der Spannung verlängernd, begleiten wir die hungrige Blanche in die Küche, wo sie allerhand schöne Sachen eßlustig verzehrt — eine bei de Coster ständig wiederkehrende Schilderung. Wir verstehen, wie die Sorglose ohne Ahnung der Gefahr nur einen Augenblick ihrem verzweifelt die Fackel schwingenden Verlobten zuschaut und sich dann, die Illumination beendet glaubend, zum Schlummer in die Linnen von Kortryk ausstreckt. — Tilburg aber gleitet auf der abschüssigen Brüstung aus, rutscht mit gestrecktem Körper hinab, doch ein mächtiger Fahnenhaken erfaßt seinen Rock und hält ihn über der Tiefe schwebend fest. Dabei entfällt ihm die Fackel und entzündet langsam den Holzstoß eines Bäckers, nahe bei Schnaps- und Petroleumläden. — T. durchlebt in der Langsamkeit der Stunden alle Qualen sinnberaubender Furcht und verzweifelnder Liebe, die Schrecken des Schwindelgefühls und der trostlosen Gegensätzlichkeit des erwachenden Frühlingsmorgens. Bei Sonnenaufgang steigt die Lohe des brennenden Holzstoßes hoch empor und entzündet Petroleumfässer und Alkoholbehälter in den Läden. Die Hilferufe der Besitzer erregen einen Volksauflauf; ein Amerikaner schießt auf Verlangen der Menge nach T., ohne ihn zu treffen; aber Blanche wird aus dem tiefen Schlaf der Jugend nicht geweckt. Soldaten und Feuerwehr befreien T. endlich aus der tragi-komischen Lage. — Im Polizeiverhör verschweigt er den wahren Beweggrund seines Abenteuers, nimmt die Haft auf sich und wird ein „interessanter Fall" für das Schwurgericht. — In der Zeichnung der Geschworenen und in der grotesken Rede des Staatsanwalts liegt eine beißende Satire des Rechtswesens. Durch verkehrte psychologische Zergliederung des Tatbestandes sucht dieser Tilburg als Neronatur hinzustellen und verlangt die — Todesstrafe. Der Erfolg seiner Rede ist wider Erwarten bei allen Lächerlichkeit, was ihn fassungslos macht. In der Verteidigungsrede verschweigt T. auch jetzt noch seinen wahren Beweggrund. Erst die herbeieilende Blanche, die am Morgen des Unglückstages nach Ostende abreiste und nur durch die *Indépendance* von der Anklage T.'s gehört hat, klärt schamhaft, aber freimütig den Sachverhalt auf. Beider Verhalten findet mitfühlendes Verständnis, außer beim Staatsanwalt. — Allgemeines Gelächter unterbricht die Verhandlung. —

In der ersten Fassung trug diese Erzählung den Titel *La Tour de Jef;* die Hauptpersonen hießen *Ida* und *Sanders*. Der bei der Veröffentlichung gewählte Titel gibt den deutlicheren Hinweis auf die innere Handlung, der erste mag De Costers Absicht mehr entsprochen haben, die Ereignisse um den düstern Belfried zu gruppieren. Sein Name ist umgeändert in *Jansturm*. Die erste Bezeichnung begegnet in de Costers Hauptwerk in ganz anderer Beziehung: Ulenspiel nennt seinen gefundenen Esel *Jef* Die Namensänderung *Sanders* in *Tilburg* mag auf den Helden seines *Ulenspiegels* zurückzuführen sein. Der neue Vorname ist allem Anschein nach eine

Erinnerung an seinen «meilleur ami» *Léon Jouret* (Brief 19, 22)[1], und «Blanche» ist jedenfalls eine Verbeugung vor den französischen Lesern der *Revue*. Bezeichnend sind diese kleinen Züge der Änderung deutscher Namen in französische immerhin unter dem Gesichtswinkel der Erscheinungszeit: 1870.

Die Entstehung aber fällt lange vor die Veröffentlichung, in die Zeit zwischen dem Erscheinen der *Contes brabançons* 1861, einer Sammlung von teilweise schon in der Zeitschrift *Uylenspiegel* erschienenen und umgearbeiteten Erzählungen und Gedichten in Prosa, und dem des *Ulenspiegels* 1867. Da *La Tour de Jef* im Briefe eines Freundes vom 8. 11. 1865 und im Schreiben de Costers an den Minister vom 2. 6. 1866 als fertig zum Druck erwähnt wird[2], entstand sie also in den Jahren 1861—64, da de Coster als «employé de la commission royale chargée de la publication des lois anciennes» tätig war.

De Costers Freunde waren beunruhigt über sein langes Schweigen als Dichter. Aber er sollte auch nichts veröffentlichen, was den *Légendes flamandes* (1858) unebenbürtig wäre. Schon war auch seine Arbeit am *Ulenspiegel* im literarisch-künstlerischen Freundeskreis bekannt geworden[3]. Sein literarisches Ansehen stand auch der Veröffentlichung von *La Tour de Jef* hindernd im Wege. Des Verdienstes wegen — 1864 hatte er den Beamtenposten aufgegeben — bot er sie Zeitschriften an. Die Spalten des belgischen *Précurseur* verweigerte ihm sein Universitätsfreund Alph. Van Camp: «Vous m'offrez un manuscript et vous me dites: Imprimez. Mais réfléchissez que l'importance de cette publication est énorme; elle peut compromettre celle d'Ulenspiegel . . .» (Br. v. 8. 11. 65.) Durch seinen Freund Félicien Rops, den bedeutenden belgischen Radierer, will er sie im Pariser *Journal pour tous* unterbringen. Doch der schreibt ihm: «Je n'ai pas envoyé ton conte, parce que *Merimée* enverrait sa *Colomba*, qui vaut mieux que *la Tour de Jef*, au *Journal pour tous*, que le *Journal pour tous* refuserait Colomba et prendrait le dernier roman de M. Stapleaux, ce en quoi M. Stapleaux et le *Journal pour tous* sont dans le vrai»[4].

Zur Beurteilung der Novelle liegt uns die erste Fassung nicht vor (und dürfte auch kaum mehr existieren). Aus Van Camp's

---

[1] Ch. Potvin a. a. O. S. 105, 107.

[2] mit *Les Bohémiens* (gedruckt wahrscheinlich 1862. S. Vorwort zur Verdeutschung v. A. Kippenberg, Gent, Privatdruck), *Mary et Jack, Histoire d'une abeille. Le Cheval du Colonel* (von denen wenig oder nichts mehr existiert) und *Le Voyage de noces* (erschienen 1870 oder 72).

[3] Wahrscheinlich hat die von seinen Freunden F. Rops und L. Weber herausgegebene politisch-satirische Zeitung *Uylenspiegel* (1856) ihren Titel von der Beschäftigung de Costers mit diesem Volksstück, nicht umgekehrt. (s L. Ehlen, Ch. de Coster. Mittlg. d. lit.-hist. Gesellschaft. Bonn, 7. Jahrg, 1912, 4/8, S. 185.)

[4] Ch. Potvin a. a. O., S. 47.

Brief[1] ist aber zu schließen, daß sich *La Tour de Jef* im Hauptteil von *Caprice de femme*, außer in Stilverbesserungen, nicht unterschied. Aber de Coster fügte ihm in der in der *Revue de Belgique* veröffentlichten Form eine lange Einleitung und — *hinter* den am Schluß stehenden Verfassernamen — ein kurzes auf diese Einleitung bezugnehmendes Nachwort bei. Ich vermute, daß gerade diese auf die Zeitereignisse zugeschnittenen Hinzufügungen es waren, die die Aufnahme in die *Revue* bedingten, obwohl sie den künstlerischen Wert mindern und den Hauptfehler der Erzählung vergrößern. Dennoch ist sie als Ganzes, trotz ihrer Bescheidenheit gemessen an de Costers Hauptwerk, von Bedeutung für die Kenntnis und Beurteilung

1. von De Costers Auffassung eines großen Zeitereignisses (1870/71), die wie aus andern Dokumenten bisher nicht gewinnen konnten;

2. seiner künstlerischen Entwicklung, da sie Keimzellen seiner dichterischen Stoff- und Stilbehandlung enthält.

Wie Camille Lemonnier, heimgekehrt von den Schreckensgefilden des 1. September, am 31. 12. 1870 unter die Handschrift seines *Sedan* das Geständnis setzte: «Le sang est bon à quelque chose, s'il nous donne *la République* l'an qui vient», so ist auch de Coster's Auseinandersetzung mit dem Krieg 1870 in der Einleitung unserer Erzählung ein Bekenntnis zur republikanischen Staatsform, ein Protest gegen Kriege ehrgeiziger Monarchen, die Völker irreführen. — Die Meinung der belgischen Gesellschaftskreise: «Politique, c'est boutique» läßt de Coster nicht gelten. Sie ist vielmehr «boucherie où l'on trafique de chair humaine», gegen deren Furchtbarkeit kein Nicht-sehen-wollen hilft, sondern nur der entschlossene Wille des freien Volkes, die Ketten Napoleonischer Regierung abzuschütteln. Diese Erkenntnis sei die Frucht der Niederlage, zugleich die Gewißheit, daß sie «remplacera, comme Dieu l'eût fait, *le gouvernement de la force* par le *gouvernement du droit.*» Von der dritten Republik erwartet de Coster das Heil, und in ganz modernem Sinne zwischenstaatliche Auslieferung der Kriegsverbrecher und Verbannung der Schuldigen ins „Pfefferland". Der Hauptschuldige ist für ihn Napoleon III., den er mit Haß und Spott bis in die Gefangenschaft verfolgt. Er hat König Wilhelm zum Kriege gereizt. Er ist der große Komödiant der «gloire» bei Saarbrücken und auch bei Sedan und noch auf Schloß Wilhelmshöhe. Beißendere Ironie hat selten ein Schriftsteller über Napoleon III. ausgegossen als hier de Coster, der französisch schreibende Vlaame. Aus allem aber klingt seine große Liebe zum Volke, zum französischen Volke im besonderen. Nicht zur «bourgeoisie», und den «paysans propriétaires»; «ils aiment César et le foie gras. Laisse les manger et rêver une restauration». De Coster prophezeit dem geschlagenen Ehrgeiz dieses Volkes Genugtuung durch den „großen Feldherrn" und den „großen Sieg". — Die Stellung unseres Dichters zum deutschen Volke und seinem Siege wird gekennzeichnet durch die Bewunderung der Gewalt des Einmarsches und der Kraft des *deutschen Gedankens*. «C'est l'océan de la grande *idée allemande*». Der Künstler in ihm bestaunt den

[1] Mitgeteilt von Ch. Potvin, *Revue de Belgique* 1879. S. 177/78.

Mann, der sie leitet: *Moltke*, und mit dem Blick des Dichters und Politikers sieht er die unerschütterliche deutsche Einheit des Reiches voraus. — Romanisches Fühlen und germanisches Denken sind also n de Coster vereinigt. Daß er es als königlich belgischer Beamter — 1870 wurde er zum «professeur d'histoire générale et de littérature française» an der Kriegsschule in Brüssel ernannt — wagt, ein solches Bekenntnis zur Republik und gegen Herrscherwillkür zu schreiben, kennzeichnet den Sinn des Dichters des Geusenkampfes. Daß die lange Rede des Helden Léon Tilburg, tatsächlich Bekenntnis de Costers ist, erhellt aus dem Nachwort zur Erzählung unterm 25. 9. 1870, in dem er auch seinen geliebten *Roman de Renard* zitiert mit Beziehung auf die von ihm ersehnte Freiheit:

«Entre la bouche et la cuiller
Advient souvent encombrier».

Diese Gesinnung — eine der großen Gegensätzlichkeiten im Leben des Aristokraten — datiert schon aus seiner Frühzeit[1], wurde genährt durch das Studium des Volkes[2], äußerte sich in seinen Glossen zur Zeitgeschichte im *Uylenspiegel* und kommt zuerst in *Smetse Smee (Lég. flam.)* dann im *Ulenspiegel* zu mächtiger dichterischer Gestaltung als Kampfruf gegen Philipp II.

So wichtig die der Erzählung vorangestellte, lose mit ihr verknüpfte Einleitung für die Kenntnis der Wesensart des *Menschen* de Coster ist, so nachteilig wirkt sie auf die Wertung der Erzählung als Kunstwerk ein. Sie vergröbert den Hauptfehler, den Alph. Van Camp in seiner Analyse der Erzählung (Br. v. 8. 11. 1865) aufdeckt: Das Selbstgespräch des am Turm aufgehängten Liebhabers ist zu lang, und dadurch wird die Spannung des Schreckens abgeschwächt Wenn nun der Dichter dazu noch eine lange Rede als Einleitung und an den Schluß den «long, épais et formidable morceau d'éloquence» des Staatsanwalts setzt, so zeigt das deutlich, daß er die Stilform der modernen Erzählung nicht gemeistert hat. Er hat lange um sie gerungen[3], ehe er seinen eigenen Stil fand, den der *Légendes*, «le vieux langage français, le seul qui traduise bien le flamand»[4], (u. z das Altvlaamische, das er besser verstand als das moderne). In diesem hat sich jenes Gesetz seines Schaffens zur höchsten Blüte künstlerischer Form entwickeln können, das hier die Grenzen moderner Prosadarstellung sprengt: Die Neigung und Kraft zur szenenartigen Gestaltung. Auch in *Caprice de femme* stehen die sechs (oder fünf) Bilder bald mehr, bald weniger knapp umrissen vor dem Auge des Lesers, aber er merkt noch die Fugen, die der Stoff innerlich nicht verträgt. Die grausige Turmszene sollte der bewegende Höhepunkt werden, aber durch die Einführung der Gestalt Blanches wird der Blickpunkt verschoben — Dazu kommt, daß die andere Seite de Costerscher Darstellungskunst: der Hang zur Übertreibung, zum Grotesken, in der Turmszene er-

---

[1] *Lettres à Elisa* 1854, Potvin Nr. 85, 86.
[2] Ebd. 1858. Nr. 116.
[3] In *Contes brabançons* und *Le Voyage de noces*.
[4] De Coster, *Conférence manuscrite*, bei Potvin a. a. O. S. 34, 39.

schütternd wirkend, dem letzten Bilde — der Gerichtsszene — als der Satire einer Allgemeinerscheinung ihre sittlich-reinigende Kraft nimmt. Was dort als typisch gedacht war, wird singulär. Die groteske Verzerrung scharf gesehener Natur dient nur dazu, kleine realistische Züge auf den Staatsanwalt zu häufen, um ihn dem Gelächter preiszugeben und den guten Ausgang der Erzählung als sicher hinzustellen.

Diese Schwächen aber zeigen gerade, worin die Absicht des Dichters lag. Van Camp erkannte richtig, was de Coster am Stoff und seiner Darstellung gereizt hat: das Seltsam-Abenteuerliche, die *Eulenspiegelei*. Sein Geist und sein Stil lebten zur Zeit der Abfassung schon im Stoffgebiet des „Ulenspiegels". Er hat in der vorliegenden Erzählung versucht, den Eulenspiegelcharakter im Modernen zu fassen. (Später gestalte er ihn durch Umsetzung aus dem 14. ins 16. Jahrh.) Ein wenig vom Geist des großen „Thyl" lebt im kleinen Freiheitsredner Tilburg: der feine Hauch der Selbstironie in der tragi-komischen Lage; visionäres Schauen und Schildern nächtlich-gespenstischer Szenen deuten auf *Ulenspiegel* hin. Nicht überrascht nun, daß mitten in dieser Eulenspiegeliade eine alte Volkslegende anklingt. Der Hintergrund der Erzählung, der alte Belfried, reizte de Coster offenbar zu dieser Verknüpfung: Der Teufel will aus Rache den Belfried anzünden, und darum entfällt Tilburg die Fackel. Der Teufel sitzt auf dem Holzstoß, der zu brennen beginnt, und lacht grinsend in seinem Element über sein Werk. Das ist echt de Costersches Stilmittel.

Andererseits aber zeigt unsere Erzählung (wie später nur noch *Le Voyage de noces*), daß in de Coster „die Neigung zu scharfer, satirischer, überhaupt realistischer Beobachtung modernen Lebens"[1] ebenso kräftig ist wie die Fähigkeit, die seltsame Gedankenwelt der Legenden, Chroniken und Historien neuschaffend zu gestalten. Den Blick für die Eigenarten der Gattung Mensch beweist er in der Zeichnung der Typen des Gerichtssaales. Die hat er gesehen, als er 23 jährig die Universität Brüssel bezog, um Jura zu studieren, (was er aber bald aufgab, denn «Je n'ai pas une tête scientifique, moi!» Br. 73). Die Lüftung der feierlich-melancholischen Amtsmasken der Geschworenen — «toutes les variétés de l'éspèce animale depuis le tigre jusqu'au mouton en passant par le singe; mais le mouton dominait» — und der Richter, die genauen Angaben der charakteristischen Bewegungen des schwitzenden Redners im Talar, nicht minder die bis ins kleinste gehende Schilderung der Gestalt Blanches und ihrer Wesensart sind Ergebnisse seiner Beobachtungsgabe für Menschen, von der er selbst sagt: «J'analyse, je commente, je sonde leurs moindres paroles, l'intention de ces paroles, les gestes, les regards, . . . je les compare entre eux, . . . je leur bâtis des caractères, . . . je les devine souvent . . .» (Brief 37).

Die lebensvolle Darstellung Blanches aber ist zugleich auch innerstes Erlebnis. Sie ist Nachklang, letzte dichterische Verklärung

---

[1] Leo Ehlen, Charles de Coster. *Mittlg. d. lit.-hist. Gesellschaft*, Bonn. 7. Jahrg, 1912, Heft 4 u. 8, S. 90.

jenes Mädchens (Elisa), das durch mancherlei "Caprices" sieben Jahre lang seine Liebe oft auf harte Proben stellt. Durch Hunderte seiner Briefe an sie klingt in immer gleicher Eintönigkeit dieselbe Melodie wie in unserer Erzählung: «Je t'aime follement». Die Schilderung der Liebe zwischen Tilburg und Blanche lesen wir in seinen Briefen an Elisa oft wörtlich wieder: Die Scheu, vor den Augen der Leute ihre Zuneigung zu zeigen, die innere Glückseligkeit im Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und wiederum die «douce folie d'amour, la meilleure de toutes les sagesses», der starke Hinweis auf das Glück der Ehe und der Familie. Blanches Augen sind die seiner Elisa; Elisens frohe Heiterkeit, ihr frisches Lachen leben in Blanche. Ihre Launenhaftigkeit ist ähnlich, mit dem Unterschied, daß sie bei Elisa Ausdruck eines südlichen Temperaments war («Espagnole, comprends ton bleuâtre Allemand!» Br. 54), während er in Blanche den Typus der liebenswerten *deutschen* Mädchenhaftigkeit sieht und in ihr die Erinnerung an Elisa idealisiert, ähnlich wie er *Nele*, Ulenspiegels Geliebte, darstellt. So kann auch von Blanche gelten, was er von den Liebesszenen in *Le Voyage de noces* sagt: «Tout est pris sur nature»[1], auch sie ist eine von seinen Heldinnen, die er nennt «des hymnes à la louange de la jeune fille, de la femme, de la mère»[2].

Aus der Würdigung des künstlerischen Wertes der vorliegenden Erzählung de Costers erkennt man die Berechtigung des Wortes *Fr. Nautet* über den Dichter: «Le peintre de mœurs modernes fut sacrifié à l'écrivain archaïque»[3].

Patschkau i. Schl. ARTHUR ZOBEL.

DIE HERKUNFT VON ALBERT SAMAINS «INFANTIN».

Der erste Band von Albert Samains' Gedichten trägt den Titel *Au Jardin de l'Infante* und wird eingeleitet durch ein unbenanntes Gedicht mit dem Anfange:

«Mon âme est une infante en robe de parade,
Dont l'exil se reflète, éternel et royal,
Aux grands miroirs déserts d'un vieil Escurial,
Ainsi qu'une galère oubliée en la rade.»

Es wird dann eine weibliche Gestalt geschildert, die so ziemlich alle Züge Samainscher Eigenart trägt: schwermütig, träumerisch, versonnen, ergeben, sanft, gelassen, dem Mitleid zugänglich, nicht ohne einen gewissen Stolz, unter düstern Erinnerungen seufzend, zuweilen auch von stolzen Herrschgelüsten ergriffen, aber bald aus Furcht vor der rohen Menge in stumpfe und stumme Untätigkeit versinkend, schreitet sie durch stille Säle und berauscht sich an geheimnisvollen Worten, oder sie steht bleich am Fensterkreuz, eine Tulpe in der Hand.

[1] Potvin, a. a. O., S. 6.
[2] *Etude manuscrite sur sa Légende d'Ulenspiegel*, bei Potvin a. a. O., S. 25.
[3] a. a. O., S. 136.



Diese Gestalt, die wir in der Tat noch in manchen Gedichten des nach ihr benannten Bandes, aber auch sonst in Samains Werken — abgesehen besonders von *Aux Flancs du Vase* — nach einzelnen Zügen wiederfinden, ist der Dichter selbst, der sich hier so genau und reich zeichnet wie irgendwo sonst. Daß er sich für *fertige* fremde Gestalten ausgibt, kommt auch sonst vor, und zwar bei seiner besonderen femininen Art auch bei weiblichen Gestalten. So ist ein gutes Gegenstück zur Infantin Galswintha, die unglückliche Gotenprinzessin, der Samain ein Sonett gewidmet hat mit dem Ausgang:

«O toi, qui pour l'exil ainsi fus désignée,
Que de fois j'ai baisé ta face avec ferveur,
Blanche morte étendue au plus doux de mon cœur,
Vase mélancolique, ô Galswinte, ma sœur (Inf., Galswinte).»

Ein weiterer Fall ist die Gleichstellung mit Herodes:

«Des soirs fiévreux et forts comme une venaison
Mon âme traîne en soi l'ennui d'un vieil Hérode (Inf., des soirs . . .)»

und

«Mon cœur est comme un Hérode morne et pâle (Chariot d'Or, Mon cœur . . .).»

Nun fragte ich mich, wo ist die fertige Infantin zu finden, mit der sich Samain gleichstellen konnte, denn eine so reiche und reife Gestalt schafft man nicht leicht mit der bloßen Einbildungskraft. Ich dachte gleich an die Königin von Spanien im *Ruy Blas* Viktor Hugos. Die vielen Ähnlichkeiten beider Gestalten liegen auf der Hand, und die Wahrscheinlichkeit, daß Samain das berühmte Stück Hugos kannte, ist unbestritten; aber wie ist der durchschlagende Nachweis zu erbringen, daß Samain hier tatsächlich aus Hugo geschöpft hat? Es genügt nicht die Tatsache, daß in *Ruy Blas* II, 1 wie im Eingangsgedicht der „Infantin" von Gemälden an der Wand, sowie von «parc» und «marbres» die Rede ist. Was aber den vollen Beweis bringt, ist das Vorkommen der nicht gerade gewöhnlichen Gestalten der *lavandières*, der Wäscherinnen, die in ganz überraschend ähnlicher Weise in *Ruy Blas* II, 1 und — in einem Gegenstück zum Eingangsgedicht der «Infantin» vorkommen, nämlich in einem der *Poèmes inachevés* Samains, die im zweiten Bande seiner Gedichte, genannt *Aux Flancs du Vase*, als Anhang abgedruckt sind, einem unbenannten Gedicht mit dem Anfang: «Dans la salle aux tiédeurs féminines d'église . . .» In diesem allegorischen Gedicht, das gleichfalls einen Ausbund Samainscher Eigenheiten und damit ein Programm darstellt, sind des Dichter „intime Gedanken" als ernste, traurige, schweigende Frauen dargestellt, die in einem dunkelnden Saale versammelt sind. Es sind «Mélancolie, Amertume, Espérance, Abolie, Souvenir, Exil, Renoncement, Volupté, Lassitude, Découragement und Indifférence.» Hier ist gleichsam die Infantin gespalten und in zehn Gestalten zerlegt. Auch hier findet sich der Park, es reimt wie bei Hugo *arbres* mit *marbres*, und Samain wiederholt sich selbst mit *horizons lointains* (hier) gegenüber *nobles horizons* („Infantin"). Was aber, wie gesagt, allein schon entscheidend ist, ist die gleichartige Verwendung der vorbeiziehenden *lavandières*. Bei Hugo hört

man, als die Langeweile der Königin aufs höchste gestiegen ist, plötz lich (und gegensätzlich) *un chant éloigné*, desgl. bei Samain *voici s'élever*, *là-bas . . . La sonore chanson*, und die Königin (Hugo) wie die traurigen Frauen (Samain) hören zu und verspüren die gleiche Wirkung auf ihre Seele: die Lust zu Leben und Liebe.

Der Wäscherinnen.Lied selbst ist nur bei Hugo mitgeteilt, wir finden es aber wieder, wenn auch völlig verändert und erweitert in einem andern der *Poèmes inachevés* Samains mit dem Anfang: «Dans l'air frais du matin où s'effare la feuille.» In Hugos Lied wird zur Geliebten gesagt: «L'oiseau le plus tendre Chante dans ta voix . . . La plus pure étoile Brille dans tes *yeux* . . . La fleur la plus belle Fleurit dans ton *cœur*» und ähnlich so bei Samain: «Dans l'air frais du matin... Dans l'innocence en fleurs des jardins... Je retrouve, ô ma sœur, la douceur de tes *yeux*, später Les Parfums... c'est dans ton *cœur* que je les sens.» Wegen engerer Übereinstimmung vgl. man noch: «Qu'avril renouvelle Le jardin en fleur (Hugo) mit Le printemps . . . Le renouveau (Samain).»

Es ergibt sich so die Tatsache, daß Samain in der Königin des *Ruy Blas* wie in Galswintha seine mystische Schwester gefunden hat, und daß er, von dieser Gestalt begeistert, ziemlich vorsichtig, aber doch klar ersichtlich *Ruy Blas* II, 1 zu mindestens drei Gedichten benutzt hat. Eine weiter ausgreifende Untersuchung wird sicherlich noch weitere Entlehnungen Samains bei Hugo zutage fördern. Als bloße Vermutung sei ausgesprochen, daß der Name Ilda, wie eine andere seiner mystischen Schwestern heißt (Chariot d'Or, Ilda), vielleicht auf das reizende Edelfräulein der Königin, Casilda, das neben ihr im Vordergrunde spielt, zurückgeht. Die nordische Ilda ist zwar dem Edelfräulein ganz ungleich, aber dafür ist ja auch der Name geändert. Samain hätte dann unbewußt die heitere, entzückende Südländerin zur traurigen, schweigsamen Nordländerin und damit seiner Seelenfreundin umgeschaffen, ganz gemäß seiner Vorliebe für das Traurige:

«La tristesse nous hante avec sa robe grise,
Et vit à nos côtés comme une grande sœur (Inf., Douleur).»

Breslau. Hermann Breuer.

DIE „ABENDMESSE" IN „ROMEO UND JULIET".

Im 4. Akte, 1. Szene, richtet Julia an den Mönch die Frage:

„Are you at leisure, holy father, now,
Or shall I come to you at evening mass?"

Auf diese Stelle weist Prof. Brandl in seiner trefflichen Shakspere-Biographie (Shakspere, Berlin 1894, S. 8) hin, indem er sagt: „Wenn Shakspere von den Anschauungen und Gebräuchen der katholischen Kirche noch gute Kenntnisse zeigt, *abgesehen von der rätselhaften ‚Abendmesse' in Romeo und Julia*, ist das eigentlich nicht für seine Überzeugung charakteristisch, sondern für die Sitten und Leute der Übergangszeit, unter denen er aufwuchs."

Der Verfasser wollte damit anscheinend sagen, daß Shakspere, wenn er Katholik gewesen wäre, doch bestimmt wissen mußte, daß

es „Abendmessen“ nicht gibt. Der Begriff „Abendmesse“ dünkt ihm rätselhaft.

Schlegel übersetzt "evening mass" mit Vesper. So erklärt auch Delius (II, 198) und A. Schmidt (Sh-Lex.).

Einen überzeugenden Nachweis, daß es „Abendmessen“ früher gegeben hat, bietet ein Artikel in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon VIII. Bd, S. 1311 ff. Da heißt es: „Missa.. verlor in der Folge seine Grundbedeutung bis dahin, daß es, zumal in der Form der Mehrzahl, missae, Bezeichnung für den öffentlichen Gottesdienst überhaupt, für das feierliche Stundengebet und für einzelne Teile derselben wurde. Neben der Missae matutinae und Missae vespertinae, der Matutin und Vesper, werden bei Cassian und in der Regel des hl. Benedikt selbst die Lesungen des canonischen Offiziums Messen genannt.“

Das Wort "evening mass" dürfte damit seinen rätselhaften Charakter verloren haben. "Evening mass" ist geradezu eine wörtliche Übersetzung des missa vespertina.

Kaiserslautern. K. Wimmer.

LEITSÄTZE DES ALLGEMEINEN DEUTSCHEN NEUPHILOLOGENVERBANDES (A. D. N.-V.).

Angenommen auf der XVII. Haupttagung in Halle (4.—6. Okt. 1920).

I. Leitsätze über „die durch den Krieg geschaffene allgemeine Lage der neusprachlichen Wissenschaft in Deutschland.“

1. Die Erfahrungen während des Weltkrieges haben gezeigt, daß die deutsche Neuphilologie mehr als bisher zur kulturhistorischen Einstellung überzugehen und insonderheit auch die Geschichte sowie die geistigen, wirtschaftlichen und politischen Bestrebungen der Fremdvölker zu beachten hat. Dabei sind die Kulturverhältnisse des 19. und 20. Jahrhunderts stark zu betonen, aber nicht als schlechthin gegebene, sondern als Produkte einer historischen Evolution zu erfassen.

Bei aller Beschäftigung mit der Fremdkultur muß oberster Grundsatz sein, mehr als bisher das deutsche Volk gleichweit von kritikloser Überschätzung wie von gedankenloser Unterschätzung fremdvölkischer Kultur- und Kraftleistung zu bewahren.

2. Da der Kriegsausgang den angelsächsischen Staaten England und Amerika eine ausgesprochene wirtschaftliche Vormachtstellung in der ganzen Welt auf lange Zeit gesichert hat, ist auch für das deutsche Volk von allen Fremdkulturen die englisch-amerikanische die wichtigste geworden.

3. Eine Erweiterung der neuphilologischen Studien ist in der Weise zu erstreben, daß auch den Kulturverhältnissen in Italien, Spanien, Latein-Amerika, in den englischen Kolonien und den Vereinigten Staaten von Amerika und endlich in unseren östlichen Nachbarstaaten, vor allem Rußland, größere Aufmerksamkeit als bisher zugewendet wird.

4. Die Beschaffung des wissenschaftlichen Arbeitsmaterials an fremdsprachlichen Büchern ist durch die Valutaverhältnisse auf lange Jahre hinaus sehr erschwert und für den Einzelnen zum Teil unmöglich gemacht. Es ist daher zu fordern, daß die öffentlichen Bibliotheken der Anschaffung fremdsprachlicher Literatur erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden.

5. Es ist nach Kräften Sorge zu tragen, daß wissenschaftliche Fachbibliotheken im Todesfall ihres Besitzers nicht zur öffentlichen Versteigerung oder zum Verkauf an den Buchhandel gelangen, weil dadurch bei den jetzigen Valutaverhältnissen die mit viel Liebe und Mühe gesammelten Spezialbibliotheken, die an sich ein wissenschaftliches Arbeitsmaterial allerersten Ranges darstellen, ganz und gar an das kaufkräftige Ausland verschleudert werden. Ein Eingreifen der Reichsregierung ist unbedingt geboten.

II. Leitsätze über „die Vor- und Weiterbildung der Neuphilologen mit Rücksicht auf die jetzigen Verhältnisse“.

1. Die Lektorenstellen sind zu vermehren und zwar sind, wie in Preußen nach dem Min. Erl. vom Jan. 1919, für die einzelnen Fremdsprachen grundsätzlich zwei Lektoren, je ein Deutscher und ein geborener Franzose (Engländer) anzustellen. Ferner sind nach Einreihung der betreffenden Sprachen unter die Prüfungsfächer an allen Universitäten Lektoren für Italienisch, Spanisch, Dänisch, Russisch, Polnisch anzustellen.

2. An größeren Universitäten sind außerdem Hilfskräfte für Konversations- und Übersetzungsübungen anzustellen, die greifbaren Erfolg nur bei Bildung von kleinen Teilnehmergruppen versprechen.

3. Auch die Professuren sind zu vermehren: das Englische um eine, das Romanische wegen seines viel größeren Umfanges und der zahlreichen dazu gehörenden Sprachen um zwei planmäßige Professuren. Durch eine schematische Trennung der Lehraufträge nach Sprachen oder Disziplinen müßte hierbei in erster Linie dafür gesorgt werden, daß die wichtigsten Vorlesungen in nicht zu langen Zwischenräumen wiederkehren. Die Einrichtung von weiteren Professuren der slavischen Philologie ist dringend erwünscht.

4. Der Lehrbetrieb selbst ist zu vertiefen durch Verstärkung der Übungen jeglicher Art (philologische, sprachwissenschaftliche, literaturgeschichtliche, volkskundliche) innerhalb wie außerhalb des Seminars.

5. Die Seminarmittel sind erheblich zu vermehren, nicht nur wegen der Preissteigerung für Bücher und Bücherbinden, sondern auch weil die Mittel schon vorher unzureichend waren und die Berücksichtigung von Geschichte und Landeskunde abermals neue Aufwendungen erfordert.

6. Wünschenswert ist eine stärkere Berücksichtigung der wissenschaftlichen Bedürfnisse der Neuphilologen durch die Vertreter der Nachbarfächer (Geschichte, Kunstgeschichte, Erdkunde, Staatswissenschaften) in den Vorlesungen.

7. Da für die Weiterbildung der schon im Unterricht stehenden Neuphilologen dieselben ungünstigen Bedingungen wie für die Stu-



dierenden bestehen, muß auch hier für Ersatz des Auslandaufenthalts gesorgt werden:

a) durch regelmäßig jährlich stattfindende, mindestens 8—14 Tage dauernde Ferienkurse über alle in der Prüfungsordnung genannten Gebiete, wozu die Mittel von Staat und Gemeinde — unter Mitverwendung der bisher ausgeworfenen Auslandsstipendien — aufgebracht werden müssen;

b) durch Beurlaubung von Oberlehrern — unter Fortbezug des Gehalts — auf ein halbes oder ein ganzes Jahr an eine Universität, deren Wahl dem Beurlaubten freistehen soll;

c) durch praktische Übungen junger Philologen unter Leitung von Studienräten an den Schulen.

III. Leitsätze über „die Stellung des neusprachlichen Unterrichts in der Schule."

1. Der A.D.N.-V. hält es für unbedingt erforderlich, an der Reform des deutschen Schulwesens mitzuarbeiten. Zwar sind als allgemeine Richtlinien auch fernerhin die bisherigen Ziele des neusprachlichen Unterrichts zu beachten, nämlich

a) als allgemeine Ziele:

α) Verständnis der Kultur und des Geisteslebens der großen Kulturvölker der Gegenwart und damit Förderung des Verständnisses der eigenen Kulturentwicklung und des eigenen Volkscharakters,

β) geistige Schulung,

γ) sittlich-ästhetische Bildung.

b) als besondere Ziele im Rahmen des Faches: Verständnis wertvoller Literaturwerke, Verstehen des gesprochenen Wortes, ausreichende Fähigkeit zu mündlichem und schriftlichem Gedankenausdruck, gründliche lautliche und grammatische Schulung.

Da sich jedoch gerade in den letzten Jahren die Kenntnis der fremden Kulturen und Volkscharaktere als gänzlich unzureichend erwiesen hat, so ist das Ziel, das sich der neusprachliche Unterricht hierin schon bisher gesetzt hatte, noch weit schärfer zu betonen.

2. Vom nationalen Standpunkte aus ist zwar eine Verstärkung des Deutschen — besonders im Hinblick auf die früheren Lehrpläne — für manche Schularten und Länder noch erwünscht, doch darf sie nicht durch Benachteiligung der neusprachlichen Fächer erfolgen, da gerade diese eine innere Stärkung des Deutschen in sich schließen und durch eine Einschränkung der neueren Sprachen so mittelbar eine Schädigung des Deutschen eintreten würde, auch sonst die Forderungen der Gegenwart eine Einschränkung des neusprachlichen Unterrichts nicht zulassen.

3. Die Rücksicht auf die Einheitsschule macht in dem äußern Aufbau weitgehende Änderungen nötig:

a) Ein organischer Aufbau des gesamten Schulwesens mit reichen Übergangsmöglichkeiten verlangt, abgesehen von besonderen Einzelfällen, Eingliederung aller höheren Schulen, also ge-



meinsamen Unterbau. Demnach ist in diesem als erste Fremdsprache eine neuere Sprache zu lehren.

b) Um den Zielen wissenschaftlichen Sprachunterrichts gerecht zu werden, darf die Grundschule höchstens vier Jahre umfassen, so daß spätestens im fünften die erste Fremdsprache einsetzt.

c) Eine Einschränkung der höheren Schule auf sechs Jahre ist unbedingt zu verwerfen. Es muß auch der Unterbau und Mittelbau mit dem Oberbau der höheren Schulen organisch verbunden bleiben, um die Stetigkeit wissenschaftlicher Methode und die Einheitlichkeit des Lehrgangs zu gewährleisten.

d) In Schulen mit *einer* Fremdsprache muß diese eine neuere sein.

4. Für den sprachlichen Aufbau sind im einzelnen folgende Forderungen zu stellen:

a) In allem Sprachunterricht ist der wissenschaftliche Charakter zu wahren; den Unterricht haben deshalb Akademiker auch in den Unterklassen zu erteilen.

b) Die für die deutsche Schule notwendigen neueren Fremdsprachen sind Englisch und Französisch, die grundsätzlich gleichzustellen sind. Daneben sind nach örtlichen Bedürfnissen auch andere Sprachen, wie Spanisch, Italienisch, slavische und germanische Sprachen zuzulassen.

c) Bei einer Gabelung der Oberklassen des Realgymnasiums und der Oberrealschule haben in dem sprachlich-historischen Teil die neueren Sprachen eine entscheidende Verstärkung zu erfahren.

ABWEHR.

Die Behandlung, die meinem Buch über La Fontaine und sein Fabelwerk, Heidelberg 1919, durch Schultz-Gora im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen“ widerfahren ist, verlangt eine Abwehr.

So dankbar ich für die Berichtigung von Irrtümern bin und anerkenne, daß Sch.-G. wenigstens *einen kleinen* tatsächlich erwischt hat (über das Schweigen der La F.-Erklärer, S. 124 meines Buches), so kann ich seinen übrigen Ausstellungen gegenüber den Eindruck nicht los werden, daß sie aus purem Widerspruchsgeiste stammen. Der Kritiker wirft mir subjektive und apodiktische Art vor. Will er diese angebliche Unart strafen, indem er sie überbietet? Man darf es vermuten, denn aus einer literarhistorischen Deutung und Darstellung, in der alles auf den Zusammenhang ankommt, reißt er immer nur einzelnes heraus und kanzelt es ab. Dies ist leicht und liegt besonders nahe, wenn man, wie *er*, noch nie auf diesem Gebiete durch eigene Leistung den Sinn für die philosophische und ästhetische Natur solcher Zusammenhänge aufgebracht, noch überhaupt ein tieferes Interesse oder Verständnis dafür bekundet hat. Wie frisch auf diesem Gebiete der sonst so verdiente Textkritiker und Grammatiker Schultz-Gora ist, mag man daraus ersehen, daß er hinter den schlichtesten Tatsachen und bekanntesten Theorien der Literaturwissenschaft gesuchte Geistreicheleien meiner

Subjektivität vermutet. Daß in den Wörtern der menschlichen Sprache kleine Fabeln, d. h. Gleichnisse, Metaphern und Parabeln stecken, ist ein Gedanke, den *vor* mir schon so viele Forscher und Denker ausgesprochen haben, daß man nicht mehr damit geistreicheln kann, wie ich S. 86 getan haben soll Oder wie kann man sich „verblüfft" fühlen durch die Lehren, daß im Humor sich Scherz und Ernst, Rührung und Ironie vereinigen, oder daß der Mensch nicht durch den sicheren Besitz einer religiösen Gewißheit, sondern durch die Sehnsucht nach einer solchen zur Dichtung getrieben wird? Sch.-G. versteht nicht, daß das Wort *devise* im Zusammenhang einer so deterministisch gestimmten Dichtung, wie es die Fabel vom Tod und Holzhacker ist, trotz aller Wörterbücher, in die Bedeutung von *partage*, *lot*, *destinée* hinüberklingen kann; versteht nicht, wie derselbe La Fontaine, der zweifellos ein phantasiekräftiges Genie war und dessen künstlerische Arbeit ich Schritt für Schritt gezeigt habe, zugleich auch ein Hans Träumer zu sein und sich „in eine Art träumerischen Genusses der sinnlichen Welt einzuspinnen" belieben konnte. Wenn nicht meiner Subjektivität, so doch den ausdrücklichen Bekenntnissen des Dichters selbst hätte es Sch.-G. schon glauben dürfen. Ich kann ihm sein unwilliges Erstaunen über diese und andere, insbesondere stilistische Dinge nicht nachfühlen. Eines aber hätte ich wenigstens von ihm erwartet: nämlich daß er dem Fachmann, für den er zu schreiben glaubt, diejenigen Punkte meines popularisierenden Büchleins nicht vorenthielte, die diesem in der Tat neu sein dürften. Es sind, um es nun kurz selbst anzuzeigen: 1. die Angaben über das Verhältnis der Neveletus-Ausgaben von 1610 und 1660, 2. die Reproduktion von zehn Holzschnitten des Virgilius Solis aus diesen Ausgaben: Bilder, die La Fontaine, als großer Liebhaber der darstellenden Künste, gewiß nicht ohne Anregungen zu erfahren, betrachtet hat, 3. der Abdruck von zehn Quellentexten aus dem seltenen «Livre des lumières ... composé par le sage Pilpay Indien, Paris 1644», und zwar gerade derjenigen Texte, die in Regniers La F.-Ausgabe fehlen; und 4. wenn ich nicht irre, der Versuch eines Überblickes über den Entwicklungsgang von La Fontaines dichterischem Können. —

Sachlichkeit und Sachverständigkeit lassen sich durch nörgelnde Kleinkritik und schroffe Tonart nicht ohne weiteres ersetzen.

München. KARL VOSSLER.

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXVIII. DEZEMBER-MÄRZ 1921. HEFT 9/10

BRUNO BUSSE, *Wie studiert man neuere Sprachen?* Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt von Dr MORITZ GOLDSCHMIDT. 8° 156 S. Stuttgart, Verlag von Wilhelm Violet, 1920. Preis geh. 10 M.

Bruno Busse war ein hochbegabter Mensch, der die Begeisterung für die Wissenschaft mit einem scharfen kritischen Geiste und mit Liebe für die Praxis des Unterrichts verband. So war er wie wenige befähigt dem Anfänger auf dem Gebiete der Philologie zu raten, wie er an sein Studium mit der rechten Gesinnung herangehen solle, ihm zu zeigen. was er zu leisten habe. ihm Ziel und Grenzen zu weisen und ihm die Mittel und Wege der Arbeit vor Augen zu führen. Nach seinem Tode vor Ypern hat der verdienstvolle, unterdessen auch leider allzu früh gestorbene Goldschmidt es übernommen, die 3. Auflage zu besorgen. Mit Geschick hat er Angaben. die infolge der durch den Krieg veränderten Verhältnisse zu streichen oder Betrachtungen und Polemiken, die im Laufe der Jahre gegenstandslos geworden waren, weggelassen; mit dem Erfolg, daß trotz eigener Hinzufügungen der Umfang des Führers um etwa 30 Seiten kürzer geworden ist. Der Wert des Ratgebers liegt in dem hohen Ernst des Tons und in der strengen Sachlichkeit der Angaben; Vorzüge, gegenüber denen es wenig ausmacht, daß bei den bibliographischen Angaben hier und da Wünsche offen bleiben. Die Ratschläge beruhen auf der Annahme, daß der Benutzer Deutsch, Französisch und Englisch zugleich treibt. Mit Recht betont Goldschmidt, daß vom wissenschaftlichen Standpunkt die Verbindungen Latein-Französisch oder Deutsch-Englisch mehr zu empfehlen seien. Tatsächlich wäre zu wünschen, daß endlich, sowohl auf dem Papier, wie de facto die Verbindung der drei Fächer aufhörte. Solange wir nicht dahin gelangen, daß das Studium auf zwei Hauptfächer beschränkt wird, so lange bleibt die Forderung wissenschaftlichen Universitätsbetriebes eine leere Phrase.

EUGEN DIEDERICHS, *Politik des Geistes.* 8° 197 S. Jena, Eugen Diederichs Verlag, 1920. Preis brosch. 8 M., geb. 14 M.

Politik gehört nicht in die Schule und auf die Universität. Aber doch vielleicht die Politik des Geistes? Vielleicht doch das Bestreben, aus dem Leben heraus, aus der Tragik oder gar aus der Traurigkeit des Lebens heraus *Geist* zu entwickeln? In tausend schönen Reden und Programmen ist es immer wieder ausgesprochen worden, daß die Schulen und Universitäten berufen seien die geistigen Führer des Volkes zu erziehen. Die Forderung ist so oft gestellt worden, daß man ganz vergessen hat sie zu erfüllen. Geistige Führer, das sind Menschen, die das Wissen nicht um des Wissens willen treiben, die nicht im unfruchtbaren Historismus stecken bleiben, die sich nicht damit begnügen die Probleme kennen zu lernen, zu diskutieren, zu lehren, die in exklusiver Wichtigtuerei

Versteinerungen ordnen und erklären, sondern das sind Menschen des Willens und der Tat, jener Tat, die aus dem Geiste geboren ist und die Verwirklichung des Geistes zum Ziel hat. Menschen, die aus dem Gefühl der Verantwortlichkeit heraus an der Gestaltung der Zukunft aus der problemschweren Gegenwart arbeiten. Wie ängstlich gehen im allgemeinen Schule und Universität an der höchsten und letzten Aufgabe vorbei! Ich erinnere mich mit Beschämung eines Kongresses, auf dem gelacht wurde, als ein junger Professor verlangte, daß die Wissenschaft zu Persönlichkeiten erziehen solle. Aber ich kenne keine andere Aufgabe, als zu helfen, daß möglichst viele zu Persönlichkeiten reifen, von denen vielleicht einige wenige in Wahrheit Führer werden, während die große Menge sich führen lassen mag; nicht als Herde, sondern als denkende Menschen, die ihre persönliche Geistigkeit gern und willig in den Dienst der Kulturgemeinschaft ihres Volkes stellen, als Persönlichkeiten mit Menschheitsgefühlen, die die zeitlichen Probleme unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit, d. h. von innen heraus, im Streben nach der Verwirklichung des Geistes betrachten. Wenn Schule und Universität sich dieser Politik des geistigen Aufbaus enthalten, werden sie zwar nicht aus dem Mechanismus der staatlichen Ordnung verschwinden, werden sie aber fernbleiben dem lebendigen Geist, der sich, außerhalb aller Schablone, immer neu erzeugt aus den Instinkten der schöpferischen Persönlichkeiten, die nach vorwärts drängen.

In dem Sammelbande „Politik des Geistes“ hat der bekannte Jenaer Verlagsbuchhändler Eugen Diederichs über 60, meist kürzere Aufsätze, Glossen und Betrachtungen zusammengestellt, die er von 1915—1919 in der von ihm herausgegebenen Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur „Die Tat“ veröffentlicht hatte. Das Buch hat nichts von der Aktualität verloren, die den Zeitschriftenartikeln anhaftete. Was ihnen Wert und Dauer verleiht, ist die Gesinnung, aus der heraus sie geschrieben worden sind. Es sind nicht leicht verwehende Blätter einer zerbrechlichen Politik des Tages und der Interessen, sondern gedankenstarke Bekenntnisse einer Politik, die allein uns helfen kann, der „Politik des Geistes“, und darum durften und mußten sie in dieser unpolitischen Zeitschrift angezeigt werden.

ANDRÉ JOLLES, *Von Schiller zur Gemeinschaftsbühne.* 8° XII und 136 S. Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig 1919. Preis geh. 4,40 M., geb. 5,40 M.

Die Schrift steht in der Reihe jener Bestrebungen, die sich für Gesundung, Vereinfachung und Verinnerlichung unseres heutigen stillosen Theaters, der raffiniert verkünstelten Großstadt-Schaubühne und der verphilisterten Szene der Provinzstädte einsetzen. Der Verfasser sieht das Heil in der Verstaatlichung und Dezentralisierung des Theaters. Und zwar verlangt er kleinere Theater, in denen nur Stücke von nicht mehr als fünf Schauspielern in einfachen, typischen Gewändern, auf einer unveränderlichen Szene vor einer zu seelischer Gemeinschaft zusammengeschlossenen Zuhörerschaft gespielt werden sollen. Diese neue Volksbühne oder Gemeinschaftsbühne sieht er

im Gegensatz zur früheren höfischen Illusionsbühne. Als ersten Schritt zu ihr erkennt er Schillers „Wilhelm Tell", das Drama, das den einzig möglichen Ausgangspunkt für die Neuentwicklung des deutschen Dramas bedeute. Was Schiller begonnen, habe keiner nach ihm fortgesetzt, so daß an ihn und sein Werk wieder anzuknüpfen sei.

Inspiration und Absicht des Verfassers sind gut und löblich, und es ist wohl möglich, daß die Besserung nur in der von ihm empfohlenen Richtung liegt. Doch kommt es mir vor, als ob sein Wille zum Volkstümlich-Erhabenen und Bedeutenden, zur stilvollen Synthese gar sehr durchsetzt sei mit ästhetisch-literarischer Künstelei und Spielerei, als ob sein Begriff der Gemeinschaftskunst halb mystisch-gefühlsüberschwenglich, halb vernünftelnd-theoretisierend, daher etwas unklar sei, und als ob die Lust am verblüffenden Paradox manchmal den Ernst des Problems verdecke. Es kann gar nicht ernst genug behandelt werden. Die heutige Bühne und ihr Publikum sind die größten Feinde der dramatischen Kunst. Vielleicht sind Bühne und Publikum rettungslos dem Verfall anheimgegeben, und vielleicht sind alle Rettungsversuche bei dem Tiefstand unserer Menschheitskultur vergeblich, die ernsthaftesten und die geistreichsten.

Einführung in die Kunst der Gegenwart. Verlag von E. A. Seemann, Leipzig 1919. Preis 12,50 M.

Tribüne der Kunst und Zeit, herausgegeben von Kasimir Edschmid. Erich Reiß Verlag, Berlin 1919. Preis jedes Bändchens 2,60 M.

Die *Einführung* enthält Aufsätze von M. Martersteig, O. Walzel, M. Deri, M. Dessoir, A. Schering und A. Kronacher; kritische Betrachtungen über Wesen und Wert, Vorzüge und Schwächen, Errungenschaften und Irrtümer des Expressionismus auf dem Gebiet der Dichtung, der Bühnenkunst, der bildenden Kunst und der Musik. Die *Tribüne*, soweit mir ihre Erscheinungen vorgelegen haben, bringt in Einzelbändchen erschienene Essais von Edschmid, Hausenstein, Däubler, Müller-Wulckow, Iwan Goll, Paul Bekker, Max Krell in der Hauptsache über die gleiche Bewegung. Beide Veröffentlichungen ergänzen einander. Die Essais der *Tribüne* sind aus der Begeisterung und innigen Anteilnahme der Mitschaffenden und von ganzem Herzen Mitfühlenden entsprungen; die Beiträge der *Einführung* stammen mehr aus kritischer Gelehrsamkeit oder spröderem Doktrinarismus. Daher lassen die Männer der *Tribüne* den Leser Wollen und Werk der Ausdruckskünstler in viel stärkerem Maße miterleben als die Redner der *Einführung*, die sich doch grundsätzlich das Recht der Kritik, der eine mehr, der andere weniger, wahren. Das Verfahren einer jeden Gruppe hat seinen Wert und seine Berechtigung. Zu wünschen wäre vielleicht, daß Kritik und Begeisterung, wägendes Prüfen und heißes Miterleben sich gegenseitig aufs innigste durchdringen könnten. Dann würde am ehesten Verständnis und Gerechtigkeit für das hier stürmische, dort tastende Gestaltenwollen neuer Stimmungen oder neuerlebter alter Erregungen erzielt werden, wäre es auch wohl am leichtesten, das Echte vom Falschen, den Wegweiser vom Mitläufer zu unterscheiden. Doch

auch so wie sie sind, können beide Sammlungen dem Kulturbetrachter und Kunstfreund Belehrung und Aufklärung vermitteln.

AUGUSTE RODIN, *Die Kathedralen Frankreichs*. Kurt Wolff Verlag, München o J. Derselbe, *Die Kunst*. Gespräche des Meisters, gesammelt von Paul Gsell. Ebda. 1920. Preis geb. je 26 M. und 25 % Teuerungszuschlag.

Wer Rodin nicht kennt, kennt nicht das Größte und Schönste der Werke des neueren Frankreich. In Rodins großartiger Künstlerpersönlichkeit ist — mitten in der Zeit der Dekadenz — die Harmonie von griechischer Schönheitsfreude und modernem Wahrheitsbedürfnis erreicht, ist die Synthese von heidnisch-genießender, wollüstiger Freude am Leben und romantischer Versenkung in den problematischen Sinn des Lebens, der erst der äußeren Form ihre charakteristische Schönheit verleiht, verwirklicht worden. Rodin schwankt nicht zwischen der Wesensverschiedenheit des Antiken und Modernen in tragischer Unentschlossenheit hin und her, wie der Renan des 'Patrice' und des „Gebets auf der Akropolis". Für ihn erhebt sich das Parthenon in dem Gewölk über den Hügeln der Seine. Er hat in seinem feurigen Bewußtsein, dessen robuste Jugendkraft zur stillen Heiterkeit ausgeglichenen, wissenden Alters reifte, das sinnliche Schönheitsverlangen durch das Streben nach dem Geist zu adeln und das Tasten, Fragen, Suchen und Grübeln nach Seele und innerlichstem Wesen in der plastischen Formgebung zu befriedigen gewußt. Im steten Ringen nach dieser zum mindesten nahezu erreichten Harmonie, in der Vermählung des Künstlerischen mit dem Geistigen, im Herauswachsenlassen der Form aus dem Seelischen, wobei ein jedes gleich wichtig ist, Seele wie Form, beruht seine von vielen erst widerstrebend begriffene Größe.

Rodin war ein Künstler mit heißem Herzen und wunderbar sicherer Hand; beseelt von jener Kraft der Hingabe und Anbetung des Schönen, die im Bunde mit der schaffensfrohen Energie den wahren Künstler macht; kindlich und männlich zugleich. Geboren dazu, alle Widersprüche aufzulösen und in das Herz aller Geheimnisse zu dringen, konnte er in absoluter Wahrhaftigkeit von sich behaupten, daß er nichts tue, als ganz einfach die Natur wiederzugeben, so wie er sie sehe, und daß er zugleich, aus seiner Vorstellung, aus seinem Enthusiasmus heraus, in überströmendem Empfinden, den eigenen Träumen Gestalt verleihe.

Rodin ist herausgewachsen aus jener Zeit des kultiviertesten Intellektualismus, dessen Vertreter auf literarischem Gebiet der reife und alternde Renan gewesen ist. Wie dieser, war er begeisterter Schönheitssucher. Nicht als blasierter, eklektischer Genießer, sondern getrieben von dem leidenschaftlichen Verlangen den Sinn jedes Dings zu ergreifen, niemals Nachahmer zu sein, sondern Charakteristisches zu ergründen und es sich durch gründliches und liebevolles Studium ganz zu eigen zu machen. In aller Tätigkeit sah er nur das geistige Ziel. Er pries die Kunst als die höchste und letzte Vergeistigung des Lebens und verherrlichte im eigenen Schaffen treuherzig, demütig und stolz, das eigene Selbst. Beiden, Renan und Rodin, war es ein

lustvolles Bedürfnis, aus dem Mittelpunkt des eigenen seelischen Fühlens und Erlebens heraus sich in die Unendlichkeit des Lebens zu ergießen. Aber sich nicht im Taumel des Entzückens zu verlieren, sondern mit der Fülle und Besonderheit der Anschauungen und Erkenntnisse das eigene, unersättliche Wesen zu bereichern. Von ihnen beiden war Rodin der mächtigere und genialere. Wo Renan im Schauen und Phantasieren stecken blieb, gestaltete er seine Gesichte zu Denkmälern. Wo Renans Redekunst gefällig und geschmeidig stilisiert, haut Rodins Meißel kraftvoll aus dem Stein die seelenerschütternde Schöpfung. Wo Renan zuletzt hinter der lächelnden Maske des Weltmanns den schwindenden Rest seiner Ideale versteckt, greift Rodin bis zum Ende mit immer gewaltigerer Geste in das Chaos hinein und formt die aus leidenschaftlicher Ergriffenheit gefühlte Wahrheit der Natur und der Dinge zum Bilde der Schönheit. Vielleicht der letzte große Künstler einer der Kunst sich mehr und mehr entfremdenden Zeit.

Die beiden, vom Kurt Wolff-Verlag in hervorragend guter Ausstattung herausgegebenen, genannten Werke, von denen das erste Max Brod, das zweite Paul Prina in vortrefflicher Übersetzung übertragen hat, führen tief in die Persönlichkeit des Menschen und in das künstlerische Wollen des Bildhauers ein, der einer der edelsten und sinnfälligsten Vertreter seiner Zeit gewesen ist. Das erste weist mehr die Züge des von romantischer Liebe zur gotischen Kathedrale erfüllten Schwärmers, der in Rührung und Trauer durch die Provinzen der geliebten Heimat wandelt und von der Gesundheit, Einfachheit, Natürlichkeit, Schönheit und Tugend des volksmäßigen Fühlens und Könnens retten möchte, was in der Verderbtheit und Geschmacklosigkeit der modernen Zivilisation noch zu retten ist. Das zweite bringt mehr den enthusiastischen Theoretiker seiner Kunst und der Kunst im allgemeinen nahe, der deswegen mit Fug und Recht über Kunst reden durfte, weil er zu schaffen verstand und in jeder Fingerspitze soviel Ehrfurcht besaß, wie mancher Kunstkritiker an töricht-überheblicher Anmaßung.

Irische Volksmärchen. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1920. geh. 13 M., geb. 20 M., Halbleder 32 M.

Diese Märchen wurden in der Hauptsache von Douglas Hyde nach mündlicher Erzählung eines Armenhäuslers aufgezeichnet und von Käte Müller in ansprechendes Deutsch übertragen. Die Sammlung enthält Märchenmotive, die durch die Jahrhunderte hindurch von Mund zu Mund gewandert sind. Uraltes Volksgut, doch jung geblieben wie das Märchen selbst. So geheimnisvoll und doch so treuherzig erzählt, das Unglaublichste und Überraschendste mit ernster Miene vorgetragen, als ob es reinste, alltägliche Wahrheit und Wirklichkeit wäre. Hier fein und zart, innig und lieblich, dort grotesk und komisch, heldenhaft und verschmitzt, tölpelhaft und schlau, königlich und bäuerisch, bedrückt und frei. Gelegentlich ist das Naiv-Märchenhafte durchbrochen von modern anmutender krimineller Schauergeschichte, die aus dem harmlos-heiteren Ton herausfällt. Das Ganze gewährt in seiner Mischung von Feierlichkeit

und Keckheit, von schillernder Beweglichkeit, übermütiger Phantastik und rätselhafter Dunkelheit einen eigenartig-zauberhaften Reiz und bietet, nach den irischen Elfenmärchen von Grimm aus dem Jahre 18:6, eine wertvolle und dankenswerte Bereicherung unserer Kenntnis von der bei allem Zusammenhang mit der internationalen Volksdichtung doch so deutlich auf die nationale Eigenart abgestimmten irischen Märchenpoesie.

EDITIONES INSULAE, *Pandora*, jeder Band geb. 4,50 M. BIBLIOTHECA MUNDI, jeder Band geb. 25 M. Inselverlag Leipzig.

Die Völker der Erde seufzen unter dem Druck des ad absurdum geführten Nationalismus. Versailles mit allen seinen Anhängseln ist nichts anderes als der Pyrrhussieg des zu seinen letzten Konsequenzen verzerrten Nationalismus, der seinen verbohrten Egoismus hinter sentimentaler oder drohender Phrase verbirgt. Helfen kann nur die übernationale Gesinnung, die ohne Verleugnung des sicher gefühlten eigenen Wesens, gerade um der reicheren und weiteren Entfaltung der heimischen Art sich zielkräftig einrichtet in jenem höheren Organismus, dessen Glieder wir nun einmal sind, ob wir es sehen wollen oder nicht. Jeder Egoismus hat seine Grenzen in dem Egoismus der andern. Nicht blind sich bekämpfende, sondern sich in Arbeit und Gewinn teilende Egoismen finden auf die Dauer ihre Rechnung im geistigen und wirtschaftlichen Wettlauf der Völker. Wäre es anders, so wäre ein Unternehmen wie das des Inselverlags, der soeben begonnen hat mehrere Sammlungen von fremdsprachlichen Büchern herauszugeben, unnütz, unzweckmäßig, widersinnig. Aber es ist tatsächlich in höchstem Grade notwendig, angebracht und sinnvoll. Dieses groß angelegte Werk der Veröffentlichung bedeutender deutscher, englischer, amerikanischer, französischer, italienischer, spanischer, russischer Literaturschöpfungen erscheint wie ein Symbol universaler deutscher Kulturfreudigkeit; trotz aller niederdrückenden Enttäuschung wie ein Bekenntnis zum tiefsten Sinn deutschen Strebens, wie eine Mahnung an alle sich im Paroxysmus des zerstörerischen Hasses doch des gemeinsamen geistigen Besitzes, des einzigen, auf den es ankommt, zu erinnern. Diese Veröffentlichung ist wie die große stille Geste der zu eindrucksvoller Schar vereinten stummen und doch so beredten Menschheitsführer, eine feierliche Beschwörung zum geistigen Zusammenschluß der in Mißtrauen voneinander sich scheidenden Menschen.

Von den kleinen *Pandora*bändchen, im wohlvertrauten Stil der Inselbücherei, die vor dem Krieg so unwahrscheinlich billig war, sind bisher 40 Nummern erschienen, Werke von Shakespeare, Molière, Kant, Emerson, Calderon, Leopardi, Tacitus, Eichendorff, Stendhal, Irving, Pope, Schiller, Dickens, Racine, Byron, Goethe, Elizabeth Barrett-Browning, Longfellow, Macaulay, Petrarca, Corneille, Shelley, Cervantes, Mérimée, Dostojewski, Balzac, Milton, Villon, Galland, Gotthelf, Stifter, Voltaire, Boccaccio, Angelus Silesius, E. T. A. Hoffmann, Musset, La Fontaine, E. A. Poe, Turgenjeff, de Coster. Alle auf gutem Papier sorgfältig, fehlerlos gedruckt, und in geschmackvoll-zierlichem Einband gebunden. Die *Bibliotheca Mundi*,

in größerem Format und vornehm-stilvoller Ausstattung, enthält bis jetzt Baudelaire, *Les Fleurs du Mal;* Byron, *Poems;* Kleist, *Erzählungen*; Musset, *Trois Drames (André del Sarto, Lorenzaccio, La Coupe et les Lèvres)*; Santa Teresa, *Libro de su Vida*; Stendhal, *De l'Amour*. Eine dritte Sammlung, *Libri Librorum* betitet, ist in Vorbereitung.

Es ist gar keine Frage, daß in Deutschland zu viel Werke ausländischer Autoren übersetzt werden. In keinem Lande werden so viel fremde Sprachen gelehrt wie in Deutschland, und doch lesen selbst viele von denen, die auf der Schule fremde Sprachen lernten, später nur noch Übersetzungen. Es ist gar nicht nötig, ja es müßte möglichst erschwert werden, daß so viel mittelmäßige und schlechte fremde Unterhaltungslektüre gelesen wird, aber es sollte erstrebt werden, daß die Meisterwerke der anderen nach Möglichkeit in der Sprache aufgenommen werden könnten, in der sie verfaßt wurden. Zu diesem Ziele können die Bändchen und Bände der *Editiones Insulae*, die so viel billiger sind als die Bücher, die jetzt von draußen hereinkommen, aufs beste helfen.

Das Erbe. Ein deutsches Lesebuch, her. von Tim Klein Mit 88 Abbildungen nach Zeichnungen, Kupferstichen und Holzschnitten. R Piper & Co, Verlag München 1921. Preis 50 Mark.

Diesen Titel trägt ein Buch, das den Leser mit Stolz und Schmerz erfüllt. Mit Stolz, weil es ihm vergönnt, den wunderbaren Reichtum zu überschauen, den deutche Geistes- und Seelenkraft, deutscher Formwille und deutsches Weltgefühl im Laufe der Jahrhunderte aufgespeichert haben. Mit Schmerz, weil der Gedanke sich aufdrängt, daß der Schatz dieses reichen Erbes eigentlich doch nur verhältnismäßig wenigen zum Besitz geworden ist, daß nur wenige, stetig bewußt und dankbar, in jener Lebensfülle atmen, welche die Großen unseres Volkes aus der Urkraft ihres Wesens uns gewonnen haben.

Wahrlich, wenn nur ein kleiner Teil von jenen Werten, die unsere Besten in philosophischer Denkarbeit, in frommer Gläubigkeit, in dichterischer und künstlerischer Erregung, aus dem Drang nach Erkenntnis und nach Vollendung ihres Menschentums geschaffen haben, wenn nur ein kleiner Teil des Erbes, das sie uns hinterließen, in das tägliche Dasein, in Erziehung und Unterricht, in die Arbeit von Schule und Universität, in Haus und Beruf eingehen und immer wieder zu fruchtbarem Leben erweckt werden könnte, in Tausenden von werdenden Persönlichkeiten, welch ein Volk gäbe das! Wie könnte mit dem Erbe der Vergangenheit Arbeit für die Zukunft geleistet werden!

Dieses Lesebuch hat etwas Aufrüttelndes an sich. Es facht die unter der Decke von Jahrhunderten glimmende Glut tiefster und schönster Gedanken und Gefühle zu einem Feuer an, das jedem, der sich ihm nähert, in die Seele brennen muß. Durch die mit hervorragender Sicherheit getroffene Auswahl und die mit glänzendem Geschick gewählte, nicht chronologische Anordnung des Stoffes wird der Leser dauernd in Anregung und edelster Spannung gehalten. Jeder Aufsatz, jedes Kapitel, jeder Brief, jedes Gedicht,

jedes Lied, jeder Spruch und jedes Bild ist wie ein Symbol, wie eine Vision von deutscher Menschlichkeit. Jede Persönlichkeit, deren Stimme ertönt, ordnet sich ein in den erhabenen Zug deutschen Geistes, der vorüberrauscht. Jedes Wort wie ein Ton aus dem gewaltigen, feierlichen Chor der großen Menschheitsgruppe, deren tiefe und leidvolle Bestimmung es ist, gleichzeitig in sich hinein und über sich hinaus zu dringen und nach Erfassung des eigenen Wesens zu ringen, indem sich die niegestillte Sehnsucht über die Dinge der Wirklichkeit hinaus in die Unendlichkeit des Alls ergießt.

Dieses Lesebuch führt in die höchsten Höhen deutscher Wesensentfaltung und steigt zu den Wurzeln unserer Kraft. Es weist Bildnisse ewig menschlicher Schönheit im heimischen, vaterländischen Gewande. Es gibt Zeugnisse des leidenschaftlichsten und grenzenlosesten Verlangens der Begnadetsten unseres Volkes. Nicht des Strebens nach Welteroberung, sondern nach Überwindung der Verwirrung des Daseins in der großen Ruhe der geläuterten Persönlichkeit. Auf jeder Seite predigt es die Abkehr von den Pseudogenüssen der bequemen Gedankenlosigkeit und leitet zum ahnenden Begreifen der Natur und des der Heiligkeit und dem Geist geweihten höheren Lebens.

Es ist kein Buch zum flüchtigen Durchblättern. Überall sind Klammern, die den Geist zum Verweilen zwingen und ihn nötigen eine Verbindung herzustellen zwischen dem eigenen Sein und Fühlen und jenem anderen Geist, dessen Art und Gesinnung er sich im Innersten verwandt erkennt. Geheimnisvolle Bande knüpfen sich beim Lesen. Familienbande. Das Lesen wird zum Wandern und Schauen im Ahnensaal. Und die Dankbarkeit gegen die Ahnherrn gleitet hinüber in das Bewußtsein der Verpflichtung, mitzuarbeiten — so gering der eigene Anteil sein kann — an der Erhaltung und Vermehrung des Erbes, die heilige Flamme der geistigen Volkskraft, die so viel erlauchte Ahnen mit den tiefsten Gaben ihres Wesens genährt haben, nie verlöschen zu lassen.

Die Lektüre dieses Buches, das in Schule und Haus, bei geselligen Veranstaltungen gelesen werden sollte, ist in hervorragendem Maße geeignet, das Gefühl der Zusammengehörigkeit des einzelnen mit dem großen Ganzen zu kräftigen und zu lehren das Vaterland da zu suchen, wo es allein und in Wahrheit lebt: im gemeinsamen Besitz des geistigen Erbes, das uns die großen schöpferischen Persönlichkeiten unseres Volkes hinterlassen haben.

Dieses Buch ist zusammengestellt worden nicht um des Erbes willen, sondern um der Erben willen. Das Erbe gehört der Vergangenheit an und wäre tot, wenn es nicht im Bewußtsein der Menschen immer wieder zu neuem Leben erweckt würde. Alle Kämpfe der Gegenwart gelten der Gestaltung der Zukunft. Dieses Buch lehrt mit einer großartigen Sicherheit, daß diese Zukunft dann am besten gestaltet wird, wenn die edelsten und tiefsten Gedanken der Vergangenheit nicht vergessen werden, sondern mit ihrer ewigen Geltungskraft die Bedürfnisse des Augenblicks so durchdringen, daß sie diese aus ihrer unklaren und problematischen Verworrenheit zu der Höhe des Ewig- und Allgemein-Menschlichen erheben, auf der

allein Dauer und Wirkung möglich ist. Nur wenn die Lebenden ihren Gedanken und Taten den Ewigkeitsgehalt zu geben suchen, den das geistige Erbe, mit dem sie arbeiten, erlangt hat, bewahren sie dieses Erbe vor Verfall und Vergessenheit.

Und zu dieser Lehre fügt das Buch eine zweite. Gewiß, alles was in diesem Buch an Worten und Bildern vorüberzieht, gibt Zeugnis deutscher Geistesart und Schöpferkraft. Aber es wird ganz deutlich, daß das deutsche Wesen da zu seiner höchsten und schönsten Entfaltung gelangt ist, wo es, ohne seine Eigenart zu verlieren, Weisheiten von allgemein menschlicher Gültigkeit ausgesprochen oder Schönheiten geschaffen hat, die von jedem einigermaßen empfänglichen Auge in ihrer künstlerischen Vollendung erschaut werden können. Die Schöpfungen eines Volkes, die man als seine vollendetsten anerkennt, sind zugleich immer solche, in denen die völkische Besonderheit — die Grundbedingung jedes Schaffens — zu solcher Vollkommenheit herausgearbeitet worden ist, daß sie nun Denkmäler von allgemeinverständlicher, d. h. allgemein-menschlicher, typisch-menschlicher Art geworden sind und als solche Bestandteile des großen umfassenden Erbes der Menschheit werden, von dem wir alle auf der weiten Erde zehren. Ich glaube nicht, daß nur deutsche Augen den reinsten und tiefsten Ausdrucksgehalt Dürer'scher Bilder sehen können, wie in einem übrigens vortrefflichen Aufsatze Oskar Hagen behauptet. Wenn Pfitzner bei bestimmten Tannhäusermelodien an bestimmtes deutsches Mittelalter und einstiges höfisches deutsches Wesen denkt, so wird doch niemand leugnen können, daß gerade dieses höfische Wesen eine Mischung von deutscher mit sehr viel fremder, süd- und nordfranzösischer Art gewesen ist. Und wieviel Fremdes steckte im deutschen Meister Sebastian Bach, und wären es nur die Fremdwörter in seinen Briefen. Deutsche Augen waren es, welche die Bilder des jungen Thoma nicht verstanden, Thoma selbst fühlte sich von den Düsseldorfern abgestoßen und von den Franzosen in Paris mächtig angezogen, er, einer der deutschesten Meister der Gegenwart. Das gesamte höhere europäische Denken und Schaffen seit dem Mittelalter, so national gespalten es uns erscheinen mag und tatsächlich gespalten ist, ist dennoch in internationalen Zusammenhängen miteinander verbunden. So verschieden wir als Völker und Individuen voneinander sind, wir sind doch alle Glieder einer großen Familie und Nutznießer eines übernationalen Erbes. Und wenn es wahr ist, daß es nicht ein deutsches Sein, sondern nur ein deutsches Werden gibt, nun, so kann es nicht anders sein, als daß auch unser Charakter wird und sich entfaltet zusammen mit dem ewigen Werden der Welt, von der wir ein wirkendes Teil sind.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

K. SNEYDERS DE VOGEL, *Syntaxe historique du français, Groningue, La Haye*, 1919. VIII u. 389 S. 8°.

Der Verfasser schreibt, wie er im Vorwort gesteht, für Prüfungsanwärter. Man darf also keine eigene Forschung von ihm erwarten,



sondern nur eine klare und geschickte Zusammenstellung des bereits Ermittelten. Als solche ist sein Buch gewiß von Wert. Die ausführliche *Table analytique* und *Table des mots* macht es auch zum Nachschlagen vorzüglich geeignet. Die Beispiele, in der Hauptsache gut gewählt, sind zumeist schon bekannt, d. h. aus Vorarbeiten genommen, vorzugsweise aus deutschen Doktordissertationen, von denen er sagt, daß sie zwar gar nicht bewundernswert, aber in ihrer schlichten Trockenheit immerhin brauchbar seien Mit derselben Trockenheit erwidern wir ihm, daß unsere Dissertationen in der Tat nicht zur Erregung von Staunen, sondern zum Gebrauche, wenn auch nicht ausschließlich für Kompilatoren bestimmt sind. Für die Fortschritte der syntaktischen Forschung ist das Buch im übrigen auch deshalb bedeutungslos, weil es die in den letzten Jahren aufgeworfenen wichtigen Probleme unberührt läßt, was zum Teil schon Eugen Lerch in seiner vortrefflichen Kritik im Literaturbl. für germ. u. rom. Philol. 1920, Sp. 256ff. gerügt hat.

Ich möchte hier nur gegen ein Vorurteil noch Stellung nehmen, das aus der vielfach so verdienstvollen Schule Saussures stammt und schon manche Köpfe verwirrt hat: nämlich die Meinung, daß zwischen beschreibender und historischer Sprachwissenschaft, *grammaire* bezw. *syntaxe descriptive* und *historique* ein wesentlicher Unterschied bestehe, indem die erste die Sprache als etwas Statisches, die zweite als etwas Dynamisches oder sich Entwickelndes erkennen und darstellen wolle. Bei Licht besehen ist die Sprache nie und nirgends statisch, sondern immer in einer Entwicklung begriffen. Eine wirklich statische Sprache wäre tot und zwar nicht in dem Sinn einer vergangenen, sondern einer niemals lebendig gewesenen also überhaupt nicht denkbaren, geschweige denn erforschbaren Sprache. Man versuche doch, mit der reinen Beschreibung einmal Ernst zu machen, d. h. von aller geistigen Bewegung in der Sprache abzusehen, und es wird nichts, gar nichts, nicht einmal ein Wörterbuch noch Register dabei herauskommen. Denn selbst das, was das Register gibt, d. h. worauf es hinweist, sind Spielräume, also Bewegungsmöglichkeiten sprachlicher Formen. Register hängt mit *gerere* zusammen, und über Leichen gibt es nichts mehr zu verfügen noch zu verzeichnen. Der Begriff der deskriptiven Grammatik gründet sich zumeist auf den Vergleich mit der Momentaufnahme eines Bewegungsaktes. Eine solche Augenblicksansicht hat aber nur Sinn für den der die Bewegung in den Moment hineindenkt, nicht aus ihm entfernt, sie somit als Darstellung der Dynamik, nicht der Statik nimmt. — Die historische Grammatik hinwiederum kann von der Dauer und den Zeiträumen des sprachlichen Lebens gerade so wenig absehen wie eine deskriptive von dessen Bewegungen. Wenn sie die reine Bewegtheit fassen wollte, d. h. den Blitz des sprechenden Geistes ohne Anfang noch Ergebnis, so könnte sie gerade das, worauf es ihr ankommt: das Anderswerden oder den „Wandel“ auf keine Weise erfassen und hätte ein gegenstandsloses flüchtiges Nichts, also wiederum etwas Undenkbares in Händen.

Somit bleibt als Unterschied zwischen beschreibender und erzählender Grammatik die schlichte Tatsache übrig, daß *beide entwick-*

lungsgeschichtlich eingestellt sind, wobei die erstere verhältnismäßig kurze, die andere verhältnismäßig längere Strecken des sprachlichen Lebens ins Auge faßt. Es ist mir nicht verständlich, wie dieser geringfügige, höchst nebensächliche Unterschied bei seiner schwimmenden, durchaus relativen Natur die grundlegende methodologische Bedeutung gewinnen soll, die der Verfasser ihm in seinem Vorwort zumutet und die insbesondere von einigen Sprachphilosophen aus Saussures Schule viel stärker noch als von dem Verfasser dieser *Syntaxe historique* übertrieben wird.

München, KARL VOSSLER.

KARL BOSCH, *J. K. Huysmans religiöser Entwicklungsgang.* Ein Beitrag zum sog. ästhetischen Katholizismus. Heidelberg, Meder Nachf. 1920.

Jede monographische Behandlung einer literarischen Persönlichkeit wird die Tendenz haben, ein abgeschlossenes, in sich vollendetes Bild dieser Persönlichkeit zu geben; sie wird also notwendigerweise ihren Gegenstand aus dem Zusammenhang der geistigen Entwicklung herausnehmen, ihn gewissermaßen künstlich isolieren und mit dieser Isolation und Abgrenzung gegen andere Erscheinungen den Rahmen schaffen, in den sie das Gesamtbild der Persönlichkeit einfügen kann. So bald die Untersuchung jedoch als wissenschaftliche mit begrifflichen Mitteln an ihren Gegenstand herangeht, muß sie auf gewisse Elemente stoßen, die ihrerseits wieder jener ursprünglichen Tendenz auf Abgeschlossenheit und Isolation entgegenwirken. Ob man der Auffassung einer literarischen Persönlichkeit mit *Wilhelm Scherer* die Kategorien des Ererbten, Erlebten und Erlernten zu Grunde legt, oder ob man etwa mit *Gundolf* von Urerlebnis und Bildungserlebnis spricht, immer weisen die so gefundenen Elemente zum Teil mindestens hin auf einen Kausalzusammenhang, in den sie einzureihen wären. Eine solche Einordnung in den Kausalzusammenhang, d. h. aber in dem Falle der kulturell bedeutsamen literarischen Persönlichkeit in die *historische Entwicklung*, verzichtet bewußtermaßen auf die Makroskopie einer monumentalen Darstellung, um eben mit ihrer *historischen* Beleuchtung ein ganz neues Licht auf ihren Gegenstand zu werfen. Diese methodologischen Voraussetzungen gelten auch für eine verdienstliche Untersuchung, die uns kürzlich *Joris-Karl Huysmans'* Entwicklung näher gebracht hat. Diese Entwicklung, nur zu verstehen aus einer Fülle schwer zugänglicher Beziehungen, ist nicht allein um ihrer selbst willen bedeutsam und interessant, sie reflektiert vielmehr, wenn auch nicht in bestimmten Tatsachen, so doch in ihrer ganzen Richtung das Werden einer geistesgeschichtlichen Epoche. Huysmans, Baudelaire sehr zugeneigt und ihm in manchem verwandt, der Schüler Zolas und der Goncourts, schlägt doch bald eigene Wege ein, die ihn in einer merkwürdigen und einzigartigen, aber doch vielleicht fast typischen Verschlingung der Ideen über Dekadenz und Satanismus hinführen zu der als absolut gewerteten Situation der Mystik. Diesen Werdegang markieren am bestimmtesten, um nur einen Überblick

im großen zu geben, die drei Romane *A Rebours* (1884), *Là-Bas* (1891) und *En Route* (1895). In dem Roman *A Rebours*, der schon nicht mehr Zolas Zustimmung finden konnte, läßt Huysmans Tendenz, Mittel und Methoden naturalistischer Gestaltung hinter sich; aber er bleibt doch so sehr auf dem Boden rein negativistischer Weltanschauung, daß deren Charakterisierung als „Dekadenz“ nicht unverdient ist. Immerhin will es mir doch scheinen, als ob Bosch in seiner Untersuchung zu wenig die positiven Momente betont hätte, die nicht nur in diesem Roman, sondern im Naturalismus überhaupt vorhanden sind. Die Distanz dieser Erscheinung gegenüber sollte doch deutlich erkennen lassen, was *Konrad Fiedler* bereits im Jahre 1881 in seiner Abhandlung „Moderner Naturalismus und künstlerische Wahrheit“[1] klar gesehen hat, daß nämlich der naturalistischen Bewegung keine geringere Bedeutung zukommt, als die Berechtigung künstlerischen Schaffens überhaupt gewahrt und im Zusammenhang damit „die Emanzipation der Kunst aus der Bevormundung durch eine fremde Autorität“ vollzogen zu haben. So ist auch in Huysmans' *A Rebours* bei allem Negativen eine absolutistische Grundstimmung vorhanden, die in der Einzigartigkeit des Kunstwerks gründet. Freilich besaß Huysmans nicht die Klarheit des Wollens, die fähig gewesen wäre diese Grundstimmung zu einem ästhetischen Idealismus ausreifen zu lassen, der eine abgeschlossene Weltanschauung und eine hinreichende Basis seines künstlerischen Schaffens gewesen wäre. Statt dessen gelangte er zu einer ausschließlich religiös-mystischen Einstellung, allerdings erst auf dem Umwege über den Satanismus. Diese Phase seines Schaffens bezeichnet *Là-Bas*. Der Satanismus Huysmans' schließt sich theoretisch an Erscheinungen des konsequentesten ethischen oder religiösen Dualismus an, wie ihn etwa die Gnosis vertreten hat; in der Gestaltung des Romans wird er durchgeführt gelegentlich einer grandiosen Schilderung des Lebens und der grauenhaften Verbrechen des Marschalls Gilles de Rais. Die Beziehungen zu dem modernen zeitgenössischen Satanismus, einer Form des Okkultismus, die dem Frankreich des ausgehenden 19. Jahrhunderts eigentümlich, sind so verschlungen, daß ihre Klarlegung äußerst schwierig ist. Bosch hat zu diesem Zwecke eine Menge schon in der Vorkriegszeit schwer zugänglichen Materials beigetragen und z. T. im Anhange zu seiner Untersuchung veröffentlicht. Was er da gegeben hat, ist eine wertvolle Ergänzung zu der Darstellung und Begriffsbestimmung des Okkultismus, wie sie zuletzt *Dessoir* in seinem Buche „Vom Jenseits der Seele“ zusammengefaßt hat.

Die Möglichkeit des Satanismus Huysmans' beruhte auf dem Irrtum, daß mit der psychologischen Notwendigkeit der negativen Wertsphäre deren Sinnwidrigkeit aufgehoben sei. Sobald dieser Irrtum als solcher erkannt war, erfolgte der Durchbruch zur positiv-absolutistischen Weltanschauung. Die Geschichte seiner Konversion legte Huysmans nieder in dem Roman *En Route*; sie erfolgte, was religionspsychologisch äußerst interessant ist, nicht auf Grund einer

[1] Jetzt in *Konrad Fiedlers* Schriften über Kunst herausgegeben von Hermann Konnerth Bd. I. München 1913.



plötzlichen Erleuchtung, sondern als langsam vorwärtsschreitende, von Zweifeln und Rückfällen immer wieder bedrohte Bekehrung. Man hat daher an der Echtheit seines religiösen Erlebens gezweifelt und in diesem nur ein maskiertes ästhetisches Verhalten finden wollen. Manche Momente sprechen tatsächlich für diese Auffassung: einmal, daß das Religiöse bei Huysmans nur vorkommt als kontemplative Mystik, die ihrer Struktur nach der ästhetischen Kontemplation doch sehr nahe steht; dann aber die Bedeutung, die die Kunst, vor allem die bildende Kunst, zeitlebens für ihn besessen. Was ihm in der Jugend *Manet* war, das wurde ihm später *Matthias Grünewald*, den er in Kassel kennen lernte und dessen Kenntnis er Frankreich zum ersten Male vermittelte. Allerdings findet man bei näherem Zusehen, und das ist denn doch ein entscheidendes Argument für die Echtheit seiner Religiosität, daß Huysmans Grünewald gegenüber nicht mehr in einer rein ästhetischen Einstellung verharrt, wie das Manet gegenüber noch möglich und der Fall war. Die erschütternde Kunst Grünewalds vernichtet die autonome Haltung des *l'art pour l'art*, und in beredten Worten wird sie von Huysmans gefeiert als der wahre Zeuge und die Bestätigung seines Glaubens.

Heidelberg. Friedrich Kreis.

Philipp Krämer, *Das Meer in der altfranzösischen Literatur*, Dissertation, Gießen 19.9.

Als Krämer mit seiner Arbeit fast fertig war, erschien die Göttinger Dissertation von Frahm „Das Meer und die Seefahrt in der altfranzösischen Literatur". Die Frahmsche Arbeit enthielt eine Sammlung von Belegen, also was man so „Kulturgeschichtliche Darstellung" zu nennen pflegt. Daher mußte Krämer bei seiner Arbeit das Schwergewicht verlegen, gewiß nicht zu seinem Nachteil.

Das erste Kapitel behandelt „das künstlerische Verhältnis der altfranzösischen Dichter zum Meer". Das Resultat ist, daß die Dichter mit dem Meer als künstlerischem Werte eigentlich garnichts anzufangen wußten. Wenn sie sich für das stürmische Meer interessierten, so lockte sie der grobe Effekt des „stürmischen" und nicht das Meer an sich. Hierbei fehlt eine Untersuchung, die Wilmotte, Romania 43, 109 angedeutet hat, die Krämer leider nicht aufnahm: ob nicht lateinischer Stileinfluß vorliegt. Wilmotte verweist auf Seneca den Älteren. Eine flüchtige Lektüre des Rhetors scheint mir Wilmottes Hypothese zu stützen. So bleibt unter den brav zusammengestellten und geordneten Belegscharen bloß eines, das künstlerische Ambition zeigt: das Meer war *dormante et morte*, Brandan 869. Das ist hübsch und gefühlt, der Dichter hat Sinn für „valeurs"; aber sollte das nicht irische Phantasie sein?

Das zweite Kapitel „Das Meer in der altfranzösischen dramatischen Literatur, eine theatergeschichtliche Untersuchung" will zeigen, wie das Meer in den Dramen bühnentechnisch zur Darstellung gebracht wird, im Gegensatz zur herrschenden Ansicht, etwa von G. Cohen. Hier ist der Verfasser mehr überzeugt als überzeugend. Immerhin ist seine Beweisführung nicht uninteressant.

So hat Krämer, der Not gehorchend, zwei kaum zusammengehörige Abhandlungen zu einer Dissertation zusammengekoppelt; aber er hat damit Nützlicheres geleistet, als er bei dem erst geplanten Projekt erreicht hätte. Sein Kapitel II ist nicht unnützlich, und sein erstes ist ein hübscher Ansatz zur Lösung des Problems: wie sahen die Dichter des alten Frankreichs die Umwelt?

HEINZ KINDERMANN, *Hermann Kurz und die deutsche Übersetzungskunst im neunzehnten Jahrhundert.* Stuttgart 1918.

Eine gescheite Arbeit, die uns Kurz in seiner vielseitigen Übersetzungstätigkeit, englisch, französisch, italienisch, mittelhochdeutsch und spanisch zeigt und die verschiedenen Stadien seiner Auffassung vom Beruf des Übersetzers klar macht; von der romantischen Anschauung, die am extremsten Novalis formuliert. „Sie geben uns nicht das wirkliche Kunstwerk, sondern das Ideal desselben", bis zu einer mehr realistischen Auffassung. Immerhin ist Kurz, von uns aus gesehen, im ganzen ein Kompromißler geblieben, was gegen den reinen Kunstwert einzelner Übertragungen nichts sagt.

Das Problem, wie soll man fremde Sprachen und Dialekte in den zu übersetzenden Werken wiedergeben, hat Kurz auch prinzipiell interessiert. Er wendet sich — sicher mit Recht — gegen Prapp, der Sir Hugh Evans in den „Lustigen Weibern" als Slaven artikulieren läßt; Kurz hat die ganz richtige Idee, daß man ihn ein „korruptes" Deutsch reden lassen muß, begeht aber auch hier wieder einen Kompromiß, wenn er dem korrupten Deutsch einen absichtlichen Pfälzer Anstrich gibt. Das ist ebenso anfechtbar, wie wenn Gräfin Reventlow das Normandische bei Maupassant durch Hamburger Platt wiedergibt. Hamburg ist nicht Rouen, ebenso wenig wie Pierre et Jean gleich Peter und Hans ist. Hans erweckt ganz andere Assoziationen als Jean. Es zeugt für Kurz, daß er wohl fast alle Probleme des Übersetzens und Übersetzers gesehen, wenn auch nicht gelöst hat.

Schade ist, daß der Verfasser keine Übersetzungsbeispiele bringt, wohl aus Platzmangel; aber seine — wohl richtigen — Einschätzungen möchte man doch selbst an ausgewählten Beispielen nachprüfen können. Die Schrift wirkt — auch dadurch — mehr wie eine anregende Skizze, vielleicht schreibt Kindermann später das Buch. Stoff genug ist dazu da, und Kindermann hat sicher das Zeug dazu.

Jena. HEINRICH GELZER.

P. VAN TIEGHEM, *Ossian et l'ossianisme dans la littérature européenne au 18e siècle.* Groningen, Den Haag. 1920 (J. B. Wolters). No. 4 der *Neophilologiese Bibliotheek.* 60 S. Preis geh. 2,40 Gulden.

Der sachkundige Verfasser des in Deutschland leider noch nicht oder nur wenig bekannten Werkes *Ossian en France* (Paris 1917, 2 Bde.) hat es verstanden, uns auf den sechzig Druckseiten vorliegenden Heftes in Ergänzung seines umfangreicheren Buches einen ebenso anziehenden wie inhaltsreichen Überblick über den gewaltigen Ein-

fluß zu verschaffen, den Ossian in den Ländern Europas, besonders in England, Deutschland, Frankreich, dann aber auch in der Schweiz, in Holland und Skandinavien, in Rußland wie in Polen ausgeübt hat. Indem sich das Gesichtsfeld weitete, traten wie von selbst die Einzelheiten zurück, die bei den teilweise sehr gediegenen Untersuchungen, die wir über Ossians Einfluß in bestimmten Ländern besitzen, naturgemäß in den Vordergrund gerückt werden mußten. So hebt sich das, was in ganz Europa gemeinsam als „Ossianismus" empfunden wurde, in den einzelnen Entwicklungsstufen, die hier allerdings nur bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts geführt sind, klar und deutlich von der großen Bewegung der beginnenden Romantik ab. Einleitungsweise gibt Verfasser eine kurze Geschichte der Ossian-Veröffentlichungen in England. Dann schildert er die erste Aufnahme des „Homer des Nordens" in den verschiedenen Ländern und kennzeichnet die Flut der Übersetzungen Ossians und seiner zahlreichen Nachahmungen auf allen Gebieten der Literatur, der bildenden und darstellenden Künste. Besonders anregend sind die Abschnitte, in denen der Verfasser die uns heute so unbegreiflichen Erfolge der ossianischen Dichtungen aus ihrer Zeit heraus erklärt, die historischen und ethischen Ideen, die man in Ossian hineinlegte, auf ihre literarischen Zusammenhänge hin untersucht und endlich zeigt, wie die besondere Art ossianischer Naturschilderung und Empfindsamkeit den Bedürfnissen der keimenden Romantik entgegenkam.

Würzburg. W. FISCHER.

LUDWIG GÜNTHER, *Die deutsche Gaunersprache und verwandte Geheim- und Berufssprachen.* Leipzig, Quelle & Meyer, 1919; XVIII u. 238 S. Preis geh. M. 8,—, geb. M. 9,—.

Was L. Günther, der bekannte Erforscher der deutschen Gaunersprache, auf diesem Gebiete in jahrelanger Arbeit an Ergebnissen erzielte und in Zeitschriften- und Zeitungsaufsätzen veröffentlichte, legt er uns nun in einem schmucken Bande gesammelt vor. In vier großen Abschnitten spricht er über die deutschen Gauner- und die verwandten Geheimsprachen, über die sogenannte Kundensprache, die Sprache der Scharfrichter und endlich mit Berücksichtigung der Geheim- und Berufssprachen über die deutsche Gemeinsprache. Wir hören von rotwelscher Zoologie und der Speisekarte des Landstreichers, erfahren, wie die Gauner das Geld und die Münzen benennen, werden über das Gefängniswesen unterrichtet und über das Verhältnis zwischen der Polizei und den Spitzbuben usw. usw. Es werden sonach Gebiete betrachtet, die zwar ein wichtiges Stück deutscher Kulturgeschichte behandeln, dem Unterricht der höheren Schulen aber an und für sich fern liegen. Trotzdem möchte ich die Aufmerksamkeit der an höheren Lehranstalten tätigen Germanisten und Neuphilologen auf dieses Buch lenken, denn wenn auch der Hauptteil des Buches (S. 1—156) der Gaunersprache und den verwandten Geheimsprachen gewidmet ist, so zieht der Verfasser, wie ich oben erwähnte, doch auch die deutsche Gemeinsprache in

den Kreis seiner Betrachtungen (S. 157—203); aber auch da, wo er sich auf die Sondersprachen beschränkt, versteht er es vortrefflich, seine Ausführungen in den großen allgemeinsprachlichen Zusammenhang zu stellen und uns in das Leben und Weben der Sprache einzuführen. Gerade in den Geheim- und Berufssprachen sind im Gegensatz zur erstarrten Schriftsprache noch vielfach die sprachbildenden Kräfte lebendig und für uns erkennbar. Man denke nur an die Soldatensprache, deren jüngste Entwicklung wir ja im Weltkriege miterlebten, so daß sich hier vor unseren Augen das sprachliche Werden genau verfolgen ließ. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß Günther gerade auch diese neueste Soldatensprache in seinem Buche eingehend berücksichtigt, wodurch er es jedem Lehrer ermöglicht, seine Schüler an eine frischsprudelnde Quelle sprachlichen Lebens zu führen. Die praktische Brauchbarkeit des Buches wird erhöht durch ausführliche Wörterverzeichnisse für die einzelnen Sondersprachen (S. 207—230, wovon das soldatensprachliche Wörterbuch allein fast 6 Seiten beansprucht), die deutsche Gemeinsprache (S. 230—236) und die fremden Sprachen, besonders die fremden Gaunersprachen (S. 237 u. S. 238); letzteres Verzeichnis umfaßt über 100 fremdsprachliche Wörter, darunter über 80 französische und englische. Wie der Verfasser im Vorwort sagt, sollen diese Wörterverzeichnisse nur eine geringe „Abschlagszahlung" auf das von ihm geplante und schon in Angriff genommene große Wörterbuch der Geheimsprachen sein, dessen Erscheinen die Sprachwissenschaft mit Freude begrüßen wird.

Darmstadt. KARL BERGMANN.

Die Bindung der deutschen Rede von Dr. HANS LORENZ STOLTENBERG. Karl Curtius. Berlin 1916. 131 S. M. 2,50.

Für wen mag dies Buch eigentlich geschrieben sein? Wissenschaftlich bringt es nichts Neues: denn daß in der deutschen Metrik neben betonten und unbetonten auch schwachbetonte Silben eine wichtige Rolle spielen, ist nicht erst von Stoltenberg entdeckt. Über seine Forderung aber, daß der Dichter sich in seinem „Schaffen danach zu richten" habe und „alle drei Arten scharf auseinanderzuhalten seien", kann man nur den Kopf schütteln. Sollte ein Dichter über den Hauptteil dieses Buches geraten, die Anwendung der aufgestellten Betonungseinteilung auf all die Silben-, Fuß- und Versarten (mit zahlreichen Beispielen aus alter und neuer Dichtung), so würde er sich bald bekreuzigen über die Fülle neuer Bezeichnungen, mit denen er da überschüttet wird. Denn, um den zweifellos vorhandenen grundsätzlichen Unterschied zwischen deutscher und antiker Verskunst zu unterstreichen, hat der Verfasser es für nötig gehalten, neue Ausdrücke zu schaffen und beglückt uns nun (neben einigen hübschen Bildungen wie Tanzer | ◡ ◡, Woger ◡ | ◡, Springer ◡ ◡ |) mit Kurzzwiewellern, Tiefumflachen, Fallsenken, Anschrägern, Wankzeilen (für Knittelverse) usw. Neben dieser aufdringlichen und verwirrenden Systematik erfreuen nur vereinzelte gute Beobachtungen, wie etwa über die verschiedene Stimmung der Weller (= Zeilen) den beunruhigten Leser.

Hundert deutsche Gedichte, gesammelt von H. W. J. KROES, Lehrer des Deutschen an der I. Oberrealschule in Rotterdam. Zweite Auflage. Van Goor Zonen. Gouda 1916. 198 S. fl. 0,90.

Daß diese Sammlung für ihre Zwecke brauchbar ist, beweist die schnell nötig gewordene zweite Auflage[1]. Der bunte Strauß aus deutscher Dichtung von Schiller und Goethe bis Liliencron und Holz will Memorierstoff für 10—14 jährige „boefjes" und „meisjes" bieten. Meist nach der Schwierigkeit geordnet und in geschickter Auswahl ziehen die alten Bekannten aus unseren Lesebüchern an uns vorüber. Mörike, Storm und Klaus Groth sollten aber nicht fehlen. Dafür könnten Baumbachs *Lindenwirtin*, Eberhardts *Peter in der Fremde* und Freiligraths *Gesicht des Reisenden* gerne wegfallen.

WILHELM PEPER. *Deutschkunde als Bildungsgrundgesetz und als Bildungsstoff.* Teubner. Leipzig 1919. 84 S.

Das Hauptverdienst der vorliegenden Arbeit beruht auf der reichen Stoffsammlung. Für alle Ausstrahlungen deuschen Lebens (Sitte, Kunst, Volkswirtschaft, Sprache, Auslandsdeutschtum usw.) sind in ziemlicher Vollständigkeit Quellennachweise zusammengestellt, vom Sammelwerk bis herab zum einzelnen Gedicht oder Lesestück, wie das mehr oder weniger ausführlich auch durch Lenschau, Lorentz, Gaudig, Hofstätter geschehen ist. — Die allgemeinen Erörterungen (Deutschkunde als Bildungsgrundgesetz; Grundzüge des deutschen Wesens) sind weniger gelungen und auf einen zu hohen Ton gestimmt; einerseits ist die Begründung einer rein deutschen Bildung (so sehr man ihr zustimmen kann) nicht zwingend genug; anderseits ist der Charakter des Deutschen doch wohl nicht ganz so „heldisch", wie ihn Peper darstellt (oder sehen will). Im letzten Abschnitt sind Vorschläge gemacht für die Durchdringung der Lehrerbildung, des Schulunterrichts, der Volksbildungsveranstaltungen mit dem deutschkundlichen Stoff.

RICHARD LOEWE. *Deutsches Wörterbuch* (*Sammlung Göschen 64*). Berlin 1919. Vereinigung wiss. Verleger. 177 S.

Der Neudruck dieses brauchbaren Büchleins, dessen knappe Einleitung die Wortschichten des deutschen Sprachschatzes vom Indogermanischen an aufzeigt und dessen Wörterverzeichnis die Entwicklung bis ebendahin verfolgt, beweist seine auf wissenschaftlicher Sorgfalt gegründete Beliebtheit.

RUDOLF BLÜMEL, *Kleine deutsche Verslehre* (*Deutschkundliche Bücherei*). Quelle und Meyer, Leipzig 1918. 71 S. M. 1,—.

Übermittelt die allereinfachsten Kenntnisse über Hebung und Senkung, Pause, Versfüße, Reim, Strophe usw. Mit welchem Recht S. 25 Goethe „verbessert" wird (Den *Erlkönig* mit Krone und Schweif), ist nicht zu erkennen; die Fußnote behauptet frischweg: Erlkönig muß gelesen werden, nicht Erlenkönig!

[1] Diese — vom Oktober 1915 — bringt außer andern Zusätzen auch das viel angefeindete und oft mißverstandene *Deutschland über alles.*



Fr. Kluge, *Hildebrandslied, Ludwigslied und Merseburger Zaubersprüche* (*Deutschkundliche Bücherei*). Quelle und Meyer. Leipzig 1919. 7 Faksimiletafeln u. 83 Seiten. M 1,40.

Dies Büchlein werden viele, und nicht nur junge, Studenten mit Freuden in die Hand nehmen. Bietet doch hier ein besonders kundiger Leiter einen vollständigen Kommentar des Hildebrandslieds mit zahlreichen Literaturnachweisen, Parallelen und genauer Worterklärung; dazu noch eine sorgfältige sprachliche Untersuchung (die als Heimat des Liedes das Mittelfränkische erweist), dann einen Text in geregelter Schreibung, eine Übersetzung in Form einer Stabreimdichtung und zuletzt noch das jüngere Hildebrandslied. — Die Behandlung der beiden kleineren Denkmäler ist weniger ausführlich, aber ebenso sorgsam. Eine sehr willkommene Gabe!

Der Sagenkreis der Nibelungen. Von Georg Holz, Professor an der Universität Leipzig (*Wissenschaft und Bildung 6*). Quelle und Meyer. Leipzig 1914. 2. Auflage. 142 S.

Eine gute und klar aufbauende Einführung in Ursprung, Entwicklung und Weiterleben der Nibelungensage in ihrer nordischen und deutschen Gestalt. Alle Fragen von Wichtigkeit: Form und Inhalt der Überlieferung, Sagenverquickung, geschichtliche Grundlagen, Handschriftenverhältnisse, Absterben und Neubelebung, Bearbeitungen usw. werden sorgsam und kritisch besprochen, wobei fremde und eigene Forschungen eine Fülle erklärender Einzelheiten beibringen. In einem Punkte der verzwickten Textgeschichte der Nibelungenhandschriften wird Holz, wie mir scheint, gegen Braune und Panzer recht behalten, wenn er, mit guter Begründung, die „nôt- und „liet"-Gruppe auf ein gemeinsames Original zurückgehen läßt, das um 1200 zum „liet"-Text verarbeitet wird und um 1240, unabhängig hiervon, in der altertümlicheren Form des „nôt"-Textes auftaucht. — Auch in seiner Ablehnung mythischer Bestandteile oder gar antiker Einflüsse bei der Siegfriedsage wird man ihm beistimmen dürfen. — Warum er dagegen — mit Handschrift B — den oberdeutschen „Günther" bevorzugt (den niederdeutschen Gêrnot muß er doch in Kauf nehmen), kann ich nicht recht einsehen. Hans Sachsens Tragödie *Der hürnen Seufrid* hätte, da sie, wenigstens zum Teil, auf das Lied vom hürnen Seifrid zurückgeht, erwähnt werden sollen; daß unter den „wichtigsten modernen Bearbeitungen" neben Wagner, Hebbel und Jordan — Ibsens *Helden auf Helgeland* nicht behandelt werden, bedaure ich zwar, verstehe aber ihr Fehlen, da ja in dies merkwürdige Stück eine Reihe ganz abseits liegender Familiensagen mit verarbeitet sind.

Frankfurt a. M. Otto Weidenmüller.

Th. Schöningh, *Die Erklärung des sprachlichen Begriffes „Fronleichnam"*. Ein Beitrag zur Wortforschung. Köln. Volkszeitung vom 3. Juni 1920 (Erweiterter Abdruck). M. 1,—.

Die Erklärung ist nicht neu; aber es mag ganz gut sein, wenn hier vor allem mit Nachdruck wieder darauf hingewiesen wird, daß

der zweite Bestandteil des Wortes nicht den toten „Leichnam“ sondern den in Brot und Wein verborgenen lebendigen Leib Christi bedeutet, entsprechend der kirchlichen Bedeutung des Festes (*festum corporis Christi*). Beim ersten Bestandteil, dessen etymologische Zugehörigkeit zu ahd. *vrô* (Herr) klar ist, wird nur umstritten, ob er substantivisch als Genetiv des genannten Wortes aufzufassen ist oder adjektivisch = mhd adj. *vrône* (heilig), das seinerseits von dem ahd. Substantiv hergeleitet ist. Schöningh ist für die substantivische Herkunft wegen der Parallelen wie *Gottesleichnamstag, corpus Christi day* u. a. Aber diese Parallelen genügen nicht zum Beweis. Für die adjektivische Herkunft spricht dagegen entscheidend die späte Entstehung des Kompositums in einer Zeit, in welcher das alte Substantiv als solches schon aus der lebenden Sprache geschwunden war. Und wenn Konrad von Würzburg um 1265 im Alexius v. 936 schreibt: *an dem sunnentage emphienc er den gotes vrônlîchamen hêr*, so ist klar, daß auch er hier *vrôn* nur als Adjektivum auffaßt.

Frankfurt a. M. K. Helm.

G. Wendt, *England, seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen.* 5. verb. Aufl. Leipzig. O. R. Reisland 1919. VII und 882 Seiten.

Unter „England“ ist hier das gesamte britische Weltreich verstanden; das eigentliche England wird besonders ausführlich behandelt. Die neue Auflage erschien zu einem besonders ungünstigen Zeitpunkt, so daß dem Verfasser keine neuen Quellen zur Verfügung standen und sehr vieles aus der Vorkriegszeit unverändert stehen blieb. Infolgedessen kann dem Buche nur ein ganz geringer Gegenwartswert zugeschrieben werden. Das Material wurde mit großem Fleiß gesammelt, wirkt aber oft durch unnötige Fülle verwirrend. In manchen Teilen trägt das Buch zu sehr den Charakter der bloßen Kompilation.

Es folgen einige Besserungsvorschläge: S. 169, Secretary *for* Scotland. S. 183, letters-patent. S. 183, 186: Es muß gesagt werden, daß jede Familie des englischen Adels zwei Namen führt: den Familien- und den Adelsnamen, z. B Henry Wriothesley, Earl of Southampton. Der letztere ist durchgängig territorialer Herkunft, und nur in seltenen Fällen behält ein Geadelter — aus Gefühlsgründen — seinen Familiennamen als Titel bei (z. B. Macaulay und Tennyson). Jüngere Söhne und Töchter eines Marquess und Duke heißen also Lord bzw. Lady mit Vor- und Familiennamen So ist ‘Lord Henry Bentinck’ ein Sohn des Duke of Portland. ‘Lord Alfred Tennyson’ wäre demnach nicht, wie W sagt, der Sohn eines Herzogs (von?) Tennyson, welches ein unmöglicher Titel ist. S 185, ‘Laird’ ist keineswegs das schottische Equivalent des englischen ‘Lord’, obwohl beide etymologisch identisch sind. ‘Laird’ bezeichnet einen Grundbesitzer (= landed proprietor in Scotland) und ist kein Titel. S. 194 ff., In zukünftigen Auflagen muß viel mehr Gewicht auf die sog. „neuen“ Universitäten gelegt werden, da diese immer bedeutsamer neben

den alten, Oxford und Cambridge, hervortreten. Daß diese neuen Universitäten (z B. London, Liverpool, Sheffield, Leeds, Birmingham, Nottingham, Bristol, dazu die in Irland und Wales) gerade auf dem Gebiet der Ingenieurwissenschaften Bedeutendes leisten, also die deutschen Technischen Hochschulen ersetzen, ist dem Verfasser entgangen. So erwähnt er auch nicht die akademischen Grade B. Sc., M. Sc., D. Sc. (Bachelor, Master, Doctor of Science = Naturwissenschaften), B., M., D. Eng. (of Engineering). Ebenso fehlen der D. Lit., LL. D., = Doctor of Literature, of Laws; D. C. L. ist nicht Doktor des „kanonischen" Rechts, sondern das Gegenteil, Doctor of Civil Law. S 201: Der Verfasser bemüht sich, infolge der Übertragung des deutschen Schemas auf englische Zustände, einen Stand der „Oberlehrer" zu konstruieren. Was er aber über die Bedeutung des 'College of Preceptors' sagt, ist irreführend. Dieses Institut spielt gar keine Rolle mehr, wenn es überhaupt jemals von Bedeutung war. (Der Ausdruck „Theophilologe" sollte in einem Buche, das ernst genommen sein will, nicht gebraucht werden). S. 308: Der akademische Grad der Universität St. Andrews in Schottland, der nur durch Examen (without residence) erworben wird, L. L. A., bedeutet richtig 'Lady Licentiate in Arts'.

Sollte eine abermalige Neuauflage beabsichtigt sein, so müßte eine gründliche Umarbeitung durchgeführt werden. Vor allen Dingen müßte dann der gewaltigen Bedeutung sozialer Probleme Rechnung getragen werden. Der für das heutige britische Weltreich so wichtige Stand der Arbeiter tritt fast gar nicht in die Erscheinung. Ein moderner, frischer Geist sollte an die Stelle des übermäßigen Haftens am Althergebrachten, am Schematismus und an der Statistik treten.

Dorpat. Heinrich Mutschmann.

BERICHTIGUNG.

In der Besprechung von W. Friedmann S. 370, Zeile 25 muß es heißen statt *ästhetische* Würdigung, *kritische* W.; auf Zeile 26 ist zu lesen *solche*, statt *solcher*.

Druck von O. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.



